Goethe

Der Mann und das Werk

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030378175

Digitized by Google

EX LIBRIS
CARL ERIC KOETTER

Eduard Engel

Goethe

Der Mann und das Werk

Goethe

Der Mann und das Werk

Von

Eduard Engel

Mit 31 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Handschriften

Elfte bis vierzehnte Auflage
Neubearbeitete Ausgabe

Zweiter Band

1921

Verlag von Georg Westermann
Hamburg Braunschweig Berlin

PT
ROG1
.L6
1921
v.2
copy 1

Alle Rechte,
auch das der Übersetzung,
auf Grund des Deutschen Urheberrechts und
des Berner Weltvertrages zum Schutze des
literarischen Eigentums
vorbehalten

Copyright 1909 by Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock in Berlin W 30

Druck von Georg Westermann in Braunschweig

Sechstes Buch.

Bis zum Bunde mit Schiller.

Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler!

Schillers Don Karlos. — Uhlands Geburt. — Schiller zuerst in Weimar (1787). Byron geboren (22. Januar 1788). — Schillers ‚Götter Griechenlands', Kants Kritik der praktischen Vernunft, Schillers Abfall der Niederlande (1788). — Erste Begegnung Schillers mit Goethe in Rudolstadt (September 1788). — Rückert und Eichendorff geboren (1788).

Ausbruch der Französischen Revolution (Juli 1789). — Schillers ‚Künstler', Geburt August Goethes (1789).

Kaiser Joseph 2. stirbt (20. Februar 1790). — Schillers Verheiratung mit Charlotte von Lengefeld (22. 2. 1790).

Merck stirbt (27. Juni 1791). — Mozart stirbt (5. Dezember 1791). — Schillers Dreißigjähriger Krieg und Beginn des Erscheinens seiner ästhetischen Hauptschriften. Grillparzers Geburt (1791).

Frankreich wird Republik. Schlacht bei Valmy gegen die verbündeten deutschen Heere; die Franzosen besetzen Mainz und Frankfurt (1792).

Hinrichtung des Königs und der Königin von Frankreich (21. Januar und 16. Oktober 1793). — Belagerung von Mainz durch die Preußen.

Schreckensherrschaft in Frankreich bis zum Sturze Robespierres am 28. Juli 1794. — Bürger stirbt (8. Juni 1794). — Fichte kommt nach Jena. Schillers Horen (1794).

Erster Abschnitt.

Christiane.

Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringerer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.

Wir durch Zeit- und Seelenferne Getrennte werfen die Frage auf: Mußte Goethe durchaus einzig in Weimar wohnen bleiben, wenn er denn doch aus Italien nach Deutschland heimkehren wollte? Ja, er mußte: die Elf Jahre des männlichen Höhenalters hatten aus Weimar seine dauernde Heimat gemacht; selbst Italien erschien ihm nie als bleibende Stätte. An den Herzog hatte er schon im zweiten Monat nach der Ankunft in Rom die flehende Bitte gerichtet, ihn bei der Rückkehr wieder freundlich aufzunehmen; ‚einsam in die Welt hinausgestoßen, wäre ich schlimmer dran als ein Anfänger'. Mit Recht, denn ein Anfänger hätte nicht schon so tiefe Lebenswurzeln ins Erdreich getrieben, hätte noch die unverbrauchte Kraft besessen, sich überall ein neues Leben zu zimmern. Dies traute

ſich Goethe kurz vor ſeinem vierzigſten Jahre nicht zu, und wir fühlen es ihm nach. Wie ungern er von Italien ſchied, hat er damals und nach einem Menſchenalter immer aufs neue ausgeſprochen:

Ich kann und darf nicht ſagen, wie viel ich bei meiner Abreiſe von Rom gelitten habe, wie ſchmerzlich es mir war, das ſchöne Land zu verlaſſen (an Heinrich Meyer, 19. 9. 1788). — Auch darf ich's wohl geſtehen: ſeit ich über den Monte Polle heimwärts fuhr, habe ich keinen reinen glücklichen Tag mehr gehabt (zum Kanzler Müller, 1814).

Aus der heitern Ungebundenheit des italiſchen Lebens zu ſcheiden; nach den Herrlichkeiten von Venedig, Rom, Neapel, Sizilien, Florenz und Mailand wieder unterzutauchen in die unfrohe Alltäglichkeit eines ſo wenig Anregung und höchſten Lebensgenuß gewährenden Neſtes wie Weimars; nach dem ſanften Wind vom blauen Himmel das ‚infame Klima' Thüringens zu erleiden, — ohne den Zwang des Daſeins in einem gewohnten und äußerlich bequemen Kreiſe hätte Goethe dieſe Rückkehr nicht ertragen:

Aus Italien, dem farmreichen, war ich in das geſtaltloſe Deutſchland zurückgewieſen, heitern Himmel mit einem düſtern zu vertauſchen; die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteſte, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorene ſchien ſie zu beleidigen; ich vermißte jede Teilnahme, niemand verſtand meine Sprache.

Eine Reiſe nach Italien war in jenen Zeiten, weit mehr als heute, ein Vorrecht der Vornehmen und Reichen, oder doch der Gebildetſten. Wer in Italien geweſen, kam als ein Menſch höherer Ordnung zurück, wie etwa ein Moslim, der nach Mekka gepilgert iſt und ſich, heimgekehrt, als grünbeturbanter Heiliger erhaben dünken darf über die Unglücklichen, denen die beſeligende Pilgerfahrt nicht vergönnt geweſen. Nicht nur tief unzufrieden, — entfremdet war Goethe nach Weimar zurückgekehrt. ‚Für Weimar taugt er nicht mehr', ſchrieb die ſcharfblickende Karoline Herder über ſeine damalige Stimmung. Quälend ſaß ihm die Sehnſucht nach der reizvolleren Natur, der reichen Kunſtwelt, dem freien Leben im Herzen und in allen Sinnen. Den ehemaligen Freunden und Nächſten erſchien Goethe erkaltet, teilnahmlos; ‚ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken'.

Und wer war denn in Weimar, der ihn über den Verluſt eines höhergeſtimmten Lebens tröſten, ihm Erſatz hätte bieten können? Keiner hatte ein inneres Wachstum, ein ſteigerndes Bereichern aus allen Quellen der Sinnen- und Geiſtesbildung in den zwei Jahren erlebt, wie Goethe; jeder und jede waren zufrieden auf dem Fleck geblieben, auf dem Goethe ſie zurückgelaſſen. Doch ſchon 1779 hatte er in ſein Tagebuch geſchrieben: ‚Außer dem Herzog iſt niemand im Werden, die andern ſind fertig wie Drechſelpuppen, wo höchſtens der Anſtrich fehlt.'

Sein begeiſtertes Erzählen von Italien weckte keinen herzlichen Widerhall, denn man faßte ja garnicht den Wert des fernen Sonnenlandes für die Entfaltung eines Vollmenſchen, fühlte kein Verlangen danach. Aus Goethes ſehnſüchtigem Schwärmen für die Vergangenheit wird der Vergleich mit der dürftigen Gegenwart mißtönig herausgeklungen haben; die Zuhörer werden ſich in der Rolle von Menſchen niedern Lebensranges erſchienen ſein: ſo begegnete man ihm, der mehr

als je das Troſtbedürfnis liebender Freundſchaft empfand, kühl und fremd, fühlte den mitterweile noch breiter gewordenen geiſtigen Abſtand unwillig, und ‚in dieſen peinlichen Zuſtand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß'.

*

Und Charlotte von Stein? Die Frau, die angeblich feinſinniger als irgendein Menſch in Goethes Seele zu leſen, ſein tiefſtes Innenleben verſtändnisvoller als alle Freunde und Geliebte zu erſpähen, mitzuempfinden vermocht hat? Und die ihn, nach derſelben einſtmaligen Legende, großgeiſtiger zu lieben gewußt als ſonſt ein Weib auf Goethes Erdenwegen? Begriff ſie nicht, daß er, mit Recht oder Unrecht, zunächſt nur entbehrte, was ihm Weimar nicht bieten konnte: Geiſtesfülle und Sinnenfreude? Mußte ſie ihm nicht zurufen: Es gibt ein Herz in der Welt, das dich ganz verſteht, deine Sehnſucht, dein Leid, deine Unbefriedigung, ja die Ungerechtigkeit gegen die deutſche Heimat —? Elf Jahre haſt du volles Genügen an dieſem Herzen gefunden, in ihm iſt deines Herzens Heimat; all ſeine Liebesſchätze ſind für dich aufgeſpart, dir dargereicht; ſie werden dir Erſatz bieten für alle Schönheiten der Fremde —?

Sie hat ihm nichts dergleichen geſagt, und Goethe hat nichts dergleichen von ihr erwartet. Es war nicht nur der körperlich ernüchternde Eindruck der inzwiſchen noch mehr gealterten, welken Frau von 46 Jahren; viel grauſamer muß beim erſten Wiederſehn die ſeeliſche Enttäuſchung geweſen ſein, die ihm die längſt gelockerte Binde von den Augen riß. Nicht als der ſchwärmeriſch Liebende mit der Werther-Sprache war er zu ihr heimgekehrt. Er war nicht mehr das Opfer einer verblendenden Phantaſie, die ihm elf, zwölf Jahre hindurch den zarteſten Ausdruck leidenſchaftlicher Anbetung in Rede und Brief eingegeben; und Frau von Stein, plötzlich allein auf ihre eignen Geiſtesquellen angewieſen, um den Liebhaber abgelebter Zeiten neu zu bezaubern und zu feſſeln, ſchöpfte aus dem Leeren. Es müſſen furchtbare Stunden für Goethe geweſen ſein, jene des erſten Wiederbegegnens mit dem einſt geliebten Traumgebilde des jüngern Mannes, Stunden, die ihm offenbarten, was er früher nicht hatte wiſſen wollen, kaum wiſſen können: Ich habe ein Weſen geliebt, das nur in meinem Kopf, nicht auf dieſer Erde gelebt hat.

Aus Goethes wichtigem Briefe vom 1. Juni 1789 an die Stein, dem vorletzten vor dem Bruch, leſen wir, wie ihn die Frau mit dem legendenhaften ‚feinſten Verſtändnis für ſein Seelenleben' bei der Rückkehr empfangen haben muß. Sie ſetzte die beleidigttuende Schmollerei der letzten zwei Jahre fort; war empört, daß er den Liebesfaden nicht genau da anknüpfte, wo er im Herbſte 1786 abgeriſſen; daß überhaupt irgendein Gefühlswandel durch den faſt zweijährigen Aufenthalt in Italien eingetreten war. Daß es für eine Natur wie Goethe ſo etwas wie ein Ausſchreiten nach vorwärts, nach oben, jedenfalls keinen Stillſtand gäbe, war ihr unfaßbar. Goethe ſchwieg, denn was hätte er ihr ſagen können, ohne ſie zu kränken? Es war ja alles zwecklos, hätte nur zu widerwärtigem Streit geführt, wobei es zugegangen wäre, wie ihr eigner Sohn Karl an den

Bruder Fritz schrieb: ‚Ich finde, daß die Mutter, wenn sie über etwas streitet, nicht allein nichts einräumt, sondern auch durch Beschuldigungen, Vorwürfe und Bemerkungen, die nicht zur Sache gehören, ihre Gegner aus der Contenance zu bringen weiß', oder: ‚Ich nehme mich in acht, mit ihr über etwas zu disputieren, weil sie nie diskutiert, sondern gleich beleidigend wird.' Oder noch toller: ‚Der Mutter fehlten Bücher; sie beschuldigte den Onkel, er habe sie. Die Tante kam dazu, dies gab Disput. Nun da sich aber die Bücher in meiner Mutter Schrank finden, beschuldigt sie die Beiden, sie haben sie ihr heimlich hineingelegt. Neues Feuer, neuer Disput, Vorwürfe über Denkungsart, Conduite, förmliche Brouillerie.' — Welch ein Bild!

Goethe schwieg und litt Unausgesprochenes. Erst nach einem Jahr, in jenem Briefe vom 1. Juni 1789, als auch der äußerliche Bruch unvermeidlich war, rückte er ihr vor, immer noch mit höflichem Zurückhalten:

Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie du mich empfingst, wie mich andre nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen usw. Und das alles, eh von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint. Aber das gestehe ich gern, die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mitteilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit; wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachtäffigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest!

Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es dich bei deiner Gemütsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte.

Alle die hier berührten Dinge waren zwischen Goethe und Charlotte von Stein geschehen, bevor Christiane in sein Leben getreten war, gleich in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr. Wo war nun, die er einst gepriesen,

Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelssorge kennt —

die er in ihr entdeckt und für sich gefunden zu haben wähnte? In kein Dichtwerk hat der überaus zartfühlende Goethe das tiefe, beschämende Seelenleid jener Tage ergossen, den Zusammenbruch einer erträumten Lebensgemeinschaft von elf Jahren. Ganz spät, als jener Schmerz durch die Zeit abgestumpft war, hat er an versteckter Stelle von dem entsetzlichen Erlebnis verschleiernd gesprochen, in einer der ‚Biographischen Einzelheiten' (mit der Überschrift ‚Bedenklichstes', Werke 12, 162):

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet. Und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich erscheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann.

Unbegreiflicherweise ist dieses, in Anbetracht der sonstigen Zurückhaltung Goethes, verblüffend offenherzige, Selbstbekenntnis früher ganz ungewürdigt geblieben. — Voran geht ihm folgende Bemerkung von nicht minderm Bekenntniswert:

Es ist einer eigenen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzugeben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja es überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanschreiber geglückt ist, dergleichen vollkommen darzustellen; auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen, denn er würde immer bei einer genauen Entwickelung mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

Dachte Goethe an das tiefe Wort: ‚Die Wahrheit ist manchmal recht unwahrscheinlich'? Als er jene verschleiernden Geständnisse niederschrieb, dünkten ihn seine Liebesleidenschaft und seine bequeme Gewohnheit in den Weimarer Jahren vor Italien sehr unwahrscheinlich.

‚Du liebster Traum meines Lebens!' hatte er die Stein schon auf der Höhe seiner Liebe genannt (6. 4. 1782). Noch manche ähnliche Bekenntnisse aus früherer Zeit lassen sich ohne gewaltsame Deutung finden. — In den Venezianischen Epigrammen von 1790 heißt es:

Seh ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Tränen enthalten.
O wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

Und im Wilhelm Meister (1, 15) spricht er von der Leidenschaft des Helden für Mariannen, ‚als er den ganzen Reichtum seines Gefühls auf sie hinübertrug und sich dabei als ein Bettler ansah, der von ihren Almosen lebte'. Dies hatte im Urmeister noch nicht gestanden! Goethe hat es mit gutem Bedacht aus seiner spätern klaren Einsicht in das wahre Wesen seiner einstigen Verherrlichung der Stein hinzugefügt. Ganz ähnlich heißt es bei Nietzsche mit der Überschrift ‚Zur Psychologie des Künstlers' (in dem Abschnitt ‚Streifzüge eines Unzeitgemäßen') über den Liebesrausch: ‚Aus diesem Gefühle gibt man an die Dinge ab, man vergewaltigt sie, — man heißt diesen Vorgang: Idealisieren ... Man bereichert in diesem Zustande alles aus seiner eigenen Fülle.'

Wie unleidlich aufreizend sich die Stein in den ersten Wiedersehensstunden gegen den aus Italien heimkehrenden Goethe im Kleinen wie im Großen benahm, hat dieser wahrheitsgetreu in den ‚Guten Weibern' (1800) nacherzählt, natürlich ohne sein Vorbild zu nennen:

Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die besondere Teilnahme meiner Freundin. — Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. Tat sie es aus Geist des Widerspruchs, der manchmal das schöne Geschlecht beseelt, oder war es ein unglücklicher Zufall? genug, die liebenswürdigen Eigenschaften des Tiers, die artige Unterhaltung mit demselben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz, alles, was dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so

manches andere, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte; ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältnis immer kälter.

So, genau so wurde der Dichter von der Frau empfangen, an die er Egmont, Iphigenie, die Tagebücher und Briefe aus Italien mit rührender Ergebenheit gesandt, die er von unterwegs unzählige Male seiner unverminderten Anhänglichkeit versichert hatte. Von der Frau, die noch dazu wußte, daß Goethe eine unüberwindliche triebmäßige Abneigung gegen die Gesellschaft von Hunden empfand.

*

In tiefer Verstimmung, voll Sehnsucht nach der Natur, der Kunst und der Daseinsfülle des Südens brachte Goethe die ersten Wochen des wiederaufgenommenen Weimarer Lebens hin. Der noch nicht Vierzigjährige dürstete nach Schönheit, Jugend und Glück. Sich mit der gealterten, verständnislosen, zänkischen Geliebten einer unter ihm liegenden Entwicklungsstufe abrechnend auseinanderzusetzen, wohl gar die Unnatur schmachtender Anbetung wieder auf sich zu nehmen, war ihm unmöglich. Freudenbar, hoffnungslos, grau gähnte ihm die Zukunft in dem alten engen Lebenskreise entgegen. An einem Julitage 1788 überreichte dem Neununddreißigjährigen ein dreiundzwanzigjähriges blühendes Mädchen, **Christiane Vulpius**, im Weimarer Park eine Bittschrift für ihren Bruder Christian, den spätern Verfasser des ‚Rinaldo Rinaldini' und vieler andrer Abenteuerromane. Sie war die am 1. Juni 1765 geborene Tochter eines nach der Rederei der Weimarer angeblich im Elend des Trunkes verkommenen, 1786 verstorbenen Archivbeamten, wohnte bei ihrer Tante und arbeitete ums Brot in der von Bertuch begründeten Werkstatt künstlicher Blumen. Ihr Bruder lebte stellungslos schriftstellernd in Weimar und hoffte auf des vielvermögenden Geheimen Rats Goethe Beistand.

Christiane, ein ehrbares Mädchen von unbemakeltem Ruf, hatte sich, wie man von ihr in Weimar erzählte, der nachstellenden Männer, darunter hochstehender, im Notfalle mit schlagkräftiger Hand erwehrt, und wenn später, nach ihrem Herzensbunde mit Goethe, die Verleumdung bösartiger Weiber sie mit Schmutz zu bewerfen versuchte, so war dies die bekannte Erbärmlichkeit, die nirgend besser als in kleinen Hofstädten gedeiht. In der sechsten seiner Römischen Elegien, die ja in Weimar gedichtet wurden und Christianen galten, hat Goethe der Tugend der Geliebten das Ehrenzeugnis ausgestellt:

Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht schuldig? Doch, ach! schuldig nur bin ich mit dir!

‚Arm war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern', heißt es weiter; doch allen hat die Geliebte widerstanden, und beschämt ist der Liebende, ‚daß Reden feindlicher Menschen dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht'.

‚Das hübsche Mädchen aus dem Volke' hat Christianen ein ihr wenig freundlich gesinnter, selbst kleinbürgerlicher Goethe-Darsteller genannt; ‚aus dem Volke'

ſollte auf ihre beſcheidene Herkunft im Gegenſatze zu der adligen Stein deuten. Chriſtiane Vulpius war nicht adlig geboren und nicht die Tochter einer reichen Bürgerfamilie; aber ſie war, trotz der ſpätern Verarmung ihres Vaters, aus einem guten Hauſe der gebildeten Mittelſtände, und wir werden ſie, die ſich ihr Brot durch kunſtgewerbliche Arbeit verdienen mußte, gewiß nicht geringer ſchätzen als die geſchäftigen Müßiggängerinnen des Weimariſchen Hofadels und der höheren Schreiberkaſte.

Man begreift die Wut der Stein gegen Chriſtiane nicht ganz, wenn man nicht an den tiefen Kaſtengegenſatz jener Zeit, zumal in dem damaligen Weimar, denkt. Mit einem adligen Liebchen Goethes hätte ſich die Stein, in deren eigner Familie es dergleichen gab, mit der Zeit abgefunden, allerdings ohne Goethen ſeinen Abfall von den Pflichten eines ſchwärmenden Cicisbeo je ganz zu verzeihen. Sein Liebchen aber iſt bürgerlich, alſo iſt Goethe, der doch bürgerlich Geborene, nur durch Fürſtengunſt Geadelte, wieder ‚klaftertief geſunken‘, und Chriſtiane heißt ihr ‚die Frau aus der Pöbelfamilie‘. Ach, Charlotte von Stein hätte alle Urſache gehabt, über Chriſtianens Familie ängſtlich den Mund zu halten: Pöbelhafteres als die Abenteuer einiger ihrer nächſten Anverwandten und des Zubehörs gab es in Weimar kaum, z. B. jenes Schwagers Herrn von Imhoff, der ſeine erſte Frau in Indien buchſtäblich an den engliſchen Statthalter Warren Haſtings für eine hohe Summe verkauft hatte und dann, eine ‚gute Partie‘, die Schweſter der Frau von Stein, Luiſe von Schardt, heiratete. Düntzers Verwirrung der ſittlichen Begriffe iſt da, wo die Stein und ihre Familie in Frage kommen, ſo arg, daß er gemütvoll, nicht etwa ironiſch, ſchreibt: ‚Die ſo frommſinnige und beſcheidene Mutter (der Stein) ſah in dieſer Verbindung ein großes äußeres Glück und gab ihre Zuſtimmung zur Verehelichung mit dem Manne, der ſeine eigene Frau verhandelt hatte.‘ Und von dieſer Luiſe Schardt-Imhoff ſelbſt wußte man in Weimar ſo tolle Geſchichten, daß ſie Schillern 1787 als ‚eine ausgelernte Fille de joie‘ erſchien. Sicher iſt, daß dieſe edle Schweſter der tiefedlen Frau von Stein ſpäter nach London reiſte, um die verhandelte erſte Frau ihres Imhoff um Geld anzubetteln. Die Stein fand für ſolche Schmutzereien den mildernden Umſtand, ‚der Aufenthalt in fremden Gegenden löſche die moraliſchen Begriffe aus‘. — Faſt noch ärger hatte es eine Buſenfreundin der Stein, Emilie von Werthern, getrieben: ſie verbreitete die Kunde ihres Todes, ließ eine Puppe begraben und brannte mittlerweile mit ihrem Geliebten Auguſt von Einſiedel durch. So ſah es in dem nächſten Lebenskreiſe der Phariſäerin Charlotte von Stein aus, die ſich hochnäſig erdreiſtete, eine nicht unehrenhafte Bürgerfamilie wie die der Vulpius zum Pöbel zu zählen.

Chriſtianens äußere Erſcheinung muß etwas Beſtrickendes gehabt haben; einen ‚weiblichen Dionyſos‘ nannte Adele Schopenhauer ſie noch mit vierzig Jahren. Goethe ſchildert ſie (in der vierten Elegie):

Ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten ſich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſte vom Scheitel ſich auf.

Nach mehr als einem Menſchenalter wurde ſie von Goethe beſungen:

Frohglänzend Auge, Wange friſch und rot,
Nie ſchön geprieſen, hübſch bis in den Tod.

Und der langjährige Hausgenoſſe Riemer beſchreibt ſie: ‚Von naivem, freundlichem Weſen, mit vollem, rundem Geſicht, langen Locken, kleinem Näschen, ſchwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzluſtigen Füßchen.‘

So wird ſie Gaethen im Frühſammer 1788 erſchienen ſein wie ein ſüdlicher Sonnenblick am nordiſchen Tag, ein Willkommgruß des Glückes in der endlos vor ihm liegenden Wüſte des Weimariſchen Lebens, von dem er nichts Herzwärmendes mehr erwartete. Der ſchöne Mann auf der Höhe des Daſeins, mit dem bezaubernden Blick und Wort, brauchte nicht lange zu werben: am 12. Juli wurde Chriſtiane ganz die Seinige, und dieſen Tag hat Goethe ſtets als ihrer Beider Hochzeitfeier begangen. An Schiller heißt es im Juli 1796: ‚Mein Eheſtand iſt eben acht Jahre alt‘, und nach fünfundzwanzig Jahren gedenkt er unterwegs in Teplitz des Tages und ſchreibt ihr: ‚Den 12. Juli hab ich bei einem großen Gaſtmahl im ſtillen gefeiert.‘ ‚Am 26. Auguſt 1813‘ überſchrieb er für Chriſtiane das liebliche, vielleicht ſchon früher gedichtete ‚Geſunden‘ (Ich ging im Walde ſo für mich hin), dieſes zartſinnige Gegenſtück zum tragiſchen Heidenröslein Friederike (S. 108). Das Blümchen im Schatten, wie Sterne leuchtend, wie Äuglein ſchön, hat der reife Mann nicht gebrochen, wie einſt der wilde Knabe das Röslein auf der Heide; er hat's mit allen Würzlein ausgegraben, zum Garten am hübſchen Haus getragen und dort zum Weiterblühn eingepflanzt.

‚Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben, Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir‘, ſo beginnt Goethes dritte Römiſche Elegie auf Chriſtiane und ſeine Liebe. Dann folgt der Vergleich mit dem ſchleichenden Gift, wovon das Herz auf Jahre krankt, der nur auf ſein Verhältnis zur Stein deutbar iſt.

*

Chriſtianens geiſtige Bildung aber doch Bildungsfähigkeit wurde früher, den Urkunden zuwider, ebenſo ungerecht unterſchätzt, wie die der Stein maßlos überſchätzt wurde, einzig auf Grund von Goethes Briefſchwärmerei, zuwider den überreichlichen Zeugniſſen von ihrer Hand. Heißt Bildung das gedächtnismäßige Aneignen gewiſſer äußerlicher Fertigkeiten, das Einprägen eines Vorrats von Tatſachen, Namen und Zahlen eines zum größten Teil beſtreitbaren Wertes, ſo mag Charlotte von Stein die Gebildetere von beiden heißen. In deutſchen Landen ſtempelt ſchon die nach ſo mangelhafte Kenntnis des Franzöſiſchen den Menſchen, zumal den weiblichen, als zu einem höheren Orden gehörig.

Wir haben von der Stein viele hundert Briefe, von Chriſtiane 247 faſt allein an Goethe und können, ohne ins Blaue zu vermuten, ohne Rückſicht auf Goethes Briefbegeiſterung für die Eine, auf ſeine unwandelbare Herzensliebe für die Andre, rein ſachlich urteilen. Chriſtiane hatte die damalige Schulbildung der meiſten bürgerlichen Mädchen genoſſen. Ihre Schriftzüge ſind flott; ihre ‚Recht-

schreibung' die spaßig natürliche, der mündlichen Rede nachgeschriebene wie die fast aller Frauen jener Zeit. Frau Rat schreibt ungefähr dieselbe wildwachsene Orthographie, die Herzogin Anna Amalia keine viel richtigere, und in den Briefen der Stein gibt es nur einen etwas höheren Grad der Schulung in Orthographie, Zeichensetzung und Grammatik. In dem willkürlichen Gebrauch des dritten und vierten Falles unterscheiden sich Christiane und die Stein so gut wie garnicht. In dem Briefwechsel Goethes und Christianens macht sich der Herausgeber Gräf den unziemlichen Spaß, Seite für Seite in aufdringlichen Anmerkungen Christianens lautgetreue schriftliche Wiedergabe ihrer Sprache zu verspotten. Ein ebenso treuer Abdruck der Briefe der Stein würde zu ähnlichen salzlosen Späßen reichlichen Anlaß bieten.

Auffallend ist die größere Lebensfrische in Christianens Stil, die Frucht größerer innerer Wahrhaftigkeit. Die Briefe der Stein lesen sich bis zur Unerträglichkeit flau, geziert und gedreht; ein scharf durchgreifendes offnes Wort, es sei denn ein Schmähwort, ist bei ihr eine Seltenheit. Ihre Satzfügung ist hinterhältig, unnatürlich, dazu sehr ungeschickt, oft nur schlechte Übersetzung aus dem Französischen. Christianens Briefe sind von derselben derbkernigen Art wie die der Frau Rat; sie weiß, was sie sagen will, und sagt es mit einer gradezu verblüffenden Gewandtheit in gutem, oft in meisterlichem Satzbau, ohne Umschweife, ohne Getue. Hier sind ein paar ihrer Briefe in der eigenhändigen ‚Rechtschreibung':

Es wird fieleicht mit den [dem] arbeyden Hier beser gehn als sond [sonst]. Du kanns hier wie in Jena in bete dickdiren und ich will des Morchens nicht eher zu dir komm, biß du mich verlangst. Auch der Gustell [August] soll Frühe nicht zu dir komm. Komm nur bald. (September 1799 aus Weimar nach Jena.)

Goethe scheint ihr einmal ein vermeintliches kleines Versehen vorgeworfen zu haben; das ordentliche Hausweiblein läßt sich keine Ungerechtigkeit von dem Geliebten gefallen:

Wegen des Packet an Haidlof bin ich verdrüßlich, und alle Bestelung von dir sind mir so Notwendich, daß ich sie nicht geswind genuch aus den Hauße bringen kann, und du wirst auch noch nicht gehört haben, daß ein Brif oder Packet, das du mir schickes, liegen geblieben währe. ... Hier währ manches auch nicht besorgt, wen ich es nich besorgt. Daß es bey mir nicht weg gekom ist, davor wollt ich mit meim leben Stehen. (Mai 1799).

Aus Lauchstädt schreibt sie 1802:

Das Theater ist hier sehr schön geworden. Es können tausend Menschen zusehen; im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geheimen Rat anfing, betitelt ‚Was wir bringen', waren 8 Hundert Menschen. Wir waren auf dem Balkon in einer schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so ruften die Studenten: ‚Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!' Er hatte sich ganz hinten hin gesetzt, aber ich stand auf, und er mußte vor und sich bedanken.

Man halte die weiteren Stellen aus ihren Briefen daneben (S. 456) und lese, vor dem letzten Urteil, außer ihren Briefen an Goethe noch ihre Briefe an den Arzt Nicolaus Meyer aus Bremen, einen jungen Gast des Goethischen Hauses, den Vertrauten ihrer kleinen Leiden und Freuden, und gleich danach die Briefe der Frau von Stein!

Dein Garten steht gegenwärtig in seiner größten Pracht, und es macht wirklich verdrüßlich, daß die üble Witterung so wenig im Freien zu sein erlaubt. Die Apfelbäume blühen in höchster Fülle, es steht Blüte an Blüte, die Rabatten vor deinen Fenstern schmücken die schönsten gefüllten Tulipanen, deren schöne Farben die stolzen Kaiserkronen verdunkeln, und trotz der geringen Wärme und den kühlen Nächten reift doch alles der Vollkommenheit entgegen. Möge dich die schöne Blüte in Jena für diese Entbehrung reichlichst entschädigen.

Wer mag dies geschrieben haben? Würden wir uns wundern, wenn Goethe dieses schöne Prosastück an Christiane gerichtet hätte? Es steht in Christianens vorletztem Brief an Goethe (18. 5. 1816).

Aus der ganz grundlosen Überschätzung der Stein, aus den von ihr ausgehenden tückischen Verleumdungen und Beschimpfungen, dazu aus parteiisch herausgerissenen Briefstellen Goethes hat sich über Christiane die Ansicht gebildet, sie sei ihm nicht mehr gewesen als eine sinnliche Freude und nützliche Magd. Aus einigen Zeilen Goethes, wie sie jeder zärtliche Mann seiner wackern Frau schreibt: ‚Richte alles wohl ein und bereite dich, eine liebe kleine Köchin zu werden' (zu werden!), hat man verallgemeinernde Schlüsse gezogen. In demselben Brief, aus Frankreich, steht aber noch: ‚Wäre es möglich, daß ich dich um mich hätte, so wollte ich mir's nicht besser wünschen. Ich denke immer an dich und den Kleinen und besuche dich im Hause und im Garten und denke mir schon, wie hübsch alles sein wird, wenn ich wiederkomme.'

Wie es um Christianens Verständnis für Goethes Dichterwerke gestanden, wissen wir im einzelnen nicht. Auf alle Fälle haben wir von ihr kein einziges Zeugnis so empörender Stumpfheit gegen echte Kunst, wie die zahlreichen von der Stein. Man stelle sich vor, Christiane hätte über eine der edelsten Frauengestalten Goethes ein so blödes Urteil gefällt, wie die Stein über Klärchen (S. 419)! Sie hat keine Schöngeisterei zu Goethe erheuchelt und sich dann hinter seinem Rücken in vertrauten Briefen über alle Schöngeister verächtlich lustig gemacht, wie die Stein so oft getan. Daß sie jedoch nicht teilnahmlos gegenüber dem Geisteswesen des geliebten Mannes hingelebt hat, das bekunden so manche ihrer und seiner Briefe. Das bezeugt W. von Humboldt, der seiner Frau schreibt, ‚Goethes Frau habe Zacharias Werner gesagt, daß das Mystische Goethen unerträglich sei' (um ihn zu warnen). Das beweist uns Goethes Gedicht ‚Die Metamorphose der Pflanze' (1798), worin er der seelischen Gemeinschaft mit Christiane ein unzerstörbares Denkmal gesetzt hat:

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr —

mit den zur Feier des zehnjährigen Bestehens ihrer Liebesehe bestimmten Schlußversen:

O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!

Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher
Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Chriſtiane hatte mit teilnehmendem Verſtändnis Goethes Unterſuchungen über die Urpflanze verfolgt, ja unterſtützt, und ſo durfte er 1817 von jenem Gedicht ſchreiben: ‚Höchſt willkommen war es der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen.‘

Schon in einer der Römiſchen Elegien heißt es: ‚Wird doch nicht immer geküßt, es wird auch vernünftig geſprochen‘, und die Geliebte dient dem Dichter nicht bloß dazu, ihr des Hexameters Maß leiſe mit fingernder Hand im Schlaf auf den Rücken zu zählen. Nicht ſuche noch vermiſſe man in Briefen zwiſchen liebendem Mann und Weib eingehende Schriftſätze über dichteriſche Arbeiten: zwei Menſchen, die wie Goethe und Chriſtiane das Zuſammenleben im gemeinſamen Heim genaſſen und ſich täglich, ſtündlich über jedes weltliche und geiſtige Anliegen von Mund zu Mund verſtändigen konnten, die brauchten ſich bei zeitweiliger Trennung nur des körperlichen Wohlſeins zu verſichern und ihre wechſelſeitige Sehnſucht auszuſtrömen. Was Goethe ſeiner lieben Kleinen von dichteriſchen Plänen und Arbeiten zu ſagen hatte, das blieb bequemer dem häuslichen Geſpräch überlaſſen. Auch Leſſings Briefe an Eva König und Schillers an ſeine Lotte nach der Heirat ſind arm an literariſchem Gehalt. Chriſtiane hat keineswegs wie eine Magd oder ein Dirnchen neben dem ſie liebenden Dichter hingelebt, und Goethe hat ſie gar wohl fähig und wert befunden, ihn geiſtig eine Strecke zu begleiten.

Die Goethe-Gelehrten, denen ſonſt jedes Wort des Meiſters heilig iſt, wo es zu den überlieferten und von ihnen nachgeſchriebenen Legenden zu ſtimmen ſcheint, haben bisher hartnäckig Goethes nachdrückliches Wort über ſeine Geiſteswirkung auf Chriſtiane unterdrückt, d. h. unterſchlagen, das er 1807 zu Reinhard geſprochen und das im unmittelbaren Ausſpruch wohl nach eingehender gelautet hat: ‚Meine Geſellſchaft hat ſicher einen Einfluß auf ihren Verſtand geübt, und das Theater ihren Ideenkreis erweitert.‘ Wie er ſich hingegen über die Entwicklungsunfähigkeit der übrigen Weimariſchen Welt, Frau von Stein nicht ausgenommen, geäußert hat, das wurde ſchon angeführt (S. 438).

Buchgelehrte haben ſogar aus ſeinen häufigen längeren Abweſenheiten in Jena nach der Mitte der neunziger Jahre Schlüſſe auf ſein Erkalten gegen Chriſtiane gezogen. Wenn ſich Buchgelehrte mit ſo ungelehrten Dingen wie Goethes Mannesliebe befaſſen, ſo fordern ſie, um dran zu glauben, daß jede Liebesregung urkundlich gebucht ſei. Weil es keine Urkunden dafür gibt, daß Goethe ſelbſtverſtändlich während längerer Arbeitsaufenthalte in Jena zwiſchendurch zu Chriſtiane gefahren oder geritten, Chriſtiane ihn beſucht hat — auf nur zweiſtündige Entfernung! —, ſo habe Goethe Chriſtianen nach Ausweis der Liebesakten doch wohl nicht ſo recht lieb gehabt. Indeſſen ſelbſt die Buchgelehrten

dürfen ſich beruhigen: für einen jener Aufenthalte in Jena iſt urkundlich bezeugt, daß Goethe wie ein verliebter Student, rein menſchlich, oder wenn man will olympiſch, wie der Olympier Alkmenen, ſein Liebchen in Weimar überraſcht hat, ſogar bei nächtlicher Weile, im Juni 1798, nach zehnjähriger Ehe. Wir würden bei Goethe auch ungebuchte Überraſchungen dieſer Art nicht überraſchend finden.

Zudem wiſſen wir, daß Goethe zu jeder größern Dichtung Einſamkeit und Sammlung brauchte, die ihm das Weimariſche Hofleben immer wieder ſtörte; daß er wegen amtlicher Pflichten oft und lange in der Univerſitätſtadt Jena verweilen mußte; endlich daß er ſich des innigen Umganges mit Schiller, der ihm Bedürfnis geworden, bis 1800 faſt nur in Jena erfreuen konnte. Chriſtianen, die unter ſeiner Abweſenheit litt, tröſtete er liebevoll mit guten Gründen, ſo in einem Briefe vom 1. Mai 1796:

Ich bitte dich recht herzlich, mein liebes Kind, die ſchönen guten Tage zu genießen, die du vor ſo vielen andern haben kannſt, und dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu laſſen. Du weißt, daß ich zu Hauſe nicht zur Sammlung kommen kann, meine ſchwere Arbeit zu endigen; vielleicht gelingt es mir auch hier nicht, denn ich muß doch nach Ilmenau.

Über das Fortſchreiten von Hermann und Dorothea, ‚der großen Idylle, von der du weißt', ſchreibt er ihr aus Jena von Brief zu Brief, bis er ihr am 9. Juni 1797 melden kann: ‚Die beſte Nachricht, die ich dir zu geben habe, iſt denn doch wohl, daß das Gedicht fertig iſt.' Sie erfährt von ihm, daß er eine große Geſpenſterromanze (Braut von Korinth) für Schillers Muſenalmanach gedichtet hat, hört 1798 von dem Abſchluß der Elegie ‚Euphroſyne', von der Umarbeitung des Mahomet, vom Fortſchreiten des Cellini — immer in Wendungen, die beweiſen, daß er vorher mündlich mit ihr darüber geſprochen. Sie lieſt aus Jena von Goethes Verkehr mit Schiller und den Früchten dieſes Verkehrs, von der Arbeit an ‚dem bewußten Stück' (der Natürlichen Tochter), und in dieſem Falle haben wir auch Chriſtianens Antwort: ‚Ich freu mich recht, wenn du wiederkommſt, etwas von dem neuen Stück zu hören.' Goethe ſchreibt ihr 1804 von ſeiner Bearbeitung des Götz: ‚Die Stunden, die ich ſonſt mit dir verplaudert, arbeite ich an Götz, und ſo wird auch dir ein Vergnügen auf deine Rückkunft bereitet.' Von den Wahlverwandtſchaften ſchickt er ihr aus Jena den erſten fertigen Abdruck und erbittet ihr Urteil (vgl. S. 654). Chriſtiane hat ſich wenigſtens bemüht, aus ihrem kümmerlichen Jugendſchatten ins Sonnenlicht des geliebten Mannes emporzuwachſen, und nichts beweiſt, daß ihr, der ſo dürftig Vorgebildeten, dies völlig mißlang. Wer hingegen würde aus den zahlreichen kläglichen, läppiſchen, ja abſtoßenden literariſchen Selbſtbekenntniſſen der Stein auf eine elfjährige Geiſtesverwandtſchaft mit Goethe ſchließen? Und man bedenke, daß Chriſtianen die Führung ſeines großen Hauſes oblag und daß ſie zwiſchen 1789 und 1795 vier Kinder getragen und geboren hat.

Eins iſt ſicher: Chriſtiane hat gewußt, was ein großer Dichter, was ein Goethe für die Menſchheit bedeutet; die Stein hat dies nicht gewußt, hat ihre ‚Kühwirtſchaft' für eine der ‚Schöngeiſterei' mindeſtens gleichwertige Sache gehalten. Noch niemand hat auf eine der reizendſten Briefſtellen Chriſtianens hingewieſen:

Chriſtiane.
(Zeichnung von Goethe um 1789.)

Goethe mit 58 Jahren (von Kügelgen).

‚Mit deiner Arbeit ist es schön, was du einmal gemacht hast, bleibt ewig, aber mit uns armen Schindludern ist es ganz anders.‘ Man halte daneben der Stein anmaßendes Gerede auf S. 316 über den Wert ihrer Wirtschafterei!

In der Natürlichen Tochter stehen die sicher mit dem Gedanken an Christiane gedichteten zarten Verse:

Manches Mißverhältnis
Löst, unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie,
Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten nach der Rückkehr aus Italien schreibt Goethe, daß sie ‚ganz einzeln geblieben wären, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältnis in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt‘. Bedeutsam fügt er hinzu: ‚Die Römischen Elegien, die Venezianischen Epigramme fallen in diese Zeit.‘

Für Christianens Gabe, sich liebend in Goethes vielseitige Anliegen hineinzufühlen, haben wir mehr als ein Zeugnis. Ihre besondere Liebhaberei war das Theaterwesen, und hier konnte sie Goethen gradezu eine Gehilfin sein. Zwistigkeiten unter den Schauspielern zu schlichten, bei der Ausstattung zu raten, auch sonst fördernd einzugreifen, dazu besaß sie einen feinen Takt, und Goethe schrieb ihr einmal (1808): ‚Beim Theater sind Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn du dagewesen wärest.‘ Es tut wohl, nach dem schändlichen Urteil der Stein über Klärchen in einem Brief Christianens an Goethe zu lesen: ‚Gestern war Egmont. Die Szene mit Egmont und Klärchen ist außerordentlich gut gegangen, und ich und Karoline haben uns an diesem Stück wieder recht erbaut.‘ Wie empfinden wir angesichts solcher durchaus nicht vereinzelter Äußerungen Christianens die Echtheit des Gefühls, aus dem Goethe schreiben konnte:

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

*

Weibliche Lieblosigkeit hat an Christiane unverzeihlich gesündigt; drum wiegt ein Zeugnis aus Frauenmunde doppelt schwer. Frau von Knebel berichtet über Christiane:

Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen mußte, wie sie mit ihrem natürlichen Scharfblick immer gleich das Richtige herauszufinden wisse.

Über Christianens Charakter haben wir so viele und so gewichtige Zeugnisse, daß mit gutem Bedacht das Endurteil gefällt werden darf: sie war in all ihrer Anspruchslosigkeit eine anständige, eine vornehme Seele, eine unvergleichlich vornehmere als Charlotte von Stein.

Sie erkundigt sich nie nach neuer Märe, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.

Das Geistesleben der Stein bestand nach Hunderten ihrer zur Verteidigung ausgewählten Briefe zum größten Teil aus gehässigem, verleumderischem, pöbelhaftem Klatsch. Von Christiane berichten Frauen, in diesem Punkte besonders glaubwürdig, genau das Gegenteil, und ein schöneres Lob, außer dem der Treue, gibt es kaum für ein Weib. Die Schwester der Herzogin von Kurland, Elise von der Recke, die Christianen gut gekannt, schrieb an Johanna Schopenhauer (Juli 1816):

Die im Leben so glückliche, im Sterben aber höchst unglückliche Goethe hatte doch viele gute Seiten. — Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von Andern Böses sprechen hörte. Auch war ihre Unterhaltung immer so, daß ich es mir wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte: Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe.

Die aus den wohlhabendsten, aber zugleich hochmütigsten Kreisen Hamburgs stammende Frau des mit Goethe befreundeten französischen Gesandten von Reinhard urteilte von der Höhe ihrer Herkunft und Rangstellung hinab:

Das Äußere der Frau von Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen gemein. Aber sie sieht so aus, als wenn sie einen guten Charakter hätte. Sie hat auf mich einen weniger antipathischen Eindruck gemacht, als sonst Frauen hervorrufen, die aus einer lange Zeit innegehabten niederen Stellung in vornehme Gesellschaft kommen. — Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau.

Das will bei dieser Beurteilerin schon etwas heißen.

Ein sehr scharfer Beobachter, der Philosoph A. L. Hülsen, berichtet 1800 an Schleiermacher: ‚Ich weiß, daß Goethes Genossin keineswegs eine Magd im Hause war. Ich selbst habe beide Hand in Hand und in traulichen Gesprächen öffentlich spazieren gehen sehen. Auch habe ich die Frau selbst gesprochen und konnte nicht sagen, daß es ihr an Bildung fehlte. Sie hat sehr viel Einnehmendes.‘

W. von Humboldt schreibt seiner Frau (7. 12. 1808): ‚Die Geheimrätin Goethe ist ein ganz leidliches Wesen. Caroline [von Wolzogen] sagt mit Recht, daß sehr viele von jeher aufs rechtmäßigste verheiratete Damen um kein Haar amüsanter sind.‘

Christiane war keine schöngeisternde Lilie auf dem Felde gewesen, sondern eine ums nackte Leben ringende kunstgewerbliche Handarbeiterin: drum wurde sie von den vornehmen oder vornehmtuenden Damen Weimars weit mehr nach ihren Manieren und ihrem Aussehen als nach ihrem Herzen geschätzt. Geschminkt, gepudert, bepflastert hat sie sich nicht; so erschien denn ihr frisches Antlitz den Rokoko-Damen ‚gemein‘. Die Goldprobe aber auf innere Gemeinheit oder Vornehmheit hat sie bestanden, untadliger als die Feinste der Feinen. Goethe, der ihr im engsten Zusammenleben achtundzwanzig Jahre hindurch ins Herz geschaut, wie er's im Besuchsleben mit der Stein nicht vermocht hatte, wußte nach dem Tode der Mutter keinen bessern Vertreter nach Frankfurt zu entsenden als seine Christiane. Dort wohnte sie 1808 der Erbteilung bei und erledigte sie nach Goethes Wort ‚auf eine glatte und noble Weise‘. Hiermit vergleiche man das

Verhalten der Stein in Geldfragen! (S. 298). Henriette Schlosser, Goethes Nichte, der miterbenden fremden, verlästerten Tante im voraus gewiß nicht sehr wohlgesinnt, schrieb nachher über sie:

Wir haben sie alle herzlich gern. — Ihr äußeres Wesen hat etwas Gemeines, ihr inneres aber nicht. Sie betrug sich liberal und schön bei der Teilung, bei der sie doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle, sie zu kennen und über sie nach Verdienst zu urteilen und sie bei andern verteidigen zu können, *da ihr unerhört viel Unrecht geschieht.*

Ja, unerhört viel Unrecht, und die Quelle, aus der es am schmutzigsten und giftigsten floß, war das Haus der Frau von Stein. Was hätte näher gelegen, als daß Christiane sich in einem Aufkochen gerechten Zornes nach böser Weiber Art einmal mit den gleichen vergifteten Waffen verteidigt hätte? Gab es gegen jene Frau gar keine Abwehr, die deren unversiegbare Schmähsucht verstummen machen konnte? Christiane hätte ihr durch eine der dienstfertigen Weimarischen Zwischenträgerinnen nur zuzurufen brauchen: Einen verliebten Hausfreund neben dem Manne, dem ich angehöre und Kinder geboren habe, halte ich mir nicht, und tägliche Liebesbriefe von einem andern als ihm habe ich mir weder schreiben lassen noch beantwortet.

Ein starker Zug schlichten Menschenadels geht durch Christianens Wesen: schweigend duldete sie jede Niedertracht, die ihr von den Weimarischen Pharisäerinnen angetan wurde. Ein einzig Mal übte sie gegen eins der frechen vornehmen Weiber ihr Hausfrauenrecht: als sie Bettina von Arnim, die als Gast des Hauses die Wirtin pöbelhaft ins Gesicht ‚Blutwurst' geschimpft hatte, nach Verdienst die Tür wies und mit Goethes voller Billigung für immer verschloß. Kein Schmähwort, keine Pöbelei Christianens ist uns überliefert, trotz den vielen gierigen Späherohren und -Augen, die sie umlauerten. Welch eine Basilio-Liste dagegen von Schimpfereien und Gemeinheiten ließe sich aus den Briefen und Gesprächen der zartesten Seelen Weimars zusammenstellen! In Christianens vertrauten Briefen an Nicolaus Meyer steht nicht ein Satz des Vorwurfs, gar der üblen Nachrede gegen ihre bösartigste Feindin. Wie würden die Lobpreiser der Stein über Christiane richten, fänden sie in deren Briefen eine einzige der schmutzigen Nichtswürdigkeiten, von denen die Briefe der Stein wimmeln! Man suche, wo man wolle in den zwei dicken Bänden des Briefwechsels Goethes und Christianens, lese die 247 Briefe an Goethe von ihrer Hand und die an Nicolaus Meyer mit noch so streng prüfendem Auge: nicht eine Bosheit, nicht eine ungütige, verletzende Wendung, nicht eine niedrige Klätscherei wird man finden. Durchweg Frohsinn, Tüchtigkeit, hingebende, ja selbstaufopfernde Liebe für den Geliebten, Güte im Großen und Kleinen — was fordert der Sittenrichter in Leben und Literatur mehr? Mit wem, so muß gefragt werden, möchte ein edler Mann lieber dauernd verkehren — mit Frau von Stein oder mit Christiane? Wie begreiflich und wohltuend ist Gustav Freytags Urteil über die Briefe der beiden Frauen: ‚Die Vulpius war in der Tat eine Befreiung und Erhebung.' Und Freytag hat fürwahr Christiane nicht ‚überschätzt', wie neuerdings, nach dem ersten Erscheinen meines auf gerechtes Abwägen bedachten Buches, das höchst ungerechtfertigte Ur-

teil der Verteidiger der Stein über jeden lautet, der einer Vielverleumdeten das widerfahren läßt, was ihr gebührt: Gerechtigkeit.

Ihre Tapferkeit in ſchwerſten Lebensprüfungen wird von vielen Zeugen berichtet; ſelbſt ihre gelehrten neuzeitlichen Widerſacher rühmen wenigſtens ihr Verhalten in den Tagen nach der Schlacht bei Jena, als es in Weimar außer der Herzogin Luiſe nur wenige Mannesherzen gab. Goethes Hausgenoſſe Riemer ſchreibt über ſie:

Die Frau, die überhaupt in dieſen Schreckenstagen ſich mit großer Standhaftigkeit und Gewandtheit, ohnerachtet ſie nicht franzöſiſch ſprach, zu nehmen wußte und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den ſowohl die Soldaten als der Marſchall [Ney] und ſeine verſchwenderiſchen Köche verurſachten, ihr Hausweſen doch ſo zuſammenhielt, daß ſie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Goethe ſchenkte Chriſtianen in allen Fragen des Haushalts ſchrankenloſes Vertrauen. ‚Was deine Ausgaben betrifft, ſo mache ſie nach deiner Überzeugung, ich billige alles‘, ſchreibt er ihr aus Karlsbad 1807. Er wußte, was er an ihr beſaß, die ihm mehr reine Lebensfreude und Schaffensruhe gegeben, als irgendein Weib zuvor; ja die ihm in ſchwerer Heimſuchung durch ihre aufopfernde Pflege das Leben gerettet hatte. ‚Wie gut, wie ſorgfältig und liebevoll ſich meine liebe Kleine bei dieſer Gelegenheit erwieſen, werden Sie ſich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen‘, berichtete er der Mutter nach der gefährlichen Krankheit zu Beginn des neuen Jahrhunderts.

Der Sohn des Homer-Überſetzers, der junge Heinrich Voß, der in Goethes Hauſe längere Zeit Wohngaſt geweſen und dem wir viele Einzelheiten über des Meiſters Alltagsleben verdanken, ſchrieb 1804 über Chriſtiane: ‚Solange ich ſie kenne, hat ſie nichts getan, was auch bei dem ſtrengſten Rigariſten ihr Renommee verdächtig machen könnte. Man braucht ſie wahrlich nicht zu überſchätzen, man laſſe ihr nur, was ſie hat.‘

Am ſchwerſten aber wiegt das Urteil der unbeirrten Menſchendurchſchauerin, der Frau Rat. Nach einem längern Beſuche Chriſtianens in Frankfurt (1807) ſchreibt ſie ihrem Sohne: ‚Du kannſt Gott danken! ſo ein *liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeſchöpf* findet man ſehr ſelten; wie beruhigt bin ich jetzt über alles, was dich angeht.‘

Sollen wir nach ſolchen Zeugniſſen den Weimarer Klatſchbaſen nachklatſchen, daß Chriſtiane eine leidenſchaftliche Tänzerin geweſen ſei, daß ſie in ſpäteren Jahren in ihrer Daſeinsfreude zuweilen ein Glas Wein über den Durſt getrunken habe? Das nämlich ſind die einzigen greifbaren Vorwürfe, die ihr die tugendreinen Sittenrichterinnen Weimars, die Stein an der Spitze, zu machen gewagt. Es gibt kein einziges glaubwürdiges Zeugnis für Chriſtianens angebliche Trunkſucht; es gibt aber ſehr triftige Zeugniſſe dagegen, ſo Goethes wiederholte briefliche Aufforderungen, ſie ſolle ſich den oder jenen Wein ſchmecken laſſen: eine Trunkſüchtige ermahnt man nicht zum Trinken. Ja, es gibt ſogar ein unwiderlegliches Zeugnis für Chriſtianens ſelbſtbeherrſchende Enthaltſamkeit: ſie verſagt ſich ſogar den gewohnten Tiſchwein, um die ‚Budeigen auf eine Geſellſchaft auf-

zuſparen'. Welcher Trunkſüchtige vermöchte das! Die abſcheuliche Verleumdung wegen der Trunkſucht hatte ihren Urſprung im Hauſe der Stein.

Goethe kannte jene Heuchlerwelt gründlich und tröſtete Chriſtiane:

Karlsbad, den 2. Juli 08. — Daß ſie in Weimar gegen Frau v. Stael Übels oan dir geſprochen, mußt du dich nicht anfechten laſſen. Das iſt in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern ſeine Vorzüge, oon welcher Art ſie auch ſeien, und da er ſie ihm nicht nehmen kann, ſo oerkleinert er oder leugnet ſie, oder ſagt gar das Gegenteil. Genieße alſo, was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben haſt, und ſuche dir's zu erhalten. Wir wollen in unſrer Liebe oerharren und uns immer knapper und beſſer einrichten, damit wir nach unſerer Sinnesweiſe leben können, ohne uns um andere zu bekümmern.

Und ein ander Mal:

Wenn die Leute dir deinen guten Zuſtand nicht gönnen und dir ihn zu oerkümmern ſuchen, ſo denke nur, daß das die Art der Welt iſt, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum, ſo heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht ſich jetzt ein Geſchäft daraus, meine Werke zu verkleinern; ich achte nicht darauf und arbeite fort (19. 8. 1808).

*

Am 12. Juli 1788 hatte Chriſtiane ſich Goethen zu eigen gegeben; in ſein Haus iſt ſie erſt im nächſten Jahr gezogen. Am 25. Dezember 1789 gebar ſie ihm ſeinen Sohn A u g u ſt, das einzige zu längerm Leben beſtimmte von den fünf Kindern, die ſie ihm zwiſchen 1789 und 1802 geſchenkt hat. Herder taufte ihn in Goethes Hauſe, der Herzog ſelbſt übernahm die Patenſchaft. Zwei Kinder wurden tot geboren, zwei lebten nur zehn und ſechszehn Tage. Goethe war ein leidenſchaftlich zärtlicher Vater; beim frühen Tode eines der Kinder fand ihn ein Beſucher ſich in Verzweiflung am Boden windend. Seinen jungen Toten hat er die wenig bekannten Verſe gewidmet:

Dort, wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da, wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unſrer Toten
Frühzeitiges Geſchick
Und leitet oon dem Boden
Zum Himmel unſern Blick. (Werke 1, 176).

Die Welt konnte nicht glauben, daß ein Goethe durch eine Chriſtiane volles Lebensglück genoß, und Charlotte von Stein wurde nicht müde zu verſichern, er ſei in den ‚Sumpf' hinabgeſtiegen und ‚abpoetiſiert', ſeitdem er aufgehört, ihr verliebter Hausfreund zu ſein und ſie unbefriedigt anzuſchmachten. Über ſeines Herzens Glück und Genügen haben wir einzig Goethe ſelbſt zu befragen. Erfüllt war endlich nach dem unnatürlichen Leben der voritaliſchen Zeit in Weimar jener Wunſch, den er ſchon im Herbſt 1775 an Auguſte van Stolberg ausgeſprochen: ‚Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahrem Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menſchen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überſpannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden?' Gättin Gelegenheit, die von ihm hochgeprieſene, hatte ihm das bräunliche Mädchen zugeführt,

Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt!

Nun endlich begann der Liederquell, der ſelbſt in Italien verſiegt war, wieder zu fließen. Still in die eigne Bruſt muß er ſein Glück verſchließen,

Keiner Freundin darf ich's vertraun: ſie möchte mich ſcheiten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir Hexameter, dir Pentameter ſei es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.

Aus den erſten Liebesflitterwochen rührt das Gedicht her ‚Margenklagen: O du laſes, leidig liebes Mädchen', und ‚Der Beſuch: Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen' —. Warum Karoline Herder ſo dringend vor der Aufnahme dieſes unſchuldig reizenden Gedichtes in die erſte Geſamtausgabe warnte, begreifen wir nicht. — Und mit welcher Freude begrüßt der Dichter das ‚Neulebendige',

Das in dem lieblichen Schoß immer ſich nährend bewegt,
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zuteil!

Chriſtianens Zauber widerſtand dem Genuß, dem Beſitz, der Dauer, der Gewohnheit, wuchs durch die Abweſenheit. Fern von ihr, auf der zweiten italieniſchen Reiſe, wurde er ſich ihres Wertes erſt recht bewußt und dichtete die Venezianiſchen Epigramme auf die Geliebte:

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dies Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrtum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad.

Und dieſe andern:

Lange ſucht' ich ein Weib mir, ich ſuchte, doch fand ich nur Dirnen.
Endlich erhaſcht ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.
Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' ſie,
Wie ich ſie wünſche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem viel.
An dem Meere ging ich und ſuchte mir Muſchein. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt. (Werke 2, 158).

Ganz allgemein: wollte man alle durch Chriſtiane angeregten Gedichte Goethes geſammelt abdrucken, es gäbe ein leidliches Bändchen; alle an die Stein gerichteten Verſe füllen keinen halben Bogen!

Mit allen Mitteln hat man das Unerforſchliche zu erforſchen getrachtet, ob Gaethe Chriſtianen mehr ſinnlich begehrt als wahrhaft geliebt habe. So ſchwärmeriſch verſtiegene, ſinnlich überſinnliche, aber, geſtehen wir's doch ehrlich, zumeiſt recht inhaltleere Freiersbriefe wie die zahlloſen an die Stein hat er an das Weib ſeines Herzens und Herdes, an die Mutter ſeiner Kinder nicht gerichtet, wobei zu bedenken, daß er ſeine leidenſchaftlichſten Briefe, zumal die von den Reiſen in Italien und Schleſien, vernichtet hat. Die aufbewahrten Briefe Gaethes an Chriſtiane voll herzlicher Neigung und zarter Fürſorge klingen unvergleichlich geſünder, echter empfunden, glaubwürdiger als die ſchwärmeriſchſten, wertheriſchſten Briefe an die Stein. Von allerlei Reiſen in den Jahren 1792 und 93 in Deutſchland und Frankreich ſchreibt er der Geliebten:

Gotha den 8. Auguſt 1792.

Es iſt gar nichts nütze, daß man ſich von denen entfernt, die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Erſatz.

Frankfurt den 17. Auguſt 1792.

Heute habe ich deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und ſchreibe dir nun auch, um dir wieder einmal zu ſagen, daß ich dich recht lieb habe und daß du mir an allen Enden und Ecken fehlſt.

Trier den 25. Auguſt 92.

Wo das Trier in der Welt liegt, kannſt du weder wiſſen noch dir vorſtellen; das ſchlimmſte iſt, daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. — Ich vermiſſe dich ſehr und ich liebe dich von Herzen.

Im Lager bei Verdun 10. Sept. 1792.

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedanken eiferſüchtig und ſtelle mir vor, daß dir ein andrer beſſer gefallen könnte, weil ich viele Männer hubſcher und angenehmer finde als mich ſelbſt. Das mußt du aber nicht ſehen, ſondern du mußt mich für den beſten halten, weil ich dich ganz entſetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir, allerlei konfuſes Zeug, doch immer, daß wir uns lieb haben. Und dabei mag es bleiben.

Frankfurt d. 16. Aug. 93.

Wenn du bei mir wäreſt, ſo möchte ich wohl noch gern eine Weile hier bleiben, ſo aber wird mir's gar zu lange, bis ich dich wieder habe, und denke bald wegzugehen und dich wieder in meine Arme zu ſchließen.

Aus derſelben Zeit noch ein paar Briefſtellen in bunter Reihe:

Adieu, lieber Engel, ich bin ganz dein. — Es iſt doch nichts beſſer, als wenn man ſich liebt und zuſammen iſt. — Küſſe den Kleinen und liebe mich. — Adieu, mein ſüßes, liebes Kind. — Deine Liebe iſt mir ſo koſtbar, daß ich ſehr unglücklich ſein würde, ſie zu verlieren. — Behalte mich lieb. Ich werde mich um deinetwillen ſchonen, denn du biſt mein Liebſtes auf der Welt [dies aus dem Feldzug in Frankreich zur Beruhigung der beſorgten Chriſtiane].

Mochte ſein Gefühl in den allererſten Tagen, als er, von ihrem äußern Liebreiz berauſcht, weniger Acht hatte auf ihren innern Wert, mehr ſinnlich als herzlich geweſen ſein, ſo hat es ſich im Zuſammenleben mit ihr gar bald vertieft. In einem Briefe von 1792 deutet er auf jene erſten Tage hin: ‚Solang ich dein Herz nicht hatte, was half mir das Übrige; jetzt da ich's habe, möcht ich's gern behalten, dafür bin ich auch dein.‘

Die Jahre gehen hin, Chriſtianens erſter Jugendreiz verblüht, ſie tritt in das Alter der Stein von 1775 und altert weiter. Goethes Liebe verblüht nicht, ſie überdauert Jugend und Schönheitreiz; ja ſie flammt immer neu auf und äußert ſich bis zuletzt in tiefempfundenen Worten der Leidenſchaft. Von ſeiner dritten Schweizreiſe (1797) ſchreibt er ihr: ‚Nur jetzt wünſcht' ich reicher zu ſein, als ich bin, daß ich dich und den Kleinen auf der Reiſe immer bei mir haben könnte. — Nun muß ich dir noch ſagen, daß ich dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe. — Mit meinen Reiſen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich dich nicht mitnehmen kann.‘

Aus Jena fliegt ein Zettelchen nach Weimar (24. 11. 1799): ‚Ich küſſe dich und das Kind in Gedanken, und meine Abweſenheit wird mir dadurch leidlich, daß ich für euch arbeite.‘ — Oder er ruft ihr zu: ‚Ich muß dich wieder einmal an mein Herz drücken und dir ſagen, daß ich dich recht lieb habe. — Liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nicht Beſſeres ſehe, als dich zu lieben und mit dir zu

leben.' Wie rein menschlich, wie gefühlt ist all dies gegenüber solcher schönen Wortliteratur in den Briefen an die Stein von der gen Himmel fahrenden Madonna, von dem sie beide verbindenden Sakrament und dergleichen!

‚Mein liebes Kind', oder ‚Mein liebstes Kind', sogar ‚Mein allerliebstes Kind' heißt Goethen Christiane in ihrem fünfzigsten Jahr. ‚Wenn es mir gut geht, freue ich mich dessen vorzüglich um deinetwillen, so wie ich an allen Orten, wo etwas Angenehmes vorkam, dich im stillen zu mir wünschte' (28. 8. 1805).

Aber ganz allgemein: die überstiegenen Schwärmereien des leidenschaftlich jungen Anbeters für die Stein werden von den Verherrlichern dieser Frau für ausreichende Beweise ihres Wertes gehalten; die nie aufhörenden, ruhig anerkennenden Liebesversicherungen des reifen, des alten Mannes an Christiane gelten ihnen nichts.

Welch ein liebenswürdiger, zartsinniger Gatte ist nach zwanzigjährigem Beisammensein der Mann, dessen Ehescheu sprichwörtlich geworden war. ‚Ich lege abermals ein Endchen Spitze bei', schreibt er aus Karlsbad 1807, ‚daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme.' Er braucht ihr nichts zu befehlen, Christiane versteht ihn wie keine, — so schreibt er denn in einem Falle nur: ‚Es ist mein Wunsch; du weißt, daß ich nicht gern sage mein Wille.'

Wenn ich etwas schrieb, das dich betrüben konnte, so mußt du mir verzeihen. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren; du mußt mir wohl ein bißchen Eifersucht und Sorge vergeben. (Goethe, 10. 10. 1792.)

Ach, Lieber, wenn du nur hier wärst und sähest, wie ich mich über das alles [Goethes Geschenke von unterwegs] freue; aber am meisten freu ich mich, daß die liebe Mutter [Frau Rat] nicht böse auf mich ist; das macht mich sehr glücklich, denn das hat mich noch mannichmal betrübt. Im Stillen habe ich darüber nachgedacht. Itzo fehlt mir nichts als du, mein Lieber, daß ich mich mit dir freuen könnte und ich dich an mein Herz drücken und dir sagen könnte, wie ich dich immer herzlicher liebe und du mein einziger Gedanke bist, denn jede Freude ist nur halb, wenn du nicht dabei bist. Komm nur recht bald wieder. (Christiane, 7. 6. 1793.)

Habe mich nur lieb und denke an mich! Ich habe dich ja jeden Augenblick im Sinn und denke nur immer, wie ich im Haushalt alles in Ordnung bringen will, um dir mit etwas Freude zu machen, weil du mich so glücklich machst. (Christiane, 17. 6. 1793.)

Ich wünsche dir, daß der Herr von Schönfuß [wahrscheinlich irgendeine liebenswürdige Anspielung an eine Goethische Dichterlaune] bei dir einkehren möchte und dir die allerbeste und förderlichste Laune zum Gedicht [Hermann und Dorothea] mitbringe. Leb wohl und behalt lieb dein kleines Naturwesen. (Christiane, 22. 2. 1797.)

Der Kleine fragt mich den ganzen Tag: ‚Holen mir sthüringisch!] denn das Väterchen noch nicht bald ab?' [aus Jena]. Ich will dich wegen des Rüberkommens nicht quälen, und wenn ich es nur 2 Stunden vorher erführ', daß wir dich holen sollten, so will ich bereit sein. Sollte es dir aber gemütlicher sein, einmal, wenn du fertig bist, allein rüber zu uns zu kommen, so wirst du dein Haus immer in der besten Ordnung finden. Du mußt dich wegen uns in nichts irre machen lassen. Denn wir waren schon einmal schuld, daß das Gedicht nicht fertig wurde. (Christiane, März 1797.)

Ohne dich ist mir alle Freude nichts; ich habe, seit ich von Frankfurt weg bin, keine rechte vergnügte Stunde gehabt. Ich habe dir es immer seither verschwiegen, aber länger will es nicht gehen. Ich habe mir auch alle mögliche Zerstreuung gemacht, aber es will nicht gehen; selbst das Schauspiel will nicht recht schmecken. Sei ja nicht böse auf mich, daß ich dir so einen gramselichen Brief schreibe, er ist ganz aus dem Herzen raus. (Christiane, 2. 10. 1797.)

Ich halte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In Einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schönen Gurken sind fast alle weg, und ich muß wieder von vorne anfangen. Es ist noch ein Trost, daß mir es nicht

allein ſo geht ... Doch was hilft es? ich will es wieder machen, man hat ja nichts ohne Ruhe. Es ſoll mir meinen guten Humor nicht verderben. (Chriſtiane, 30. 5. 1798.)

Mit Freuden werde ich Koppenfelſens Scheunengiebel [der höher ragte als Goethes Nachbarhaus] wiederſehen und dich an mein Herz drücken und dir ſagen, daß ich dich immerfort und immer mehr liebe (Goethe, 12. 7. 1801).

Daß dir alles glücklich von Statten geht, freut mich ſehr; du verdienſt es aber auch, da du dich ſo klug und zierlich zu betragen weißt (Goethe, 12. 7. 1803).

Es ſieht in der Welt ſehr toll aus, daß man Gott zu danken hat, wenn man auf einem ſtillen Fleckchen lebt. Was das Haus und Hausweſen betrifft, verlaſſe ich mich auf dich in jedem Falle und gehe ruhig weiter. (Goethe, 24. 5. 1807.)

Ich habe die wunderbarſten Antrage [wegen neuer Arbeiten], die wir zuſammen überlegen wollen. (Goethe, 19. 8. 1808.)

Nun etwas von Hauslichkeiten: ich habe für den Winter ſehr viele Gurken und Bohnen und dergleichen eingemacht; von den Odyſſeeſchen langnäſigen Völkern [alſo hat Goethe mit ihr die Odyſſee geleſen!] habe ich 4 Stück im Hauſe, und ſo iſt im ganzen meine Wirtſchaft ziemlich gut beſtellt. (Chriſtiane, 14. 9. 1815.)

Goethe kennt ſeiner lieben Kleinen Wert: ‚Da hab ich denn Zeit, allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die du an mir tuſt und mir das Leben ſo bequem machſt, daß ich nach meiner Weiſe leben kann‘ (aus Karlsbad, 29. 5. 1808).

Und wie fein trifft er den Briefton an Chriſtiane; wie munter weiß er ſie von dem zu unterhalten, was ihr außer den Anliegen des Gatten am meiſten Freude macht: Theatergeſchichten, Kleiderfragen bei neuen Aufführungen, Rollenbeſetzungen. ‚Mein geliebtes Weibchen‘, ‚Meine herzlich Geliebte‘ nennt er ſie bis in ihre letzten Jahre. Und damit kein Zug fehle: er iſt auf Chriſtiane eiferſüchtig (vgl. S. 455), und die Schlußverſe in Alexis und Dora (‚Und ein Anderer kommt‘ uſw.) ſind aus Goethes eigner Glückesfurcht gefloſſen.

Zu Freunden, bei denen er Verſtändnis finden konnte, machte Goethe kein Hehl aus ſeiner tiefen Liebe für Chriſtiane. An Herders ſchreibt er 1790 aus Venedig:

Ich geſtehe gern, daß ich das Mädchen leidenſchaftlich liebe. Wie ſehr ich an ſie geknüpft bin, habe ich erſt auf dieſer Reiſe gefühlt. — Ich ſehne mich nach Hauſe; ich habe in der Welt nichts mehr zu ſuchen. — Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu iſt, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, ſo habe ich vorerſt nichts weiter zu wünſchen.

Gegen ſolche Briefe halte man die Tränen, die Goethe zwei Jahre zuvor Tag für Tag in Rom vergoß, als die Stunde der Rückkehr nach Weimar, zu Frau von Stein, herannahte!

*

Goethe hat Chriſtianen erſt 1806 durch förmliche Eheſchließung ſeinen Namen gegeben. Sein Verhältnis zu ihr hatte er bald nach dem erſten Rauſch, ſicher nach Auguſts Geburt, als eine Ehe betrachtet. Als er 1796 einem Freunde den Rat gab, ſich zu verheiraten, und man ihm die Gegenfrage tat, warum er ſelbſt nicht heirate, erwiderte er mit nachdrücklichem Ernſt: ‚Ich *bin* verheiratet, aber nicht mit Zeremonie‘, und auf die Glückwünſche nach ſeiner Trauung ſagte er ſchlicht: ‚Sie iſt immer meine Frau geweſen.‘

Warum aber — wir müssen es fragen — hat er achtzehn Jahre geduldet, daß das Weib, das liebend an seinem Herzen lag, die Mutter seiner fünf Kinder, die sorgsame Hegerin seines Hauses, zur Märtyrin all des Mächtig-Niederträchtigen wurde, das vom Dünkel, Neid und Haß der Weimarer Frauenwelt, d. h. der Damenwelt, auf ihr so wenig schuldiges Haupt gehäuft wurde? Daß sie lange wie eine Hausgefangene lebte, ungerecht beschimpft von den Heuchlerinnen mit der unerprobten Tugend, den kühleren Sinnen oder der Sophisterei der Empfindsamkeit? In dieses Dunkel fällt kein Lichtstrahl, und für weißwaschende Beschönigungsversuche steht Goethe zu hoch. Auch dieses schwere Verschulden ist ein Stück seines Lebens, und wie furchtbar hat er unter ihm gelitten, wie tragisch gebüßt durch den vorzeitigen Tod des im Elternhause nie ganz glücklich gewesenen einzigen Sohnes, — vor des greisen Vaters Hinscheiden!

Von den verleumderischen Besudelungen Christianens drangen die wenigsten deutlich bis zu ihm, doch hat er natürlich um das Gerede der Leute gewußt. Sicher hat er die Hauptquelle, das Haus der Frau von Stein, nicht erkannt, denn diese Vornehmste verspritzte ihr Gift nur in die vertrautesten Ohren; sonst hätte er selbst den kühlen Verkehr höflicher Mitleidsfreundschaft nachmals nie wieder aufgenommen. Aus seinen wiederholten Trostbriefen an Christiane wissen wir, daß er ihre Seelenqualen mitgefühlt hat, und in einem der Venezianischen Epigramme entlädt er die gepreßte Brust:

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen, geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamant sich ersinnt.

Unverblümt hat sich Goethe im Alter über diese ernste Frage ausgesprochen; in einem Brief an den Schlesier K. E. Schubarth aus dem Jahr 1821 heißt es über die freie und die gesetzliche Ehe aus schmerzhafter Erinnerung:

Ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend einhergehen und doch zugleich mit uns selbst, mit Andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden.

Mit dem Zartsinn ihrer Liebe suchte Christiane die Pein des sie vor der Welt erniedrigenden Verhältnisses dem Geliebten zu lindern: sie litt ohne laute Klage. Wie groß steht dieses arme gequälte Geschöpf vor uns, wenn wir in einem ihrer Briefe an Goethe lesen: ‚Ich habe deine Liebe und bin überzeugt, daß du mich sehr liebst; diese soll mich immer, wenn die Menschen mich betrüben, wieder zufrieden und froh machen.‘ Wenn die Menschen mich betrüben! — kann man sich edler ausdrücken, wo es sich um die pöbelhaften Schmähungen sittlich so viel anfechtbarerer Weiber handelte? Zu Goethe beherrschte sie sich, um seine Ruhe nicht zu stören; ja sie erleichterte ihm das Aufrechterhalten eines Zustandes, unter dem sie unendlich mehr litt als der Mann, durch eine zur Schau getragene Heiterkeit: ‚Izo gehen bei uns die Winterfreuden an, und ich will mir sie durch nichts lassen verleiden. Die Weimarer täten es gerne, aber ich achte auf nichts, ich habe dich

lieb, ſarge für mein Bübchen und halte mein Hausweſen in Ordnung und mache mich luſtig' (November 1798).

Vor Andern iſt ſie taktvoll unterwürfig, bereitet dem geliebten Manne keine geſellſchaftlichen Verlegenheiten, nennt ihn ‚Herr Geheimrat', höchſtens ‚Lieber Geheimrat', ſpricht auch zu Freunden von ihm nur als von dem Geheimrat, unterzeichnet ſich aber in den Briefen an ihn: ‚Dein treuer Schatz'. Sie führt ihr Hausweſen muſterhaft, erhebt jedoch keinen Anſpruch an die Schlüſſelgewalt der Hausfrau. An Nicolaus Meyer, der Auslagen für überſandte Lebensmittel gemacht hat, ſchreibt ſie: ‚Wegen des Geldes wiſſen Sie recht gut, daß ich es Ihnen nicht aus meiner Kaſſe geben kann, weil ich keine Kaſſe habe.'

Wie es in der Seele dieſer tapfern Lebenskämpferin in Wahrheit ausgeſehen, verraten uns ein paar Briefe an denſelben befreundeten Arzt in Bremen: ‚Denken Sie ſich alſo mich, die ich außer Ihnen und dem Geheimrat keinen Freund auf der Welt habe. — Ich könnte Freunde genug haben, aber ich kann mich an keinen Menſchen wieder ſo anſchließen und werde wohl ſa für mich allein meinen Weg wandeln müſſen.' — Als Gaethe var dem Ausbruch ſeiner lebensgefährlichen Krankheit von 1801 mißmutig geworden, ſchreibt ſie an Meyer:

> Ich lebe wegen des Geheimrats ſehr in Sarge. Er iſt manchmal ganz Hypochonder, und ich ſtehe viel aus. Weil es aber Krankheit iſt, ſo tue ich alles gern, habe aber ſa gar niemand, dem ich mich anvertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieſes nichts, denn man muß ihm ja nicht ſagen, daß er krank iſt. Ich glaube aber, er wird einmal recht krank.

Die Liebe hatte richtig vorausgeſehen. In einem Abſchiedsgedicht an Chriſtiane hat Gaethe dieſe ſchönſte Seite ihres Weſens mit beredter Schlichtheit beſungen: ‚Und habe leidend viel für ihn getan.'

Der mächtigſte Grund des unvertilgbaren Haſſes der Weimarer Damenwelt gegen Chriſtiane war der Neid. Jede glaubte ſich berufener als dieſes ſchöne, unverbildete, hingebende Mädchen, die Gefährtin eines Gaethe zu ſein; jede fühlte ſich beleidigt durch ſeine nicht ‚ſtandesgemäße' Wahl. Was aus höchſt ſtandesgemäßer Wahl hervorgehen kann, lehrt die Geſchichte mancher vornehmer Weimarer Ehen (vgl. S. 443); lehrt namentlich die Ehe Auguſts van Goethe mit Ottilie von Pagwiſch und die jammervalle Geſchichte dieſer Verirrten nach Gaethes Tode (vgl. S. 868); aber ſelbſt die Ehe der Frau van Stein.

Es ſchmerzt uns, zu leſen, wie die ſchwache Charlotte Schiller, durch das ſtete Läſtern der ſo viel älteren Stein verführt, gedankenlas deren Roheiten wiederhalt; wie ſie, die ſpäter ſelbſt übermäßig dick wurde, das gemeine Wort der Stein van der ‚dicken Hälfte des dicken Geheimrats' nachredet und trotz ihrer unerſchütterlichen Verehrung für den Meiſter ſich Schändlichkeiten der Stein gefallen läßt wie unter Dutzenden dieſe ſtehende: ‚Wer Dreck anfaßt, beſudelt ſich (wie Sie wiſſen, ein Lieblingsſprichwort van mir), und daß er es angefaßt hat, weiß ich ſchan lange.'

Von Schiller haben wir kein Urteil über Chriſtiane ſelbſt, nur den oberflächlichen Satz an Körner über ‚Goethes elende häusliche Verhältniſſe', dem

Goethes so bestimmter Ausspruch in den Annalen gegenübersteht: ‚Angenehme häusliche Verhältnisse', und wir haben doch wohl Goethe als den bessern Richter über sein häusliches Behagen anzusehen. Wie schief klingt Körners Gerede zu Schiller: ‚Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab, — und doch mag er nicht leiden, wenn sie geringgeschätzt wird.' Indessen der verständige und vornehme Mann schreibt nachmals: ‚Goethes Heirat mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Es fragt sich, ob die schlimmen Gerüchte [d. h. die Verleumdungen der Stein] von ihr begründet sind.' In späteren Jahren befreite sich die zum Mitklatschen neigende Charlotte Schiller zuweilen von dem vergiftenden Einflusse der Stein und redete anständig, ja freundlich über Christiane. Und Schiller ahnte Goethes Sinnesart, als er an die Gräfin Schimmelmann über dessen Verhältnis zu Christiane schrieb: ‚Diese seine einzige Blöße, die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen.'

Doch jahrelang, über die amtliche Eheschließung hinaus, war Christiane für jede Beleidigung vogelfrei. Als sie es gewagt, jene sich Goethen als naive Gurli an den Hals werfende und auf den Schoß setzende angejahrte Bettina nach deren gemeinem Schimpfwort aus dem Hause zu weisen (S. 451), nahm die Mehrheit der Weimarer Damen für die Schimpferin gegen die Beschimpfte und gegen Goethe Partei. Braucht gesagt zu werden, daß zu dieser Mehrheit in erster Reihe Charlotte von Stein gehörte? Ihr Bewundrer Düntzer schreibt: ‚Charlotte nahm natürlich (!) auch gegen die Frau Geheimrätin Partei', unterschlägt uns aber, wie so oft, den Wortlaut ihrer Parteinahme. Wie konnte sich auch Goethes rechtmäßige Frau unterstehn, sich nicht pöbelhaft beschimpfen zu lassen, und wie klaftertief gesunken mußte Goethe sein, daß er seine Frau gegen Beschimpfungen schützte!

Und das alles doch nur, weil Goethe an Christiane das Mindeste dessen getan, was ihm Pflicht und Ehre geboten. Weil er das Mädchen, das er sich zu eigen genommen, nicht nach dem ersten Sinnenrausche verstieß, die Mutter nicht samt seinem Kinde irgendwo in der Verborgenheit unterbrachte und notdürftig ernährte. Weil er sich, wenngleich ohne Zeremonie, zu dem Weibe seines Herzens bekannte und treu an ihr festhielt. Charlotte von Stein, ‚die edle Frau', hätte ihm großmütigen Herzens verziehen, wenn er die ‚Füchsin' samt ihrem ‚Faulconbridgechen' aus dem Hause getan und sich möglichst wenig um beide bekümmert hätte. Alsdann hätte er wieder als anbetender Hausfreund aus seinem ‚Dreck' zu ihrer reinen lichten Höhe emporfteigen dürfen.

Einzig ein paar alte männliche Freunde und die fürstlichen Herrschaften standen abseits des Loderbrandes der gekränkten Eitelkeit und des Hasses. Dem Herzog hatte Goethe schon früh sein Liebesglück anvertraut: ‚Ich schäme mich vor Ihnen der Studentenader nicht, die sich wieder in mir zu beleben anfängt.' Anna Amalia verlor kein böses Wort über Goethes besondre Art, sich Wohl im Hause zu bereiten; und die Herzogin Luise hat trotz den Einflüsterungen der Stein dem Dichter ihre unwandelbare Huld bewahrt.

Daß die übrige Weimarer Damenwelt ihm sein bescheidenes Glücklichsein nicht verzeihen würde, wußte Goethe, doch das kümmerte ihn wenig. Wichtig war ihm, außer dem Urteil der paar ‚Guten' seines Weimarischen Kreises, einzig das seiner Mutter, und bei ihr fand er, wie für jede Wende seines Lebens, mehr Verständnis als bei irgendeinem Menschen. Christiane rückte in der Frau Rat Briefen in schneller Folge von der ‚Demoiselle Vulpius' zur ‚Gefährtin des Sohnes', zur ‚lieben Freundin', zuletzt zur ‚vielgeliebten Tochter' auf, und je mehr die Frau mit dem hellen Auge für Menschenkern von Christiane hörte und sah, desto inniger schloß sie die Verlästerte an ihr mütterliches Herz. Goethe hatte ihr bei seinem Besuch in Frankfurt 1793 von der Lebensgefährtin berichtet, und alsbald konnte er Christianen schreiben: ‚Meine Mutter ist dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie du so brav bist und mich glücklich machst.' Nun entspinnt sich ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen den beiden Frauen, der uns leider nur zum Teil erhalten ist, und Frau Rat findet sich vollkommen mit ihres Sohnes Gewissensehe ab. Als Christiane ein Kindlein erwartet, schreibt die Mutter (24. 9. 1795):

Auch gratuliere zum künftigen neuen Weltbürger — nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentlich Freudenfest anstellen. Doch da unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen ist, so tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist.

Im Sommer 1797 reiste Goethe mit Christiane und August nach Frankfurt. Welchen Eindruck die Tochter auf die Mutter gemacht, zeigt uns der Brief der Frau Rat vom 24. 8. 1797:

Das Vergnügen, so ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh, und ich bin meinem Sohne vielen Dank schuldig, daß er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch, und die Hoffnung, Ihnen, meine Liebe, einst auf längere Zeit bei mir zu sehen, erfreut mich zum voraus.

Sie unterzeichnet sich als ‚treue Freundin und Mutter'.

Vom nächsten Jahr ab nennt sie Christianen stets ‚liebe Tochter'. Im September 1797 schreibt sie ihr: ‚Bleiben Sie bei denen Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen, und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben.' Die heitre Bürgerin findet gar kein Arg in Christianens Tanzfreude und andern unschuldigen Vergnügungen; im Gegenteil: ‚Die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz ist ein stetes Wohlleben, sagen die ersten, und ‚Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden' steht im Götz von Berlichingen.'

Christianens frische, herzenswahre Briefe sind der Frau Rat ein Labsal: ‚Sie wissen das Mittel, mich zu verjüngen, geben Sie mir zuweilen solche Lebenstropfen, und ich tanze noch den Ehrentanz auf Augusts Hochzeit.' Als Christiane in der schweren Krankheit des Januars 1801 das teure Leben des Sohnes behütet und wohl zumeist durch ihre Pflege gerettet hat, da bricht die Mutter in das Dankgebet aus:

Liebe Tochter! Preis, Dank und Anbetung sei Gott, der vom Tode erretten und der Hilfe gesendet hat! Er stärke meinen geliebten teuren Sohn! — Aber meine liebe,

liebe Tochter, wie soll ich Ihnen danken für alle Liebe und Sorgfalt, die Sie meinem Sohne erwiesen haben. Gott sei Ihr Vergelter! Er hat ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenkt, Sie werden jetzt ein neues Leben mit ihm leben, Amen! (19. 1. 1801).

Frei von Philisterei hatte Frau Rat ihres Sohnes zeremonienlose Ehe für vollwertig angesehen. Als sie indessen die Nachricht von der regelrechten Trauung empfangen, gestand sie ihm offen: ‚Da hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte euch, meinen Segen habt ihr hiermit in vollem Maße. — Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre' (27. 10. 1806). Der andre Brief an den Sohn von dem ‚lieben, herrlichen, unverdorbenen Gottesgeschöpf', nach Christianens zweitem Besuch in Frankfurt (1807), wurde schon mitgeteilt; er ist Christianens Ehrenbrief. Darin hieß es weiterhin: ‚Und was mir unaussprechlich wohl tat, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten. Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen, wie nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können. Alle vereinigten sich mit mir, dich glücklich zu preisen.' — An Christiane war der Frau Rat letzter Brief gerichtet, wenige Tage vor ihrem Hinscheiden.

*

Von Christianens ferneren Geschicken wird noch zu sprechen sein. Für diese Lebensstufe Goethes sei zusammenfassend von ihr gesagt: sie hat seinem Herzen Glück, seinen Sinnen Frieden, seinem weltumspannenden Wirken den Untergrund häuslichen Wohles bereitet. Aus der zermürbenden Unnatur des Verhältnisses mit der Stein hat Christiane ihn nach der Rückkehr aus Italien für immer erlöst. Verschleiernd, aber verständlich schreibt Goethe darüber an den herzoglichen Freund: ‚Gebe uns der Himmel, uns ans Nächste zu halten. Man verwöhnt sich nach und nach so sehr, daß einem das Unnatürliche natürlich wird. Ich habe zwar hierüber nicht mehr mit mir zu kämpfen, doch mich immer daran zu erinnern.'

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit, —

heißt es in einem der beziehungsreichen Zweizeiler der ‚Vier Jahreszeiten'.

Aus der Unzufriedenheit und Unrast hatte Christiane sein Triebleben befreien helfen, und wie zugleich die Geister der Glückesdichtung durch ihre Gegenwart entbunden wurden, das zeigte sich schon nach den ersten Monaten ihres Besitzes. Kein einziges größeres Kunstwerk der Weimarer Elf Jahre hatte er ausschließlich der Stein verdankt, weder das Aufkeimen noch das Vollenden, mochte er immerhin die eine und andre Gestalt nach dem täuschenden Dichtertraumbilde jener Zeit ‚tingiert' haben. Für Christiane dagegen schrieb er die Römischen Elegien; ihr galten viele der Venezianischen Epigramme; bei Alexis und Dora schwebte sie im Hintergrunde; der Neue Pausias und sein Blumenmädchen, die rührende Elegie Amyntas, die Vier Jahreszeiten erinnern vielfach an die Glückspenderin seines reifen Manneslebens. Tasso wurde erst an ihrer Seite vollendet; Reineke Fuchs, Hermann und

Dorothea begonnen und ausgeführt; Faust wieder vorgenommen und abgeschlossen. Und wo findet sich die leiseste Andeutung, daß Christiane ihn durch die Gewöhnung des Zusammenlebens in der Folgezeit von seiner dichterischen Höhe herabgezogen hätte, wie das die neidvoll geifernde Stein immerfort versicherte?

Die Heiratsmittlerfrage: War Christiane die passende Lebensgefährtin eines Goethe? ist grundsätzlich abzuweisen; denn wie mußte das Weib beschaffen sein, das besser als sie für Goethe ‚gepaßt' hätte? Eines, das gleichen Schrittes mit dem überragenden Genius von Stufe zu Stufe aufwärts gestiegen wäre? Das wohl gar mit ihm gewetteifert hätte? Das ihn, wie man so hinschreibt, ganz verstanden hätte? Wo gab es um 1788 dieses Goethen ebenbürtige, im Herzen freie Weib in Weimar? Und wenn es eines gab, und wenn er es zur rechten Schicksalstunde fand, — hatte Goethe die Muße, die Neigung, ja das Recht, von seinem Geistesleben ein so großes Stück selbst an eines nächsten Menschen Entwicklung zu wenden? Hätte dieser hohe Einsatz den Gewinn für ihn, für uns gelohnt? Und sind wir sicher, daß er durch ein andres Weib, mit reicheren Gaben, mit höherem Geistesflug, so viel beglücktes Genügen gefunden hätte wie durch die ihn demütig, zärtlich umsorgende Christiane? Sollten wir nicht, mehr als allen Goethe-Forschern, Goethen selbst glauben, wenn er uns immer und immer wieder von seinem vollen Glück an Christianens Seite spricht? Ihm, der zwei Jahre, nachdem er sie gefunden, schreibt:

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
Was der Mensch sich ersieht. — —

Sage, wie liebst du? Ich liebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut.

Und ihm, der mit 54 Jahren, nach fünfzehnjährigem Zusammenleben, die achtunddreißigjährige Christiane nach längerer Trennung einmal bittet: ‚Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten neuen, schon durchgetanzten Schuhe, daß ich wieder etwas von dir habe und an mein Herz drücken kann!' —

Den Dichter Goethe haben die Dichter auch da verstanden, wo andre nur zu kritteln, die Sittenrichterinnen und Rachefurien der Eifersucht ohne wahre Liebe nur zu schmähen wußten. In seinem herrlichen Weihegesang ‚Das Goethehaus in Weimar' hat Paul Heyse der armen Christiane späte, aber volle Gerechtigkeit gezollt. Lauter und lauter übertönen seine preisenden Worte den endlich verstummenden Chor kleinlicher Niedertracht:

Und auch sein Herz, wie viel ward ihm beschert
In warmer Häuslichkeit, am eignen Herd!
Sieh nur im Saal dich um. Erkennst du nicht das Bild
Der Blume, die in öden Stunden
Nichts suchend er im Wald gefunden
Und mit den Wurzeln ausgrub, nicht gewillt,
Nur auf den Raub die Freundliche zu pflücken,
Nein, stets an ihrem Duft sich zu erquicken,
Ins Gärtchen sie verpflanzend, daß sie dort
Unscheinbar grün' und blühe nun so fort.

Christiane, Vielgelästerte, dein Blick,
So freundlich harmlos, preiset dein Geschick,
Daß Er dich wählt' und du ihm nichts versagt,
Nicht nur zu flücht'ger Lust als niedre Magd:
Ein Stück Natur, das in dem kühlen Drang
Des Alltags warm den Busen ihm umschlang,
Dem Vielbedürft'gen gab ein heitres Glück,
Demütig, selbstlos, treu ein Leben lang.

Zweiter Abschnitt.

Römische Elegien, Venezianische Epigramme, und andre Gedichte.

Wie sie mit ihrer reinen Moral uns, die Schmutzigen, quälen:
Freilich, der graben Natur dürfen sie gar nichts vertraun!
Bis in die Geisterwelt müssen sie fliehn, dem Tier zu entlaufen,
Menschlich können sie selbst auch nicht das Menschlichste tun.
(Schillers Votivtafeln.)

Zur Sinnenfreude und heitern Lebensbetrachtung hatte Goethen sein Liebesglück mit Christiane aufblühen lassen, und dem ganz von einem Gefühl vollen Herzen entströmten die Feierlieder der Liebe, denen er zum Verhüllen ihres wahren Ursprunges den Titel **Römische Elegien** lieh. Streitig ist und mag bleiben, ob nicht schon in Rom der Plan, die Form, ja einzelne Ansätze entstanden, ob ihm nicht doch eine römische Faustina den ersten Anreiz zu dieser Gegenwartlyrik antiken Gewandes gegeben. Ein italienischer Philologe will eine Faustina Carucci als eine Geliebte Goethes in den römischen Tagen aufgestöbert haben, doch reichen seine Nachweise nicht hin und bleiben uns gleichgültig; denn keine römische Faustina, sondern Christiane ist die in den Römischen Elegien verherrlichte Geliebte. ‚Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse geben mir Mut und Stimmung, die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigieren', heißt es in Goethes Annalen, und mit dem Redigieren ist doch wohl das Umstilen aus dem Weimarer Gartenhausidyll ins römische Genußleben gemeint.

An den Verleger Göschen meldete er 1791 mit einer halben Notlüge: ‚Ein Büchlein Elegien, die ich in Rom schrieb', denn sonst hätte man auf Christiane mit Fingern gedeutet. Aus Briefen an Herder, Zeitangaben in der Handschrift und aus andern Quellen wissen wir von mehren Elegien bestimmt, daß sie nach der Rückkehr aus Italien entstanden sind; für die 19. Elegie kennen wir den Tag der Entstehung, den 24. Dezember 1789, einen Tag vor Augusts Geburt. Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit — das sind die angeblich Römischen Elegien Goethes auf sein Weimarisches Mädchen, zu deren Schutz er den anmutig leidenschaftlichen Roman mit wunderbarer Kraft und Kunst der über Zeit und Raum erhabenen Phantasie nach Rom zurückverlegte und so treu wie möglich die italische Farbe bewahrte.

Die Sammlung war ursprünglich auf 24 gestiegen, doch hat der Dichter selbst vier Elegien vom Druck ausgeschlossen, weil Dichterwerke bei uns nicht wie im alten Rom ausschließlich für reife Männer bestimmt bleiben.

Über die künstlerische Schönheit dieser Triumphlieder einer durch Herzensliebe geadelten Sinnenfreude herrscht kein Zweifel, selbst nicht bei solchen, die an ihrer ‚Unsittlichkeit' Anstoß nehmen. Dies geschieht nicht erst jetzt; schon Herder war empört über Goethes allzu große Offenheit, und Frau von Stein vermißte schmerzlich das ‚moralische' Anhängsel, wodurch Wieland seine unentbehrlichen lüsternen Geschichtchen für solche keusche Herzen annehmbar machte (vgl. S. 313). Die Römischen Elegien sind weder für Knaben und Mädchen, noch für Pharisäergemüter von der Art der Stein, sondern für reife, sinnen- und seelengesunde Männer und Frauen gedichtet, die an Werke der Kunst keine andern Maßstäbe als die der Kunst legen. Wer von Gedichten durchaus bürgerliche Sittsamkeit fordert, der mag und soll die Römischen Elegien zusamt manchen andern Schöpfungen Goethes und aller größten Dichter ungelesen lassen. Goethe hat sich über die Sittlichkeit in der Kunst an vielen Stellen unverhohlen ausgesprochen; durch die Wiedergabe einiger der nachdrücklichsten werden hier und weiterhin Sittenreden entbehrlich. Zu dem Freunde und Hausgenossen Heinrich Meyer äußerte er sich brieflich:

Die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen! Das Erste haben sie immer getan und müssen es tun; täten sie aber das Zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlichplatte absterben ließe.

Dieser Ansicht ist Goethe bis ins hohe Greisenalter treu geblieben; unter den Maximen und Reflexionen über Kunst (aus ‚Kunst und Altertum', 1817 bis 1827) steht der Satz:

Die Kunst an und für sich selbst ist edel: deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

Daß es sich hier um eine Grundform des Goethischen Denkens handelt, beweist die Stelle eines Briefes an Zelter (15. 1. 1813):

Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meint, so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandle: denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wieder entgegen. — Ich wollte nur sagen, daß die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, eine so gewaltsam lebendige Form erschafft, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt.

Wem aber Goethe in solchen Fragen nicht unparteiisch erscheint, der erlese sich das Recht reiner Kunstfreude an den Römischen Elegien aus Schillers Briefen. Es war ganz gewiß kein Zumundereden, wenn Schiller an Goethe schrieb (28. 10. 1794):

Für die Elegien danken wir Ihnen alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein echter körnichter Dichtergeist, der einem herrlich wohltut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius.

An andrer Stelle heißt es bei Schiller, daß in den Elegien ‚zwar die konventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Dezenz verletzt sei'. Gegen Fritz Jacobis Angriffe auf die Sittlichkeit des Dichters der Römischen Elegien wandte sich Schiller in seinem Brief an Goethe vom 1. März 1795:

Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unsittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objekts fließt, und daß die Art, wie Sie dasselbe behandeln, nur von Ihrem Subjekt sich herschreibt, so würden Sie allerdings dafür verantwortlich sein, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem ästhetischen Forum fehlten.

Nur eine Elegie, die dreizehnte, hatte Goethe bald nach dem Entstehen in einer Zeitschrift veröffentlicht; die ganze Sammlung erschien erst 1795 in Schillers ‚Horen' und erregte großes, bei den meisten Lesern unliebsames Aufsehen.

*

Die Mehrzahl der **Venezianischen Epigramme**, zum Teil in der Deutschen Monatschrift zu Berlin 1791 gedruckt, ist während Goethes zweiter italienischer Reise und zwar in Venedig entstanden, wo Goethe vom 31. März zum 6. Mai 1790 verweilte. Einige waren schon vordem, einige andre wurden nach der Rückkehr, zum Teil auf der Reise nach Schlesien (Juli bis Oktober 1790) geschrieben. Man darf viele der Venezianischen Epigramme als ein Vorplänklergefecht zu den Xenien ansehen: mehr als irgendeine frühere Gruppe seiner Gedichte weisen sie kritischen Unmut über mancherlei Gebrechen des politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens auf. Einmal spukt schon sein Feldzug für die neue Farbenlehre und gegen Newton vor. Die schönsten dieser Epigramme gelten Christianen und der Sehnsucht aus italischen Landen nach ihr. ‚Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ', seufzt der Wanderer, der diesmal nicht freiwillig, sondern im Dienste der Herzogin Amalia über die Alpen gezogen war. Ernüchtert, enttäuscht hat ihn das einst so heiß ersehnte Land; doch was tut's, er ist trotz Staub und Schmutz und Prellerei ‚ganz wie Rinaldo beglückt', dünkt sich wie er in Armidas Feengarten, denn:

Es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

Nicht wie vor vier Jahren zieht es ihn weiter nach Süden:

Keine Sehnsucht sühtte mein Herz; es wendete rückwärts
Nach dem Schnee des Gebirgs bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wieviel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

In Venedig berechnet er die Summe seines Liebelebens und bekennt (vgl. S. 454):

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie!

In den Venezianischen Epigrammen überraschte er Karl August durch das Loblied: ‚Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine —', ein Dankgedicht, das jeder Leser als wohlverdient empfand. Den Ausfall gegen die deutsche Sprache im 29. Epigramm, wo Goethe sie ‚schlechtesten Stoff' nennt, konnte nur ein so humorloser Mensch wie Klopstock wörtlich nehmen und durch ein geistloses

Epigramm erwidern. Goethe hat wiederholt im Vergleich mit der so bequemen italienischen Dichtersprache die reimärmere deutsche gescholten, und er allein durfte das.

Zum erstenmal zeigt sich uns Goethe in den Epigrammen als scharf urteilenden, meist verurteilenden Politiker. Die Französische Revolution war ausgebrochen, ihre ärgsten Greueltaten waren noch nicht verübt; doch sah Goethe, der Menschenkenner, voraus, was das Ende der Demagogenherrschaft sein müßte. Aus dieser ‚Antizipation' des dichterischen Politikers entstanden die Epigramme gegen die Freiheitsapostel, deren jeder am Ende nur Willkür für sich suche (50); gegen die politischen Schwärmer, die nach dem dreißigsten Jahre Schelme werden (52); gegen die Tyrannei der Menge (53) usw. — Den deutschen Höfen, die sich vor dem Einfluß des französischen Freiheitphrasentums auf ihre Untertanen fürchteten, rief Goethe treffend zu:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht.

Die politischen unter den Venezianischen Epigrammen dichtete Goethe im 41. Lebensjahr; die darin bekundeten Ansichten hat er bis an sein Ende festgehalten.

Das Kophtische Lied (‚Lasset Gelehrte sich zanken und streiten'), mit den Kehrversen ‚Kinder der Klugheit, o habet die Narren Eben zum Narren auch, wie sich's gehört', entstand schon 1787 in Italien und war für den ‚Großkophta' bestimmt, der ursprünglich als Oper gedacht wurde. Seinen jetzigen Wortlaut erhielt das Gedicht erst in Weimar. Ähnliches gilt von dem berühmten Spruchlied Ein Anderes (‚Gehi gehorche meinen Winken') mit dem allbekannten Schlusse:

Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Ambos oder Hammer sein.

Auf der Reise in Schlesien entstanden ein paar Distichen andern Inhalts. Der ersten Bekanntschaft mit einer Übersetzung (durch Georg Forster) des indischen Dramas Sakuntala von Kalidasa widmete Goethe 1791 die überschwänglich begeisterten Verse: ‚Willst du die Blüten des frühen, die Früchte des späteren Jahres' usw.

Aus dem November 1792 stammt das an Vorgänge aus der Jugendzeit anknüpfende Gedicht Künstlers Fug und Recht, in der gleichen bequemen Knittelversform wie die früheren. Goethe wendet sich darin gegen die Unzufriedenen, die an seinen wenig bedeutenden politischen Dramen keine Freude hatten und dem Künstler rieten:

Er sollte sich nicht lassen verführen
Und nun auch Bänk' und Tische beschmieren.
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit seinem Pinsel schreiben.

Der Dichter der Iphigenie, des Faust und des Tasso durfte verehrungsvollen Kritikern wohl entgegnen:

Eure gute Meinung beschämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt,
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Tier' erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch manches nur ebauchiert,
Und gerade nicht alles ausgeführt, —
So hab' ich als ein armer Knecht — —
Von Jugend auf allerlei Luft gespürt
Und mich in allerlei exerziert. —
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft einer auch einmal verschnaufen,
Ohne daß jeder gleich. der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen sollt'.

Was ihm seine Verehrer hätten antworten können, soll seines Ortes gesagt werden.

Dritter Abschnitt.

Tasso.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt
Gab mir ein Gott zu sagen wie ich leide.

Die ersten Jahre beglückten Manneslebens an Christianens Seite wurden für Goethe wahre Schöpferjahre. In rascher Folge entstanden die Römischen Elegien und die Venezianischen Epigramme; die ersten kühnen Schritte in die Bereiche der wissenschaftlichen Naturforschung wurden mit Folge getan, die Farbenlehre entworfen, das Gedicht ‚Die Metamorphose der Pflanze' ersonnen und vollendet. Die Freude am Theater steigerte sich bis zu dem Entschlusse, dessen Leitung in die eigne Hand zu nehmen; und wie vieles andre, zum größten Teil Bleibende, verdankte seine Entstehung dem durch Christiane geweckten und gesicherten innern Behagen. Was er weder in den mehr als sechs Jahren von 1780 bis 1786 noch in den zwei italischen Jahren hatte vollbringen können, das gelang ihm schon im ersten Jahr nach der Rückkehr: die Umarbeitung und Vollendung des Tasso. Mit welchen Gefühlen liest man angesichts dieses neuen Liebe- und Kunstfrühlings Goethes in den Briefen der Stein die neidvoll alberne Schmähung gegen Christiane: ‚Sie hat ihn ganz abpoetisiert'!

Wie für Götz und Iphigenie hat es für den Tasso eine lange stille Vorkeim-

zeit gegeben. Es war einer der Stoffe, die er ſeit früher Jugend im Herzen getragen und aus mancherlei Lebensquellen mit ſeinem Blute genährt hatte. Eine deutſche Überſetzung von Torquato Taſſos Heldengedicht ‚Das Befreite Jeruſalem‘ hatte der Knabe unter des Vaters Büchern gefunden und geleſen; noch im Elternhauſe las er die italieniſche Dichtung ſelbſt. Mit der Lebensgeſchichte Taſſos war er früh bekannt geworden. Ein leidenſchoftlicher italieniſcher Dichter, der on der rauhen Wirklichkeit zerſchellt: gab es einen verlockenderen Gegenſtand für den jungen deutſchen Dichter, deſſen künſtleriſche Zukunft ſich nur im Kampfe mit den Wirklichkeiten eines engen Lebens erfüllen konnte?

Doch dieſe dramatiſchen Antriebe waren zu allgemein, die Gegenſätze zwiſchen Dichter und Welt nicht nachfühlbar genug zugeſpitzt, — ſo ſchlummerte denn dieſer fruchtbare Keim, wie der zum Götz aus der Knobenzeit bis in dos Jungmannsalter geſchlummert hatte. Do führt die große Schickſalswende den ſchon berühmten Dichter on einen kleinen, kunſtliebenden Hof. Einen edlen Fürſten, ſchöne, dichtungsfreundliche Fürſtinnen, neidiſch feindliche Hofleute und Staatsmänner ſieht er ſich gegenüber. Die Gefahren des Lebens an einem Hofe für einen nicht zum Höfling geborenen Dichter bekommt er vom erſten Tage ſeines Eintritt in dieſen Kreis zu ſpüren, — und die Ähnlichkeit des Schickſales Taſſos mit dem ſeinigen, eine Möglichkeit, die jeder Tag verwirklichen konnte, wird wie ein warnendes Wetterleuchten durch Goethes Seele geflammt ſein. Verehrung bis zur Anbetung für die Herzogin Luiſe hatte er ſchon von Darmſtadt her mitgebracht, und ſeine Briefe aus den erſten Weimarer Jahren beweiſen das Vertiefen dieſes für eine ſo leidenſchaftliche Natur wie Goethe nicht über jede Gefahr erhobenen Gefühls. Einen Augenblick die Zügel immerwocher Selbſtbeherrſchung gelockert, ſo nur ein flüchtiges Überſtraucheln der kaum merklichen Grenze zwiſchen erlaubtem oder doch geduldetem Genieweſen und unverrückbarer Hofſitte, — und der bürgerliche Gaſt dieſes Herzogshofes war verloren. Hatte doch Goethe an einem ihm naheſtehenden Dichter dos ihn erſchreckende Beiſpiel erlebt, welche Folgen die Achtloſigkeit gegen die ungeſchriebenen Geſetze höfiſchen Lebens noch ſich zöge: on dem Straßburger Jugendgenoſſen L e n z, der ſich durch einen Verſtoß gegen die Hofſitte, wohl gor durch ein leidenſchaftliches Aufflackern gegen ein weibliches Mitglied des Hofes ſelbſt aus Weimar verbannt hatte (S. 345). Nicht bloß aus Mitleid mit Lenz, mehr noch unter der Phantaſiewirkung auf ſeine eigne Lage hatte damals Goethe on die Stein geſchrieben: ‚Die ganze Sache reißt ſo an meinem Innerſten, daß ich erſt dodran wieder ſehe, daß es tüchtig iſt und wos aushalten konn.‘

Die Gefahr für einen bürgerlichen Eindringling in die feſtumgitterte Sonderwelt eines der Großen dieſer Erde log nicht im Zuſammenſtoß mit irgendeinem der ſich im ererbten Beſitz wähnenden Hofbeamten von der Art des Antonio; ſie lag, zumal für einen ſich auch Fürſten gleichdünkenden Dichter, viel höher hinouf. Treffend hat ſchon Richord Wogner erkonnt: ‚Für den ſehr tief Blickenden gibt es hier eigentlich nur einen Gegenſatz, den zwiſchen Taſſo und der Prinzeſſin. Der Konflikt zwiſchen Taſſo und Antonio intereſſiert den Tieferen weniger.‘

Unter den papierenen Quellen zum Taſſo iſt die wichtigſte die 1785 erſchienene wiſſenſchaftliche Lebensgeſchichte Taſſos von dem Italiener Seraſſi, ein dicker Quartband, den Goethe zu Rom im März 1788 achtſam las und an den er ſich für manche wichtige Einzelheit eng anlehnte. Seraſſis Widerſprüche gegen ältere Werke über Taſſo, an die ſich Goethe für ſeine Proſaform gehalten, zwangen zu einer gründlichen Umarbeitung. Indeſſen da, wo er zu wählen hatte zwiſchen der unpoetiſchen geſchichtlichen Wahrheit Seraſſis und den ungeſchichtlichen, aber dichteriſch verwertbaren Anekdötchen älterer Darſteller, Manſos und Muratoris, entſchied ſich der Dichter meiſt für die Anekdote gegen die Wiſſenſchaft. Bei den Charakteren des Herzogs, Antonios und der Sanvitale hielt er ſich weſentlich an Seraſſi. Dieſer nennt Antonio einen Störenfried und Neidling (‚torbido ed invidioso‘) und berichtet, er ſei gegen Taſſo ‚anfangs ſehr freundlich geweſen; dann aber, ſei es wegen der Gunſt, die jener bei Hofe genoß, oder mehr noch wegen des ſtrahlenden Ruhmes, den er ſich erwarb, wurde auch er [gleich ſeinem Vorgänger Pigna] feindſelig‘.

Von Seraſſi entnahm Goethe den Zug, daß Antonio ſelbſt gern Dichter geweſen wäre, aber nichts geleiſtet hatte. Das Zurückweiſen des Kranzes, wenngleich bei andrer Gelegenheit, das mitleidvolle Verhalten Antonios nach Taſſos Zuſammenbruch, das Degenziehen — gegen einen von Taſſo verdächtigten Diener —, das Aufbrechen der Türen und Schriftenkäſten in Taſſos Zimmern; all dies fand Goethe bei Seraſſi, der zu dem letzten Punkte bemerkt, es habe ſich aus boshaftem Hofneid eine wahre Verſchwörung gegen Taſſo gebildet, an deren Spitze Antonio geſtanden habe. Entgegen Seraſſis Widerlegung blieb Goethe bei dem ungeſchichtlichen Kuß im fünften Akt. Die Sanvitale iſt bei Seraſſi die ſtets wohlgeſinnte Freundin Taſſos, was zur Beurteilung ihres Charakters bei Goethe zu beachten iſt.

*

Unterm 30. März 1780 vermerkt Goethes Tagebuch: ‚Gute Erfindung. Taſſo‘ (auf dem Wege nach Tiefurt), was nicht beweiſt, daß ihm juſt an jenem Tage der erſte Schöpfergedanke aufgeſtiegen iſt; es mag ſich um ein förderndes Weitererfinden gehandelt haben. Der Stoff beginnt zu gären, doch erſt im Oktober kommt der Beamte und Hofmann dazu, einen Akt niederzuſchreiben. Gleich darauf beginnt er den zweiten, bringt ihn jedoch inmitten der Lebensverzettelung in Weimar erſt im November 1781 fertig. Beide Akte, künſtleriſch unvollendet, weil in vorläufiger Proſa, bleiben bis zur Reiſe nach Italien liegen: ſo wenig wie für den Abſchluß des Egmont oder die höhere Kunſtform der Iphigenie wirkt die angeblich innige Teilnahme der Stein an Goethes Dichterplänen ſpornend aufs Fortführen und Vollenden des Taſſo. Wir leſen Goethes verzückte Schwärmerei über Charlottens gewähnten Einfluß auf das neue Stück, einmal von ihrem ‚gütigen Zureden‘ (S. 295); wir leſen aber in keiner Zeile ſeiner Briefe ein Wort verſtehenden Wiederklanges in ihrer Seele, der Anfeuerung durch ‚ein einziges bedeutendes Wort‘, wie es Goethe von Andern zu ſchätzen wußte. Alle Taſſo-Briefe Goethes an die Stein von 1780 und 1781 ſind bloße Selbſtgeſpräche.

Vollends beim künſtleriſchen Abſchluß des Taſſo nach der Rückkehr aus Italien hat Goethe ſicher nicht im mindeſten mehr an die Stein gedacht, als er ſeine Prinzeſſin ſchuf. Möglich, daß er Stellen aus dem Ur-Taſſo, die vielleicht dem Phantaſiebilde von der Stein gegolten hatten, umformend benutzte; ſoll aber von einem Vorbilde für die zarte Holdſeligkeit der Prinzeſſin geſprochen werden, dann nur von der Herzogin Luiſe, die ſich grade in jenen Tagen beſonders feinſinnig gegen Goethe erwies. Damals iſt ihm die ſchon längſt geahnte Wahrheit voll aufgegangen, daß die Herzogin das edelſte Herz und der feinſte Geiſt in Weimar war, und daß neben ihr die meiſten Weimarer Frauen unbedeutend, ja im höchſten Sinne wertlos erſcheinen mußten.

Kurz vor dem Verlaſſen Roms wurde der Taſſo wieder vorgenommen: ‚Wie der Reiz, der mich zu dieſem Gegenſtande führte, aus dem Innerſten meiner Natur entſtand, ſo ſchließt ſich auch jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz ſonderbar ans Ende meiner italieniſchen Laufbahn‘ (28. 3. 1788 an Karl Auguſt). Am Schluſſe der ‚Italieniſchen Reiſe‘ heißt es: ‚Ich ermannte mich zu einer freieren poetiſchen Tätigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen.‘ Wie er beim Scheiden von Rom an den verbannten Ovid gedacht (S. 402), ſo fühlte er mehr als je den Trennungsſchmerz Taſſos nach dem Ausbruch der Leidenſchaft, die ihn für immer aus der Nähe der angebeteten Prinzeſſin vertrieb. ‚Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele‘, heißt es in der Italieniſchen Reiſe weiter, ‚die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück.‘ Auf der Rückreiſe von Rom, ‚in den Luſt- und Prachtgärten‘ von Florenz, im Boboli-Garten, dichtete Goethe die letzten Auftritte des Stückes vorweg, griff den vierten Akt im November 1788 in Weimar an, ſchritt rückwärts zum dritten Akt und vollendete das Werk im Juli 1789. Im Frühling 1790 erſchien Taſſo als ſechſter Band der Göſchenſchen Geſamtausgabe von Goethes Werken. Die Handſchrift des Proſa-Taſſo wurde vernichtet.

Über die ‚Idee‘ des Dramas hat ſich Goethe mit dem gewohnten Widerwillen gegen das Aufſtöbern der Ideen in ſeinen Werken zu Eckermann ausgeſprochen (6. 5. 1827):

Idee? Daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenſchaften zuſammenwarf, entſtand mir das Bild des Taſſo, dem ich als proſaiſchen Kontraſt den Antonio entgegenſtellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältniſſe waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: *ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch.*

Zu Karoline Herder bezeichnete er den Urgrund des Taſſo als ‚*die Disproportion des Talents mit dem Leben*‘, und hierüber hinaus bringt keine wortreichere Erklärung des Inhaltes. Taſſo iſt das Seelentrauerſpiel des Dichters, noch allgemeiner des hochſinnig fühlenden Phantaſiemenſchen und Künſtlers im Zuſammenſtoß mit der phantaſiearmen feindlichen Welt. Den

Kampf, worin Taſſo, der Nur-Dichter, unterliegt, hatte Goethe geführt und ſiegreich beſtanden, weil ſeine mächtige Dichterphantaſie in den ehernen Zügeln der Weltklugheit hinſchritt, weil ſeine Seherſchaft ihn alle mögliche Handlungsfolgen auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit vorausſchauen ließ. Im Taſſo ſtellte er die eine der Möglichkeiten dar, die eintreten mußte, wenn die Zügelführung des Phantaſiemenſchen auf der ſchmalen Straße zwiſchen Abgründen ein einzig Mal erſchlaffte.

Aus dieſem Grundgefüge zweier verſchiedener Menſchenwelten folgen deſſen Verkörperungen durch einzelne Vertreter. Taſſo ſteht im fein abgeſtuften Gegenſatze zu allen vier Mitſpielern, auch zu den ihm freundlich, ja liebevoll geſinnten Menſchen. Alphonſo iſt ihm ein wahrhaft gnädiger Herr, aber — er iſt der Herr und läßt es ihn im entſcheidenden Augenblick fühlen. Leonore Sanvitale will dem Dichter wahrhaft wohl, doch ſich ſelbſt noch wohler. Und die Prinzeſſin, die ihn mit einer tiefen Liebe im Herzen trägt, iſt in der Schickſalſtunde mehr Prinzeſſin als liebendes Weib und außerſtande, den kleinſten Willensaufſchwung über ihr Prinzeſſinnentum zu verſuchen. So ſteht denn der Dichter am Hofe zu Ferrara, dem Dichterhofe vor allen andern, einſam da, ſo einſam wie der Dichter überall auf Erden, und dieſe Einſamkeit iſt die Grundſtimmung des tiefſten Seelendramas Goethes, wenn wir den Fauſt als ein ganz einziges Gebilde ſeiner einzigen Art hier beiſeite laſſen.

Über Taſſos Gegenſatz zu Antonio braucht nicht viel geſagt zu werden; Taſſo ſelbſt deutet ihn zuerſt einſeitig an:

Er beſitzt,
Ich mag wohl ſagen, alles, was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt,
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen, —
Die Grazien ſind leider ausgeblieben.

Auch die oft angezogenen und für entſcheidend angeſehenen Worte der Sanvitale:

Zwei Männer ſind's, ich hab es lang' gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte —

dringen nicht in die Abgrundtiefe dieſes Gegenſatzes. Taſſo allein ahnt und fühlt ihn: den Gegenſatz zwiſchen dem aufrechten Mann und dem Höfling, dem edlen und dem weltklugen; noch ſchärfer: zwiſchen dem edlen und dem unedlen. Es iſt kein Ausbruch krankhafter Wut, ſondern nur die ſchrille Stimme eines ſeheriſchen Gefühls, wenn Taſſo zu der Sanvitale ausruft (4, 2):

Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind. —
Ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luft entreißen, ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Zwiſchen den Welten Taſſos und Antonios gibt es ewig keine Verſöhnung, ſoll es auch keine geben.

‚Der Taſſo iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch‘, leſen wir bei Eckermann; doch braucht's nicht ſolcher Selbſtbekenntniſſe Goethes, um ſein Drama vom Kampf eines Dichters mit der Welt, gar mit der Welt eines Hofes, als ein Erlebnisgedicht anzuſehen. Mehr faſt noch als Werther iſt Taſſo von Goethes äußerm und innerm Leben durchtränkt, wenn man gleich nicht jeden Auftritt, jeden Vers auf perſönliche Beſtandteile unterſuchen darf. Goethe ſchaltet wie immer in ſeinen Erlebniswerken künſtleriſch frei mit dem Stoff; er läßt ihn unverändert, miſcht ihn nach höheren Zwecken, verſchleiert ihn halb, wandelt ihn bis zur Unkenntlichkeit, — kurz, er ſchafft ein in ſich ruhendes Kunſtwerk, nicht ein Schlüſſeldrama.

Der gelehrte Goethe-Forſcher mag den Reiz ſeines beruflichen Sondergenuſſes an Dichtungen durch die Kenntnis jeder erforſchbaren perſönlichen Beziehung im Taſſo erhöhen; wäre dem gebildeten Leſer dieſe Kenntnis zum vollen Verſtändnis und Genuß unentbehrlich, ſo wäre das der Todeskeim für die Dauer des vollendetſten Künſtlerwerkes Goethes. In Wahrheit braucht man nicht einmal zu wiſſen, daß der Dichter des Taſſo ſelber an einem Hofe gelebt hat, um die ganze Empfindungstiefe des Dramas auszuſchöpfen, jeden ſeinen reinmenſchlichen oder künſtleriſchen Zug voll zu würdigen. Darum unterbleibt hier der Nachweis der vielen Stellen, wo Weimar und Ferrara ineinander ſpielen, gleichwie das ſchulmäßige Nacherzählen der Begebenheiten unterbleibt. Der Leſer kennt Goethes Taſſo und wird ihn, nicht bloß zum Verſtändnis des Folgenden, noch einmal und öfter leſen. Nur einige nicht obenauf liegende, für Goethes Innenleben beim Abſchluſſe des Taſſo wichtige Stellen ſeien herausgehoben.

Erſt nach der Ernüchterung vom Dichterrauſche für die Stein wurden die Verſe im erſten Auftritt des erſten Aktes geſchrieben, die Leonore zur Prinzeſſin ſpricht:

Uns liebt er nicht, — verzeih, daß ich es ſage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und ſein Gefühl teilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchſte, was wir lieben können!

Dagegen klingen Taſſos Worte in dem leidenſchaftlichen Auftritt mit der Prinzeſſin (5, 4), die in den letzten italieniſchen Wochen entſtanden, wie eine Umſchreibung der Proſa in Goethes Brief an die Stein vom 21. 2. 1787 (vgl. S. 327):

Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Sein, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt.

Die mancherlei Huldigungen für Karl Auguſt findet der Leſer ſelbſt, und ein Goethe durfte das edelſtolze Prophetenwort wagen:

Und es iſt vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine Tat dem Enkel wieder.

*

Der ſich beim jedesmaligen Leſen erneuende und ſteigernde Kunſtgenuß am Taſſo fließt weit mehr aus der Freude an der Lebensfülle und -Wahrheit der Geſtalten als aus der Handlung. In keinem zweiten dichteriſchen Werke hat Goethe dieſe Feinheit der Menſchenzeichnung erreicht. So tief und eigen gefühlt ſind die fünf auf und gegen einander wirkenden Menſchen, daß bis zur Stunde ihre Charakterbilder im Urteil der Leſer ſchwanken.

Von dem Helden heißt es bei Goethe: ‚Ich hatte in meinen Taſſo des Herzblutes vielleicht mehr als billig iſt transfundiert.‘ Taſſo wird von den Meiſten ohne tiefere Prüfung vorwiegend als ein zügelloſer Phantaſiemenſch aufgefaßt, bei dem die Leidenſchaft alle Klarheit und Ruhe überflute. Leidenſchaft in den Zügeln durchdringenden Verſtandes: ſo war Goethe bis weit über ſeines Lebens Mitte hinaus, — ſo iſt der Held ſeines Dramas. Was Antonio über Taſſo Gegenteiliges ſagt, iſt die abſichtsvolle Einſeitigkeit des Feindes. Mit wie vornehmer Miſchung aus Selbſtbewußtſein und Beſcheidenheit des wahren Meiſters überreicht Taſſo dem Herzog ſein Werk, von dem er weiß, ‚noch bleibt es unvollendet, wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte‘:

Allein, war ich beſorgt, es unvollkommen
Dir hinzugeben, ſo bezwingt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängſtlich, möcht' ich nicht undankbar ſcheinen.
Und wie der Menſch nur ſagen kann: ‚Hie bin ich!‘
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreun,
So kann ich auch nur ſagen: ‚Nimm es hin!‘

Wir hören Goethe ſelbſt reden, ja es laſſen ſich gleichgeſtimmte Briefſtellen nennen. Er ſpricht auch aus Taſſos Worten:

Euch zu gefallen, war mein höchſter Wunſch,
Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis,
In dem ſich meine Seele gern verweilt —

und wir können dieſe Verſe gradezu als den Ausdruck einer der weſentlichen Seiten ſeiner Weimariſchen Gefühlswelt anſehen.

Man erinnere ſich der ſo natürlichen Dichterfreude Goethes nach den Erfolgen des Götz, des Werther und der von ihr untrennbaren Ehrfurcht vor den höchſten Kunſtzielen, um Taſſos Zurückſchrecken vor dem Lorbeerkranze (1, 3) als aus Goethes Herzblut gefloſſen zu empfinden:

O laß mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Und iſt ein wilder Knabe, für welchen Antonio dieſen Dichter ausgeben will, jener der feinſten Sitte kundige, eben gekrönte, ſcheu zurückhaltende Mann, der ſich beim erſten Auftreten Antonios (1, 4) in den Hintergrund ſtellt und erſt ſpät ruhig die ſachliche Frage tut, ob der ſo hochgerühmte Papſt die Wiſſenſchaft, die Kunſt beſchütze? Mit wie ſtraffer Gewalt bezwingt ſich Taſſo beim Zuſammenprall mit dem ihn von der erſten Erwiderung an gefliſſentlich aufreizenden Antonio! Ein des Selbſtzügelns unfähiger Mann würde viel früher gegen den giftigen Aufſtacheler losgebrochen ſein oder ihm verächtlich den Rücken gewandt haben. Er zieht den Degen erſt nach groben Beleidigungen, die jedes Ehrengericht beſtrafen würde. Schnell faßt ſich Taſſo beim Eintritt des Herzogs:

Ich bete dich als eine Gottheit an,
Daß du mit einem Blick mich bändigeſt.

Und wie gehalten zeigt ſich Taſſo als Zimmergefangener (4, 1)! Wem nach der Stunde höchſten Glückes ſolch Unheil widerfahren, wer ſo aus allen Himmeln geſtürzt iſt, dem ſehen wir ein Übermaß des Schmerzes nach:

Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt und läßt mich hier
Auf düſtrem, ſchmalem Pfad verloren ſtehn.

Mit Fug empfindet Taſſo ſelbſt die leichteſte Strafe vom erhabenen Sittlichkeitsſtandpunkt als ein Unrecht: das höhere Recht beim Zuſammenſtoß mit Antonio war auf ſeiner Seite. Richard Wagner ſchon fragte: ‚Wer hat hier recht, wer unrecht? — Endlich gewinnt doch unſer Herz, wer am meiſten leidet, und eine Stimme ſagt uns auch, daß er [Taſſo] am tiefſten blickt.‘

Wie ſeltſam, daß man ſtets an dem Urteil der Sanvitale über Taſſo vorbeilieſt, das in der Tat mit allem übereinſtimmt, was wir von Taſſo ſelbſt zu hören bekommen:

Und deine Sanftmut, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem gibſt, was ihm gehört,
Dein Gleichmut, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe ... (4, 2).

Sogar Taſſos Selbſtgeſpräch am Schluſſe des vierten Aktes mit den vorwurfsvollen Zweifeln an der Prinzeſſin iſt nicht Wahnſinn, iſt nur das berechtigte Gefühl, ſie, die ihn liebt, müſſe den Mut ihrer Liebe haben:

Auch Sie! Auch Sie! Entſchuldige Sie ganz,
Allein verbirg dir's nicht: auch Sie! auch Sie —
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten, wenn Sie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht Ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Und eh' nun die Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen auseinander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an
Und wiederhole nur: auch Sie! auch Sie!

Es iſt ſehr billige Weisheit, dem Unglücklichen Beſonnenheit und kaltes Blut anzuraten; Taſſo iſt unfähig, auf ſolche Mahnungen kaltblütiger Ratgeber zu hören. Und wenn er zuletzt im Überſchwang der Seligkeit, nach dem ſcheuen Eingeſtändnis der Prinzeſſin:

Ich muß dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz dich nicht —

ſich einen Augenblick vergißt und die liebende Geliebte ans Herz drückt, — werden wir ihn darum für wahnſinnig oder für verworfen halten? Bloß darum, weil ſie eine Prinzeſſin iſt, ihn verdammen? Iſt nach allem Vorausgegangenen Taſſo allein oder am meiſten ſchuldig? Hat er keinen Anſpruch auf ein Wort verzeihenden Abſchieds? Wie zart klingt ſeine nur ſich ſelbſt anklagende Verzweiflung:

O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh, dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen!

Goethe fand das Urteil des Franzoſen Ampère, Taſſo ſei ein geſteigerter Werther, ſehr treffend, und bei richtigem Verſtändnis des Wortes ‚geſteigert', nämlich ins wahrhaft Tragiſche, werden wir Ampère zuſtimmen. Taſſo ſteht ſo hoch über Werther, wie der ſich beherrſchende Menſch voll Leidenſchaft über dem Willenloſen. Der Zuſammenbruch Werthers wirkt nicht mit voller Tragik, denn da vernichtet ein ſchon Schwerkranker ſich ſelbſt; Taſſo geht unter im Scheitern ſeines edelſten Wollens an den Klippen einer minder edlen Welt.

*

Alphonſos Weſen bedarf keiner langen Erklärung. Er iſt hochherzig, mild, vornehm klug, wahrhaft fürſtlich; doch er bleibt der Fürſt, der bis zu den äußerſten Grenzen edlen Fürſtenſinnes, nicht darüber hinaus zu den Gipfeln höchſter reiner Menſchlichkeit emporzuſteigen vermag.

Die Prinzeſſin iſt die zarteſte Menſchenblume, die Goethe je erſchaffen, und nie waren ſeine Pinſelzüge ätheriſcher als in den Verſen, worin ſie der Sanvitale ihre ſich ſelbſt verhehlte Liebe für Taſſo geſteht, nein aushaucht (3, 2):

Er ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu ſehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch,
Mit ihm zu ſein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn!
Und täglich ſtimmte das Gemüt ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämm'rung fällt nun vor mir ein!

Nach einer kurzen Zwischenrede Leonorens fallen die rührend deutlichen Worte:

Ihn mußt' ich ehren: darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir: Entferne dich von ihm!
Ich wich und wich, und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!

Das Vorbild für solche zarte Holdseligkeit bot nach der Rückkehr aus Italien ganz gewiß nicht mehr Charlotte von Stein.

Leonore Sanvitale leidet unter dem Schlagwort ‚kleine Schlange', das Tasso für sie in der augenblicklichen Erregung prägt (4, 3). Wohl menschelt's bei ihr ein wenig, ihr fehlt ein Letztes an selbstloser Güte; sie ist wirklich etwas berechnend auch da, wo sie dem Andern wohltun will, und Tassos Wort von der Absicht, die verstimmt, trifft nicht ganz an ihr vorbei. Doch nicht ohne guten Bedacht legt Goethe grade ihr, der mit Bewußtsein Kunstverständigen, die herrliche Lobpreisung des Dichters auf die Lippen (1, 1):

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.

*

Antonio ist eine wichtige, nicht die entscheidende Gestalt. Der Untergang Tassos im Zusammenstoße von Welt mit Welt würde auch ohne Antonio eintreten; durch ihn erfolgt nur die dramatisch notwendige Beschleunigung und Zuspitzung. Man kann nicht sagen, daß Goethe klügelnd kaum entwirrbare Rätsel in Antonios Charakter hineingeheimnißt hat. Dieser ist gar nicht so schwer zu begreifen, und wenn er oft mißverstanden wurde, so liegt das wohl zumeist daran, daß er zu einem Lebenskreise gehört, in den die Erfahrungskenntnis der meisten Leser und Erklärer nicht hineinleuchtet. Antonio ist ein hoher Beamter des Fürsten; seine Charakterzüge sind die eines nur durch Machtrausch beglückten, nach Sicherheit und Mehrung der Macht strebenden Beamten, — alle vertieft und verstärkt durch die engste Beziehung zum Fürsten und dessen Hofe. Ein Machtstreber ist Antonio, einer von den unaufhaltsamen, unerbittlichen, undurchdringlichen, deren Weg — wie man heute sagt und wie Goethe lange vor uns wußte —, wenn's sein muß, über Leichen geht. Wer niemals leibhaftige Menschen dieser Art sich hat auswirken sehen, hat kein deutliches Bild von ihnen; kein Wunder, daß Antonio die meisten scharfsichtigen Forscher täuscht, wie er ja seinen Fürsten und die Seinigen zu täuschen versteht.

Antonio ist der einzige Bösewicht großen Stils, den Goethe zu schildern unternahm, und er ist ihm meisterlich gelungen; die kleinen Schurken in der ‚Natürlichen Tochter' sind gegen ihn Nebenwerk. Auf seine Weise, in seinem Kreise ist

er ſo rund und voll wie Jago im Othello. Im ſtrebenden, ſich wechſelſeitig befehdenden höheren Beamtentum, nun gar am Hofe, verliert die Teufelei ihre groben Außenzüge. Unter ‚Stürzen‘ verſteht man dort nicht den gewaltſamen Sturz die Treppe hinunter oder zum Fenſter hinaus; da wird nicht mit trinkbaren Giften, ſondern mit Worten, Gebärden, ja mit Schweigen vergiftet. Der aber, dem es gilt, iſt ſo ſicher ein toter Mann, wie nur einer, der dem Verbrecher Jago im Wege ſteht. Nie zuvor, nie wieder hat Goethe in einem Menſchengeſtaltenden Dichterwerk mit ſo tiefdringender Berechnung jedes Wort abgewogen, wie in den Reden Antonios.

Daß er hier nach Vorbildern ſchuf, iſt ſicher: eine Geſtalt wie Antonio entſteht durch keine noch ſo feheriſche Antezipation; die will geſchaut und erlebt ſein, und Goethe hatte ihrer etliche am Weimariſchen Hofe gekannt, zumal in den erſten Jahren. Graf Görtz, der allmächtige Miniſter während der Unmündigkeit Karl Auguſts, für einige Züge auch Fritſch, haben ihm Modell ſtehen müſſen; doch ſind damit längſt nicht alle Quellen ſeiner Hofmenſchenkunde bezeichnet. Wie viel bittere Erinnerungen mögen ihm die vollberechtigten Verſe eingegeben haben (2, 4):

Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch, wie ein unerzogner,
Unedler Menſch, ſich gegen mich betragen.

Nicht immer war es bloß bei neidiſchen Briefen wie dem des Herrn von Seckendorf (S. 334) geblieben, und nicht überall konnte der Arm des jungen Fürſten ſeinen Dichter vor höfiſcher Überhebung und Kränkung ſchützen.

Über den Streber lautet das Urteil der Kenner: frech nach unten, kriechend nach oben. Man prüfe daraufhin die Worte Antonios (1, 4) zu Taſſo gleich bei der erſten Begegnung:

Mir war es lang bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und du erfährſt,
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Welch flegelhafter Angriff auf den edel beſcheidenen Dichter in Gegenwart des Fürſten! Doch Antonio weiß, daß die Roheit ſtraflos bleiben, ja überhört werden wird, denn — ſie enthält ja zugleich eine Schmeichelei für Alphons; keine von den feinſten, aber juſt fein genug, um ihm wohlzutun, ſo daß er ſie wortlos gelten läßt.

Taſſo iſt angedonnert und ſchweigt; die Prinzeſſin fühlt ſich zur Abwehr gedrängt:

Wenn du erſt ſiehſt, was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.

Antonio führt den herabſetzenden Angriff auf Taſſos Dichterwerk fort, ohne es zu kennen, wiederum in der Form einer Schmeichelei für den Hof:

Er iſt durch Euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo Ihr preiſen könnt?

Er ſieht Taſſo bekränzt und weiß, wieviel dieſer Kranz bedeutet. Er ſieht Arioſtos Büſte bekränzt, und ſogleich nutzt er dieſe zweifache Bekränzung zu einer neuen, unter Redeblumen liſtig verborgenen Herabſetzung des vor ihm ſtehenden

Dichters. Schwungvoll übertreibend preiſt er die bunte ſpieleriſche Fabelwelt Arioſtos als das Höchſte, was der Dichtkunſt gelingen kann, und ſchließt mit dem feinbefiederten, tödlichſpitzen Pfeil:

Wer *neben* dieſen Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine *Kühnheit* ſchon den Kranz —

wiewohl doch nichts in Taſſos Worten, nichts in ſeiner Bekränzung durch die Prinzeſſin in zufälliger Nähe einer Büſte Arioſts auf ein kühnes Überheben Taſſos gedeutet werden darf. Wie vornehm, wie edel wehrt dieſer im zweiten Akt einen ſolchen Vorwurf ab:

Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr ergötzt,
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.

Antonios Machtſtreben duldet keinen Zweiten in der Gunſt des Herrn. Taſſo genießt dieſe Gunſt, Antonio neidet ſie ihm, wie Jago Othellos Gunſt dem Caſſio neidet, — folglich muß Taſſo vernichtet werden. Alphonſo hat Einſicht genug, dieſen Neid zu erkennen; aber der Neidkampf zweier Günſtlinge iſt ſelbſt für den edlen Fürſten eine Huldigung: ſie kämpfen ja um ſeine Gunſt, und ſo läßt Alphonſo ſeinen nützlichen Staatsmann gegen den nur zierenden Dichter gewähren.

Antonio, Mann zu Mann, verhehlt nicht einmal ſein brennendes Neidgefühl (2, 3):

Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.

Ihm hat die Prinzeſſin keinen Kranz aufs Haupt gedrückt, obwohl ihm doch nach ſeiner Meinung große Taten gelungen ſind. Eitle Wichtigtuerei gehört mit zum Streber; Antonios gewaltige Tat iſt eine Grenzberichtigung mit dem Papſt, ſie ſetzt er mit dem Dünkel des Banauſen einem großen Dichterwerk entgegen (2, 3):

Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von ſehr verſchiedner Art; ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Man leſe den Brief des Miniſters Fritſch, der ſonſt kein Antonio war, gegen die Berufung des ‚Dr. Goethe' (S. 278), um zu fühlen, aus welcherlei Erlebniſſen heraus der große Streitauftritt im Taſſo entſtand. Der Auffaſſung vom Dichter als einem glücklichen Spaziergänger iſt Goethe unter Hofgeſinde und Beamtenſchaft ſicher gar oft begegnet.

Antonio iſt ein Schurke, ein mit feineren Mitteln als Jago arbeitender, aber ein Schurke; der Beiden Ziel iſt das gleiche: einen Menſchen zu verderben, mindeſtens unſchädlich zu machen. Weil Antonio, ein Meiſter kluggeſetzter Rede, kein überlautes Wort ſpricht, den Degen in der Scheide läßt, ſeine wahre Abſicht dem Mächtigen verbirgt, ſie dem Ohnmächtigen je nachdem enthüllt oder verſchleiert, hat man ihn vielfach für einen ganz ehrenwerten Mann, höchſtens mit einigen unerfreulichen Nebenzügen, gehalten. Bei Hofe ſagt man nicht ſo laute Worte wie Schurke, da vollzieht ſich die abgeſeimteſte Schurkerei in wohlgeſetzten Reden, und fällt das Opfer, ſo hat der Schurke es nach den feinſten Regeln höfiſcher Sitte

zu Falle gebracht und bleibt nicht nur ſtraflos, ſondern ſteht gar noch edel und hilfreich da. Kann man den dritten Auftritt des zweiten Aktes aufmerkſam leſen, ohne hinter jedem Wort Antonios deſſen Abſicht lauern zu ſehen, Taſſo aus dem Wege zu räumen? Jeder Vers ein Nadelſtich, jeder Satz ein Pfeilwiderhaken. Er *will* Taſſo reizen, und es gelingt ihm trotz deſſen bewundernswerter Selbſtbeherrſchung. Ohne Antonio ſchmeicheln zu wollen, kommt ihm Taſſo voll Anerkennung, ja Klugheit weit entgegen:

Ich weiß, daß du das Gute willſt und ſchaffſt.
Dein eigen Schickſal läßt dich unbeſorgt;
An andre denkſt du, andern ſtehſt du bei,
Und auf des Lebens leichtbewegter Woge
Bleibt dir ein ſtetes Herz.

Taſſo erbittet ſich Antonios Freundſchaft nicht ins Leere hinein; er, der leidenſchaftliche, der weltfremde, unterwirft ſich voll Ergebenheit dem Rate des weiſeren Mannes:

O nimm mich, edler Mann, an deine Bruſt
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Selbſt hieraus preßt Antonio den neidvollen, durch nichts begründeten Vorwurf:

Du biſt gewöhnt, zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.

Dann folgt die bekrittelnde Gehäſſigkeit gegen Taſſos Dichtergabe, die hohnvolle Verachtung, die hinterliſtige Aufſtachelung, bis Taſſo, planvoll aufs teufliſchſte gereizt, den Degen zieht und das Unheil ſeinen Lauf nimmt. Mit voller Wahrheit, wie es nur ein unparteiiſcher Zeuge könnte, ſchildert der Dichter dem hinzukommenden Fürſten den Vorgang:

Zutraulich naht' ich ihm, er ſtieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bittrer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte — dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Glut gewaltſam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Schörfer, doch immer noch wohr in der ſpöteren Rede: ‚Allein, wie tückiſch ſeine Zunge' uſw.

Der gonze Auftritt zwiſchen Alphons, Taſſo, Antonio (2, 4) erinnert, Goethen ſicher unbewußt, im Kern wunderbar an den im Othello (2, 3), wo Jago, der Wirkung ſicher, den verhaßten Caſſio zur Trunkenheit aufſtachelt, bis Othello erſcheint und Caſſio beſtraft.

Am unzweideutigſten, wenigſtens für den Leſer, der in des Dichters Geheimnis iſt, nicht für den Fürſten, enthüllt ſich Antonios heuchleriſche Niedrigkeit in dem auf den Streit folgenden Auftritt. Er weiß, wie furchtbar er Taſſo gereizt hat, weiß, daß er ihn reizen wollte, alſo ſelbſt ruhig bleiben mußte, und hetzt nun Alphonſo auf:

Du findest mich, o Fürst, gelassen stehn
Vor einem, den die Wut ergriffen hat.

Auf den Grund des Zwistes geht er natürlich garnicht ein, sondern flüchtet sich hinter die Hofsitte, den Bruch des Burgfriedens. Er spielt den Edelherzigen: ‚Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder verklagen, noch mich selbst verteidigen‘; verweigert ihm sogar die ritterliche Genugtuung, aus einem Grunde, der zur tückisch aufhetzenden Angeberei wird:

Denn wie er steht, ist er kein freier Mann.
Es waltet über ihm ein schwer Gesetz,
Das deine Gnade höchstens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.

Da es dennoch scheint, Alphons möchte Tasso verzeihen, bauscht Antonio mit berechnender Heimtücke den Verstoß gegen den Hofbrauch zu einem todwürdigen Verbrechen auf:

Ob du auch so, mein Fürst,
Ob alle deine Diener diese Tat
So unbedeutend halten, zweifl' ich sehr. —
Deine Väter haben — diese Ruhe
Mit schweren Strafen ernst und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Ansehn der Person, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück.

Alphons verhängt über Tasso nur Zimmerhaft, und unverschämt, aufreizend, doch wieder mit einem schmeichelnden Blick nach oben, spricht Antonio die gleisnerischen Worte: ‚Erkennest du des Vaters Milde nicht?‘ Erst Tassos hoheitvolle Abfertigung: ‚Mit dir hab ich vorerst nichts mehr zu reden‘ schließt jenem für den Rest des Auftrittes den Mund. Tasso zieht sich zurück, Alphons ist zu völligem Verzeihen geneigt (‚Er ist gestraft, ich fürchte, nur zu viel‘), — da stellt ihm Antonio arglistig die Wahl: wolle er gelind mit Tasso verfahren, so möge er das Schwert zwischen den Streitenden entscheiden lassen; er weiß, daß Alphons einen Zweikampf nicht zulassen, also Tassos Haft aufrechthalten wird.

Selbst da, wo sich Antonio scheinbar offenherzig gehen läßt, zur Sanvitale, heuchelt und schmeichelt er: es gebe einen Schatz, den man mit dem Hochverdienten niemals teilen werde, — die Gunst der Frauen. Er greift im Notfall zur blanken Lüge:

Konnst du es leugnen, daß im Augenblick
Der Leidenschaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürsten, auf die Fürstin selbst,
Auf wen es sei, zu schmähn, zu lästern wagt?

Bis dahin hat Tasso selbst in der größten Erregung kein unziemliches Wort gegen Fürst und Fürstin gesprochen.

Antonio wägt sorgsam ab: immer genau so viel Wahrheit, wie nötig ist, den Mächtigen oder Einflußreichen zu gewinnen; so viel Unwahrhaftigkeit, um seinen unerschütterlich festgehaltenen Zweck zu erreichen. Zur Sanvitale (3, 4):

Ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rat befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Wenn, wenn, — und doch weiß er ganz genau, daß es beim Wenn bleiben wird, daß es dabei bleiben ſoll: Taſſo hatte ſich ja mit ihm verſöhnen wollen, hatte ſeinen Rat höflich erbeten! Die kluge Sanvitale durchſchaut ihn:

So ohne Leidenſchaft, ſo unparteiiſch
Glaubt' ich dich nicht. Du haſt dich ſchnell bekehrt.

Die Scharfblickende hatte ihn vom erſten Eintreten richtig geſehen:

Eine Wolke ſtand,
Schon als er zu uns trat, um ſeine Stirn.

Hiermit vergleiche man Taſſos in den Kern der Dinge treffenden Worte an die Sanvitale über Antonio (4, 2):

O glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüt
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen

bis zu dem Verſe: ‚Dem armen, dem verwaiſten Jüngling gaben' (2318—2336, Werke 5, 149).

Zweifelhaft könnte Antonios Verhalten zu Taſſo im vierten Auftritt des vierten Aktes ſein. Mit ſcheinbar trefflichen Gründen, mit ſcheinbar herzlicher Aufrichtigkeit widerrät er dem noch immer gefürchteten Gegner, Ferrara zu verlaſſen. Als dieſer bei ſeinem Wunſche wegzugehen verharrt, verſpricht ihm Antonio: ‚Weil ich dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll, So wähl' ich denn den Weg, den du erwählſt.' Wie klingt das biederſinnig! Taſſo, allein zurückbleibend, läßt ſich nicht täuſchen:

Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen, daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde,
Beſtellet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtin Blick.

Trifft dies nicht wörtlich ſchon im nächſten Auftritt (5, 1) ein? Antonio vollführt ſein Meiſterſtück höfiſcher Verlogenheit: mit demſelben Atem, der Alphons meldet, er, Antonio, habe das Mögliche getan, Taſſo zum Bleiben zu bewegen, ihm zugeredet, ja gedrungen — was ja zutrifft —, ſtimmt er nun den Fürſten ſelbſt um, ſich Taſſos zu entledigen! Eine Flut kleinlicher, läppiſcher Schmähungen gießt er über den Abweſenden aus, ſo daß Alphons unwillig abwehrt: ‚Ich hab' es oft gehört und oft entſchuldigt.' Aber Antonio legt von neuem los, ſchließt die widerwärtige Anſchwärzung: ‚Willſt du von ihm wohl Freude *dir* verſprechen?' und rät dem Fürſten das Gegenteil deſſen, was er Taſſo eben noch ſo dringend angeraten:

Digitized by Google

Er kommt, entlaß ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzuſuchen, was er hier vermißt.

Und dieſen Menſchen haben vier geſcheite Leſergeſchlechter für einen edlen Mann, nur behaftet mit einigem entſchuldbarem Ehrgeiz, gehalten! Wie war das möglich? Weil Taſſo, innerlich ganz zerbrochen, vernichtet, ſich zuletzt zu Antonio wendet: ‚O *edler* Mann!‘ — mit einem ſtehenden höfiſchen Formelwort, nicht einem Charakterlobe, wie der Sprachgebrauch an der früheren Stelle (S. 480) beweiſt. Weil Antonio, nach der Erfüllung ſeines eignen Zweckes: der Vernichtung des Gegners, die billige Scheingutmütigkeit des triumphierenden Strebers hervorkehrt gegen den für immer abgetanen Taſſo. Unnötige Grauſamkeit gehört nicht zum Weſen Antonios; hierin unterſcheidet er ſich von Jago, dem über die Sättigung der Selbſtſucht hinaus das Böſe um des Böſen willen Freude macht. Antonio iſt ein ſtreberiſcher Staatsmann, als ſolcher kennt er nichts über die Erreichung ſeines nächſten Zieles hinaus. Nun, da der gefürchtete Nebenbuhler unſchädlich in ſich zuſammengebrochen iſt, kann jener ſich geſtatten, den Wohltäter zu ſpielen, übrigens auf Koſten des Herzogs; kann ihn ſogar ſeines gerührten Anteils verſichern und ein paar inhaltleere Troſtworte hinzureden. Und wiederum, wie immer in dieſem Drama, zeigt er ſich dadurch dem Fürſten, der Prinzeſſin, aller Welt als den edelherzigen Gemütsmenſchen.

Man führt immer die ſpieleriſchen Worte der Sanvitale an (3, 2):

Zwei Männer ſind's, ich hab' es lang gefühlt ...

Als ob die Natur ſolch Ungeheuer hätte formen *können*! Warum legt man nicht das Hauptgewicht auf die voraufgehenden Worte der Prinzeſſin:

Sieh das Außre nur
Von Beiden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! *Es widerſtrebt ſich alles*;
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.

*

Außer der Gretchentragödie hat Goethe nur noch *eine* volle Tragödie geſchaffen: Torquato Taſſo. Trotz ſeiner Tragödienſcheu hat er ſie hier ſchaffen *wollen* und unerbittlich bis dicht vors Ende geführt. Nicht weil der geſchichtliche Taſſo wahnſinnig im Zwangsgewahrſam endete und dieſer bekannte Abſchluß eines berühmten Lebens nicht willkürlich gewandelt werden durfte; ſondern weil Taſſos Untergang eine innere Notwendigkeit *ſeines* Dramas war: des Dramas zwiſchen der Seele dieſes Künſtlers und der beſondern Welt, in die er geſtellt iſt. Taſſos letzte Verſe täuſchen uns ſo wenig wie ihn ſelbſt über den tragiſchen Ausgang ſeines Schickſals:

Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Verſtand reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!

Und wir kennen die Natur des Felſens, an dem ſich dieſer ſcheiternde Schiffer endlich noch anklammert! Wer den Abſchluß nicht für volltragiſch hält, weil Antonio den beſiegten Gegner nicht ohne Obdach, Speiſe und Kleidung laſſen wird,

der hat nicht begriffen, was den Wert des Lebens für einen Menſchen wie Taſſo ausmacht. Auch die wundervollen Verſe, die in ihrer Schlichtheit herzbewegendſten, die Goethe je geſchrieben, die er ſelbſt, mit der Änderung eines Wortes, als Leitſpruch über die ſchmerzvoll ſchluchzende Marienbader Elegie (Werke 1, 201) geſetzt:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, was ich leide —

ändern nichts am völligen Zuſammenbruche des Dichters. Nie wieder geneſen wird er zu innerm Frieden; verzehren wird er ſich in der Qual der Sehnſucht nach dem einen geliebten Weſen, an das er ſein Herz verloren; ja ſelbſt die Gabe, zu ſagen, wie er leidet, wird verdorren in der Nacht ſeines Schmerzes.

Wie nichtig iſt gegenüber dieſer erſchütternden Herzenstragödie das Gerede von der Handlungsarmut des Stückes! Wie jammerſchade, daß Leſſing nicht noch die Jahre bis zum Erſcheinen des Taſſo gelebt hat, er, der die Sätze über das innere Drama, Goethes eigentlichſtes Herrſchgebiet, geſchrieben: ‚Gewiſſe Kunſtrichter finden in keinem Trauerſpiel Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, die Helden ſich balgen. Es hat ihnen nicht beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, eine Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andre aufhebt, eine Handlung ſei.‘ Für den Leſer, den Goethe ſich wünſchte, der ſich ‚ganz und gar in einem Buche verliert‘, mit Taſſo lebt und liebt und leidet, iſt dieſes Drama von ungeheurer Spannung. Der Sturm unter einer Schädeldecke iſt nicht minder Sturm, und ‚nicht da allein iſt Handlung, wo ſich der Froſch die Maus ans Bein bindet und mit ihr herumſpringt‘ (Leſſing). Die vielen Selbſtgeſpräche ſind vielleicht nicht ſehr bühnenbequem, ſie ſind aber der vollkommne Ausdruck der innern Form dieſer Dichtung, die ganz Seelendrama iſt.

Indeſſen auch äußerlich fehlt nicht die höchſte Spannung in dieſem Kampfe des Einen gegen alle Andern. Zweimal tritt Taſſos ärgſter Feind ihn in den Augenblicken an, da er auf des Lebens Gipfeln ſteht: im erſten Akt nach der Bekränzung, im zweiten nach den beſeligenden Worten der Geliebten. Anfangs ſchreitet die Handlung für Taſſo von Gipfel zu Gipfel aufwärts; dann ſtürzt ſie ihn jählings in einen Abgrund, woraus er ſich noch einmal zum höchſten Glücksgefühl der Erde erhebt, — unmittelbar daran ſchließt ſich der vernichtende Zuſammenbruch. Wir ſind an einem höchſtverfeinerten Hofe mit leiſeſtem Außenleben: da ſind Taſſos erregte Abwehrung des Kranzes, das Degenziehen und die Haft, das Liebesgeſtändnis der Prinzeſſin an Leonore, ihre Umarmung durch Taſſo, ſein verzweifelter Ausbruch der Anklage, ſein noch verzweifelterer Aufſchrei nach dem für immer verlorenen Glück wahre Erdbeben von Handlung.

*

Von Schiller haben wir nur ein flüchtiges Wort über den Taſſo. Er hält Hermann und Dorothea für dramatiſcher als Iphigenie und ſchreibt an Goethe: ‚Von dem Taſſo will ich garnicht reden‘ (26. 12. 1797). Schillers Grundgefühl

vom Weſen des Dramas verſchloß ihm die gerechte Würdigung eines faſt ganz innerlichen Dramas wie des Taſſo.

Goethe ſelbſt, in dem Schöpferſtolze, diesmal ſeine letzte Kraft an ein Werk ſeines Herzens geſetzt zu haben, konnte dem tiefen Mißmut über das Ausbleiben des Wiederklangs in den edelſten Seelen nicht wehren. Bis ans Lebensende ging ihm dieſer Kummer nach:

Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als ſei es möglich, ein deutſches Theater zu bilden. — Ich ſchrieb meine Iphigenie und meinen Taſſo und dachte in kindiſcher Hoffnung, ſo würde es gehen. Allein es regte ſich nicht und rührte ſich nicht und blieb alles wie zuvor. — Es fehlten die Schauſpieler, um dergleichen mit Geiſt und Leben darzuſtellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen (zu Eckermann, 27. 3. 1825).

Weſentlich anders ſteht es mit dem Taſſo noch heute nicht. Das Stück iſt zu ſehr reinſte Kunſt, um auf einer unſrer Bühnen zu wirken. Es iſt ein Leſedrama, nicht weil es undramatiſch iſt, ſondern weil der Zauber des Spiels und Gegenſpiels der Charaktere, der aus der Tiefe bewegten Handlung, der wunderſamen Seelenſprache, des Wogens der Verswellen gleich den Blutpulſen — nur vor einem ganz kleinen Kreiſe hochgeſtimmter Menſchen, am eheſten für den einzelnen Leſer in ſchweigender Einſamkeit, ungebrochen bleibt.

Taſſo iſt das einzige bedeutende Künſtlerlebensdrama der Weltliteratur. Man glaubt an einen großen Dichter Taſſo, deſſen Werke ja den meiſten Leſern ganz unbekannt ſind, weil ein ſo viel Größerer ihm ſeine Sprache geliehen, dieſe Sprache glühenden Empfindens, hoheitvollen Sinnes, reinſten Wohllautes.

Wenn trotz allem Goethes Taſſo nicht zu den Lieblingswerken der Mehrzahl ſelbſt der gebildeten Leſer gehört, ſo trägt die Schuld daran der Umſtand, daß es mit all ſeiner Menſchlichkeit den meiſten nicht genug allgemein Menſchliches darſtellt. Das Leben an einem Hofe kennen nur vereinzelte Leſer des Taſſo; es iſt für ſie ein fremdartiger Spiegel, der das Bild menſchlichen Lebens verengt und verzerrt. Für das Los eines Dichters im Kampfe mit der feindlichen Welt würde der gebildete Leſer zur Not Verſtändnis haben, denn Dichter leben unter uns, wir ſehen ſie ringen, ſiegen oder untergehn. Die von Goethe aus ſeinem Sonderleben gewählte Sonderform jenes Kampfes kann von nichthöfiſchen Leſern nicht ganz mitempfunden werden: wir kennen wohl den Kämpfer, wir kennen nicht genau ſeine Gegenſpieler. In Hofkreiſen hat der Taſſo von jeher ſeine verſtändnisvollſten Bewundrer gefunden. Selbſt Frau von Stein hat einiges davon begriffen; gewiß nichts von dem ‚ſchöngeiſternden‘ Taſſo, den Antonio aber ganz. Ihrem Sohne Fritz empfiehlt ſie, die nach Goethes Trennung von ihr faſt jedes ſeiner Werke mit bildungsloſen Urteilen bemäkelt, den Taſſo aufs eifrigſte, natürlich ohne eine Ahnung vom innerſten Leben dieſer Geiſtestragödie.

Vierter Abſchnitt.

Das Leben der Jahre 1788 bis 1794.

Perſönlicher Zeuge höchſt bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen geweſen zu ſein, gab mir die traurigſte Stimmung. (Annalen.)

Sich nach der Rückkehr van Italien wieder in das Weimarer Leben zu gewöhnen, war für Gaethe eine faſt noch ſchwierigere Aufgabe, als dreizehn Jahre zuvor das erſte Untertauchen in den Stram einer neuen Welt. Er war im Juni 1788 eigentlich mit Weimar fertig, hatte nichts mehr von deſſen Menſchen für ſich zu haſſen. Eine der abgeſtreiſten Schlangenhäute, die er ſinnbildlich ſa oft erwähnt, lag hinter ihm: welche neue würde ihm anwachſen? Jetzt wenn je mußte er ſelbſt und allein der Zimmerer ſeines Lebens ſein, und nach der tiefen Niedergeſchlagenheit in den erſten Tagen der Rückkehr ging er, vam Liebesglück mit Chriſtianen beſtügelt, mannhaft an das ſchwere Werk. Zu Herder heißt es in einem Briefe von 1788: ‚Ich fühle nur zu ſehr, was ich verlaren habe, ſeit ich mich aus jenem Elemente (Italien) wieder hieher verſetzt ſehe; ich ſuche mir es nicht zu verbergen, aber mich ſoviel als möglich auch hier wieder einzurichten.‘ — Am ſchmerzlichſten empfindet der Gaſt des Südens die Lichtloſigkeit des Nordens:

Das Wetter iſt immer ſehr betrübt und ertötet meinen Geiſt; wenn das Barometer tief ſteht und die Landſchaft keine Farben hat, wie kann man leben? — Wir drücken uns unter dem cimmeriſchen Himmel, der unglaublich auf mich laſtet. Alles wollte ich gern übertragen, wenn es nur immer heiter wäre.

Äußerlich verwandelt, wenngleich in ſeinem Kerne gleich geblieben, erſcheint auch uns Gaethes Weſen nach der Heimkehr. Weit über ſeine Lebensjahre hinaus — noch nicht 39! — iſt Goethe gereiſt, ‚ſolid‘ geworden, wie er die Wirkung ſeines Aufenthaltes in Rom bezeichnete. Sich ſelbſt erſchien er wie geweiht, und von nun an hielt er, zum Teil bewußt, auf Abſtand zwiſchen ſich und den meiſten Andern. Die trennende Mauer, von der er ſpäter einmal zu Schiller ſpricht, wurde damals zuerſt erhäht, und mit den Jahren wuchs ſie zur unüberſteigbaren Schranke zwiſchen ihm und der Welt da draußen empar.

Zu Chriſtianen iſt und bleibt er jugendlich wie in der Jungmannszeit; er wußte, warum er ſeine Briefe an ſie aus den erſten Jahren vernichtete. Andern gegenüber, auch den Freunden, verkühlt und verſteift er ſich; nur im erregenden Geſpräch über einen Lieblingsgegenſtand, zumal über Italien, belebt ſich die Rede, erglänzt das Auge, gibt er ſich mit ganzer Seele. Sa hat Schiller ihn bei der erſten Begegnung im Lengefeldſchen Hauſe geſehn und an Körner geſchildert:

Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksooll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtooll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. — Er ſpricht gern und mit

leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien. — Im ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden (12. 8. 1788).

Zum Zurückziehen in sich, zur kalten Abwehr gegen die Welt trug nicht wenig das veränderte, selbstbereitete Verhältnis zur deutschen Literatur bei. Allzulange war der neuschöpferische Dichter Goethe der Schriftsteller- und Leserwelt Deutschlands halb verschollen geblieben. Götz und Werther lagen fünfzehn und vierzehn Jahre zurück, eine neue Lesergemeinde war als ein neuer Pharao erstanden, der von Joseph nicht viel wußte. Goethe erschien der literarischen Welt als der im Ministeramt und Bildkunstleben ganz aufgegangene vornehme Herr, der einst ein großer Dichter gewesen, jetzt wohl noch zuweilen nebenbei dichtete, jedoch für die zukünftigen Bahnen der deutschen Literatur nicht mehr entscheidend in Frage kam. Weder Egmont noch Iphigenie hatten Goethes Ruhm beim Durchschnitt der Leser gesteigert; man vermißte an jenem die höchste Kunstform, den Vers, und stand dem Drama reiner Menschlichkeit im altgriechischen Sagengewande befremdet gegenüber.

Eine tiefe Gärung hatte sich der deutschen Gemüter in dem Jahrzehnt vor dem Ausbruch der Französischen Revolution bemächtigt. Man forderte vom Dichter mehr Gehalt an gemeinsam öffentlichem als an eignem Einzelleben und begrüßte mit stürmischem Beifall Schriftsteller, die in weniger schlackenfreier Form als Goethe mehr von dem aussprachen, was die Völkerwelt erregte. Zu Riemer hat sich Goethe nachmals eingehend über den neuen Zustand der deutschen Literatur und sein Verhältnis zu ihr bei der Rückkehr aus Italien ausgelassen:

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert um das, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne Heinses Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen —.

Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so vom wilden Studenten, als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich: denn ich glaubte, all mein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Diese lange nachher getanen Aussprüche enthalten manches auf die Vergangenheit kaum halb Zutreffende. Das Zusammenstellen Schillers, dessen Aufsteigen zu reinerer Kunst von den Räubern zum Don Karlos zutage lag, mit Heinse, dem sich immer wieder selbst abschreibenden Kunst- und Sinnenschwärmer mit nur einem Hauptwirkungsmittel, der Lüsternheit, war schief und ungerecht. Um 1788 durfte Goethe in Schiller längst nicht mehr bloß den Dichter

der Räuber erblicken; der Don Karlos und Schillers Briefe darüber (Juli 1788) wiesen ihn als reifenden, seiner Kunst bewußten jüngern Meister aus, und schon die Adelung der Form durch den Vers, zu der Schiller im Karlos als der erste nach Lessing, drei Jahre früher als Goethe in der Iphigenie, gegriffen, hätte diesem bei unbefangener Betrachtung den nach gleichen Zielen Strebenden zeigen müssen. Eingesponnen in die zahllosen Gewebe seiner Ämter; in Schillers zweitem Gipfeljahr, 1786 nach 1781, dem deutschen Leben für Jahre entflohen: so konnte Goethe den Mitstrebenden nicht schon damals gerecht würdigen, und acht Jahre mußten vergehen, bis sich auf ihrer Lebenshöhe unsre zwei Größten fanden, die sich unter glücklicherer Gestirnung gar wohl auf einer der früheren, noch reizvolleren Werdestufen hätten begegnen können. Schiller hatte seinem Volke neuen Gehalt durch das kühne Anpacken großer Völker- und Menschheitfragen geboten; Goethe war auf dem Punkt angelangt, wo ihn der Stil, die Form beinah so wichtig dünkten wie das Wesen.

Sogar gegen Heinse war er nicht ganz gerecht. In Italien hatte sich Goethe auf die alleinseligmachende Antike eingeschworen; alle Kunst, die sich nicht aus ihr herleitete, erschien ihm barbarisch. Auch Heinse hatte jahrelang in Italien geweilt, sich indessen frei gehalten von jener Einseitigkeit der Kunstbetrachtung, die durch Winckelmann mit feurigen Zungen gepredigt worden war. In seinem wüsten Roman ‚Ardinghello' (1786) hatte er innerhalb eines grobsinnlichen, geschmacklosen Erzählungsrahmens eine Kunstansicht vorgetragen, die siegreicher als die Goethische geblieben ist und noch heute fortwirkt. Einer der wichtigsten Sätze im Ardinghello lautete: ‚Jedes Volk, jedes Klima hat seine eigentümliche Schönheit', also nicht bloß die griechische Kunst; und ein andrer Satz: ‚Die Kunst kann sich nur nach dem Volke richten, unter welchem sie lebt.' Heinse war der erste unsrer bedeutenden Kunstschriftsteller, der die noch von Lessing geringgeschätzte Landschaftmalerei in ihre Rechte einsetzte und die von Winckelmann und Goethe damals kaum beachteten Rubens und Rembrandt nach Verdienst würdigte.

*

Das mit der Rückkehr aus Italien und dem Liebesbunde mit Christiane anhebende neue Leben forderte das Aufräumen der wertlosen Trümmer des alten. Der Bruch mit Charlotte von Stein wäre erfolgt, selbst wenn Christiane nicht dagewesen wäre. Daß dies kein Vermuten ins Leere ist, beweisen Goethes Briefe an die Stein und sein dürftiger Verkehr mit ihr vom Sommer 1788 bis in den Februar 1789, also aus der Zeit vor ihrer Entdeckung seines Verhältnisses mit Christiane. Zunächst die wichtigsten Briefurkunden selbst:

Weimar, Juli 88. — Heute früh komm ich auch nach einen Augenblick. Gern will ich alles hären, was du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wahl sagen, daß mein Inneres nicht ist wie mein Außres.

22. Juli 1788. — Ich danke dir fürs Frühstück. Fritz soll mir lieb sein, es freut mich immer seine Gegenwart, und wenn ich ihm was sein kann. Laß mir die Archivscheine zurück und lebe wohl. Mägest du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein. [!] Ich will so fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist.

31. Auguſt 88. — Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war, es wird ſich alles geben und auflöſen, man muß nur ſich und den Verhältniſſen Zeit laſſen.

Ich fürchte mich dergeſtalt für Himmel und Erde, daß ich ſchwerlich zu dir kommen kann [!]. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will.

20. Februar 89. — Ich will dich dieſen Abend erwarten. Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genoſſen werden.

Februar 1789. — Wenn du es hören magſt, ſo mag ich dir gerne ſagen, daß deine Vorwürfe, wenn ſie mir auch im Augenblicke empfindlich ſind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklaſſen. Auch ſie weiß ich zurechtzulegen, und wenn du manches an mir dulden mußt, ſo iſt es billig, daß ich auch wieder von dir leide. Es iſt auch ſo viel beſſer, daß man freundlich abrechnet, als daß man ſich immer einander anähnlichen will, und, wenn das nicht reüſſiert, aus dem Wege geht. Mit dir kann ich am wenigſten rechten, weil ich bei jeder Rechnung dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menſchen zu tragen hat, ſo werden wir ja noch, Liebe, einander nachſehn.

8. Juni 89. — Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſaurer zu ſchreiben geworden, als der letzte Brief an dich, und wahrſcheinlich war er dir ſo unangenehm zu leſen, als mir zu ſchreiben. Indes iſt doch wenigſtens die Lippe eröffnet, und ich wünſche, daß wir ſie nie gegeneinander wieder ſchließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Menſch und muß in der Folge mich noch mehr verändern. —

Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich dich gern bitten: Hilf mir ſelbſt, daß das Verhältnis, das dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe, wie es ſteht.

Schenke mir dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, dir ein gefaſſtes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen. —

Über Goethes Briefanfang vom 8. Juni 1789 ſteht von der Hand der Stein: **O!!!**

Chriſtiane feſſelte Goethes Herz und Sinne ausſchließlich; die Liebesleidenſchaft für die Stein war erloſchen. Wo aber war der Reiz ihrer unvergleichlichen Seele, von der die Legende meldet? K o n n t e ſich Goethe, wenn ſeinem Geiſte, nicht ſeinen berauſchten Sinnen, die Stein etwas ſo Köſtliches, ſo Einziges geweſen wäre, jetzt von ihr ſchmerzlos trennen ohne den ernſten, wiederholten Verſuch einer Aufrechthaltung des ihm angeblich notwendig geweſenen ſeeliſchen Zuſammenlebens? Doch der Zauberbann, deſſen letzte Geheimniſſe nie erforſcht werden können, war endlich zerbrochen; ſie ſchien ihm jetzt zu wertlos, um mit allen Mitteln für ſich zu retten, was ſie, die Verblühte, ihm als geiſtige Gefährtin immerdar hätte bieten können, w e n n ſie je ein großer oder doch ein feiner Geiſt geweſen wäre.

Dieſe ſo überaus wichtige Tatſache, das vollſtändige Fallenlaſſen der Stein, wurde bisher immer ſo aufgefaßt, als habe die Erzürnte den ehemaligen Anbeter ſchroff und bis zur Unnahbarkeit zurückgeſtoßen. Durchaus nicht; vielmehr wiſſen wir aus Berichten von Freundinnen der Stein, daß dieſe in den erſten Jahren nach dem Bruche noch täglich die Rückkehr des reuevoll zerknirſchten Goethe erwartete, ſich für ihn ſchmückte und tief empört war, daß er nicht, wie früher ſo oft, die Schmollerin demütig um Verzeihung bat. Wann hat Goethe je einen geiſtig bedeutenden, ihm innerlich notwendigen Menſchen ſo erbarmungs-

los aufgegeben, wie dies der Stein, ihr allein, geschah? Wie viele geistige Schranken hatten sich im Laufe des Lebens zwischen Goethe und Herder, Jacobi, Wieland, Knebel aufgerichtet; aber diese alle waren etwas gewesen, etwas geblieben, und Goethe hielt ihnen, oft gegen starke seelische Hemmungen, die Freundestreue. Und da hätte er in dem Neste Weimar den einzigen Menschen, der angeblich einstmals sein menschliches und künstlerisches Seelengeheimnis wie kein andrer zu ergründen vermochte, unbeachtet, ungewertet gelassen? Die Frau, die nach Goethes leidenschaftlichen Liebesbriefen, allerdings einzig nach diesen, den Dichter Goethe in den Jahren vor Italien so vollkommen verstanden hätte, die konnte ihn jetzt auf einmal nicht mehr verstehen? Was für hohles Gerede ist doch das: Goethe war ihr seit Italien geistig entwachsen —? Als ob es sich in einem solchen innersten Verhältnis um ein Mehr oder Weniger von Kenntnissen handelte. Als ob einer wirklich verständnisinnigsten Dichterfreundin dieser Dichter jemals entwachsen konnte. Als ob Goethe nach der Rückkehr aus Italien etwa in die Sekunda einer Dichtungsschule versetzt worden wäre, jedoch die Verständnisinnigkeit der Stein nur bis zur Tertia ausgereicht hätte. Edler Mensch bleibt edler Mensch, großer oder feiner Geist bleibt, was er gewesen, und der Goethe, dem die Stein weder menschlich noch geistig mehr etwas war, wußte genau, warum er sie fortan unbeachtet ließ.

Daß Goethe zur vollen Erkenntnis seiner einstmaligen Selbsttäuschung gelangt ist, daran ist nicht zu zweifeln. Außer dem früher hartnäckig übersehenen Geständnis auf S. 440 (‚Bedenklichstes') wäge man seine Worte an Schiller: ‚Was Sie von der zunehmenden Materialität unserer Freundin [der Frau von Kalb] sagen, ist mir auch bei vielen andern Personen merkwürdig. Es scheint, daß die meisten Naturen die kleine Portion der idealischen Ingredienzen durch ein falsches Streben [z. B. die Stein durch anempfundene Schöngeisterei] gar bald aufzehren und dann durch ihre eigne Schwere wieder zur Erde zurückkehren.' Auf wen paßt dies genauer als auf die Stein? Für den von ihm geschaffenen Begriff und Ausdruck *Anempfinderin* war sie das Vorbild. ‚Diese junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geist und Seele ...: Sie war, was ich mit *einem* Worte eine Anempfinderin nennen möchte ... Sie verstand zu sprechen und zu schweigen und mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des Andern schwache Seite sein mochte' (über die Melina in Wilhelm Meister 2, 5).

Die in dem Sumpfe der brieflichen Albernheiten und Niederträchtigkeiten der Stein versinkenden Bewundrer oder Verteidiger dieser ‚tief edlen Frau' klammern sich in der äußersten Not an den Strohhalm: das alles rührt aus der Zeit nach dem Bruche her. Soweit wir überhaupt briefliche Zeugnisse von der Stein selbst und über sie aus der Zeit vor 1788 besitzen, stehen sie keineswegs in schroffem Widerspruch mit den späteren Urkunden. Wie seltsam aber, daß man bisher noch niemals auf die verblüffende Ausnahmserscheinung der Stein in jenem goldenen Zeitalter des geistig belebten Briefwechsels hingewiesen hat! Wie heißen denn die bedeutenden Männer oder Frauen, die mit Charlotte von

Stein einen regen brieflichen Gedankenaustausch gepflegt haben? Selbst der Briefwechsel mit ihrem Arzte Zimmermann (S. 334) schlief gar bald ein, obwohl es der Stein an Stoff nicht hätte fehlen sollen. Wie viele literarische oder sonst künstlerisch hervorragende Menschen waren schon vor 1788 nach Weimar gekommen und mit ihr bekannt geworden: zwischen keinem dieser Menschen und der Stein entwickelte sich ein nennenswerter Briefwechsel. Was wir an Briefen von ihr überhaupt besitzen, das sind zum allergrößten Teil die Klatschepisteln an ihre nächsten Verwandten oder an ihre gutmütige Schutzbefohlene Charlotte von Lengefeld-Schiller. Die Aspasia, die Egeria, die Muse, die verständnisvollste Dichterfreundin hat in all den Jahren von 1775 bis 1786 oder 1788 so gut wie keine briefliche Spuren eines geistigen Eigenlebens hinterlassen.

*

Wer die Möglichkeit leugnet, daß ein leidenschaftlich verliebter, berauschter junger Mann eine geistig leere, innerlich unedle, aber in allen seinen Sitten und Künsten höfischen Treibens ihm überlegene, dazu mit unbekannten, ihn geheimnisvoll fesselnden Körperreizen ausgestattete Frau geliebt, lange geliebt habe; wer eine so leicht begreifliche, durch unzählige Erfahrungen bestätigte Selbsttäuschung der Liebe unmöglich nennt, — der muß dann die Tatsache zugeben, daß Goethe ein herzloser, ja roher und grausamer Mensch gewesen, der einen ihm einst teuersten, edlen, geistig unvergleichlich wertvollen Menschen wegen einer bloß sinnlichen Erregung durch eine Andre von sich gestoßen hat. So wird aus der durch nichts begründeten Parteinahme für die Stein die unverantwortliche Verdammung Goethes. Ein Goethe, der die kostbare Perle einer Aspasia-Stein ohne Schmerz, ohne Reue, ohne den Versuch eines Wiedergewinnens hinwarf, ist den Verteidigern dieser Frau eher begreiflich als ein jahrelang im Banne blinder Leidenschaft befangener, aber endlich enttäuschter sehr menschlicher Goethe.

Der neuste Verteidiger, ja Verherrlicher der Stein, Düntzers getreuer Nachfolger Wilhelm Bode, versucht die jahrelange Täuschung Goethes abzutun mit Redensarten wie: ‚Ich glaube nicht, daß der Erzrealist Goethe mehr als ein Dutzend Jahre ein Erzphantast gewesen sei, sobald nämlich Frau von Stein ins Spiel kam, und daß dieser wahrhaftigste Diener der Wahrheit so viele Jahre vor einem selbstgemachten Götzenbilde gekniet habe.‘ O du lieber Himmel, was wird aus dem Realismus, was aus der Wahrheitsliebe eines berauschten jungen Liebhabers? Wann wäre Goethe, der sich einen Erzrealisten doch nur für seine Dichtung und Wissenschaft, niemals aber für seine Liebesempfindungen genannt hat, wann wäre er je ein scharfblickender Realist in seinen Leidenschaften für Frauen gewesen? Beruhte etwa seine Knabenraserei für Käthchen Schönkopf, seine empfindsame Schwärmerei für Lotte Buff auf Erzrealismus? Daß die Selbsttäuschung gegenüber der Stein länger dauerte, lag an den ganz besondern Verhältnissen seiner ersten Weimarer Jahre; lag vor allem anderm an der tatsächlichen Überlegenheit dieser Frau in so vielem, was Goethe mit Recht damals für eine der Notwendigkeiten seines Lebens hielt. Was es mit dem

‚mehr als einem Dutzend Jahre' auf sich hat, dafür wurden reichliche Urkunden beigebracht: Goethe war schon lange vor der Flucht nach Italien aus seinem Traum erwacht, ohne sich losreißen zu können (vgl. S. 441).

Der Erzrealist Goethe! Warum nicht gar der unfehlbare Menschenkenner Goethe? Er selbst hat sich richtiger beurteilt, denn Wilhelms Worte in den Lehrjahren (4, 16) waren sicherlich als eine Selbstbeurteilung gemeint: ‚Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach innen als nach außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen [die einzelnen] im mindesten zu verstehen und zu begreifen.' — Aber wie großartig solch ein Schlagwort vom ‚Erzrealisten Goethe' klingt! Von ihm, der sich selbst ‚den Todfeind von Wortschällen' genannt hat.

Verschwiegen darf nicht werden, daß dieser selbe Verherrlicher der Stein, Bode, in seinen ‚Stunden mit Goethe' schlankweg behauptet, ‚daß häßliche Briefe von ihr nicht da sein können. — Briefe der Stein, die versteckt werden müßten, kann es so wenig geben, als es bösartige Briefe von Goethe geben kann.' Also zugunsten der Stein die vollständige Umwertung aller sittlicher Werte. Als Geistes- und Urteilsgenosse Düntzers schreibt Bode angesichts der Dutzende von gehässigen, mißgünstigen, neidvollen, rachsüchtigen, tadelfreudigen, klatschlustigen Briefen der Stein: ‚Sie hat an Goethe zu allen Zeiten dies und jenes auszusetzen gehabt, hat auch wohl zum Vergnügen [!] ein Zerrbild von ihm gezeichnet, aber Haß, Mißgunst, Neid, Rachsucht, Freude am Tadel, am Klatsch und dergleichen böse Geister waren nicht in ihr.' Unwillkürlich fragt sich der unbefangene Leser: Würde einer der Verherrlicher der Stein über irgendeinen Menschen so milde urteilen, der über ihn selber den hundertsten Teil der Verleumdung ergossen hätte, wie die Stein über Goethe? Es ist höchst erstaunlich, was gewisse begeisterttuende Verehrer Goethes denen verzeihen, die ihren Helden aufs niedrigste beschimpft haben.

Noch eines Versuches, Frau von Stein, die gehässige Verleumderin, die nie ermüdende Beschimpferin, irgendwie zu retten, muß hier gedacht werden. Von einem bedeutenden Goethegelehrten, Georg Witkowski, und einer angesehenen Dichterin, Ida Boy-Ed, welche beide die offen am Tage liegende seelische Niedrigkeit jener Frau nicht leugnen konnten, wurde ein körperlicher Grund zur Erklärung herangezogen: der Einfluß der weiblichen Wechseljahre. Als Laie spreche ich selbst hierüber kein Urteil aus, versichere jedoch, daß mir einige unsrer ersten Fachmänner erklärt haben: in der ärztlichen Wissenschaft sei kein Fall bekannt, in dem eine edle und geistig begabte Frau nach den Wechseljahren niedrig und geistlos geworden wäre. Was einer wird, das war er schon: dem, der sich eingehend mit Frau von Stein beschäftigt hat, ist der Kern ihres Wesens nach 1788 kein andrer als vorher; sie bereitet dem gründlichen Forscher keinerlei Überraschung oder Enttäuschung.

*

Bis zur Reise nach Italien war Goethen die Stein aus Gründen, die wir nicht völlig begreifen, als die Vertreterin höchster Lebenskunst erschienen; in Rom hatte er Frauen mit unendlich reicherer Gesamtbildung kennen gelernt. Er hatte verglichen, z. B. mit Angelika Kaufmann (S. 419), und Charlotte von Stein hatte diese Vergleiche nicht ausgehalten. Vollends ernüchterte ihn ihr kleinliches Betragen gegen den heimgekehrten Freund von nunmehr dreizehn Jahren. Mit ihrer läppischen Schmollerei wuchs seine innere Entfremdung. Im August 1788 schreibt sie, Goethe habe sie ‚auf völlig fremdem Fuß entlassen und ist nichts als Langeweile zwischen uns ausgewechselt worden'. Am 5. September 1788 fährt Goethe mit Karoline Herder und einigen Andern nach dem Steinschen Gute Kochberg, und Karoline berichtet ihrem Gatten darüber: ‚Frau von Stein empfing uns alle freundlich, doch ihn ohne Herz. — Wie sie mit Goethe steht, weiß ich nicht; sie sprach sehr kalt von ihm.' Hier haben wir die Bestätigung des Briefes Goethes an die Stein vom 1. Juni 1789 (S. 489).

Im Februar oder März 1789 erfährt die Stein das auffallend lange bewahrte Geheimnis von Goethes Liebesglück mit Christiane. Diese verheiratete Frau, die in den elf Jahren von Goethes Hausfreundschaft das eheliche Zusammenleben mit ihrem Gatten nie aufgegeben, die z. B. Steins besonders artiges Wesen zum heiligen Christ (1787) rühmt und ‚allen guten Frauen ein gleiches Betragen von ihren Männern wünscht', konnte vernünftigerweise nicht annehmen, der von ihr in die platonischen Schranken verwiesene Verehrer habe all die Jahre ein mönchisches Sinnenleben geführt. In so manchem Briefe hatte er ihr von allerlei ‚Miseleien' auf Ausflügen und Reisen geschrieben, halb scherzhaft, aber doch ausreichend, um ihr zu sagen, daß er ein Mann mit gesundem männlichem Triebleben geblieben war. Nun also erfährt sie das ihr Ungeheuerliche: Goethe hat ein, wie er ihr nachdrücklich versichert und sie ohnehin überzeugt war, ausschließlich sinnliches Verhältnis mit einem Weimarer Bürgermädchen. Wie stellt sich dieser angeblich unvergleichbare Frauengeist zu einem Ereignis, das ihr so unangenehm wie nur immer sein, sie aber unmöglich überraschen oder ihr gar wie der Sturz des Engels Luzifer in die Abgründe der Verruchtheit erscheinen durfte? Die Herder berichtet ihrem Gatten nach Italien (8. 3. 1789):

> Ich habe nun das Geheimnis von der Stein selbst, warum sie mit Goethe nicht mehr gut sein kann. Er hat die junge Vulpius zu seinem Klärchen und läßt sie oft zu sich kommen. Sie [die Stein] verdenkt ihm dies sehr. Da er ein so vorzüglicher Mensch ist, auch schon 40 Jahre alt, so sollte er nichts tun, wodurch er sich zu den Andern herabwürdigt.

Jedes Wort hierüber ist entbehrlich, außer etwa der Erinnerung, daß die Stein ‚Klärchen' statt eines niedrigen Schimpfwortes gebraucht, wie wir aus Goethes Brief über Egmont wissen (S. 313). Fortan ist ihr der Einstgeliebte nur ein sittlich Verworfener, und sie wird nicht müde, ihn samt Christianen mit Schmutz zu bewerfen und mit Haß zu verfolgen. Ausgetilgt aus ihrem Herzen ist jedes Gefühl für das ungeheure Lebensopfer, das Goethe ihr ein halbes Menschenalter hindurch gebracht hatte; ausgelöscht jede Regung der Dankbar-

keit für den geistigen Gewinn, der ihr durch ihn dargeboten worden war. Goethe hat ein Liebchen, mit dem er still dahinlebt, ohne es der Weimarer Welt aufzudrängen: das genügt der Stein, um ihn in den Briefen an ihre Söhne, die zu Goethe voll inniger Verehrung hinaufschauen, gleichwie an ihre und seine gemeinsamen Freunde und Freundinnen immer aufs neue zu verleumden und zu beschimpfen.

Goethe hatte in seinem letzten Brief an die Stein gehofft, es falle sich alles zwischen ihnen rein und gut herstellen; das heißt, er bat ihr das Köstlichste, was ein bedeutender Mann, nun gar ein Goethe, irgendeinem Weibe, das sich ihm nicht hingegeben hatte, sich nicht hingeben wollte, in Ehren bieten konnte: Seelenfreundschaft, Geistesgemeinschaft, ein höheres Leben, vereintes Streben, kurz, den Gipfel dessen, was man platonische Liebe nennt. Doch grade diesen ihr dargebotenen unvergleichlichen Schatz wies die Stein schroff zurück. Was galt ihr jetzt, wo die Maske fiel, der geistige Verkehr mit Goethe? Wir wissen ja schon, wie sie im Grunde über ein Leben im Geist und in der Kunst gedacht hat: ‚Die schönen Geister trocknen Einem das Leben aus. — Mir deucht, die Kunstgefühle erkälten das Herz.' Statt ihrer doch lieber die ‚Kochberger Kühwirtschaft'. Was sie in den Jahren vor Italien einzig an Goethe geschätzt hatte, was sie auch jetzt und bis ans Ende ihrer Tage von ihm forderte, das waren die Huldigungen, die mündlichen und die brieflichen, eines verzückt schwärmenden Liebhabers, eines anbetenden Cicisbeo. Als Goethe ihr hierin nicht mehr zu willen sein wollte, da versuchte sie es zuerst, wie sie es früher stets erfolgreich getan, mit der beleidigten, der empörten Schmollerei; später stand es für sie fest, daß er nicht mehr zu lieben verstehe, also klaftertief gesunken, ganz abpoetisiert sei, und es begann das Gefasel von seiner ‚Untreue'.

Dabei spiegelt sie sich und Andern vor, Goethe müsse tief unglücklich, ganz prosaisch ‚abpoetisiert' geworden sein. Sie sieht Werk auf Werk von ihm erscheinen, das umgearbeitete Faust-Bruchstück, den vollendeten Tasso, die Elegien, Balladen, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea; doch ihr ist's ausgemacht, daß es mit Goethe geistig zu Ende ist. An ihren Sohn Fritz schreibt sie 1791: ‚Das Mitleid bemächtigt mich manchmal über ihn, daß ich weinen möchte.' Unterdessen genießt Goethe froh seines Glückes, vermerkt später für dieses Jahr in seinen Tag- und Jahresheften: ‚Ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr' und schreibt an Jacobi: ‚Mein Leben im Ganzen ist vergnüglich und gut, ich habe alle Ursache, mit meiner Lage zufrieden zu sein und mir nur Dauer meines Zustandes zu wünschen' (20. 3. 1791).

Lieblos, freudlos, verständnislos verstreicht das fernere Hinleben der Stein. Ihr einzig unerschöpfliches Vergnügen bleibt das Verlästern Goethes und Christianens. Goethes nicht bloß um Christianens willen; sondern, gleichviel was er schreibt, sagt, tut, — die alternde Frau, die Greisin nach schließt keinen vollen Frieden. Ja selbst in den Jahren, wo sich im engen Zusammenleben der paar oberen Weimarer ein persönlicher und schriftlicher Höflichkeitsverkehr zwischen ihr und Goethe wieder anknüpft, lesen wir nach wie vor in ihren Briefen die hämi-

schen kleinen und großen Erbärmlichkeiten, die einen überwiegenden Teil ihres Gemüts- und Geistteslebens ausmachen.

Und hiermit scheide Charlotte von Stein endlich aus der Darstellung von Goethes Leben und Werk! Hier und da wird uns ihr Name noch flüchtig begegnen, immer jedoch ohne den geringsten Wert für Goethes ferneres Wachstum, wie sie ja für das Weimarische Geistesleben zu Ende des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts ohne alle Bedeutung gewesen ist.

*

Das große Aufräumen Goethes zur Gewinnung einer neuen Lebensform in Weimar mußte sich auch auf seine amtliche Tätigkeit beziehen. Wieder einzutauchen in den Wirbel der unzähligen Geschäfte, der großen und namentlich der kleinen, war ihm, nach der Losgebundenheit in Italien und bei erwachtem künstlerischem Schaffensbedürfnis, körperlich wie geistig unmöglich. In einem eingehenden Brief aus Rom (17. 3. 1788) an den Herzog hatte er seine zukünftige Stellung im Weimarischen Staatswesen beleuchtet, nachdem ihm Karl August in einem herzlichen Schreiben den Wiedereintritt in die amtliche Wirksamkeit mit weitestem Entgegenkommen erleichtert hatte. Goethe antwortet mit dem Bekenntnis, er habe sich in Italien als Künstler wiedergefunden (S. 408), und bemerkt seinem Fürsten ohne Schmeicheiei, dieser habe inzwischen ‚durch fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntnis, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft':

> Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. — Ich kann nur sagen: Herr, hie bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst.

Die Einzelvorschläge Goethes zu seiner weitern Beschäftigung gründen sich auf den Begriff, daß der Herzog seiner jetzt nicht unmittelbar, nicht im Mechanischen bedürfe. Hier haben wir Goethes eignes Zeugnis für sein früheres Aufreiben in mechanischer Schreiberarbeit.

Der Herzog hatte ihm nach Rom den Ehrenvorsitz in der Kammer, d. h. im Ministerrat angeboten, in der Form, daß Goethe ‚berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen', um des Freundes Zusammenhang mit den eigentlichen Staatsgeschäften nicht ganz zu lösen. Nach seiner Rückkehr übernahm Goethe, der sich doch entlasten wollte, die ungeheure Fülle der Kulturgeschäfte, die schon erwähnt wurde. Aus seinem nachmaligen Briefwechsel mit dem Herzog sieht man, daß jene frühere Angabe bei weitem nicht vollständig war. Und da die Poesie von jetzt ab ihre Rechte gebieterischer forderte, die Naturforschung die einstige mechanische Amtstätigkeit nach Eifer und Zeitaufwand mindestens ersetzte, so trat für Goethe wieder der Zustand ein, den man eben als seinen natürlichen ansehen muß: Arbeit sein Tag vom Morgengrauen bis zum Beginn der Nacht. Der Unterschied dieser neuen amtlichen Lebensspanne gegen die voritalische bestand darin,

daß Goethe fortan mehr geistige als rein kanzleimäßige Dinge zu beorbeiten hatte, also weniger kostbare Seelenkrost an Wertloses vergeudete.

Eine seiner folgenreichsten Amtshandlungen als des Obsorgers der Jenaer Universität war Schillers Bestallung zum Professor der Geschichte (1788). Über sein erstes Begegnen mit dem Genossen der zweiten Lebenshälfte wird weiterhin im Zusammenhange zu berichten sein; das Aktenstück über Schillers Berufung stehe schon hier als Probe Goethischen Geschäftsbetriebes:

An das Geheime Consilium. — Gehorsamstes Promemoria.

Herr Friedrich Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rat erteilt, der sich seit einiger Zeit teils hier teils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Namen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist, so geriet man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena sixieren könne, um durch ihn der Akademie neue Vorteile zu verschaffen.

Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.

In diesen Rücksichten hat man ihn sondiert, und er hat seine Erklärung dahin gegeben: daß er eine außerordentliche Professur auf der Jenaischen Akademie anzunehmen und sich wohl entschließen könne, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konferiert werden sollte. Er würde suchen, sich in der Geschichte festzusetzen und in diesem Fache der Akademie nützlich zu sein.

Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab, von akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano als auch Herrn Geh. Rat v. Franckenberg die Eröffnung getan, und der Gedanke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist.

Serenissimus noster haben darauf an Endesunterzeichneten befohlen, die Sache an dero Geheimes Consilium zu bringen, welches er hiermit befolget und zugleich diese Angelegenheit zu gefälliger Beurteilung und Beschleunigung empfiehlt, damit mehrgedachter Rat Schiller noch vor Ostern seine Anstalten und Einrichtungen machen und sich als Magister qualifizieren könne.

W. d. 9. Dez. 88. J. W. v. Goethe.

*

Goethe hat mehrfach bekannt, Christianens Gesellschaft sei ihm grade für seine naturwissenschaftlichen Arbeiten angenehm, ja fördernd gewesen. Wir können uns gar wohl vorstellen, wie dieses wenig buchgewöhnte Mädchen, die ehemolige Blumenmocherin, Verständnis und Freude bekundete, als ihr ein Lehrer wie Goethe die Geheimnisse der Pflanze und des Lichtes auf seine lebensvolle Weise erklärte. Die Abhandlung Die Metamorphose der Pflanze wurde als ‚Herzenserleichterung' niedergeschrieben, und gleichzeitig kam ihm, bei der ‚malerischen Farbengebung' für die zeichnerischen Beigaben jener Schrift, der Gedanke eines Irrtums der Newtonischen Lehre, dos weiße Licht sei ous verschiedenen Farben zusammengesetzt. ‚Genaueres Untersuchen bestätigte mir nur meine Überzeugung, und so war mir abermols eine Entwicklungskrankheit eingeimpft, die ouf Leben und Tätigkeit den größten Einfluß haben sollte.' In der Tat hat die Beschäftigung mit der Farbenlehre während der mehr als vierzig Jahre seit 1790 Goethen zeitlich und geistig, so selbst

gemütlich, stärker beansprucht als irgendein dichterisches Werk, den Faust nicht ausgenommen.

In demselben Jahr 1790 wurde sein schon früher betriebenes Studium der vergleichenden Anatomie durch ein Ereignis neu angeregt, das nicht Zufall heißen darf. Goethe hatte seit Jahren ‚jene große Wahrheit erkannt: die sämtlichen Schädelknochen [bei Tier und Mensch] seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden', und so wurde der geborstene Schafschädel, den er auf den Dünen des Lido bei Venedig fand, ein neues Glied in der längst geknüpften Gedankenkette vom ‚Übergang innerlich ungeformter organischer Massen durch Aufschluß nach außen zu fortschreitender Veredelung, höchster Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge'. Wie sollte nach solcher Bestätigung in einem Menschen wie Goethe nicht die Leidenschaft zusammenfassender Naturbetrachtung mächtig wachsen, nun da er seinen alten Glauben, durch Erfahrung bestärkt, auffrischte, ‚daß die Natur kein Geheimnis habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt'? Fortan stand für ihn fest, was ja die größten Naturforscher nach mehr als einem halben Jahrhundert erst wieder von neuem entdecken mußten — der Grundstein der ganzen neueren, sich nach Darwin benennenden Entwicklungslehre —:

Ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Teilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da erkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht.

Mit welcher Gewalt Goethe von dieser neuen Lebensaufgabe ergriffen wurde, bekundet er in den Annalen: ‚Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau, gerichtet; die Aufgabe war indessen so groß, daß sie in einem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte'. Und an Knebel heißt es 1790: ‚Mein Gemüt treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.'

*

Die Chronik des äußern Lebens nach Italien hat zu verzeichnen: einen Besuch mit der Stein in Rudolstadt bei der ihr befreundeten Familie Lengefeld; erste oberflächliche Bekanntschaft in diesem Kreise mit Schiller am 7. September 1788; zahlreiche Besuche am Hof im November und Dezember; eine Reise nach Gotha. Gegen Ende des Jahres 1788 trifft Moritz (ogl. S. 396) aus Italien in Weimar ein und wird bis zum Februar 1789 Goethes Hausgenosse.

Seit dem Sommer 1789 nehmen die Pläne zum Neubau des Weimarischen Schlosses Goethen in Anspruch. — Am 25. Dezember wird ihm von Christiane sein erstes Kind August geboren; erst hiernach nimmt er die Mutter für immer in sein Haus.

In der zweiten Hälfte des März **1790** muß er einem Rufe der Herzogin Anna Amalia folgen, die seit dem August 1788 in Italien verweilt hat und sich nunmehr auf der Rückreise befindet. In Venedig erwartet er, mehre Wochen allein, die Herzogin und vertreibt sich die Zeit mit den Kunstschätzen der wunderbaren Wasserstadt, mit der Naturwissenschaft und den Venezianischen Epigrammen (S. 466). Ganz anders als auf der ersten italienischen Reise steht ihm der Sinn nach der Heimat, nach dem Häuschen — damals nicht dem am Frauenplatz, sondern nach dem ‚Jägerhaus' an der Straße nach Belvedere —, wo ihm die liebsten Menschen, Weib und Kind, leben:

Weit und schön ist die Welt, doch o! wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört,
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Italien entzückt ihn auf dieser zweiten Reise nicht mehr wie einst; was er früher nur als heitre Natürlichkeit angesehen, erscheint ihm jetzt manchmal als das ‚Sauleben der Nation', und er reist mit dem Gefühl, dem noch so viele deutsche Besucher Italiens Ausdruck geben:

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell' er auch wie er sich will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Und an den Herzog schreibt er aus Venedig (3. 4. 1790):

Übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tötlicher Stoß versetzt wird. Nicht daß mir's in irgend einem Sinne übel gegangen wäre, wie wollt' es auch? aber die erste Blüte der Neigung und Neugierde ist abgefallen. — Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelassenen Erotio [Liebchen] und zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln, die ich Ihnen beide, wie alles das Meinige, bestens empfehle.

Seiner ersten italienischen Reise hat sich Goethe immer mit wehmütiger Freude erinnert, doch starb sein Verlangen nach einem abermaligen Besuche mit der Zeit ab, und es gibt einen Ausspruch, allerdings von 1817: ‚Nach Italien, wie ich aufrichtig gestehe, habe ich keine weitere Sehnsucht.'

Wenige Monate nach der Heimkehr von der zweiten italienischen Reise berief ihn Karl August ins preußische Feldlager nach Schlesien: es drohten ernste Zerwürfnisse Preußens mit Österreich, und der Herzog sollte als preußischer General Dienste tun. Goethe verweilte von Juli bis Oktober 1790 in Schlesien, teils im Lager, teils auf Ausflügen ins Riesengebirge, nach Adersbach und Glatz. Im September besuchte er die Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz, die Salinen von Wieliczka und kehrte im Oktober über Dresden, wo er mit der Familie Körners, des Schillerverehrers, freundschaftlich verkehrte, wieder nach Weimar zurück. Unterwegs schrieb er in sein Tagebuch die Sehnsuchtsverschen: ‚Von Osten nach Westen Zu Hause am besten.'

In das ‚ruhige, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachte Jahr' **1791** fällt die für Goethes fernere Tätigkeit überaus bedeutsame Gründung eines stehenden Hoftheaters unter seiner Oberleitung. Beim Herannahen der Lauchstädter Fremdenzeit siedelte die Theatergesellschaft nach wenigen

Vorstellungen in das Badeörtchen über; ihre erste Hauptspielzeit in Weimar begann sie am 1. Oktober. — Über Goethes Beziehungen zum Weimarer Theater handelt ein besonderer Abschnitt (S. 513).

Im Juni 1791 empfing Goethe die Nachricht, daß Merck sich in einer verzweifelten äußern Lage, dazu gequält von schwerem häuslichem Kummer, erschossen hatte.

Einen Mittelpunkt geistiger Geselligkeit zu bilden, war die von Goethe begründete Freitagsgesellschaft bestimmt, die sich anfangs bei der Herzogin-Mutter, später meist in Goethes Hause versammelte. Mitglieder waren außer ihm: Wieland, Knebel, Herder, Bertuch nebst andern Schriftstellern und Beamten mit höheren Bildungszielen. Die Stein kam gar nicht in Frage. Die Seele der Gesellschaft, an der auch Karl August gelegentlich teilnahm, blieb Goethe; in spätern Jahren gesellten sich als Mitglieder hinzu: Goethes Freund Heinrich Meyer, der Maler Krauß, der Jenaische Arzt Huseland.

Auch hier wird ein Blatt aus Goethes Tagebüchern zur Veranschaulichung des äußern und innern Lebens willkommen sein:

1791. 1. Januar: Wenig disponiert. Einige Briefe. Gemmen. Tassie [?]. Lippert. Abends Herzogin-Mutter. Coriolan.
2.: Verschiedenes in Ordnung. Briefe. Knebel. Moritz. Voigt. Abends Herder. Berlepsch über die Deutschen.
3.: Früh Wilhelm [Meister]. Mittag Hof mit Werthern. Krönung Pferde Spazieren mit V. [Christiane?] Abends Moritz Mythologie pp.
4. Früh Wilhelm. Mittags Hof Herzogin allein. Abends Komödie. Beck spielte.
5. Früh Wilhelm. Abends gezeichnet.
6. Früh Wilhelms Plan neu durchgedacht. Spazieren. Abends Plautus' Mostellaria.
7. Früh Wilhelm. Mittags Hof. Abends Lila. Varia mit Kirms wegen des neuen Theaters.

Die erste Hälfte des Jahres 1792 wurde hauptsächlich mit dem Vorbereiten bedeutsamer Theateraufführungen (Mozarts Don Juan, Schillers Don Karlos) und durch Arbeiten zur Farbenlehre ausgefüllt. Im Juli gab es in Jena eine kleine Universitätsrevolution als Vorspiel der Weltereignisse: die Studenten wanderten nach Erfurt aus, und Goethe mußte beschwichtigend eingreifen.

Im August reiste er über Frankfurt, wo er nach der überlangen Trennung von dreizehn Jahren endlich seine Mutter wiedersah, sodann über Mainz nach Trier, bewunderte die Porta Nigra und traf am 28. August in Longwy beim Herzog Karl August im Lager der gegen Frankreich verbündeten deutschen Heere ein.

Den Feldzug selbst in seinen ruhmlosen Einzelheiten hier zu beschreiben, ist um so überflüssiger, als Goethe ihn in seiner Campagne in Frankreich höchst anschaulich geschildert hat. Er machte den Krieg ohne innere Teilnahme mit, da ihm ‚politisch weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen', und wie immer, wenn er nicht mit der Seele dabei war, hat er aus dem Leben auf den Schlachtfeldern und im Lager so gut wie nichts für seine Dichtung gewonnen. Es ist überaus bezeichnend für

Goethes Ablehnung alles ihm nicht Gemäßen, daß er sich im Felde fast ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigte:

Mancherlei Naturerfahrungen schlangen sich für den Aufmerksamen durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Teile von Fischers physikalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile stockender Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten, wozu mich die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten. — Papiere, Akten und Zeichnungen darüber häuften sich (Annalen).

Zu diesen Naturerfahrungen gehörte die des Kanonenfiebers in der Geschützeschlacht bei Valmy am 20. September 1792 (Werke 12, 130). Die ‚Campagne in Frankreich' schildert mit wissenschaftlicher Ausführlichkeit jenen Fieberzustand als einen der ‚am wenigsten wünschenswerten'. Berühmt ist sein Wort nach der unentschiedenen Schlacht zu den ums Lagerfeuer versammelten preußischen Offizieren: ‚Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.'

In diese Zeit fällt ein Brief der Mutter, der ihm den Wunsch des reichsstädtischen Senates mitteilte, er möge eine Ratsherrnstelle in Frankfurt annehmen. Goethe verschob die Antwort einige Monate, überlegte den Vorschlag reiflich und lehnte ihn erst gegen Ende des Jahres ab:

Des Herzogs Durchlaucht haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin Ihnen so viel schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf.

In der ‚Campagne' (29. 10. 1792) spricht er sich über seine Ablehnungsgründe aus: er habe sich seit vielen Jahren an Geschäfte gewöhnt, die zu städtischen Zwecken kaum verlangt werden möchten; ja, er sei dem bürgerlichen Zustand nunmehr so entfremdet, daß er sich völlig als einen Auswärtigen betrachte. Der tiefere Grund der Ablehnung, außer seinem Verhältnis zu Christiane, ist wohl gewesen, daß er in Frankfurt im besten Falle nur Einer unter Vielen, vielleicht der Erste unter Gleichen sein würde, während er in Weimar den Ausnahmerang eines mehr neben als unter seinem Fürsten stehenden Ministers einnahm. Die Mutter verstand wie immer ihren Sohn und schrieb ihm: ‚Ich glaube allemal, daß dir in deiner jetzigen Verfassung nach Leib und Seele besser ist als in einer neuen Laufbahn, denn du bist in dem eigentlichen Sinn des Wortes ein Freiherr.'

Die entsetzlichen Beschwerden des Heeresrückzugs über Luxemburg und Trier ertrug Goethe mit tapferm Gleichmut. An Christiane schrieb er aus Frankreich:

Wir erleben viel Beschwerlichkeiten, besonders leiden wir vom bösen Wetter. Davon werde ich mich in deinen Armen bald erholt haben. — Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das Mindeste und an Hypochondrie ist gar nicht zu denken. Du wirst einen recht muntern Freund wiederkriegen.

Von Koblenz machte Goethe, ‚aus der gewaltsamen Welt an Freundesbrust verlangend', im November 1792 einen längern Besuch bei Jacobi in Pempelfort (bei Düsseldorf). Fünf Wochen verweilte er im Kreise alter lieber

Freunde, machte die persönliche Bekanntschaft Heinses, besuchte die Düsseldorfer Gemäldesammlung und befreundete sich, nach der vorausgegangenen einseitigen Bewunderung der Antike, von neuem mit den Werken der alten Niederländer.

Im Dezember trat er die Heimreise über Münster an, wo er bei der frommen katholischen Fürstin Gallitzin, der liebevollen Beschützerin des Protestanten Hamann, verweilte und trotz dem Gegensatze religiöser Anschauungen geistig und gemütlich genußreiche Tage verlebte. In der ‚Campagne' lese man seine Schilderung jenes vornehm fühlenden Menschenkreises nach. Goethe verstand sich mit dieser wahrhaft frommen, duldsamen Katholikin viel besser als mit einem protestantischen Eiferer und Schwarmgeist wie Lavater. ‚Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Kredo, auch sie verharrte bei dem ihrigen! Man trennte sich freundschaftlich, die Fürstin mit dem Wunsche auf ein Wiedersehn im Jenseits, und Goethe, der alles Echtmenschliche begreifende, bemerkte, er sehe nicht ein, warum er irgend jemand verargen solle, ihn in seinen Kreis zu ziehen, wo sich, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben lasse.

Am 16. Dezember 1792 traf Goethe in Weimar ein, fand das ihm vom Herzog geschenkte, inzwischen umgebaute und wohleingerichtete Haus am Frauenplan schon im wohnlichen Zustande, wurde von Christiane und dem dreijährigen Söhnlein munter begrüßt. Und da Heinrich Meyer sein Mitarbeiter und Hausgenosse geworden, ‚war unser stiller häuslicher Kreis um so reicher und froher abgeschlossen. — Erinnerung und Verbildung italienischer Studien blieb tägliche Unterhaltung.' Meyer, der seit 1791 an der Weimarer Zeichenschule als Lehrer wirkte, hat bis zu seiner Verheiratung (1802) als lieber Freund und steter Tischgast in Goethes Hause gewohnt.

In den ersten Monaten von 1793 wurden die optischen Untersuchungen fortgesetzt, deren schriftstellerische Frucht die ‚Lehre von den farbigen Schatten' war. Unter dem Eindruck der Schreckensnachricht von der Hinrichtung Ludwigs des 16. entstanden Der Bürgergeneral und Die Aufgeregten. Die Sammlung der Venezianischen Epigramme wurde durch neue politische Distichen vermehrt, der Reineke Fuchs begonnen.

Am 10. Mai begibt sich Goethe über Frankfurt zum Herzog Karl August nach Marienborn zur Belagerung von Mainz. Im Lager wird Reineke fast vollendet. Wiederum werden Farbenstudien getrieben: während die unglückliche, in die Hände der Franzosen gefallene Stadt von der preußischen Artillerie beschossen wird, gewinnt Goethe ‚in freier Luft, unter heiterm Himmel, immer freiere Ansichten über die mannigfachen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint'. Eifrig schreibt er aus dem Lager an Christiane, die ihm wiederholt ängstlich geraten: ‚Geh ja nicht in Krieg!', und beruhigt sie: ‚Deiner Bitte eingedenk, bin ich erst, da es Tag war und alles vorbei, hinunter geritten. — Ich werde mich um deinetwillen schonen, denn du bist mein Liebstes auf der Welt.'

Mainz fällt am 24. Juli 1793 in die Hände der preußischen Belagerer. Goethe verabschiedet sich vom Herzog, besucht abermals die Mutter in Frankfurt und rät ihr, das väterliche Haus zu verkaufen, um in so bewegten Zeiten freiere Hand zu haben. Er trifft an seinem Geburtstag wieder in Weimar ein. Hier arbeitet er der neuen Spielzeit des Theaters vor, richtet sich im Hause wohnlicher ein, schließt den Reineke Fuchs ab und gibt ihn zum Druck.

Das Jahr 1794 bereitete in Goethe die Stimmung, die ihn endlich Schiller finden ließ; sie bleibt einem spätern Abschnitt vorbehalten.

Fünfter Abschnitt.

Die Französische Revolution und Goethes Revolutionsdichtungen.

‚Schau ich in die vielen Jahre zurück, so seh' ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt.'

Am 3. März 1790 schrieb Goethe an Fritz Jacobi: ‚Daß die Französische Revolution auch für mich eine Revolution war, kannst du denken.' Auf unsre großen Dichter des 18. Jahrhunderts hat das weltumwälzende Ereignis in Frankreich je nach ihrer Stellung in Leben und Staat sehr verschieden gewirkt. Klopstock auf seinem idealen Patriarchenthrone neben oder über den Händeln der Welt begrüßte die ersten sich weltbürgerlich gebärdenden Kundgebungen französischer Freiheit mit Jubeloden wie ‚Die Etats Généraux' (‚Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon') und begleitete mit bewegter Teilnahme den furchtbaren Gang der Revolution von ihren freiheitversprechenden Anfängen bis zum Versinken in Ströme von Blut. Tiefen Schmerzes voll klagte er während der französischen Schreckensherrschaft:

Ach, des goldnen Traums Wonn' ist dahin!
Mich umschwebt nicht mehr sein Morgenglanz,
Und ein Kummer wie verschmähter
Liebe kümmert mein Herz!

Schiller, dem die Pariser Nationalversammlung das französische Ehrenbürgerrecht — für ‚Monsieur Gille publiciste' — verlieh, der Dichter der Räuber und der Luise Millerin, hegte beim Ausbruche der Revolution vielleicht Hoffnungen auf ihre Früchte für die Menschheit, war jedoch bald darnach als Schüler Kants und Erforscher geschichtlicher Umschwünge nicht mehr weit von seiner politischen Grundansicht entfernt: ‚Vor dem Sklaven, welcher die Kette bricht, Vor dem freien Manne erzittre nicht!'

Goethe sogar mußte zugeben, daß in den Seelen der besten Deutschen anfangs reine Begeisterung für die Selbstbefreiung des französischen Volkes geglüht hatte:

Denn wer leugnete wohl, daß hoch ihm das Herz sich erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob?
(Hermann und Dorothea.)

Beim Ausbruch der Revolution war Goethe vierzig Jahre alt, seit vierzehn Jahren im Staatsdienst, in seinen politischen Ansichten unerschütterlich gefestigt. Der Grundzug seines Wesens: die Dinge nicht von außen zu wandeln, sondern sie ruhig werden zu lassen, — verstärkt durch die Schulung des vorsichtig prüfenden Staatsbeamten, ließ ihn zurückschrecken vor der Gewaltsamkeit, mit der sich die Revolution von Anbeginn vollzog. Sein langes Leben am kleinen Hof eines kleinen Staates hatte ihn gewöhnt, die Politik klein zu sehen. Was konnte er in dem Neste Weimar davon wissen — so, wie Goethe wissen mußte, um zu urteilen: durch Anschauen und Miterleben —, welche ungeheure Naturkräfte in den Volksmassen einer Weltstadt gären? Und wie konnte er, der wohlwollende Minister eines volksfreundlichen, anständigen Fürsten, sich auf Goethische Art vorstellen, daß unter drei französischen Königen nacheinander ein volles Jahrhundert hindurch ein Volk ausgesogen und ausgepreßt worden war von der mehr asiatischen als europäischen Verschwenderwut gewissenloser Fürsten und ihres schmarotzenden Anhanges?

Nur auf Augenblicke durchzuckte Goethen der Gedanke, daß die Französische Revolution ein Naturereignis sei, selbst ihre Greueltaten sich als der natürliche Ausbruch eines unter unnatürlichem Druck niedergehaltenen leidenschaftlichen Volkscharakters begreifen ließen. Zu Schiller vergleicht er einmal die Revolution treffend mit ‚Bächen und Strömen, die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und vielen Tälern gegeneinander stürzen und endlich eine Überschwemmung veranlassen' (9. 3. 1802). Es fehlt nicht an Aussprüchen Goethes, daß alle Revolutionen nicht von den Regierten, sondern von den Regierungen herbeigeführt werden. In den ‚Aufgeregten' gibt die Gräfin nach ihrer Rückkehr aus Paris als ‚Zögling der großen Begebenheiten' das beste Mittel an, gewaltsame Empörungen zu verhindern:

Seitdem ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden und über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrien werden sollte.

Ja, im eignen Namen spricht der greise Goethe freimütig aus:

Ich war vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

Der Französischen Revolution gegenüber, die er nicht sah, von der er nur las, versagte diese Weisheit. Seine besondere Stellung, ja seine ganze bisherige Lebensweise verschaffte ihm kein reinmenschliches Verhältnis zur größten Welt-

begebenheit seiner Zeit. Er selbst hatte von Kindesbeinen an niemals am eignen Leibe Druck, Gewalt, ja nur Not von den Regierenden erlitten. Als höchster Beamter und Freund eines Fürsten stand er selbst hoch oben, und von hoch oben nahm er seine Stellung zur Umwälzung aus den Tiefen. Sein Urteil über ihre Beweggründe und letzten Ziele war notwendig befangen: er war im ruhigen Besitz, die Weltumwälzung drohte ihn darin zu stören. Seit den ersten Unheilsvorzeichen der Revolution, so bei der Halsbandgeschichte (S. 506), hatte er sich nach seiner Art, alle Miterlebnisse innerlich zu bemeistern, mit den möglichen Folgen für Deutschland, für seinen Lebenskreis beschäftigt. In den Annalen verzeichnete er später seine Gedankengänge während der ersten Jahre der Revolution:

Einem tätigen produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstreckten und vorrückten, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen.

— Wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuren Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten. — Robespierres Greueltaten hatten die Welt erschreckt, und der Sinn für Freude war so verloren, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute.

Zusammenhängend hat er sich zu Eckermann über sein Verhältnis zur Revolution geäußert (4. 1. 1824):

Ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren.

Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist (usw. wie oben).

— Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Bei allem Wohlwollen Goethes für die Bedrückten tief da unten war sein persönliches Ruhebedürfnis übermächtig. Die Revolution war ihm ein ‚Zeitfieber', und alle seine Versuche, sie dichterisch zu verwerten, waren Selbstberuhigungsmittel. Hat er doch die ‚Heilige Allianz', diesen widernatürlichen Versuch sonst uneiniger Machthaber, jede freiheitliche Regung der Volksseele in ganz Europa vereint zu unterdrücken, um der Scheinruhe willen, die für kurze Zeit geschaffen wurde, übertrieben gepriesen: ‚Es ist nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohltätigeres erfunden worden.'

*

Als innere Erlebnisdichtungen muß man die zwei fertiggewordenen und die drei unvollendet gebliebenen Dramen betrachten, die den Gang der Revo-

lution seit ihren ersten Vorzuckungen behandeln: den Großkophta und die Natürliche Tochter, den Bürgergeneral, die Aufgeregten, das Mädchen von Oberkirch. Die Natürliche Tochter, in einer etwas spätern Zeit ausgeführt, bekundet einen weiteren Stilwandel und wird deshalb besser ihrem Lebensabschnitt überwiesen.

Keinem der hier zu betrachtenden Revolutionsstücke wohnt dichterischer Wert bei: sie leiden alle an dem Kernübel einer Stillosigkeit, die aus dem klaffenden Gegensatze zwischen Gewalt des Stoffes und Winzigkeit der Gestaltung entspringt. Einem welterschütternden Ereignis wie der Französischen Revolution durch schwächliche Krähwinkelkomödien zu begegnen, kommt uns heute vor, als zünde sich jemand an der Feuersbrunst eines Gewitterstrahls ein Gartenfeuerwerkchen oder eine Tabakspfeife an und antworte auf betäubende Donnerschläge mit spöttischen Fingerschnippchen. Von dem bedrückten Volk, das sich unter kühnen Führern gegen eine sich selbst aufgebende Willkürmacht erhebt, bekommen wir entweder nichts zu sehen, oder es werden uns, wie im ‚Bürgergeneral', kleinliche, ja läppische Zerrbilder der Volkshelden gezeigt. Angesichts der Mirabeau, Danton, Robespierre, St.-Just einen Kerl wie den Barbier Schnaps zum Vertreter der ‚fürchterlichen Bewegung' zu machen, war selbst dem Komödien- und Possendichter nicht gestattet. Goethe widersprach mit solchen Oberflächlichkeiten seiner eignen tiefern Auffassung vom Ursprunge der Revolution. Im ‚Bürgergeneral', zum Teil auch in den ‚Aufgeregten', stellte er sich auf den unpolitischen Standpunkt der damaligen europäischen Fürsten mit ihrer Ansicht von der Revolution als einer von einigen Schwindlern, Schwärmern und begehrlichen Taugenichtsen künstlich angezettelten sinnlosen Empörung.

Trotz alledem beweist die Reihe der fünf Revolutionsdramen Goethes — einschließlich der Natürlichen Tochter —, mit welchem Eifer er sich in den Riesenstoff fortschreitend zu vertiefen suchte. Lassen wir den ganz wertlosen Bürgergeneral als eine Abirrung in die abgeschmackte Posse aus dem Spiel, so gewahren wir deutlich eine aufsteigende Reihe vom Großkophta über die Aufgeregten und das Mädchen von Oberkirch zur Natürlichen Tochter. Hermann und Dorothea, gleichfalls ein hinzugehöriger zeitgeschichtlicher Gegenstand, kann als trostreicher Friedensschluß Goethes mit der abtaufenden Revolution gelten.

Der Stoff des **Großkophta** hatte ihn schon in Rom beschäftigt. Am 14. August 1787 schrieb er an den Musiker Kayser: ‚Ich habe nichts weniger vor, als die famose Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan zur Opera buffa zu machen', und er fügte bei: ‚zu welchem Zweck sie eigentlich geschehen zu sein scheint'. Dieser Zusatz befremdet um so mehr, als Goethe die schreckhafte Bedeutung der Halsbandgeschichte sogleich voll gewürdigt hatte. Eine genaue Nacherzählung jenes Pariser Schandprozesses von 1785 ist hier unnötig. Nur kurz sei zusammengefaßt: ein wegen seines Lebenswandels in Ungnade gefallener Kardinal und Fürst Rohan ließ sich von einer Schwindlerbande, darunter einem sich Cagliostro nennenden sizilianischen Hochstapler Balsamo, aufreden, er könnte

sich die Verzeihung, wohl gar die Liebesgunst der Königin Marie Antoinette verschaffen, wenn er ihr ein heißbegehrtes Diamantenhalsband von beinah zwei Millionen Livres überreichte. Ein weibliches Mitglied der Schwindlerbande spielte verschleiert im Abenddämmer die Rolle der Königin, nahm das Halsband an sich, und als der Juwelier von der Königin Bezahlung forderte, kam der Riesenbetrug zutage. In den Annalen erzählt Goethe:

Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staats-Abgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei.

In Palermo suchte Goethe Cagliostros Familie auf; nach Rom zurückgekehrt, entwarf er den Plan zu einer komischen Oper ‚Die Mystifizierten'. An diese Urform erinnern noch die beiden Kophtischen Lieder: ‚Lasset Gelehrte sich zanken und streiten' und ‚Geh, gehorche meinen Winken'. Die zweite Form Der Großkophta entstand 1791, hauptsächlich zur Bereicherung des Theaterspielplans; die erste Aufführung geschah am 17. Dezember 1791.

Den Titel hatte Goethe nach dem lächerlich prahlerischen Namen gewählt, den sich Cagliostro beilegte und der etwa bedeuten sollte: Herr der altägyptischen (kophtischen) Geheimwissenschaft. Im Zeitalter der Aufklärung flossen die Ströme des Unglaubens und des blödesten Wunderglaubens nebeneinander. Schwärmende Seelen wie Lavater gingen Betrügern wie Cagliostro ins Garn, trotz Goethes ihm schon 1781 erteilter Warnung: ‚Was die geheimen Künste des Cagliostro betrifft, bin ich sehr mißtrauisch gegen alle Geschichten. Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht, von der du noch keine Ahnung zu haben scheinst.' Lavater und viele gebildete Menschen mit seiner Geistesverfassung glaubten an Cagliostros ‚Lebenstrank', wodurch man mindestens so alt werden könne wie er, nämlich genau 5557 Jahre, wenn man — alle fünfzig Jahre einmal vierzig Tage lang seine Zauberkur durchmache. Dem ‚Geisterseher' Schillers liegt gleichfalls der Glaube hoher Kreise an Cagliostro zugrunde.

Um sich einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, habe er diesem Ungeheuer (der Revolution) eine heitre Seite abzugewinnen gesucht: so erklärt Goethe die Entstehung von Stücken wie dem Großkophta, und bis ans Lebensende blieb er von der Trefflichkeit dieses Stoffes und seiner Behandlungsform überzeugt:

Ich sage, so ein gutes Sujet, denn im Grunde ist es nicht bloß von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung; das Faktum geht der Französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volks den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein (15. 2. 1831 zu Eckermann).

Hätte nur Goethe in diesem Falle Mut und Stilgefühl gehabt, jenem furchtbar ernsten Stoffe, dem ersten Erdbebenstoß zur Vernichtung des französischen

Königtums, die ernste Form zu geben, die er unbedingt forderte. Indessen mit jener seltsamen Sorglosigkeit, womit er einst die Tragödie des Bruderhasses in eine Operette ‚Claudine' verniedlicht hatte, entkleidete er die abscheulichen Pariser Ereignisse ihrer ahnungsvoll vorauskündenden Schrecknisse, machte daraus eine fratzenhafte Gauklerkomödie und ließ selbst diese, wunderbar ähnlich wie in den ‚Mitschuldigen', mit schonender Gelindigkeit auslaufen.

Man kann sich gar wohl den Großkophta als eine Komödie denken, von der Art der Hochzeit Figaros von Beaumarchais, worin das drohende Grollen des heraufziehenden politischen Ungewitters so deutlich zu vernehmen war, daß Ludwig der 16. die Aufführung hartnäckig verbieten wollte. In Goethes Großkophta ahnt man nicht das Geringste von dem gigantischen Schicksal, das bei der Halsbandgeschichte donnernd an die Pforten des Königspalastes pochte. Was hätte Schiller aus einem solchen Stoffe gemacht! Aber von Goethe selbst wissen wir ja: ‚Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt.'

Bloß nach den Anforderungen der Bühne ist Goethes Lustspiel garnicht so schlecht. Die Handlung ist bewegt und spannend, die Gespräche fließend, bei flottem Spiel anregend, und drehte es sich um nichts weiter als das Anstiften und Aufdecken einer abergläubischen Schwindelei gegen Hinz oder Kunz, so wäre alles in Ordnung. Goethe jedoch wollte ein zeitgeschichtliches Drama schreiben, wollte die wahre Begebenheit darstellen, und — verwischte alle auf den großen Hintergrund deutenden Züge. Mit dem Großkophta beginnt Goethes Abkehr vom Einzelmenschlichen, sein Hang zum Gattungsmäßigen. Genau so wie in der Natürlichen Tochter führen die Menschen schon im Großkophta keine Namen, sondern Rang- und Titelbezeichnungen. Aus dem Kardinal Rohan ist ein beliebiger ‚Domherr' geworden, es gibt einen ‚Ritter', eine ‚Marquise', eine ‚Nichte', und — wir erfahren nicht einmal, in welchem Lande wir sind! Aus der durch ein Diamantenhalsband zu gewinnenden Königin wird eine im Dunkel bleibende Prinzessin, die sich ‚bei ihrem Vater' um die Begnadigung des Domherrn verwenden soll. Alle Schärfe der Zeitsatire, wie Goethe sie einst so meisterlich im Vater Brey und Satyros zu üben gewußt hat, ist abgebrochen und geglättet. Zum Teufel ist der Spiritus jugendlichen Zornes; das Phlegma eines sich mit den lebensgefährlichen Narrheiten der Zeit bequem abfindenden Betrachters ist geblieben.

Goethe erklärte sich den völligen Mißerfolg des Großkophta so: ‚Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden.' Er hat sich über die Gründe der Ablehnung selbst vonseiten der Urteilsfähigsten, zu denen diesmal der Herzog gehörte, völlig getäuscht. Weder fand man die Behandlung kühn und schonungslos, noch war man durch sie erschreckt; man empfand schon damals nicht den Stoff, sondern die Behandlung als abgeschmackt, weil im grellsten Mißverhältnis zum Vorbilde der Wirklichkeit.

Noch ärger befremdet werden wir, wenn wir die im April 1793 verfaßte

einaktige Posse **Der Bürgergeneral** lesen und bedenken, daß Goethe drei Monate nach der Hinrichtung Ludwigs des 16. den Mut fand, einen erbärmlichen Dorfschwätzer zum Spiegelbild einer blutigen politischen Umwälzung zu machen. Er kannte doch die grausige Tötigkeit der in die Provinzen abgeordneten Mitglieder des französischen Konvents, und es verriet wenig politischen, ja in diesem Falle sogar wenig dichterischen Geschmack, solche Blutsäuser wie St. Just, Carrier, Lebas und Genossen auch nur in einem Lustspiel spottend zu verkörpern durch einen feigen Dorfbarbier Schnaps, der sich eine französische Uniform anzieht, um als angeblich beauftragter ‚Bürgergeneral' — einen Topf Milch zu erobern. Weder das fast übertrieben schlagkräftige Bühnengespräch, noch die abgeklärte politische Weisheit des Edelmanns am Schluß versöhnen mit dem Vergreifen in Ton und Stoff des Ganzen. Wenn der Edelmann zuletzt ausruft: ‚Wieviel will das schon heißen, daß wir über diese Kokarde, diese Mütze, diesen Rock, die so viel Übels in der Welt gestiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!' — ach, wie furchtbar wurde solches Lachen gar bald durch einen Bürgergeneral wie Napoleon zum Verstummen gebracht!

Entschieden bedeutender ist das größere Bruchstück **Die Aufgeregten** (1793), das Goethe selbst ‚Politisches Drama' betitelte. Zwar fehlt ein der Zeitgeschichte entsprechender großer Hintergrund, es handelt sich nur um untergeordnete Beschwerden einiger Bauern gegen ihre Gutsherrschaft; doch vermeidet es Goethe diesmal, die Vertreter der neuen politischen Lehre als Schurken oder Norren erscheinen zu lassen. Die aus Paris zurückkehrende Gräfin spricht die vernünftige Auffassung von den letzten Ursachen der Revolution aus: ‚Seitdem ich bemerkt habe' usw. (vgl. S. 503). Zu Eckermann äußerte sich Goethe (4. 1. 1824): ‚Ich schrieb es zur Zeit der Französischen Revolution, und man kann es gewissermaßen als mein politisches Gloubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll.' — Die tapfere Grafentochter Friederike (vgl. S. 106) ist eine der dramatich wirksamsten Mädchengestalten Goethes; der Auftritt, worin sie den schurkischen Amtmann durch das auf ihn angelegte geladene Gewehr zum Geständnis seiner Spitzbüberei zwingt, das Zugespitzteste, was Goethe je für die Bühne geschrieben hat. Das Bruchstück verdient, bekannter zu sein.

Aus dem Nachlosse stammt der Plan zu einer politischen Tragödie **Das Mädchen von Oberkirch**, entstonden um die Wende von 1793/94. Nur zwei Auftritte des in Straßburg spielenden Dramas und Angaben über die Weiterführung sind uns erhalten. Ein schönes deutsch-elsässisches Mädchen weigert sich der Schmach, die nackte Göttin der Vernunft bei deren wüstem Fest im Münster zu spielen, und geht samt einer zu ihr haltenden vornehmen Familie unter. Allerdings scheint das Stück doch mehr auf ein Familientrauerspiel als auf eine politische Tragödie großen Stils angelegt gewesen zu sein.

Sechster Abschnitt.

Reineke Fuchs und kleinere Dichtungen.

Ich unternahm die Arbeit, um mich das vergangene Vierteljahr von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, und es ist mir gelungen. (An Fritz Jacobi, 2. 5. 1793.)

Der **Reineke Fuchs** gehört zu den vielen Dichtungen Goethes, deren Keimtriebe bis in seine Knabenzeit zurückreichen. An Schwester Cornelia hatte er schon 1765 das altdeutsche Heldengedicht von Reineke dem Fuchs erwähnt; aus den siebziger und achtziger Jahren gibt es Zeugnisse seiner dauernden Teilnahme für das Werk.

Reineke Fuchs war sozusagen eine Verlegenheitsarbeit; unter den äußern und innern Erschütterungen der Revolutionszeit kam Goethe zu keiner gesammelten Muße für ein aus der eignen Tiefe geschöpftes großes Werk: so war ihm das Umarbeiten eines fertigen, fast verschollenen ältern Gedichtes eine willkommne Beschäftigung. In der ‚Campagne' berichtet er ausführlich über den Zusammenhang zwischen den furchtbaren Weltbegebenheiten — König Ludwig 16. war soeben hingerichtet worden — und dem Entstehen seiner Arbeit:

Auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir dann durch eine besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten [während des Feldzuges in Frankreich] bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich verträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsbald eine treue Nachbildung.

Und in den Annalen heißt es:

Dieser widerwärtigen Art, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als wünschenswertester Gegenstand für eine zwischen Übersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine dieser unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blockade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Übung im Hexameter vornahm.

Zugrunde lag ihm Gottscheds Übersetzung des alten Reineke in hochdeutsche Prosa von 1752; ihr war als Anhang die niederdeutsche Urdichtung beigegeben, und Goethe hat diese vielfach befragt. Er begann die Arbeit im Februar 1793 und beendete sie schon im Mai. An die Vorlage hielt er sich fast durchweg sehr treu, milderte, wo zweckdienlich zu mildern war, und fügte nur selten etwas hinzu. Zu Goethes Einschiebseln gehört die aus seiner Zeitstimmung geschöpfte Abwehr im 8. Gesang gegen eigenmächtige Umwälzer:

Doch das Schlimmste sind' ich den Dünkel irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.

Es folgt die echt Goethische Lehre vom Kehren vor der eignen Tür, von der Ordnung im eignen Hause, die er nie müde wurde in Vers und Prosa zu verbreiten:

Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Toren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen!

Also das Lob des unpalitischen Menschen im politischen Gemeinwesen.

Die Ähnlichkeit des Reineke-Stoffes mit den Zeitereignissen, wie sie sich in Goethes Kopfe spiegelten, mit der Französischen Revolution fast nur als dem angeblichen Ausfluß verbrecherischer Begehrlichkeit der Einzelnen und der Masse, drückte später das Xenion aus:

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut!

Über die Form des Reineke urteilte der Farmschulmeister Voß zu Goethe teils redensartlich dunkel, teils sachlich grundfalsch (1794): ‚Mich deucht, die Wartfüße oder Rhythmen sallten etwas mannigfaltiger und mehr aus dem Fache des Lieblichen gewählt sein. Es herrschen die trochäisch fallenden Bewegungen. — Spondeen, die zum Gegengewicht kaum entbehrlich sind, fehlen fast ganz; daktylische Fälle kammen zu selten.‘ An seine Frau schrieb Voß ehrlicher, aber noch anmaßlich törichter: ‚Gaethes Reineke Fuchs habe ich angefangen zu lesen; aber ich kann nicht durchkommen. Goethe bat mich, ihm die schlechten Hexameter anzumerken; ich muß sie ihm alle nennen, wenn ich aufrichtig sein will. Ein sonderbarer Einfall, den Reineke in Hexameter zu setzen.‘

Warum ein Stoff wie Reineke nicht ebenso gut in Hexameter zu setzen sei, wie Vossens Luise oder wie das altgriechische komische Tierheldengedicht Die Froschmäuseschlacht, ist nicht einzusehen. Auch im Einzelnen hat nicht Voß, sondern Goethe Recht behalten. In den Annalen schreibt dieser über die Verkehrtheit des Versschulmeisters von dazumal: ‚Voß verleugnete seine Übersetzung der Odyssee, die wir verehrten, fand an seiner Luise auszusetzen, nach der wir uns bildeten.‘ Vossens philalogischer Grundirrtum war, daß man den deutschen Hexameter den Gesetzen griechischer Sprache und Verskunst nachformen müsse und könne, wogegen der Dichter Goethe fühlte, daß die Grundgesetze des Deutschen einer solchen Nachbildung widerstreben. Reine Spondeen (– –) gibt es im Deutschen nicht. Die tonlose oder tonschwache Senkung nach der betonten Hebung kann im Deutschen niemals zu einer vollen Länge im Sinne der griechischen und lateinischen Verslehre werden.

Voß hat seine ursprüngliche Odyssee-Übersetzung dadurch verdorben, daß er ihre natürlichen deutschen Hexameter in unnatürliche griechische mit scheinbar strenger Unterscheidung von Trochäen und Spondeen umbosselte; Goethe ist zum Glück für den Reineke und alle seine späteren Dichtungen klassischen Versmaßes bei seinem Hexameter geblieben, der unbekümmert Trochäen setzt, wo die Griechen und Lateiner Spondeen fordern. So hat Goethe, nicht Voß, den *deutschen Hexameter* geschaffen. Wer den Reineke unbefangen liest, wird den freien künstlerischen Fluß der Verse trotz aber wegen der vielen Trochäen behaglich genießen. Die Hexameter im Reineke sind sogar flüssiger als in Hermann und Dorothea, weil Goethe bei jenem weniger in der Furcht vor dem

geſtrengen Voß lebte. Er gab ſich Mühe und es gelang ihm, ‚dem Verſe die Aiſance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß‘.

Schiller war gleichfalls andrer Anſicht als Baß über die Eignung des Hexameters grade für den Reineke. Sehr fein bemerkte er (21. 3. 1796 an W. v. Humboldt):

> Mir deucht, daß ſich die alten Silbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deswegen ſa gut zu naiven Paeſien qualifizieren, weil er ernſt und geſetzt einherſchreitet und mit ſeinem Gegenſtand nicht ſpielt. Nun gibt dieſer Ernſt im ‚Fuchs‘ der Erzählung einen gewiſſen größeren Schein van Wahrhaftigkeit, und dieſer iſt das erſte Erfardernis des naiven Tons —

und zu Körner rühmte er den ‚Hameriſchen Ton, der ahne Affektion darin beobachtet iſt‘.

Über die Voſſiſche Versquälerei hat ſich Goethe ſpäter einmal ſehr munter ausgeſprochen:

Ein ewiges Kachen ſtatt frählichen Schmaus.
Was ſall denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei alledem kammt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen ſallen,
Und ſallen uns patriatiſch fügen,
An Knittelverſen uns begnügen.

Gaethes Reineke Fuchs gehärt zu ſeinen lebendigſten und volkstümlichſten Werken. Unbegreiflicherweiſe fehlt er in dem von der Goethe-Geſellſchaft herausgegebenen ‚Volks-Goethe‘. Erſt durch ihn iſt unſer altes Tiergedicht uns dauernd gerettet warden. Ohne die Wiederbelebung durch Goethes geläuterte Sprache und gehabene Farm wäre es uns Deutſchen ebenſo verloren gegangen wie dem Volke ſeiner erſten künſtleriſchen Bearbeiter, den Franzoſen. Durch Kaulbachs Zeichnungen, des Malers beſtes Werk, hat das uralte Gedicht einen prächtigen Schmuck erhalten.

Mit Ausnahme falcher ſchulmeiſternder Philologen wie Voß nahmen die Leſer den Reineke Goethes unbeſangen und meiſt gradezu entzückt auf. Herder nannte ihn übertreibend ‚die erſte und größte Epapäe deutſcher Natian, ja aller Nationen ſeit Homer‘, und Schiller ſchrieb: ‚Der Reineke Fuchs iſt, wenn man gerecht ſein will, das beſte poetiſche Pradukt, was ſeit ſo vielen, vielen Jahren in Umlauf gekammen iſt, und ſchließt ſich mit Recht an die erſten Dichterwerke an.‘ Goethe ſelbſt liebte ſeine Arbeit und führte gern im Geſpräch Verſe daraus an.

Zu den Früchten van Goethes andauernder Gemütsteilnahme an dem Gange der Franzöſiſchen Revalution gehären ferner einige erzählende Praſaſchriften, die erſt nach der Bekanntſchaft mit Schiller veräffentlicht wurden. Das Schickſal der vor der franzöſiſchen Schreckensherrſchaft Fliehenden, deſſen Eindruck ſich nach Jahren zu einem großen Kunſtwerk, Hermann und Dorothea, verdichtete, gab ihm um die Wende von 1793/94 eine Reihe kleinerer Erzählungen ein, die urſprünglich in den Wilhelm Meiſter eingeſchachtelt werden ſallten: **Die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.** Sie erſchienen ein Jahr darauf in Schillers Horen. Vielſach nach franzöſiſchen und italieniſchen Quellen

geschrieben, zum Teil nur frei übersetzt, zeigen sie Goethes Meisterschaft erzählender Prosa, seine Freude am bloßen Erzählen. Sie verdienen mehr Beachtung, als ihnen gewöhnlich zuteil wird: besser als in seinen großen Bildungsromanen kann man in diesen echten kleinen Novellen den reinen Erzählerstil Goethes genießen. Es sind Geschichten im Rahmen nach dem Muster der Novellen des Dekameron von Boccaccio. Des Rahmens bediente sich Goethe, um nebenher seine Ansichten über die Revolution vorzutragen, und dies verführte ihn zum überbreiten Ausspinnen der wenig anziehenden Rahmengeschichte. Sie blieb unabgeschlossen: ‚Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Rätsel [der Revolution] auf eine so entschiedene und unerwartete Weise [durch Napoleon] gelöst sah.' Am merkwürdigsten ist die Erzählung ‚Der Klopfgeist', worin die Spiritisterei vorausgenommen wird. Goethes Hang zum Hineingeheimnissen trieb ihn dazu, in manchen dieser Geschichten einen Knoten zu schürzen, aber ungelöst zu lassen.

Die erst nach Goethes Tode gedruckten Bruchstücke der **Reise der Söhne Megaprazons** entstanden in den ersten Jahren der Revolution. Goethe lehnte sich an Rabelais' Gargantua und Pantagruel, erweiterte die Geschichte des zur Belehrung in die Welt ausziehenden Pantagruel dahin, daß er sechs Söhne eines Vaters reisen läßt, um die Zustände ferner Länder kennen zu lernen, und der Plan ging dahin, die Söhne einen politischen Roman erleben zu lassen, etwa von der Art der handlungsleeren, betrachtungsreichen Staatsromane Albrechts von Haller. Das Werk blieb nach kurzem Anlauf liegen; es wäre, vollendet, ein zusammenfassendes Bild von Goethes politischer Weltanschauung geworden.

Ein Anhängsel an die Unterhaltungen ist **Das Märchen**, das erst in der Schiller-Zeit gedruckt wurde, aber einem Gespräch Goethes zufolge wohl schon früher entstand, — wie immer bei ihm aus einem sinnlichen Eindruck, auf einem Spaziergang an den Saaleufern bei Jena. Sicher hat er sich für jede Gestalt und jeden Zug des Märchens etwas Persönliches und Zeitgeschichtliches gedacht, denn die politische Ausdeutung dieses Phantasiestückchens hat die meiste Wahrscheinlichkeit. Die Hauptsache jedoch an einem Dichterwerk bleibt nicht das Gerätsel, sondern die Kunstform, und da ist zu sagen, daß Goethes Märchen unter dem Hineingeheimnissen künstlerisch gelitten hat. Der Scharfsinn vieler Goethe-Forscher hat sich am Enträtseln abgemüht, ohne uns volle Klarheit zu bieten; ja es scheint, als habe Goethe selbst eine einzige alldeutende Auflösung gar nicht beabsichtigt. ‚Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen, als soviel Rätsel, dem Rätselliebenden willkommen sein' (an Schiller, 26. 9. 1795), und in den Xenien spottet Goethe:

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
‚Nun, und was machen sie denn alle?' Das Märchen, mein Freund.

Selbst Schiller scheint Goethes Absichten im einzelnen nicht gekannt zu haben; doch hat er die zügellose Ausdeuterei vorausgesehen: ‚In dergleichen

Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt: die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken überschreiten' (an Goethe, 25. 12. 1795).

Goethes Märchen hat den Romantikern, namentlich Tieck, für ihre Nebelgebilde zum Muster gedient.

Siebenter Abschnitt.

Der Dramatiker und Theaterleiter.

Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh. (Faust, Vorspiel).

Tasso ist Goethes letztes vollendetes Bühnendrama echt menschlichen Inhalts; sein ganzes späteres dramatisches Lebenswerk ist entweder sinnbildliche Gelegenheitsdichtung wie der Epimenides, oder philosophisch-symbolische Ergänzung eines großen Jugendbruchstückes wie der Faust. So ist denn hier Ort und Zeit, Goethes Stellung zum Drama, daneben zum Theater, zusammenhängend zu betrachten.

Daß Goethe noch zu unsern lebendigsten dramatischen Kräften gehört, beweist ein Blick in die Spielpläne von Hunderten deutscher Bühnen. Regelmäßig gespielt, nicht bloß bei festlichen Gelegenheiten oder als geistreiche vereinzelte Versuche, werden von allen ernsten Theatern: Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust. Clavigo darf man, trotz gelegentlicher Auffrischung, ohne Bedauern als versunken betrachten; auch die Geschwister und Stella haben sich nicht wahrhaft lebenskräftig erhalten. Fünf gespielte Dramen eines Dichters, jedes über hundert Jahre alt, sind nach allen Erfahrungen der Weltliteratur ein sehr großes Erbe, und der Einfluß des Dramatikers Goethe auf die höhere Empfindungswelt der Deutschen darf über dem des Lyrikers und des Weisen nicht unterschätzt werden. ‚Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volks wird' (Goethe zu Eckermann, 1. 4. 1827).

Goethes menschliche und dichterische Entwicklung vom Sturm und Drang zur männlichen Festigkeit, endlich zur klassischen Ruhe und Klarheit, spiegelt sich vornehmlich im Wandel seiner Art der Menschengestaltung wider. Der Lyriker Goethe bleibt fast unberührt vom innern Stilwandel: der Greis dichtet so leidenschaftlich wie der Jüngling, und durch alle Versuche mit künstlichen, ja gekünstelten Formen hindurch ist ihm das einfache deutsche Lied bis zuletzt treu. Der dichtende Bildner aber bevorzugt von Lebens-Stufe zu Stufe zunehmend die behaglichere Erzählungsform, die ihm gestattet, die Gestalten ohne Rücksicht auf die sinnlichen Eindrücke nach seinem Willen handeln zu lassen, weisheitvolle

Betrachtungen nach Belieben einzuflechten, jedenfalls immer über seinem Werke zu stehen. Sie ist im Grunde Goethes eigentlichste Bildnerform, denn in ihr spricht er zum einzelnen genießenden Leser, wie er ja auch durch das lyrische Gedicht zunächst nur den Einzelnen bewegt.

Das Drama hingegen ist die Form des Verkehrs zwischen Dichter und Menge; die Menge ist der Feind wahrer Poesie, — so wehrt denn im Vorspiel zum Faust der Dichter den Direktor ab, den natürlichen Freund der Menge:

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht!
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht,
Wo Lieb und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.
Ach! was in tiefster Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißraten jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.

Dies wurde 1797 geschrieben, acht Jahre nach dem Abschluß des Tasso, zu einer Zeit, als Goethe wohl noch für den Spielplan des Weimarer Hoftheaters, nicht aber mehr für den der deutschen Bühne wirken mochte. Beinah ein Vierteljahrhundert war vergangen, seit er an die nie gesehene Jugendfreundin Auguste Stolberg geschrieben hatte: ‚O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging' zugrunde!' Jetzt glaubte er nicht mehr an den unwiderstehlichen Innentrieb eines Dichters zum Drama, sondern meinte, der komme von außen:

Leider werden wir Neuern wahl auch gelegentlich als Dichter geboren, und wir plagen uns in der ganzen Gattung herum, ohne recht zu wissen, woran wir eigentlich sind, denn die spezifischen Bestimmungen sollen eigentlich von außen kommen, und die Gelegenheit das Talent determinieren. — Warum gelingt uns das Epische so selten? Weil wir keine Zuhörer haben [wie die griechischen Rhapsoden]. Und warum ist das Streben nach theatralischen Arbeiten so groß? Weil bei uns das Drama die einzig sinnlich reizende Dichtart ist, von deren Ausübung man einen gewissen gegenwärtigen Genuß hoffen kann (an Schiller, 27. 12. 1797).

*

Für Goethe hat die dramatische Form vor allem den Reiz, daß in ihr ein einzelner Mensch sein Innenleben ganz entfalten kann. Dies ist ihm die Hauptsache; des Menschen Kampf mit andern Menschen dient nur jenem höchsten Zwecke. Das geschichtliche Drama beengt den Dichter in diesem reinen Auswirken des Helden: die Geschichte zwingt ihm zu viel fertige Züge und Geschehnisse auf, die er nicht ganz übersehen darf, will er den Leser nicht durch unverständliche Willkür verwirren. Darum wählt er sich, wo er einen geschichtlichen Helden darstellt — und geschichtlich oder sagengeschichtlich sind alle seine lebendigen Dramen —, einen solchen, der zur Not für sich allein gedacht werden kann, der ohne Rücksicht auf die Menge seinen Lebensweg vollendet und durch das Schicksal in der eignen Brust, durch seinen Dämon, untergeht oder gerettet wird. Die Menge, überhaupt die Andern haben so gut wie nichts dazu oder dagegen zu tun.

In der Freiheit, ja der Verachtung gegen den geschichtlich überkommenen Stoff begegnete sich Gaethe mit den größten Dramatikern; seine starken Aussprüche darüber wurden schan erwähnt (S. 415). Lessing hatte die ‚Weltgeschichte nur ein großes Repertarium für den Dichter' genannt. Schiller, unser eigentlicher Geschichtedramatiker, schrieb in der Varrede zum Fiesko: ‚Der Dichter ist Herr über die Geschichte' und an Karaline van Walzogen (10. 12. 1788): ‚Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.' Kleist hat nach demselben Grundsatz gehandelt, wie seine Hermannsschlacht zeigt, und Hebbel erklärte die Geschichte für den Dichter höchstens als ‚Vehikel zur Verkärperung seiner Anschauungen und Ideen'. Indessen alle diese Dramatiker, denen sich Shakespeare mit seinen geschichtlichen Dramen zugesellt, behaupteten ihr Dichterrecht gegenüber der Geschichte varnehmlich zum Zweck einer dramatischen Handlung, die ihrem Genius Raum ließe zum freien künstlerischen Spiel der gegeneinander ringenden Menschen. Gaethe bewahrte sich diese Freiheit nicht zum Entfalten van Spiel und Gegenspiel aber zum Zeichen eines belebten Hintergrundes, sandern einzig zum ungestärten Ausschöpfen des einen Menschen, der im Mittelpunkte steht.

In einem Brief an den Musiker Kayser (23. 1. 1786) schreibt Gaethe den verblüffenden Satz: ‚Mein höchster Begriff vam Drama ist rastlase Handlung'; doch dreht es sich in dem Briefe wesentlich um — die Opernpasse ‚Scherz, List und Rache', und der Satz ist schwerlich in allgemeinerm Sinne gemeint. Ein andrer Ausspruch Gaethes (zu Stephan Schütz, 1806) trifft besser in den Kern seiner dramatischen Dichtung: ‚Ich habe *gegen* das Theater geschrieben.' In keinem seiner Stücke führt ein Held selbst die varwärts drängende Handlung. Götz wird getrieben, hierhin, darthin, zuweilen auch gegen sein besseres Wallen, und stirbt endlich nicht an einer Tat, nicht einmal an seinem Charakter, sandern genau genammen an einer kärperlichen Krankheit, van der er auch hätte genesen kännen. Van Claviga und Fernanda braucht nicht geredet zu werden. Egmant ist ein wehrloses Opfer des entschlassenen Alba. In der Iphigenie handelt nicht Orest, sandern, soweit gehandelt wird, Iphigenie und Pylades. Die Führung im Tassa hat nicht der edle, aber ahnmächtige Held, sandern sein übermächtiger Gegenspieler Antania. Und van Faust wird niemand behaupten, daß er, traß seinen schönen Versen: ‚Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, Der täglich sie erabern muß', etwas Wesentliches für Freiheit und Leben aus eigner Kraft vollbringt.

Einen zum wirklichen Drama unentbehrlichen Kampf zwischen zwei einigermaßen gleichen Kräften, dessen Ausgang uns nicht van varnherein bekannt ist, gibt es in Gaethes Stücken nicht. Nachdem wir Egmants dämanisches Sichgehen- und Geschehenlassen beabachtet haben, wissen wir, er wird nicht in einem Kampf erliegen, sandern abgeschlachtet werden. Schan nach dem zweiten Akt des Tassa ist uns das Erliegen eines Wehrlosen klar, ein wirklicher Kampf wird

nicht weiter geführt. Wo bei Goethe mutvoll gehandelt wird, wo Menschen ihr Schicksal entschlußkräftig in die eignen Hände nehmen, da — sind es handelnde Frauen. Im Götz ist es Adelheid, die Weislingen aufstachelt: ‚Komm! Victoria ist ein Weib, sie wirft sich dem Tapfersten in die Arme!‘ Der mutvollste Mensch im Egmont ist Klärchen. Im Faust ist es das schwache Gretchen, das sich am Schlusse zu heldenhafter Größe erhebt, indem es die Rettung zurückstößt. In den dürftigen ‚Aufgeregten‘ handelt vornehmlich die tatkräftige Friederike; im ‚Mädchen von Oberkirch‘ lebt das Heldentum in der Brust eines Weibes, und nach dem Plane der Fortsetzung der Natürlichen Tochter sollte Eugenie zuletzt neben dem hilflosen König heldenhaft handelnd untergehn. Mit Ausnahme der Adelheid — die aber im Urgötz einer großen Liebesleidenschaft fähig ist — hat Goethe kein im Vordergrunde stehendes schlechtes Weib geschaffen.

Mehr als ein paar Menschen, nun gar Massen, kämpfend darzustellen, hat Goethe, außer im Götz, niemals versucht; einen Auftritt wie den Reichstag in Schillers Demetrius hätte er nicht gewagt, und den Tell konnte er sich nur als Epos denken. Im Egmont schwätzt das Volk, zieht sich aber feige zurück, sobald Gewalt gegen Gewalt gesetzt werden soll.

Goethes Ausspruch über seine Gabe zur äußersten Tragik im Drama ist hier zu wiederholen und zu ergänzen:

Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es mir niemals gelungen, irgendeine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. — Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte (an Schiller, 9. 12. 1797).

Schiller suchte ihn zu trösten (12. 12. 1797):

Sollte es wirklich an dem sein, daß die Tragödie, ihrer pathetischen Gewalt wegen, Ihrer Natur nicht zusagte? In allen Ihren Dichtungen finde ich die ganze tragische Gewalt und Tiefe, wie sie zu einem vollkommenen Trauerspiel hinreichen würde. — Ich glaube auch, eine gewisse Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der tragische Poet nicht trennen kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieser Dichtungsart nicht ganz erlassen wird, geniert Sie, und vielleicht sind Sie gerade nur deswegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung erschaffen sind.

Wir haben noch andre Bekenntnisse Goethes über diesen Kernpunkt seines dichterischen Wesens — ‚Stets des Lebens dunkler Seite Abgewendet wie Apoll‘ nannte es Rückert —:

Was die Tragödie betrifft, ist es ein kitzlicher Punkt. Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist; daher kann der reintragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß, und in dieser übrigens so äußerst platten Welt kommt mir das Unversöhnliche ganz absurd vor (an Zelter, 31. 10. 1831).

Zu Eckermann sprach er von dem Plan eines einaktigen Stückes in Prosa, ‚grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben‘. Er habe es lange durchdacht, es sei ihm so vollkommen gegenwärtig, daß er es in acht Tagen diktieren wollte; die Grausamkeit des Gegenstandes ließ ihn zurückschaudern.

Darum ‚haßte' er den vierten Akt des Egmont, worin die kalte Schickſalsfauſt den Helden packt, und ſchab die Arbeit möglichſt hinaus. Darum ſtrich er in der zweiten Handſchrift des Götz den großartigen, aber grauſamen Auftritt zwiſchen dem unerbittlichen Metzler und der Frau des Helfenſteiners, desgleichen die Erdroſſelung Adelheids; beſeitigte den die tragiſche Wirkung der Damszene im Fauſt mächtig ſteigernden Zuſatz des Urfauſt, daß die ‚Exequien' der Mutter Gretchens begangen werden; erwiderte der verdammenden Stimme am Schluſſe des Urfauſt: ‚Sie iſt gerichtet!' mit der verzeihenden des ſpäteren Fauſt: ‚Iſt gerettet!' Die durchaus auf ein Trauerſpiel angelegte Stella ließ er verſöhnlich ausgehen, blutig erſt auf den dringenden Einſpruch der Freunde. So kann man faſt überall da, wo Umformungen älterer Stücke vorliegen, das Abſchwächen und Abtönen auf den ſpäteren Stufen nachweiſen. Wie bezeichnend iſt ſein Wort zu Schiller (18. 3. 1799) über den Ausgang von ‚Wallenſteins Tod': ‚Der Schluß des Ganzen durch die Adreſſe des Briefes (‚Dem F ü r ſ t e n Piccolomini!') erſchreckt eigentlich, beſonders in der weichen Stimmung, in der man ſich befindet.' — Um ſo beſſer! mag Schiller gedacht haben.

Wo ſich aber Goethe einmal von der Menſchheit ganzem Jammer ohne Selbſtmitleid grimmig anpacken ließ, da gelang ihm das Äußerſte der Tragik, noch über Shakeſpeare hinaus: die Auftritte Gretchen im Dom und im Kerker überragen durch ihre erſchütternde Gewalt, ihren allgemeinern Menſchenſchmerz noch den Tod Desdemonas und Cordelias, wie Gretchens Wahnſinn uns noch inniger ergreift als Ophelias.

*

Wie G o e t h e a l s T h e a t e r l e i t e r, beim Umarbeiten alter Stücke, z. B. von Shakeſpeares Romeo und Julia, glättend und mildernd verfuhr, iſt ſpäter zu zeigen (S. 693); hier wird zunächſt nur des künſtleriſchen Leiters der Darſteller und der Darſtellungen gedacht. Das Tatſächliche erzählt uns, wie immer, am beſten Goethe ſelbſt (in den Annalen für 1791 und 1794):

Domit ich doch von dichteriſcher und äſthetiſcher Seite nicht allzu kurz käme [gegenüber den ‚chromotiſchen Unterſuchungen'], übernohm ich mit Vergnügen die Leitung des Hoftheaters [im Januar 1791]. Eine ſolche neue Einrichtung ward veronloßt durch den Abzug der Geſellſchaft Bellomos [ſeines ſteiriſchen Theaterunternehmers], welche ſeit 1784 in Weimar geſpielt hatte. Die Stelle der Abziehenden wor deſto leichter zu erſetzen, weil man die Theater oon gonz Deutſchland zur Auswahl oor ſich ſoh. Breslau und Hannooer, Prog und Berlin ſendeten uns tüchtige Mitglieder. — Sodonn blieben auch oon jener abziehenden Geſellſchaft oerdienſtoolle Individuen zurück. — Das Theater, wenn es mich ouch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beſchäftigung; ich betrachtete es ols eine Lehronſtalt zur Kunſt mit Heiterkeit, ja als ein Symbol [!] des Welt- und Geſchöftslebens, wo es ouch nicht immer ſonſt hergeht, und übertrug [ertrug], was es Unerfreuliches hoben mochte.

Bedenkt man, daß Goethe das Haftheater übernahm zu einer Zeit, als ſein dramatiſcher Schöpferquell noch nicht ganz verſiegt war, daß er ungefähr ebenſo viel Zeit und Mühe wie an eigne Werke — an Menſchen und Dinge wandte, die ihn künſtleriſch gar wenig bereicherten: ſo mag man zwar das damalige Weimar zu dieſem Führer und Anfeurer in der Theaterkunſt beglückwünſchen, für Goethe

ſelbſt war der Verluſt kaſtbarer Lebenskraft unendlich größer als der Gewinn. Auch dies, wie ſo manches frühere Wort über Goethes Zeitverwendung, wird geſagt in dem Gefühl, daß er nicht anders gekannt, daß ihn ſein Weſenstrieb unwiderſtehlich zwang, ſich da zu betätigen, wo er für das gaſtliche Land und deſſen Fürſten, für die Kunſt und das allſeitige Entfalten ſeines Geiſtes eine Stätte ſah, — was alles nicht ausſchließt, daß wir uns ein fruchtbringenderes Ausnutzen der koſtbaren Tage eines Goethe denken dürfen.

Unter wie engen, armen Verhältniſſen hat ſich der Theaterleiter Gaethe in einer Stadt von 6000 Menſchen, mit ſo viel weniger gebildeten Seelen, abgemüht! Der teuerſte Platz koſtete zwölf, der billigſte zwei Groſchen, was ſelbſt bei dem damaligen Dappelwerte des Geldes nicht hinreichte, das Theater ſich aus eigner Kraft erhalten zu laſſen. Der Herzog mußte alljährlich anſehnliche Zuſchüſſe leiſten, einmal bis zu 7500 Talern im Jahr; unter der ſechsundzwanzigjährigen Leitung Gaethes hat das Hoftheater über 150 000 Taler Zuſchuß gekoſtet. Dieſer wäre nach höher geſtiegen, hätte die Geſellſchaft nicht im Sommer in dem vornehmen Bade Lauchſtädt bei Halle geſpielt und meiſt gute Geſchäfte gemacht. Die Aufführung eines Stückes wie Schillers Jungfrau wurde bei der geringen Mitgliederzahl und den dürftigen Gewändermitteln des Weimarer Theaters zu einer ſchweren Sorge Gaethes. In allen perſonenreichen Stücken mußten die bedeutenderen Darſteller zwei, ja drei Rollen, große und kleine, übernehmen, und das einzige kaſtbare Prunkſtück dieſes Haftheaters, der Krönungsmantel des Königs in der Jungfrau, war aus — unechtem Samt. Gerührt lieſt man die Briefe Gaethes an den trefflichen Kirms, den Regierungsmann für die Theaterſachen, und die Erinnerungen von Eduard Genaſt, dem Sohne des Spielleiters Antan Genaſt unter Goethe, über die kleinen Leiden und Freuden des Olympiers an der Spitze einer Haſbühne, die bei ausverkaufſtem Hauſe vielleicht 120 Taler brachte und doch vorbildlich war für die Theater van ganz Deutſchland. Einmal ſchwang ſich das Hoftheater zu einem Preisausſchreiben mit dreißig Dukaten für das beſte Intrigenſtück auf; der Preis blieb unverteilt, da nur Wertloſes, oder Unmögliches wie Arnims ‚Ponce de Leon‘, einlief. Die höchſte Bezahlung für die Überlaſſung eines Stückes erhielt Schiller für den Tell: 150 Taler.

Andre deutſche Bühnen hatten einzelne beſſere Darſteller, ſo das Nationaltheater in Berlin ſeinen Iffland; doch beſaß Weimar unter Goethes Leitung nach dem Urteil der berufenſten Zeitgenoſſen das beſte Zuſammenſpiel. ‚Virtuoſität muß van der dramatiſchen Kunſt ferngehalten werden‘, ſchrieb Gaethe 1807 an den ältern Genaſt. ‚Keine einzelne Stimme darf ſich geltend machen; Harmonie muß das Ganze beherrſchen, wenn man das Höchſte beherrſchen will.‘ Und in den Annalen zu 1791 heißt es: ‚Ich verfuhr van varnherein ſo, daß ich in jedem Stück den Varzüglichſten zu bemerken und ihm die Andern anzunähern ſuchte.‘ Bis zum heutigen Tage gelten dieſe Grundſätze für jede künſtleriſch geleitete deutſche Bühne.

Am 7. Mai 1791 wurde das ſtehende Hoftheater eröffnet: mit Ifflands ‚Jägern'. Wie nahe hätte es nach unſerm Gefühl gelegen, es mit einem der großen Dramen Leſſings, Schillers oder Goethes ſelbſt einzuweihen! Doch der Leiter kannte ſeine Zuhörer: der Menge, von der allein das Theater leben konnte, waren die Stücke Ifflands, Schröders, Kotzebues und ihrer franzöſiſchen Vorbilder bei weitem verſtändlicher und angenehmer als die hohe Kunſt; ja die Vorliebe für jenen Zweig des Dramas reichte ſehr weit hinauf in die vornehmen Geſellſchaftskreiſe Weimars. Frau von Stein ſchreibt z. B. über einen Kotzebueſchen Schmarren: ‚Wenn mein Kopfweh nachläßt, gehe ich den Abend in ſein Stück Das Epigramm; im Leſen hat mir's gut gefallen. Ich habe leider den Geſchmack des Publikums, alſo eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebueſchen Stücke nicht ſo übel finden.'

Sie und die ihr bildungsverwandten Zuſchauer ſtanden überhaupt auf der Kunſthöhe Kotzebues. Unter den ungefähr 600 verſchiedenen Stücken, die während Goethes Theaterherrſchaft in Weimar aufgeführt wurden, nehmen die Kotzebueſchen an Zahl die erſte Stelle ein: 87 mit 410 Aufführungen; dann folgt Iffland mit 31 Stücken und 206 Aufführungen. Goethe wurde 153 mal, Schiller 174, Leſſing 42, Shakeſpeare 46 mal geſpielt: dieſe vier Größten zuſammengenommen alſo nur ebenſo oft wie der eine, allerdings unendlich fruchtbarere, Kotzebue.

Eine ſo kleine Zuhörerſchaft vertrug natürlich nur ſeltne Wiederholungen eines Stückes: daher die ewige Sorge um einen irgendwie brauchbaren Zuwachs zum Spielvorrat. Sie trieb Goethen zur überſetzenden Bearbeitung von fremden Werken wie Voltaires Mahomet und Tancred, an die er ſonſt ſchwerlich gedacht haben würde; auch Schiller mußte ſich zu allerlei Überſetzungsarbeit herbeilaſſen. Mit edler Unbefangenheit ließ Goethe ſchon im erſten Theaterjahr, trotz ſeiner damals noch herrſchenden Gegenſätzlichkeit zu Schiller, deſſen Don Karlos würdig aufführen (im Februar 1792), wie er denn, bei aller Rückſicht auf die zahlende Menge, immer beſtrebt blieb, ſie von Zeit zu Zeit gelinde an die über ihr ſtehende große Kunſt zu gewöhnen. Als er darin einen ſo einzigen Mitarbeiter wie Schiller gefunden, ſteigerten ſich Liebe und Verſtändnis der engern Weimarer Theatergemeinde in wenigen Jahren auf eine in Deutſchland zuvor nicht erreichte Höhe.

Der oberſte Leiter des Hoftheaters mußte ſelber Hausdichterdienſte verrichten; mit einem Prolog Goethes wurden die Vorſtellungen im Mai 1791 eröffnet. Man kann nicht ſagen, daß er ſich's hat ſauer werden laſſen. Der Prolog beginnt:

Der Anfang iſt an allen Sachen ſchwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge,

und ſtände dies nicht gedruckt in Goethes Werken, man würde gewiß nicht auf ihn als den Verfaſſer raten. In dem Prolog vom 1. Oktober 1791 gibt es Verſe wie dieſe:

Seid überzeugt: der Wunſch, euch zu gefallen,
Belebt die Bruſt von jedem, der vor euch
Auf dieſe Bühne tritt. Und ſollt' es uns
Nicht ſtets gelingen, ſo bedenkt doch ja,

Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr
Als anderswo!

Schiller rühmte an Goethes vorliebnehmenden, arg prosaischen *Theaterreden* den ‚so hübsch häuslichen Charakter'. Nicht, daß Goethe für einen flüchtigen Abend und mittelgebildete Zuhörer aus Bequemlichkeit dergleichen dichten und sprechen lassen konnte, erregt Bedenken; sondern nur, daß es in so vielen Ausgaben seiner Werke Aufnahme gefunden hat. Geblieben sind aus den mancherlei Theaterreden Goethes einzig die am Tage der Schlacht bei Leipzig geschriebenen Verse, die hinterher einen so ahnungsvollen Inhalt gewannen: ‚Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, Ein letztes Glück und einen letzten Tag', in dem Prolog zu einem englischen, von dem Leipziger Dyk bearbeiteten Trauerspiel ‚Essex'.

Acht Jahre nachdem Goethe sein Theateramt niedergelegt, äußerte er sich zu Eckermann (22. 3. 1825) über seine Art des Geschäftsbetriebes:

Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, sowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben.

Goethes Ideal des Bühnenspiels läßt sich mit *einem* Worte bezeichnen: er strebte nach Stil. Ein abgesagter Feind des von Berlin über die Theater hereinbrechenden ‚Naturalismus', hielt er auf feste Regeln, selbst für das Lustspiel und die Posse, ‚im Gegensatz zu dem Schröderischen Stil', der dem Darsteller weite Freiheit, vor allem die der Natürlichkeit ließ. Empört über das von Berlin angesteckte Leipziger Theater schrieb er 1800 an Schiller: ‚Von Kunst und Anstand keine Spur, — des Rückenwendens, nach dem Grunde Sprechens kein Ende.' In seinen *Regeln für Schauspieler* (1803) stehen u. a. die Sätze:

Kein Provinzialismus taugt auf die Bühne. — Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle. — Der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publikums willen da ist. Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit untereinander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen [!], noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publikum. Statt mit dem Kopf sich gleich ganz umzuwenden, lasse man mehr die Augen spielen.

Goethes Ansichten von Theaterkunst entsprachen damals fast durchweg den Regeln der französischen Klassikerbühne, die er schon als Knabe kennen gelernt hatte. Sie haben sich für das klassische Drama bis heute auf dem Pariser Théâtre Français erhalten.

*

Wie wohl jeder Theatermann hat Goethe weit mehr Ärger als Freude an seinem Amt erlebt. Triumphe wie die bei der Aufführung von Schillers Wallenstein und Tell gab es selten; sie lohnten ihm seine hingebende Mühe um das Gelingen. Für die Ausstattung des Wallenstein hatte er Holzschnitte aus der Zeit

des dreißigjährigen Krieges zurate gezogen, sich um die Gewandung jedes Darstellers bis ins Einzelne gekümmert und auf den zahlreichen Proben die Arbeit getan, in die sich heute an jedem größern Theater vier oder fünf Angestellte teilen.

Die reinste, nur selten beschiedene Freude gewährte ihm das Anleiten einer jungen Kraft wie der von einem verstorbenen Schauspieler Neumann hinterlassenen vierzehnjährigen Tochter, ‚des liebenswürdigsten, natürlichsten Talents, das mich um Ausbildung anflehte'. Vorzeitig verheiratet und mehrmals Mutter geworden, siechte Christiane Becker allzu früh hin und wurde schon mit 19 Jahren weggerafft. Welchen Einfluß sie sogar auf Goethes Gestaltenschöpfung geübt, beweisen seine Worte: ‚Meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres.' In der bei der Kunde ihres Hinscheidens gedichteten Elegie ‚Euphrosyne' (in der Schweiz 1797, Werke 1, 238) hat er seine Erinnerung an ihre schönste Rolle, den Knaben Arthur in Shakespeares König Johann, rührend verklärt. Das liebliche Kind läßt er darin zu ihm, dem liebenden Lehrer, sprechen:

Warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Bessre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.

Goethe selbst hatte in der Probe die Rolle Huberts übernommen, der Arthur zu blenden kommt.

Von den Ärgernissen eines Theaterleiters wurde Goethen keines erspart; die demütigendste Kränkung seines Lebens, die einzige, die er sich ohne Gegenwehr gefallen lassen mußte, kam ihm vom Theater: sein aufgezwungener Abschied (S. 831). Natürlich wurde ein Vorgesetzter wie er von den Künstlern verehrt, ja geliebt; doch erzeugte seine der Sache dienende Strenge bei den davon Betroffenen manchen Widerspruch, der, wie in dem Falle der Schauspielerin Jagemann, der Geliebten des Herzogs, zu geheimen und offnen Zetteleien gegen den Meister führte. Goethe duldete keine Rollenvorrechte, verlangte Unterordnung unter den Kunstzweck und von Jedem allgemeine Dienstbereitschaft. Kein noch so bedeutendes Mitglied durfte sich weigern, im Notfall eine Statistenrolle zu übernehmen.

Eigenmächtigkeiten wie die einer Schauspielerin, die ohne Goethes Erlaubnis als Gast in Berlin aufgetreten war, bestrafte er mit Stubenarrest und einer Schildwache vor dem Hause, die von der Sünderin selbst bezahlt werden mußte. Hiergegen erhob Iffland von Berlin Einspruch und erwartete, daß ‚die humane Direktion, in der Hand des ersten Dichters der Welt, gewiß mit Achtung für das Geschlecht' handeln werde. Der Herzog nannte seinen Theaterleiter rundheraus einen ‚kleinen Tyrannen'. Es gibt Strafbefehle von Goethes Hand, die uns verblüffen; doch ist an die strengere Zucht und die viel niedrigere Stellung der Schauspieler jener Zeit zu denken. Er droht Strafen dagegen an, daß ‚Schauspieler sich mit unbesonnenen und unanständigen Reden über die ihnen vorgesetzte Direktion respektswidrig geäußert haben'; erläßt eine ‚scharfe Rüge', als er ver-

nommen, ‚daß Mitglieder der Kapelle, im höchsten Grad der Unverschämtheit, gegen Des Epimenides Erwachen und dessen Musik leidenschaftlich auftreten, so daß man nicht weiß, ob man über Gemeinheit oder Dünkel sich mehr verwundern solle'. Er schreibt an Kirms über Widersetzlichkeiten unter den Theaterarbeitern: ‚Wenn das sämtliche Personal nach und nach eine Nacht auf der Hauptwache wird zugebracht haben, so, hoffe ich, soll unsere Sache vortrefflich stehen.' Besonders streng verfuhr er gegen Künstler, die ihre Rollen schlecht gelernt oder undeutlich gesprochen hatten: ‚Diese Vernachlässigungen setzen den Schauspieler in die Klasse der Handwerker, und wenn er sogar nicht memoriert hat, unter die Wortbrüchigen.'

Begreiflicher ist es, daß er lächerlich klingende Künstlernamen selbstherrlich in wohllautende verwandelte: aus einem Fräulein Peterssilie wurde eine Silie. Wie der alternde Goethe überhaupt von der Stellung des Künstlers zum Machthaber gedacht, zeigt sein seltsamer Ausspruch über die bildenden Künste: ‚Der Grundsatz, daß man den Künstlern nur Unterhalt geben und sie übrigens solle gewähren lassen, wie sie können und wollen, entspringt aus der Anarchie.' Michelangelo und Rafael, die sich in Kunstfragen selbst dem mächtigen Papste nicht fügten, hätten es unter Goethe schwer gehabt.

Gar keine Nachsicht kannte er, wo es sich um einen künstlerischen Zweck handelte; hier ging er gelegentlich bis zur Quälerei. Eine ungeschickte Schauspielerin ließ er in der Probe ihre paar Worte wohl fünfzigmal wiederholen und erwiderte auf ihre Tränen: ‚Nun, mein liebes Kind, gehen Sie jetzt nach Hause und überdenken Sie sich das; dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebensovielmal wiederholen. Da soll es wohl gehen.' Nur darf man solche Geschichtchen nicht verallgemeinern; es gibt doch mehr Berichte über seine vornehme, liebenswürdige Art künstlerischer Belehrung, so über die Zurechtweisung: ‚Nun, das ist ja garnicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe. Überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein.' Alles in allem blickten die echten Künstler seiner Bühne mit liebender Ehrfurcht auf zu Goethe; das warme Herz des gewaltigen Mannes, seine Sachlichkeit, sein Anerkennen tüchtiger Leistungen söhnten die gekränkte Eigenliebe immer wieder aus.

An menschlichen Versuchungen konnte es einem Theaterleiter wie Goethe nicht fehlen; mit eisernem Willen hielt er allen stand und durfte später bekennen:

Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgendeinen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat (zu Eckermann, 22. 3. 1825).

Die Theaterzensur übte Goethe selbst und mit aller Strenge, aus politischen und andern Gründen auch gegen ältere, längst gespielte Stücke. Er strich in

Kotzebues ‚Kleinstädtern' jede literarische Satire, wodurch das Stück saftlos wurde, und gab nicht nach, als Kotzebue sich solchem Verwässern mit Recht widersetzte. Scharfe Kritik der aufgeführten Werke oder der Darsteller duldete er nicht. Als der schöngeistige Weimarische Schuldirektor Böttiger, den er ohnehin nicht ausstehen konnte, ein herbes Urteil über den Schlegelschen Ion erscheinen lassen wollte, drohte Goethe, er werde, wenn es erschiene, die Theaterleitung niederlegen, und erzwang dadurch das Verbot des Druckes. In den Annalen heißt es, für uns fast komisch, darüber: ‚Es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgendeinem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten.' Auch die Zuschauer standen unter seiner Zucht: ‚Bei uns kann kein Zeichen der Ungeduld stattfinden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beifall nur durch Applaudieren bemerklich machen, kein Schauspieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweitenmal gefordert werden.' Und als bei der Aufführung des tollen Alarcos von Friedrich Schlegel gelacht wurde, was sehr verzeihlich war, erhob sich Goethe mitten im Parkett und donnerte die Zuhörer an: ‚Man lache nicht!'

Achter Abschnitt.

Kleine Prosaarbeiten und Wiederaufnahme des Faust.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten.

Die zusammenhängende Beschreibung seiner italienischen Reise nach Briefen und Tagebüchern hat Goethe erst viel später abgefaßt; nach der Rückkehr aus Italien gab es zunächst die dringendere Arbeit zum Abschlusse des Tasso. Indessen noch übervoll von den Eindrücken des schönen, durch die Ferne verschlungenen Landes, empfand er den Drang, wenigstens einige der reizvollsten und deutschen Lesern zugänglichsten in selbständigen Aufsätzen festzuhalten. Da ihn Wieland um Beiträge für seinen Merkur ersuchte, so bot ihm Goethe vermischte ‚Reisebemerkungen' an, die durch Stoff und Form immerhin eine gewisse Einheit bildeten. Als sorgsamer Hausvater, der jüngst nur ausgegeben, erkundigte er sich bei Wieland, ‚damit unser Kontrakt ganz rein werde, was du mir dagegen an Gold oder Silber geben willst? Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, so muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, da so viel hinaus geleitet wird'. Wieland ging mit Freuden darauf ein, und so lieferte ihm Goethe nach und nach Das römische Karneval (Werke 12, 94) und die später unter dem Titel Über Italien vereinigten Aufsätze. Als er nach einem Menschenalter seine ‚Italienische Reise' als Gesamtwerk herausgab, stopfte er, nach beliebter Gewohnheit, die meisten dieser Schriften, wie sie da waren, oder leicht umgearbeitet, in den Text oder den Anhang.

Das römische Karneval (1789) ist der wertvollste dieser Aufsätze, ein Meisterwerk anschaulicher Schilderei, klassisch an Stil und Sprache, für Kenner wie Nichtkenner Italiens ein anmutig belehrendes Lesen, da ja die alten römischen Karnevalsbräuche längst ausgestorben sind. Man beachte den so recht Goethischen Sinn für ordnende Übersicht, der sich in den vielen Unterteilen mit besondern Überschriften ausspricht.

Von den weitern sechs Stücken haben für uns nur noch zwei höheren Wert. Das Zur Theorie der bildenden Künste stellt Betrachtungen an über den wahrscheinlichen Stufengang der antiken Steinbaukunst aus dem Holzbau und schließt mit einem Ausfall auf das ‚Ungeheuer' und den ‚erfindungslosen Unsinn' des Mailänder Doms, einem Urteil, das längst nicht mehr gilt.

Der Aufsatz Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil leidet an Unklarheit. Goethe hatte sich damals, Ende 1788, selbst noch nicht zum hellen Bewußtsein dessen hindurchgedacht, was er als ‚Stil' verehrt sehen wollte; die Schrift zeigt nur das Ringen nach einem festen Standpunkt, noch kein allgemeinverständliches Ergebnis des Ringens. Wir gewinnen wenig, wenn wir lesen: ‚Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüt ergreift, so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge.'

Der Vollständigkeit wegen sei nach eines aus dem Nachlaß bekannt gewordenen dramatischen Bruchstückes Falstaff (1792) gedacht, das an einen Auftritt in Shakespeares ‚Heinrich 4.' (Teil 2, Akt 5, 3), Falstaffs Verstoßung durch Heinrich 5., anknüpft. Der Staff bot zu wenig fruchtbare Möglichkeiten, und Goethe ließ ihn nach einigen drolligen Bemerkungen des dicken Ritters fallen.

Die während dieses ganzen Zeitraumes von 1788 bis zur Freundschaft mit Schiller niemals aussetzende Arbeit in allen Zweigen der Naturwissenschaft veranlaßte Goethe zu einer Art von Rechenschaftslegung über seine Art des wissenschaftlichen Versuchs. Wie heilig ernst er selbst es damit genommen und zu nehmen mahnte, lesen wir in seinem nach heute sehr beachtenswerten Aufsatz Der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt (1793; Werke 16, 168). Sie hätte den Fachgelehrten zeigen müssen, daß Goethe in der wissenschaftlichen Strenge gegen sich selbst hinter keinem von ihnen zurückstand, z. B. wenn er von dem versuchenden Forscher forderte, daß

> er auch da, wo er von niemand so leicht kontrolliert werden kann, sein eigner strengster Beobachter sein und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch sein soll. — Wir haben von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

So sehen wir Goethe schon auf dieser Lebensstufe — wie als bahnbrechenden Entdecker, so als Lehrmeister der Richtwege zu ferneren Funden in den Bereichen der Naturerkenntnis.

*

An jedem tiefen Lebenseinſchnitt Goethes fragen wir nach dem Schickſal ſeines dem Leben entſprungenen, ihn durchs Leben begleitenden Hauptwerkes, des **Fauſt**. Ein halbes Menſchenalter des Dichters iſt vergangen, ſeitdem das Rieſengedicht zuerſt vor uns auftauchte; in den dazwiſchenliegenden Abſchnitten konnte von ihm als einem fortſchreitenden Gebilde nicht mehr die Rede ſein.

Es gibt kein zweites Beiſpiel einer ſo übelwollenden Behandlung des gewaltigſten Kunſtwerkes durch ſeinen eignen Schöpfer, wie des Fauſt durch Goethe. Im Kopfe dieſes ‚ſingularen Menſchen‘ iſt wirklich ſo ziemlich alles Wichtigſte anders zugegangen als ſonſt in Menſchenköpfen. Der Geſamteindruck der Geſchichte von Goethes Fauſt zwiſchen 1775 und etwa 1789 iſt der, daß der Dichter immer nur mit Unluſt, ja mit Widerwillen an ſein Werk geſchritten, es mit ſo viel übler Nachrede bedacht hat wie kein fremder Widerſacher, und daß ihm die Anſtöße zum Weiterführen und Vollenden, des erſten wie des zweiten Teils, weit weniger aus unwiderſtehlichem Innendrange als aus gutem Zureden und liebendem Anfeuern werter Freunde oder Gehilfen, erſt Schillers, dann Eckermanns, kamen. Für die Stufe, bei der wir hier ſtehen, die erſte gedruckte Fauſt-Probe, hat ſogar ein äußerlicher Umſtand das Meiſte getan: der Zwang, einen neuen Band der Geſamtausgabe der Werke zu füllen.

Die Geſchichte des Fauſt ſeit 1775 bis zum Bruchſtück von 1790 iſt gar kurz. An beflügelndem Beifall hat es Goethen wahrlich nicht gefehlt: begeiſtert waren alle, denen er den Urfauſt vorgeleſen. Gleich nach des Dichters Weggang von Frankfurt ſchrieb Merck an Nicolai: ‚Ich erſtaune, ſo oft ich ein neu Stück zu Fauſten zu ſehen bekomme, wie der Kerl (Goethe) zuſehends wächſt und Dinge macht, die ohne den großen Glauben an ſich ſelbſt und den damit verbundenen Mutwillen unmöglich wären‘, und ähnlich wird ſich Merck, der mit Verſtand zu loben wußte, zu Goethe ſelbſt ausgeſprochen haben. Nach einer Vorleſung am Weimariſchen Hofe gegen Ende November 1775 berichtet Fritz Stolberg ſeiner Schweſter: ‚Einen Nachmittag las Goethe ſeinen halbfertigen Fauſt vor. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen.‘ Über eine Vorleſung im Januar 1776, der Wieland beigewohnt, urteilte dieſer wie ein Verzückter.

Dann hören wir erſt wieder aus dem Jahr 1780 von einem Vorleſen, vor dem Herzog von Gotha und deſſen Bruder; Karl Auguſt vermerkt den ſtarken Eindruck. — Kurz vor der Flucht nach Italien, im Auguſt 1786, hat Goethe in Karlsbad einigen Damen ſeiner Bekanntſchaft den Urfauſt vorgeleſen, wieder mit gleichem Erfolg.

Grade um die Zeit ſeiner ‚Hegire nach Rom‘ ſcheint Goethe einen ſtarken Antrieb zur endlichen Wiederaufnahme des Fauſt erlebt zu haben: wohl durch das Erſcheinen von Leſſings Fauſt-Bruchſtücken in deſſen ‚Theatraliſchem Nachlaß‘. Wer weiß, ob er ſonſt die alte Handſchrift überhaupt nach Karlsbad mitgenommen hätte. Während zwiſchen 1775 und 1786 Lücken bis zu vier Jahren ohne die leiſeſte urkundliche Spur einer Beſchäftigung mit Fauſt klaffen, werden von nun ab die Erwähnungen in den Briefen ziemlich häufig. Zunächſt nur in

der Form guter Vorsätze zur Arbeit. Im August 1787 schreibt Goethe nach Weimar: ‚Tasso kammt nach dem neuen Jahr. Faust soll auf seinem Mantel [Zaubermantel] als Courier meine Ankunft melden.‘ Im November 1787: ‚Nun liegen nach so zwei Steine vor mir: Faust und Tasso. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, so hoffe ich auch diese Klumpen den Berg hinaufzubringen.‘ Doch schon beginnt das Aufschieben: ‚An Faust gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles andre hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werd' ich mich sonderbar zusammennehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine günstige Stätte bereiten möge‘ (an Karl August, Dezember 1787).

Im März des nächsten Jahres berichtet er: ‚Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll geglückt sein‘; er sei getröstet über den Ton des Ganzen, habe eine neue Szene ausgeführt, sehe die drei letzten Bände der Werke schon vor sich, aber — wünsche sich Muße und Gemütsruhe, um Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen. Ende März verschiebt er dieses Ausführen auf den nächsten Winter (1788/89); doch in einem Merkbuch für Juni 1789 lesen wir unter anderm den Faust als Aufgabe ‚für das nächste Jahr‘. Im Juli 1789 entschließt er sich, ‚Faust als Fragment zu geben‘, aus mehr als einer Ursache; im November ‚ist hinter Fausten ein Strich gemacht; für diesmal mag er so hingehen‘. Im Januar 1790 verwendet er ‚die meiste Zeit‘ auf den Schloßbau und die Metamorphose der Pflanze, daneben auf die ‚Fragmentierung‘ des Faust, und im Februar sendet er die Handschrift nach Leipzig an den Verleger Gäschen. Im Juli 1790 erscheint bei diesem: **Faust.** Ein Fragment von Goethe.

Der Wortlaut dieses ersten gedruckten Faust ist in seinen veröffentlichten Stücken im wesentlichen der des jetzigen ersten Teiles; der Umfang noch nicht um ein Zehntel größer als der Urfaust. Das äußere Verhältnis des **Fragments von 1790** zum Urfaust und zum spätern Ersten Teil ist folgendes. Weggelassen wurden die im Urfaust stehenden Auftritte: Valentins Selbstgespräch vor Gretchens Tür (‚Wenn ich so saß bey 'em Gelag‘) und Gretchen im Kerker. Das Fragment schließt mit der Domszene ab, mit den Worten Gretchens: ‚Nachbarin! euer Fläschchen!‘ — Neu hinzugekommen waren: Fausts Verse von ‚Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist‘ bis zum Schluß der Rede Mephistos: ‚Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben, Er müßte doch zugrunde gehn!‘, zusammen 98 Verse; ferner die ganze Hexenküche, die im Barghesischen Garten 1788 in Rom entstand, vielleicht aber schon in Frankfurt geplant worden war, und der größte Teil des Auftrittes Wald und Höhle (Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles).

Die einschneidendsten Stiländerungen betrafen die Schülerszene und den Auerbachskeller. Jene wurde ihres allzu burschikosen, ins allzu Kleinliche des Studentenlebens ausschweifenden Inhalts und Tones entkleidet und bekam die jetzige Form. Der Auerbachskeller, im Urfaust in Prosa hingeschrieben, wurde in Verse gewandelt; Mephisto statt Faust übernahm das Gaukelspiel des Weinzaubers. Das Lied vom König in Thule erhielt die neue, jetzige Fassung.

Aus Goethes gewandeltem Stilgefühl erklärt sich das Umarbeiten aller Prosa des Urfaust in Verse und das Weglassen der ganzen ursprünglich in Prosa geschriebenen Kerkerszene, zu deren Versgestaltung ihm die Muße mangelte.

Im Fragment wie im Urfaust fehlen noch: Zueignung, Vorspiel, Prolog. Auch klafft nach dieselbe Lücke wie im Urfaust, es fehlt das große Stück von beinah 1200 Versen: Fausts zweites Selbstgespräch mit dem Selbstmordversuch; der Chor der Engel und der Jünger; die Auftritte: Vor dem Tor, Studierzimmer, der Pakt, — also das ganze Herzstück des eigentlichen Faust-Dramas: von ‚Darf eine solche Menschenstimme hier' bis zu den Versen ‚Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist, Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen', abgleich die hierauf reimenden Verse ‚Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen' schon gedichtet waren. Das Einschiebsel der Walpurgisnacht erschien erst im endgültigen Faust von 1808.

Daß das Faust-Bruchstück van 1790 auf die weite Leserwelt keinen tiefen Eindruck machte, ist nicht so unentschuldbar, wie es scheinen mächte. Gewiß hätten die großen Schänheiten vieler jetzt allbekannter Stellen schan damals gewürdigt werden müssen; die meisten Leser aber wurden durch die Bruchstücknatur des Buches so verwirrt und erkältet, daß kein Gesamteindruck zustande kam. Was sollte der genußfreudige Leser mit einem Drama anfangen, worin auf Fausts Vers zu Wagner: ‚Und frah ist, wenn er Regenwürmer findet' unvermittelt ein Auftritt ‚Faust, Mephistopheles' folgt, ohne daß zuvor ein Wort über Mephistapheles gesagt ist, und Faust sagleich einsetzt: ‚Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist', warauf der unbekannte Mephistopheles erwidert: ‚O glaube mir, der manche tausend Jahre An dieser harten Speise kaut' —? Mit einem Bruchstück ahne den Pakt, nun gar ohne den Gretchens Schicksal abschließenden Auftritt im Kerker, der doch, in Prasa, schan im Urfaust gestanden hatte?

Einige feine und graße Geister hielten sich einfach an das Gewaltige und Schäne, was vor ihnen lag. Die Herzogin Luise, die allerdings die Kerkerszene vom Urfaust her kannte, schrieb ihrem Bruder halb scherzhaft: wenn er nicht davan entzückt sei, van Sinnen komme, zugebe, daß es ein Meisterwerk seiner Art sei, so werde sie in Ohnmacht fallen. Auf Fritz Jacabi wirkte das ihm größtenteils schon bekannte Bruchstück ‚dappelt und dreifach'. Auch Lader gehärte zu den Bewundrern. Und Schiller, der unabläßige Aufstachler zur Vollendung des Faust, rief Goethen später ermunternd zu (29. 11. 1794):

Mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen.

Neunter Abschnitt.

Goethes Vereinsamung.

Nur wenn das Herz erschlossen,
Dann ist die Erde schön.
Du standest so verdrossen
Und wußtest nicht zu sehn. (Zahme Xenien.)

Jene Ruhmesworte Schillers über Faust wurden 1794 geschrieben; aber noch stehen wir im Zusammenhange der Betrachtung von Goethes Leben beim Sommer von 1790. Ihm war im Hause Wohl, ja wahres Glück bereitet; das Mädchen seiner Liebe stand treu zu ihm, sein Söhnlein wuchs und gedieh. Keine unfruchtbare Zerrerei wie einst mit der Stein wandelte ihm das Unnatürliche zum Natürlichen. Doch ein die Welt überspannender Geist wie Goethe fand selbst im Frieden des Mannesherzens kein volles Genügen. Der Künstler und der mehr als je zuvor über seine Kunst grübelnde Denker, der Gestalter und der Stilsucher — sie verlangten nach Antrieben, die nur von gleichgestimmten Künstlerseelen ausgehen konnten.

Wir denken bei dem Worte Weimar zumeist an die durch Goethe und Schiller ausgestreute Saat und eingebrachte Ernte auf der Flur des thüringischen Städtchens, vergessen aber, daß Weimar selbst, zumal zwischen 1788 und 1794, eigentlich bis zu Schillers Übersiedelung aus Jena, gar wenig war, wenn man sich seinen einzigen großen Beseeler wegdachte. Wen gab es denn außer Goethe an Säemännern neuer Saaten in dem Weimar jener Jahre? Der fürstliche Hof nahm dankbar hin, was ihm geboten ward, dankbarer für das Angenehme und Unterhaltende als für das Bedeutende. Unter den Hofleuten war manches liebenswürdige Talentchen, gut zu verwenden für allerlei Hofzerstreuungen; ein befruchtender Geist war nicht darunter, nicht Mann noch Weib. Kein Urteilskünstler, der das Mißlungene ablehnte, das Wertvolle verständig schätzte, wie Merck in Darmstadt.

Jahr um Jahr schrieb Wieland seine lüsternen Geschichtchen mit der angehängten Moral, die der Stein so viel besser gefielen als Goethes Römische Elegien, und stellte treufleißig die Hefte seines Merkurs zusammen. Er gab wohl auf Befragen nutzbare Winke für Einzelfragen der Sprache und des Versbaues im Reineke, — eine vorwärts drängende Kraft war er nie gewesen und war es um die Zeit gewiß nicht.

Herder stand geistig über Wieland, kam jedoch damals für Goethe ernstlich kaum in Betracht. Ein frühes Verengen und Verknöchern begann ihn gegen alle kühne, wahrhafte Dichtung einzunehmen. Zwar für Goethes Liebe zu Christiane hegte er Verständnis, wie er Hamanns unkirchliche Gewissensehe mit einer treuen Pflegerin des Vaters nicht gemißbilligt hatte, und Goethe richtete vornehmlich an Herder die Bitte um Beschützung seiner zurückgelassenen liebsten Menschen während der zweiten italienischen Reise. Doch an die Römischen Elegien und Venezianischen Epigramme reichte Herders Sinn für Lebensdichtung nicht,

und er widerriet Goethen den Druck. In den Jahren zwischen 1788 und 1794 lesen wir kein förderndes, anspornendes Urteil Herders über irgendein größeres Werk Goethes; diese einst so reiche Triebkraft war erschöpft, ja nicht einmal mehr zur unbefangenen Aufnahme fremder Arbeiten befähigt. Sein Standpunkt gegenüber den Werken der Kunst war nicht mehr der künstlerische, sondern der beschränkt, ja einseitig sittliche und sittelnde. Herders spätere Urteile gar, z. B. über Goethes Wilhelm Meister, sind trostlos: ‚Wahrheit der Szene ist ihm [Goethen] alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. — Die Mariannen und Philinen, diese ganze Wirtschaft ist mir verhaßt. — Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe so weit weg als hier‘ (an die Gräfin Baudissin).

So war es denn mit Herder noch vor dem eigentlichen Greisenalter dahin gekommen, daß Goethe von ihm schrieb (an H. Meyer): ‚Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß‘, und daß Schiller ihn nur noch ‚pathologisch‘ nahm.

Dazu kam Herders mit dem Altern immer unerquicklichere Umgangsform. Goethe nannte Herders Geist ‚mehr dialektisch als konstruktiv‘ und rügte seinen ‚ἕτερος λόγος‘ (rechthaberischen Widerspruch) gegen alles, was man vorbrachte. ‚Ja, er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Überzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als seine eigene Meinung gelehrt und mitgeteilt hatte‘. Zuletzt ging es Goethen mit Herder so, daß ‚man nicht zu ihm kam, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, nicht von ihm ging, ohne verletzt zu sein‘. — ‚Unarten, die in der Jugend sogar interessant und am Manne noch erträglich sind, werden ganz unleidlich, wenn man sie ins Alter hinübernimmt. Je mehr man Herdern geliebt, je mehr habe man sich von ihm entfernt halten müssen, um ihn nicht totzuschlagen‘ (zum Kanzler Müller, 8. 6. 1821).

Also kein verständnisvoller Zuspruch aus der Nähe, schon seit Jahren kein anfeuernder Widerklang aus der Welt da draußen. Weder Iphigenie noch Tasso hatten Goethes Dichterruhm belebt und erhöht; und wie erhaben er sich auch über die öffentliche Meinung dünkte —, geschmerzt, ja gelähmt hat ihn die Teilnahmlosigkeit ringsum dennoch. Kein noch so großer Künstler bleibt bei frischer Schaffenslust, wenn ihm nicht die Stimmen der Besten seiner Zeit bezeugen, daß er ihnen genug getan. Die Römischen Elegien wagte er unter solchen Umständen jahrelang nicht zu veröffentlichen. Eisiges Schweigen folgte allen seinen Versuchen, der Revolution dramatisch Herr zu werden. Die freundlichere Aufnahme des Reineke Fuchs, der doch nur die gelungene Überarbeitung eines alten Kunstwerkes war, konnte ihn über die lange Reihe äußerer Mißerfolge nicht trösten. Vollends sein erster Versuch, die deutsche Bildungswelt an seinem Lebensgedicht Faust teilnehmen zu lassen, war fast gänzlich gescheitert. Bitter klagte Goethe über ‚eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte noch wissen wollte‘.

Und um seinen schriftstellerischen Mißmut zu erhöhen: alle seine naturwissenschaftliche Arbeiten, darunter bahnbrechende, stießen auf den ihn am tiefsten verletzenden Widerstand der dünkelhaften Fachgelehrten: auf das hartnäckige Totschweigen.

Für diese Vereinsamung des Künstlers und Forschers Goethe konnten all die gelehrten und wackern Professoren Jenas, die Loder, Göttling, Batsch, Hufeland, Voigt, keinen Ersatz bieten. Goethes Natur verlangte durchaus nach allseitiger Ausfüllung, und die schönsten naturwissenschaftlichen Versuche, die beglückendsten Vorahnungen oder Funde — sie ließen eine Lücke im Allerheiligsten dieser Seele, von dessen Altare der die Kunst ihren großen Jünger zu neuen Taten aufrief.

Und dann brach der Sturm der Weltbegebenheiten in Paris los und bedrohte die friedsame Ruhe, ohne die Goethe nichts Innerliches und Bleibendes schaffen konnte. Die Revolution zwang die deutschen Länder, ihre Grenzen zu schützen; politische Kurzsichtigkeit trieb die Regierungen der zwei deutschen Großstaaten zum Angriffskriege gegen Frankreich: der Herzog mußte als preußischer General mit ins Feld und konnte seinen Minister nicht entbehren. Der Ruheliebende wurde innerlich nicht verschont von der allgemeinen Unruhe. Ja für Goethe kam noch die seelische Pein hinzu, unter den alten Weimarischen Freunden mit seiner entschiedenen Abkehr gegen die Revolution nahezu einsam dazustehen. Wieland, der demokratisch gesinnte Gelehrte, blieb selbst nach den Greueln der Revolution seiner Begeisterung für die französischen Freiheitsgedanken treu, und Herder bewahrte zum mindesten eine laue Haltung. So erklärt sich Goethes Brief an Frau von Stein: er hasse, mit Schiller, in manchen Fächern gemeinschaftlich zu arbeiten zu einer Zeit, wo die leidige Politik alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftlichen Verbindungen zu zerstören droht (28. 8. 1794). Schiller mußte Goethes Vereinsamung trotz dessen großem Lebenskreise, als er seinem Körner schrieb, Goethe empfinde jetzt ein Bedürfnis, sich an ihn anzuschließen, um den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, gemeinschaftlich mit mir fortzusetzen.

In Jena brodelte die Zeitgärung selbst unter den Professoren. Woche für Woche sah Goethe die Politik noch so sehr von sich abweisen, sie zwang sich im Alltagsverkehr und im gehobenen Gespräch gewaltsam auf und gönnte ihm keine Ruhe. Und nun erst die Erlebnisse im Felde und auf dem Rückzug, die herbestimmenden Ereignisse bei der Belagerung von Mainz. Er, der das Elend des Krieges mit Augen gesehen, seine nicht die traumartige schützende Sicherheit im Norden vor dem Herübertragen der Revolution und ihrer Folgen nach Deutschland; im Gegenteil, seine politischen Dramen sind sämtlich zur Beschwichtigung der eigenen Furcht vor deren Ungeheuern entstanden. So ging er denn in das Jahr 1794 mit den Gefühlen hinein, die er in den Annalen beschreibt:

Von diesem Jahre durft' ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Tätigkeit zerstreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte dessen gar sehr. Ein persönlicher Zeuge höchst

Von diesem Jahre durft' ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Tätigkeit zerstreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte dessen gar sehr. Ein persönlicher Zeuge höchst

bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände geteilt zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Goethes Vereinsamung 531

bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte

Mit künstlerischer Absicht stellt er diesem trüben Anfang des Abschnittes in den Annalen für 1794 die Schlußsätze gegenüber. Er spricht von seiner steten Sehnsucht nach Italien, von dem nicht ausgeglichenen Zwiespalt, den das wissenschaftliche Bemühen in sein Dasein gebracht, indem es alle übrigen Seelenkräfte, also auch die künstlerischen, für sich forderte, und knüpft daran die Aussicht auf das Neue, das zur richtigen Sternenstunde in sein Leben trat.

Mit künstlerischer Absicht stellt er diesem trüben Anfang des Abschnittes in

den Annalen für 1794 die Schlußsätze gegenüber. Er spricht von seiner steten

Sehnsucht nach Italien, von dem nicht ausgeglichenen Zwiespalt, den das wissen-

schaftliche Bemühen in sein Dasein gebracht, indem es alle übrigen Seelenkräfte,

also auch die künstlerischen, für sich forderte, und knüpft daran die Aussicht auf

das Neue, das zur richtigen Sternenstunde in sein Leben trat.

‚In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das bei der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit. — Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.‘

In diesem Drange des Widerstreits überstieg alle meine Wünsche und Hoff-

nungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, von

der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer

Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit. — Für mich war es ein neuer Früh-

ling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen

Samen und Zweigen hervorging.‘

34*

Siebentes Buch.

Die Schillerjahre.

(1794—1805).

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Vossens Luise als Buch; Jean Pauls Hesperus; Heinses Hildegard (1795).

Napoleons Feldzug in Italien. Beschießung und Einnahme Frankfurts durch die Franzosen (1796). — Platen und Immermann geboren (1796).

Schlegels Shakespeare beginnt zu erscheinen. — Hölderlins Hyperion; Schellings Ideen zur Philosophie der Natur; Tiecks Volksmärchen; Rinaldo Rinaldini von Vulpius. — Heine geboren (1797).

Napoleons Feldzug in Ägypten. — Tiecks Sternbald; Aufführung von Wallensteins Lager. — Das Athenäum der Schlegel (1798).

Napoleon Erster Konsul. — Fr. Schlegels Lucinde; Aufführung der Piccolomini und von Wallensteins Tod (1799).

Jean Pauls Titan; Tiecks Genovefa; Schillers Maria Stuart (1800).

Lavater stirbt (2. Januar 1801); Novalis stirbt (25. März 1801). — Schillers Jungfrau von Orleans (1801).

Schillers Braut von Messina; Jean Pauls Flegeljahre (1803). — Der Tod Klopstocks (14. März), Herders (18. Dezember 1803).

Napoleon Kaiser der Franzosen. Kant stirbt (12. Februar) 1804. — Schillers Tell; Chamissos Musenalmanach, Gedichte der Günderode (1804).

Vermählung des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna (3. August), Schillers Festspiel Die Huldigung der Künste (12. November 1804). — Mörikes Geburt.

Herders Cid erscheint. — Schillers Tod (9. Mai 1805).

Erster Abschnitt.

Meiden und Suchen.

So, als die Zeit mit ihrem stillen Segen,
Das hohe Paar einander zugereift,
Da flogen frei die Herzen sich entgegen,
Da war die letzte Fessel abgestreift.
Und mag die Welt vergöttern und verdammen,
Auf sich nur lauschend standen sie zusammen.
(Paul Heyse zum Münchener Schillerfest von 1859).

Dieselben schwungvollen Sätze wie in den Annalen wiederholt Goethe im Eingang seines zusammenhängenden Berichtes: ‚Erste Bekanntschaft mit Schiller‘ (Werke 12, 136):

Alle meine Wünsche und Hoffnungen übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die

mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereignis meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanze zu verdanken, wodurch ein Umstand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Goethes Aufsatz, der zuerst mit der Überschrift Glückliches Ereignis 1817 erschien, ist die unentbehrliche Grundlage jeder Darstellung seines Bundes mit Schiller und muß hier in wörtlichen Auszügen voranstehen. Nach dem schon wiedergegebenen Bilde des bei der Rückkehr aus Italien vorgefundenen literarischen Zustandes (S. 487) fährt Goethe fort:

Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghella und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeitlang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des ‚Don Karlos' war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort. Sein Aufsatz über ‚Anmut und Würde' war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen. — — Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte.

Hier wird ein Zwischenwort nötig. Die Stellen in Schillers ‚Anmut und Würde', durch die sich Goethe mit Recht oder Unrecht verletzt fühlte, konnten nur zwei in der langen ‚Anmerkung' und eine am Schlusse sein. In jener wird ‚die Schönheit des Baues als bloßes Naturprodukt' herabgesetzt gegenüber dem menschlichen Willen und dessen Freiheit; wird auch das Genie, ‚ein bloßes Naturerzeugnis', fast verächtlich angesehen als ein ‚Günstling der Natur', der ‚bei allen seinen Unarten als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet wird, weil seine Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und dabei über alle Wahl hinausliegen'. Und weiterhin die Sätze von der Erfahrung ‚an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugt.' — Am Schlusse spricht Schiller von der ‚falschen Würde in den Kabinetten der Minister', die das ‚ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen auslöscht', von der ‚Gravität, die verschlossen und mysteriös wird und sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge bewacht. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief'. — Daß Schiller in den beiden ersten Stellen nicht an Goethe gedacht, ist sicher; daß er ihn auch in der letzten nicht gemeint hat, höchst wahrscheinlich.

In Goethes Aufsatz heißt es weiter:

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg [in Erfurt], der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Nie-

mand konnte leugnen, daß zwischen Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eins nicht zusammenfallen können.

Er berichtet dann von der Begründung einer Naturforschenden Gesellschaft durch den Geheimen Rat Ilmer, die Goethe, Schiller, Wieland zu ihren Mitgliedern ernannte und in der regelmäßige Vorträge gehalten wurden:

Ihrer periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei, einmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zusammen nach Hause, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mit sehr kollektivem, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien verdrießlich stimmen müsse. Gewöhnlich bei einmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zusammen nach Hause, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mit sehr kollektivem, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien verdrießlich stimmen müsse.

lich ist, die Gründe ihres Meidens und Suchens, ihres wechselseitigen Abstoßens und Anziehens. Jedoch ein wunderbares Seelengeheimnis umhüllt Tag und Stunde, da Goethes Herz sich dem im Stillen längst um ihn werbenden Schiller erschloß. Ein Menschenalter später hat Goethe zu Eckermann gesagt: ‚Bei meiner Bekanntschaft mit Schiller waltete durchaus etwas Dämonisches ob, und so erscheint es uns in der Tat noch heute. Fast wie in einem edeln Liebesroman lesen wir von Goethes sprödem Abschießen gegen Schiller, von Schillers Scheuheit nach Goethes Anerkennung und geistiger Nähe, und doch wieder von seinen die ganze Leiter der Gefühle überschreitenden Ausdrücken der Furcht, der Abwehr, ja des Hasses. Und dennoch — als im Leben beider Männer die Schicksalstunde geschlagen, da geschah ihre Vereinigung wie das Selbstverständlichste und Notwendigste. Schiller allerdings hatte im tiefsten Herzen nie gezweifelt, daß er sich Goethen erringen würde; an die Schwestern Lengefeld, die so sehnlich Freundschaft zwischen ihm und Goethe wünschten, hatte er geschrieben: ‚Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann es den Andern nicht verborgen bleiben.‘ Verborgen geblieben war Schiller Goethes nicht, vielmehr hatte dieser sich wiederholt über die Erscheinung des Einzigen geäußert, der nach Lessings Tode als Dichter neben ihm genannt werden durfte. Die früheste Urkunde über seine Beschäftigung mit Schiller ist wohl ein Brief Wielands von 1782, nach einer Aufführung der Räuber, wonach Goethe einen eben so großen Greuel als er an der seltsamen Hirnwut habe, die man ist am Recken für Genie zu halten pflegt.‘ Am 28. August 1787 nimmt Schiller an einer von Knebel veranstalteten Geburtstagsfeier für den abwesenden Goethe in dessen Weimarer Gartenhäuschen teil und schreibt darüber an Körner: ‚Schmerlich vermutete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar.‘

Goethe kehrte aus Italien zurück; am 7. September 1788 bringt er fast einen ganzen Tag bei den Lengefelds in Rudolstadt zu und begegnet dort Schillern. Der ältere Dichter und Minister verkehrt mit dem noch nicht dreißigjährigen Träger eines frischen Ruhmeskranzes nach dem Erscheinen des Don Karlos in höflich kühler, nicht unfreundlicher Art, jedenfalls nicht wie Antonio mit Tasso. Goethe erzählt von Italien und wird, wie immer, wenn dabei von dichterischen Fragen scheint man wenig gesprochen, vom Don Karlos ganz geschwiegen zu haben. Ob Goethe diesen schon 1788 gekannt hat, ist zweifelhaft; er wird in Italien schwerlich von dessen Erscheinen und der Hamburger Aufführung (August 1787) erfahren haben.

Vom November 1788 zum Mai 1789 lebte Schiller in Weimar. An Körner schrieb er in dieser Zeit: ‚Goethe macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.‘

Im Dezember 1788 hatte Goethe Schillers Ernennung zum Jenaer Geschichteprofessor vorgeschlagen (S. 496). Dieser macht dem Herrn Unterrichtsminister, als den wir Goethe damals anzusehen haben, seinen Dankbesuch und schreibt an Karoline von Wolzogen (23. Dezember 1788): ‚Er ist bei dieser Sache

überaus gütig gewesen und zeigt viele Teilnahme.' Die Teilnahme ging jedoch nicht über die bei solchen Gelegenheiten übliche Liebenswürdigkeit des hohen Beamten hinaus, denn erst im Herbst 1790 lesen wir von einer persönlichen Annäherung Goethes. Als Freund des Lengefeldschen Hauses besuchte er das Schillersche Ehepaar in Jena am 30. Oktober 1790, wobei es zu einem wissenschaftlichen Gespräche kam, über das Schiller an Körner berichtet (S. 538).

Nun folgen mancherlei kleine Freundlichkeiten Goethes: er macht Schillern Vorschläge zum Titelbild für einen Band seiner geplanten Memoirensammlung, spricht sich höchst beifällig über Schillers strenge Kritik der Bürgerschen Gedichte aus, bereitet mit Schillers Zustimmung die Aufführung des Don Karlos vor, die mit allem Glanz und großem Erfolg am 28. Februar 1792 vor sich ging.

Außer den persönlichen Fäden zwischen den beiden Großen durch die Lengefeldsche Familie gab es noch den der gemeinsamen Freundschaft oder doch Bekanntschaft mit den Körners in Dresden. Körners Gattin Minna war die Tochter des Kupferstechers Stock in Leipzig, dessen Schüler der Student Goethe gewesen war; auf der Rückreise von Münster nach Weimar (1793) lernte Goethe diese geistig hochstehenden Menschen persönlich kennen und schätzen. Der Vermittelung des Reichsfreiherrn K. Th. von Dalberg (1744—1817), des damaligen Statthalters in Erfurt, erwähnt Goethe selbst in seiner Rückschau auf Schiller (S. 553).

Das gegenpolige Abstoßen zwischen sich und Schiller bis zur Schließung ihres Bundes hat Goethe an mehren Stellen mit Klarheit, nicht immer genau in den Tatsachen, ausgesprochen. Die Ungerechtigkeit seines Urteils über Schiller nach der Rückkehr aus Italien wurde nachgewiesen (S. 488). Hätte ihn schon damals Liebe geleitet, ohne die es kein fruchtbares Urteil gibt, so hätte Goethe sich sagen müssen: Hier ist ein um zehn Jahre Jüngerer, der durch Selbsterziehung aufwärts steigt; der in noch weniger Jahren, als ich vom Götz zur Iphigenie, von den Räubern zum Don Karlos fortgeschritten ist. In den Annalen erkannte er nachmals an, daß Schiller sich ‚schon in seinem Karlos einer gewissen Mäßigkeit befliß'. Goethe las und schätzte Schillers ‚Götter Griechenlands', er würdigte dessen hoheitvolles Gedicht ‚Die Künstler' zur Neige des Jahrhunderts: durfte dieser rastlos aufsteigende Dichter um 1788, nun gar in den nächsten sechs Jahren, mit einem formlosen, überwiegend sinnlichen Stürmer wie Heinse in demselben Satze genannt werden?

In dieser Vorgeschichte des großen Bundes gibt es auf Goethes Seite dunkle Punkte, die es nicht gilt künstlich weißzuscheuern, sondern als zu Goethes Menschenwesen im Guten wie im weniger Guten gehörend auf sich beruhen zu lassen. Nicht an kleingeistigen Neid des Herrschers im Reiche der Kunst gegen einen vordringenden Mitherrscher brauchen wir zu denken, obwohl selbst die Menschlichkeit eines gewissen Unmutes, nach langer Alleinherrschaft die Stelle neben irgendwem einzunehmen, unsern Begriff eines Vollmenschen Goethe nicht

mindern würde. — Auch das Nachwirken van Schillers Egmont-Anzeige ist nicht zu unterschätzen: welcher Dichter würde sie aerzeihen oder gar vergessen? Je besser begründet sie gewesen, desto dauernder mußte sie schmerzen.

Und wieviel vom Wollen Unabhängiges stand trennend zwischen diesen großen Naturen! Zwei grundverschiedene Lebensweisen und Stufengänge geistigen und künstlerischen Wachstums. Dem Leser selbst steht, wenn dem Darsteller seine Arbeit nicht gänzlich mißlang, Goethes menschliche und bildnerische Vergangenheit bis hierher vor der Seele, und die Bekanntschaft mit Schillers Kämpferleben darf mit Fug bei jedem Gebildeten vorausgesetzt werden. Fürwahr, ‚mehr als ein Erddiameter machte die Scheidung', und nicht bloß van Gaethe zu Schiller! Dieser empfand mit mindestens gleicher Klarheit die Gegensätze in Leben und Kunst, trotz heimlichem Liebesaerlangen nach Gaethes Eroberung. Solche Schranke wie die zwischen dem hochmögenden Staatsminister, wenngleich nur eines Kleinstaates, und einem erst garnicht, dann schlecht bezahlten Professor darf nicht überschätzt, aber nicht übersehen werden.

Da war zunächst die Grundverschiedenheit der höchsten erreichbaren Lebensziele. Man erinnere sich des stolzen Wortes des kraftstrotzenden Gaethe van der immer höher hinaufzuspitzenden Pyramide und halte des fast immer kränklichen Schiller wehmütigen Verzicht dagegen: ‚Ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.' Denn — Er hatte früh das strenge Wort vernommen, Dem Leiden war er, war dem Tod aertraut, und durch die ganze Geschichte des Bundes mit Goethe ziehen sich die Klageberichte Schillers von traurigen Kärperzuständen.

Seit den Jahren auf der Karlsschule hatte sich Schiller aon Gaethes Sphäre mächtig angezogen gefühlt, zumal seit den Stunden heimlicher Wonne, da der an den Räubern dichtende Jüngling den Gätz und den Werther verschlang. Und dann hatte er den Herrlichen van Angesicht zu Angesicht gesehn: am 15. Dezember 1779, als Goethe mit dem Herzog Karl August einer Preisaerteilung in der Karlsschule beiwahnte.

Schon var seiner ersten Begegnung als Mann mit Goethe hat sich Schiller zu Körner wiederholt über jenen geäußert, so im August 1787, wo er ihm ohne persönliche Kenntnis ‚ein bis zur Affektation getriebenes Attachement an die Natur' varwirft. Gleich nach dem Zusammentreffen im Lengefeldschen Hause schrieb er an Körner: ‚Meine in der Tat hahe Idee von ihm ist nicht vermindert warden; aber wir werden uns immer fern bleiben.' Stets van neuem kommt Schiller auf sein inneres Verhältnis zu Goethe zurück: ‚Sein ganzes Wesen ist schon van Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige. unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.' Ein andermal: ‚Mit Gaethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft aufbieten will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten

und verfeinerten Kunstsinn.' Es quält ihn, zum Verständnisse Goethes zu gelangen, — während sich Goethe gar keine Mühe gibt, Schiller zu verstehen —: ‚Goethe ist gar selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen.' Goethe bleibt kühl, ja ablehnend, und Schiller, der bei aller Bescheidenheit seinen eigenen Wert kennt, Schiller der Warmherzige wird ungeduldig, unmutig, spricht die von so vielen oberflächlichen Beobachtern Goethes ausgesprochene Ansicht von dessen ‚Egoismus' nach: ‚Goethe ist noch gegen keinen Menschen zur Ergießung gekommen, sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. — Er ist an nichts zu fassen, ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade.'

Zuweilen steigert sich Schillers gekränkter Stolz bis zum Ausbruch eingebildeten Hasses: ‚Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung derjenigen nicht unähnlich, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen.'

Noch einiger Zeit bereut er diese übertriebene Äußerung: ‚Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag.' Indessen seine sehnsüchtige Ungeduld läßt ihn doch wieder aufstöhnen: ‚Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege! Er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht war sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!'

Bei allem, was Schiller in den ersten Jahren seiner Goethe-Nähe Dichterisches hervorbringt, denkt er zuerst an dessen Urteil. Er freut sich, daß Goethe über die ‚Götter Griechenlands' anerkennend gesprochen habe, und schreibt an Körner über sein Gedicht ‚Die Künstler' (Februar 1789): ‚Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht recht gern vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir überaus viel. Denn hört aus all dem die Vorboten einer Stimmung wie des Don Karlos dem Marquis Posa gegenüber:

Als — kein Schmerz mich brächte,
Als — endlich
Mich kühn entschloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Mut verließ, dir gleich zu tun,
Als von deinem Geiste so sehr verdunkelt mich zu sehen —

Das längste Gespräch vor der entscheidenden Begegnung, die den Freundschaftsbund einleitete, scheint das bei Goethes Besuch im Schillerschen Hause zu Jena am 30. Oktober 1790 gewesen zu sein. Gleich darauf teilt Schiller seinem Körner den Hauptinhalt mit:

Ich möchte nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es ist mir ganz unerträglich, wenn sich irgendwo zu bekennende Gegner, seine Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole, überhaupt ist mir sein Vorstellungsart zu sinnlich und beschränkt zu viel.

Schiller schließt allerdings: ‚Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum

großen Mann.' Jenen Gegensatz und diesen Einklang hat Schiller in der Zeit des Bundes mit Goethe in das Distichon gefaßt:

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so finden wir jeder gewiß.

Zweiter Abschnitt.

Der Bund.

Dieser Einzige unter Tausenden, der Goethen etwas Großes zu geben hatte, war Schiller. Seit Jahren hatte dieser Einzige seine Augen mit ungeduldiger Bewunderung auf Goethe gerichtet, und zuletzt bedurfte es doch nur eines an sich wenig bedeutenden äußern Anstoßes, um, wie Goethe einst so sinnfällig treffend vom Entstehen seines Werther gesagt hatte, das Ganze von allen Seiten zusammenschießen zu lassen. Sechs Jahre, von 1788 bis 1794, haben Goethe und Schiller in Weimar und Jena häufig nebeneinander, doch aneinander vorbei gelebt. Dann endlich kam der Tag, da sich ihre Lebensbahnen für immer berühren sollten. Nicht Schillers Dichterwerk, sondern seine große Persönlichkeit bezwang in einem letzten siegreichen Augenblick den vereinsamten und seelenbedürftigen Goethe, wie sie jeden großen in Schillers Nähe kommenden Mann bezwungen hat. Goethen selbst ist das Knüpfen dieses Bundes immer wie eine Schicksalsfügung erschienen: ‚So wollte bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob, wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg' (zu Eckermann, 24. 3. 1829).

Goethe näherte sich dem fünfundvierzigsten, Schiller dem fünfundreißigsten Lebensjahr. Beide standen auf hohen Stufen der Reife, trotz Goethes einschränkendem Wort: ‚Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte.' Er meinte damit die sich nach der Schließung des Bundes zu der Differenz unserer Individualitäten gesellende Gärung und fügt hinzu, daß deswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und Treue im hohen Grad gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen' (in den Bemerkungen ‚Ferneres in Bezug auf mein Verhältnis zu Schiller'; Werke 12, 140).

Schon seit einigen Jahren hatten sich durch Schillers künstlerische und philosophische Selbsterziehung die Gegensätze ihrer Grundgedanken über dichterisches Schaffen wesentlich vermindert. Schiller näherte sich dem aus Italien als Verehrer eines festen Stils, eines Kunstkanons zurückgekehrten Goethe weit mehr an, als dieser ahnte: auch er lag im Kampfe mit seiner angeborenen, am liebsten ‚aus der Seele holenden' Dichternatur und suchte nach einem außer ihm wirkenden höchsten Kunstgesetz, das er, ebenso wie damals Goethe, bei den Griechen zu finden glaubte. Und fast um dieselbe Zeit, als Schiller seine vernachlässigte philosophische Jugendbildung durch das Versenken in Kants Gedankenwelt zu ergänzen trachtete, beschäftigte sich Goethe, da ihm das Feldlager in Schlesien und die aus Frankreich drohende Umwälzung die dichterische Muße verdarben, mit Kants Kritik der Urteilskraft.

In Dichtung und Wahrheit (15. Buch) schreibt Goethe von seinem Gefühlsleben, daß bei ihm ‚*eine* Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß'. Die leidenschaftliche Einseitigkeit, die ihn bis dahin von Schiller entfernt hatte, ließ ihn nun, in seiner Menschenarmut, mit empfangender und mitteilender Seele dem größten Menschen seines Kreises rückhaltlos entgegenkommen. Bei solcher Stimmung bedarf es nur eines beliebigen Ereignisses, das dann Zufall heißt, um endlich die Erfüllung niedersteigen zu lassen. Das Ereignis war die von Goethe geschilderte Begegnung in und nach der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena. Neuere Untersuchungen scheinen zu beweisen, daß sie schon im letzten Drittel des Mai 1794 stattgefunden hat. Trotz Schillers wahrheitliebendem Einwand: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee' hatte Goethe an jenem Frühlingsabend erkannt, daß er hier den einen Mann neben sich habe, der sein ganzes menschliches und künstlerisches Dasein zu erfassen vermöge. Ja, er wird nach dem Auseinandergehen im ‚alten Groll' doch erwogen haben, daß Schillers scharfgespitzter Einwand eigentlich ein Goethischer war, daß die Urpflanze sich nicht aus der sinnlichen Erfahrung, sondern nur aus der über den Sinnen thronenden allgemeinen Idee herschreibe, daß also Schiller eigentlich *den* Einwand gemacht, den sich Goethe selbst hätte machen müssen. Zwischen dieser Schillerschen Denkweise und der seinigen klaffte also nicht mehr ‚die ungeheure Kluft'.

In so empfänglicher Stimmung erhielt er am 14. Juni 1794 Schillers denkwürdige *Einladung zur Mitarbeiterschaft an den ‚Horen'*. Schiller, der seit seinem zweiundzwanzigsten Jahr in kleinen und großen Zwischenräumen literarische Zeitschriften begründet und wieder aufgegeben hatte, bereitete im Cottaschen Verlag ein neues Monatsblatt vor. — Vorweg sei berichtet, daß die Horen es schnell bis auf 2000 Abnehmer brachten, aber schon nach dreijährigem Bestehen, wegen nicht ausdauernder Teilnahme der Leser, auch wegen des zum Teil wenig reizvollen Inhalts, aufgegeben wurden. — Ohne Goethes Mitarbeiterschaft war keine deutsche Zeitschrift ersten Ranges möglich; so schrieb denn Schiller als Herausgeber der Horen an Goethe am 13. Juni 1794:

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat.

Beiliegendes Blatt enthölt den Wunsch einer, Sie unbegrenzt hochschätzenden, Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Der Brief ist unterschrieben: ‚Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer F. Schiller.' Der Plan zu den Horen log bei; darin hieß es von der Zeitschrift: ‚Unbedingt wird sie sich alles verbieten, wos sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.'

Goethe fühlte den ganzen Wert des Augenblicks für den Umschwung seines innern Daseins. Er übereilte die Antwort nicht, dreimal setzte er dazu on; die drei Entwürfe von Goethes und seines Schreibers Hand sind uns erhalten. Am 24. Juni 1794 ging sie ab:

Ew. Wohlgeboren

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwos finden, dos zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so teile ich es gern mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken geraten ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Er schloß mit dem ousslchtsreichen Satze: ‚Ich hoffe bold mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern [Fichte, W. von Humboldt usw.] aufs beste. Goethe.'

Sogleich spüren wir, wie sich in Goethe wieder die Arbeitsfreude onkündigt. Schiller sendet ihm den Beitrag eines Mitarbeiters zur Beurteilung; Goethe erwidert, sendet Schriften von Diderot, von Moritz und schreibt dazu: ‚Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und seien Sie versichert, doß ich mich ouf eine eifrige Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.'

*

So ist denn endlich die eisige Scheidewand zwischen diesen beiden Gewaltigen zerschmelzend niedergebrochen. Schiller weiß jetzt, wie sehr er sich geirrt, als er schrieb, Goethe sei on nichts zu fossen; erkennt, doß er zu fossen ist an jeder der höchsten Geistesfrogen und im Begriffe steht, sich ihm selbst zu geben, und mit dem schönen Vorrecht des Jüngern, dem verehrten Ältern weit entgegenzukommen, schreibt er an Goethe seinen wundervollen Brief vom 23. August 1794 (handschriftlich in E. Engels ‚Meisterprosa', worin auch Goethes Antwortbrief), jene drei Druckseiten mit dem Tiefsten und Umfassendsten, wos je über Goethes letzte Seelengründe gesagt wurde. Es war die Goethen überwältigende Liebeserklärung Schillers für den bewunderten Genius, und seit dem Tage, da er jenen Brief gelesen, hat er sich Schillern aufgeschlossen, wie keinem andern Menschen zuvor noch je nachher.

Goethes und Schillers Briefwechsel wird in den Händen jedes Lesers vorausgesetzt, weswegen nur auf einzelne Abglätze jenes Briefes verwiesen zu werden braucht. Was Goethen die Sicherheit gab, zum erstenmal im Leben völlig begriffen und gewürdigt zu sein, waren die Stellen:

[Zur Philosophie.] — Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, sieht Sie nie in Gefahr, außer sich zu geraten, wo Sie [sonst] die Spekulation und die [tätige] Einbildungskraft [leicht] verirrt. — [Wir kennen Goethes Abneigung gegen die Spekulation]. — [Zur Naturwissenschaft.] Sie suchen [mit Recht] die Gegenstände [der Natur] in ihrer Ganzheit auf, wo der [einfache] Organismus [seine] Operationen [ankündigt], wo [sich] die [Teile] gegen [das] Ganze [verhalten]. — [Zur Kunst.] Sie [haben] [mit] Recht [gefunden], daß [in] der [Kunst] alles [darauf] ankommt, [daß] [der] Gegenstand [in] [sich] [vollendet] [sei]. — [Sie] [haben] [mit] [Recht] [gefunden], daß [in] [der] [Kunst] [alles] [darauf] [ankommt], [daß] [der] [Gegenstand] [in] [sich] [vollendet] [sei].

Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur, die Sie von den Eindrücken der Sinnenwelt zu vorgefaßten Begriffen, von der charakteristischen Kunst zum Stil, vom Gewußten zum Bewußtgewollten, denn dies besagen die Worte, auf Goethes Kunstbahnen hatte Schiller geahnt; die Umkehr

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur bedeutenden, sich selbst und andere aufklärenden Menschen gegeben werden. Ihnen [illegible] Ihnen [illegible] Ihnen [illegible]

zu Hause möglichst einrichten. Dadurch würde ich in den Stand gesetzt, Ihnen von meinen Sammlungen das Wichtigste zu zeigen, und mehrere Fäden würden sich zwischen uns anknüpfen.' Schiller nimmt mit Freuden an, bittet aber ‚um die leidige Freiheit, bei Goethe krank sein zu dürfen', da er bei seinen Krampfzuständen nie auf eine bestimmte gesunde Stunde zählen könne. In der zweiten Hälfte des Septembers weilt Schiller zwei Wochen in Goethes Hause, ist aber nach der Rückkehr mit seinem Sinne noch immer in Weimar: ‚Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben', und Goethe schließt diesen ersten Abschnitt seines Lebensbundes mit Schiller: ‚Wir wissen nun, mein Wertester, aus unsrer vierzehntägigen Konferenz, daß wir in Prinzipien einig sind und die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren' (1. 10. 1794).

Was sind gegen die Gespräche jener Wochen und gegen die der Stunden an Hunderten von spätern Tagen in Jena und Weimar, in Schillers und Goethes Wohn- und Arbeitsräumen, was sind selbst die Hunderte von Briefen, die wir von beiden besitzen? Goethe hat über diese Wechselgespräche einmal geäußert: ‚Wenn doch ein Kurzschreiber unsre Gespräche hätte aufzeichnen können!' Wie wird man sich grade inmitten eines so kostbaren Besitzes wie jenes Briefwechsels der Wahrheit des Goethischen Ausspruches bewußt von der Literatur (d. h. der Literaturgeschichte) als dem Fragment der Fragmente!

*

Das Edelgepräge dieses einzigartigen weltgeschichtlichen Bundes bestand vor allem andern im gemeinsamen Vorwärtsschreiten zu den höchsten Kunstzielen, bald in vereinter Arbeit nebeneinander, bald auf abweichenden Wegen, sich immer wieder zum Gruße begegnend, zu neuem Aufstieg anfeuernd, und mit einem gegenseitigen Geltenlassen, wie es nur den freiesten Großgeistern gegeben ist. ‚Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren.' Ja, Goethe steigert seine Wertung dieses Bundes zu dem Satze: ‚Selten ist es, daß Personen gleichsam die Hälften voneinander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen.' Wie hoch Goethe Schillers große Natur geschätzt hat, zeigt uns der Briefwechsel auf jeder Seite, sprechen die sich bis zuletzt wiederholenden Verherrlichungen Schillers nach dessen Tode überzeugend, oft tief ergreifend aus. Von keinem Beurteiler hat sich Goethe so viel Strenges, manchmal Empfindliches gefallen lassen wie von Schiller, ohne je an ihm irre zu werden. Wie aber wußte Schiller das Gelungene, das Bedeutende anzuerkennen und ohne kleinliche Einschränkung zu preisen, nicht aus Liebedienerei, nein aus dem Gefühl, aus dem fein herrliches Wort geflossen: ‚Dem Vortrefflichen gegenüber gibt es keine Freiheit als die Liebe.' Und wie rührt es uns, den gleichen Gedanken bei Goethe später fast mit den gleichen Worten zu finden: ‚Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe' (in Ottiliens Tagebuch).

Schiller (von Dannecker).

Digitized by Google

Daß Schiller im vertrauten Verkehr mit Goethe manches von deſſen Werken um einen Grad wärmer oder milder beurteilte, als es aus der Ferne vielleicht geſchehen wäre, — wie begreiflich iſt dies. Wer von uns hat nicht erlebt, daß er einen Künſtler, in welchem er den Menſchen liebt, noch tiefer verſteht und liebevoller einſchätzt? Schillers Aufrichtigkeit im Lobe war goldecht; er fühlte zeitlebens ſeinen eignen Abſtand als eines dichteriſchen Bildners: ‚Gegen Goethe bin und bleibe ich eben ein poetiſcher Lump‘ (an Körner, 27. 6. 1796). Aus gleichem Gefühl entſprangen die Verſe an Goethe:

Dich erwähl ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Dem widerſpricht nicht das edle Selbſtbewußtſein Schillers dem bewunderten Freunde gegenüber. Im gemeinſamen Ergründen der tiefſten Fragen ihrer Kunſt gibt es für ihn nicht die Rückſicht auf des Freundes Anſicht, ſondern einzig auf die Wahrheit. Und als er in der Arbeit am Wallenſtein die Grenzen ſeines Könnens ſich um ſo viel weiter hinaus erſtrecken ſah, da durfte er wagen, ſich als einen nicht bloß Gleichſtrebenden, ſondern gleichwertig Schaffenden neben Goethe zu ſtellen, ohne Eiferſucht, aber ohne Kleinglauben:

Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethes Gebiet gerate und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein iſt und er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Produkte keinen Schaden tun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll.

Entſcheidend aber für Schillers Verhältnis zu Goethe war doch ſein Geſamturteil über des Freundes erhabene menſchliche Einheit. In einem Brief an die Gräfin Schimmelmann von 1800 ſteht ſein hohes Wort über Goethe den Künſtler und den Mann:

Nach meiner innigſten Überzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunſtverdienſt auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgeſtattet als irgendeinen, der nach Shakeſpeare aufgeſtanden iſt. — Aber die hohen Vorzüge ſeines Geiſtes ſind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als M e n ſ c h für mich den größten Wert von Allen hätte, die ich perſönlich je habe kennen lernen, ſo würde ich ſein Genie nur in der Ferne bewundern.

Vornehmlich aus dem Briefwechſel, daneben aus andern Quellen erfahren wir, bis zu welcher Innigkeit der Verkehr zwiſchen Goethe und Schiller im Laufe der Jahre anwuchs. Auf Schillers Gruß (9. 12. 1796): ‚Ich umarme Sie von ganzem Herzen‘ erwidert Goethe: ‚Erhalten Sie mir Ihre ſo wohlgegründete Freundſchaft und Ihre ſo ſchön gefühlte Liebe und ſein Sie das Gleiche von mir überzeugt.‘ — ‚Geliebter, verehrter Freund!‘ redet der jüngere Schiller Goethen an. Wendungen wie: ‚Ich kann nicht von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre‘, kehren in Schillers Briefen wieder. Goethe nennt ihren Bund einen des ‚Ernſtes und der Liebe‘. Im letzten Jahr dieſes Lebensbundes bittet Goethe: ‚Schicken Sie mir nun noch einen Akt Tell, ſo kann mich nichts Böſes mehr anwehen‘, worauf Schiller erwidert: ‚Sie werden mich noch verwöhnen.‘ In Goethes Annalen heißt es über die Art des Verkehrs mit Schiller:

‚Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.‘

Wie reich doch war die Ernte dieser kostbaren Liebe, die aus dem Boden der Abschließung, der Abneigung erblüht war! Geduzt haben sich Goethe und Schiller nicht: eine Würde, eine Höhe entfernte diese letzte Vertraulichkeit. Die persönliche Herzlichkeit der Beiden hat uns der junge Heinrich Voß, der Sohn des Homer-Übersetzers, als Augenzeuge geschildert: als Goethe und Schiller sich nach schwerer Krankheit im März 1805 zum erstenmal wiedersahen, da ‚fielen sie sich um den Hals und küßten sich mit einem langen herzlichen Kuß, ehe eines von ihnen ein Wort hervorbrachte‘.

Und welche schöne Zugabe zu ihrem Freundschaftsbunde war die Teilnahme von Goethes Mutter, die Schillern schon längst geliebt hatte. Nach dem Xenien-Sturm schrieb die herrliche Frau an ihren Sohn die treffendste Kritik der ganzen Bewegung und Gegenbewegung: ‚Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit, und diese armseligen Wische [der Widersacher] zerreißen einem in der Hand.‘

Trotz Goethes ‚elenden häuslichen Verhältnissen‘, wie sie Schillern wegen ihrer Regelwidrigkeit erschienen, herrschte zwischen den beiden Häusern ein mehr als freundlicher Verkehr. Vor einer Niederkunft von Schillers Frau lädt Goethe den kleinen Karl Schiller in sein Haus, um dem Freunde eine Erleichterung zu bereiten. Bei Lotte Schillers schwerer nachheriger Erkrankung schreibt Goethe: ‚Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle‘, und an den Geheimrat Voigt in Weimar: ‚Ich werde wohl noch einige Zeit hier bleiben, denn ich habe nicht den Mut, den guten Schiller in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen: sein Vater ist vor kurzem gestorben, und sein jüngster Knabe scheint auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen.‘ — Von seiner dritten Schweizerreise, 1797, richtete Goethe an Schiller so lange, liebevolle und eingehende Briefe, wie nur je aus Italien an Frau von Stein.

Allerlei zarte Aufmerksamkeiten, immer mit Rücksicht auf Schillers Gesundheit und Sonderrang, erweist Goethe dem hilfebedürftigen Freunde. Um ihm den Besuch des Theaters zu erleichtern, läßt er eigens für ihn eine abgeschlossene Loge herrichten, die einzige außer der für die fürstlichen Herrschaften. Goethe selbst pflegte mitten im Saal zu sitzen.

Des Jahres letzte Stunden mochte Goethe am liebsten mit Schiller verleben. ‚Ich hoffe, daß es mir so wohl werden soll, das neue Jahr mit Ihnen anzufangen‘, schreibt Goethe im Dezember ihres ersten Bundesjahres, und Schiller dankt am 2. Januar 1795 herzlich ‚für das verflossene Jahr, das mir durch Ihre Freundschaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich ist‘. Am liebsten mit Schiller wollte Goethe die Jahrhundertwende feiern: in der letzten Nacht des Jahres 1800 haben sie beisammen weilend die ‚großen und guten Gedanken‘ getauscht.

Schiller hat noch öfter in Goethes Hause als Gast verweilt, ehe er ganz nach Weimar übersiedelte, so einmal einen vollen Monat zwischen März und April 1796. In August Goethes Stammbuch schrieb er sich als Erster ein:

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, Köstlichstes, dich rühmend des Vaters zu freun.

Mit scherzendem Ernst plaudern Goethe und Schiller zueinander von künftiger Verschwägerung durch ihre Kinder. Freundnachbarliche Gefälligkeiten, kleine Geschenke und feine Liebesdienste gehen hin und her; Schiller besorgt aus guten Quellen für Goethes Küche Gries, Goethe für Schillers Wohnzimmer Tapeten und schickt seiner Wöchnerin eine Flasche Kölnisches Wasser. — Noch mehr aus Herzenstakt als aus starkem Innendrange geht Schiller auf des Freundes geistige Liebhabereien ein; ihm zuliebe treibt er sogar Naturkunde, ein wenig Farbenlehre und ähnliche ihm fern liegende Forschungen.

Wie zerschlagen Goethe bei der Kunde von Schillers Tode war, soll uns die letzte Seite dieses Abschnittes sagen. Wie hoch er von Schiller gedacht, das hat er erst nach dessen Verlust aller Welt verkünden dürfen. ‚Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins', so beginnt sein Brief an Zelter vom 1. Juni 1805. Wagte sich später je ein verkleinerndes Urteil über Schiller hervor, so entbrannte sein Zorn, und Eckermann bekam dann zu hören: ‚Wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren!' Seine Schwiegertochter Ottilie, die manches von Schiller langweilig fand, fertigte er ab: ‚Ihr seid viel zu armselig und irdisch für ihn!' — ‚Im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur', — ‚Der letzte Edelmann unter den deutschen Schriftstellern, sans tâche et sans reproche', — ‚Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln', — ‚Alle acht Tage war Schiller ein Anderer und Vollendeterer. Jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil', — ‚Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte garnichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren' —: solche und viele ähnliche Aussprüche tiefer Verehrung stehen in den mancherlei Berichten der Freunde, zu denen sich Goethe nach Schillers Tod über den Verewigten ausgesprochen hat.

Mit wahrhaft frommen Gefühlen dachte er im Alter an Schillers Erscheinung; ja er verglich ihn einmal wegen seines leidenden Äußern mit Christus und sagte: ‚Schillern war eben diese Christus-Tendenz eingeboren.' Lange nach des Freundes Hinscheiden schlug er zufällig dessen Dreißigjährigen Krieg auf, las sich fest und brach weinend in die Klage aus: ‚Und d e n Mann konnte ich verkennen!' Als man einst vor ihm Schillers Bühnenbearbeitung des Egmont tadelte, schob er dergleichen beiseite: ‚Was wißt ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden als wir!' Und endlich das Wort über Schillers mächtig gebietende Persönlichkeit: ‚Schiller ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!' (zu Eckermann, 1825).

Über den wechselseitigen Einfluß unsrer zwei Großen hat die parteiliche, den reichen, unzweideutigen Urkunden halsstarrig widersprechende Vergötzung Goethes durch einige Verkleinerer Schillers, besonders durch den in diesem Punkte verblendeten Herman Grimm, eine schnell vorübergehende Verwirrung angestiftet.

Goethes nachdrückliche eigne Aussprüche lassen all solche eigensinnige Verstiegenheit wie Spreu verfliegen. Immer neu ist Goethes gemütlich derbes Wort einzuschärfen, wodurch er dem philisterhaften Streit über die Größe des Einen oder des Andern ein Ende zu setzen wünschte: ‚Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, — und sie sollten sich freuen, daß überall [überhaupt] ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.‘

*

Seinen Geistesbund mit Schiller hat Goethe für immer gekennzeichnet durch sein Wort an diesen großen Lebensgenossen selber von dem ‚einzigen Fall, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde‘ (7. 7. 1796). In der Tat ein ganz einziger Fall künstlerischen Gebens und Nehmens zwischen zwei Ebenbürtigen. Abwägen zu wollen, wer von beiden mehr gegeben, mehr empfangen, ist ebenso vermessen wie überflüssig. Nicht Goethe noch Schiller hätten solche Abrechnung zu führen vermocht.

Für Schiller bedeutete sein enger Bund mit Goethe das Beschleunigen und Verstärken des künstlerischen Umschwunges, der sich seit dem Don Karlos durch das Vertiefen in geschichtliche und philosophische Forschungen vorbereitet hatte. Ihm kam Goethes unvergleichlich größere Anschauungsfülle zugute; er lernte mehr mit offnen Augen in die Sinnenwelt außer ihm schauen, während er bis dahin mit geschlossenen die Welt seines Innern dichterisch zu verwirklichen gestrebt hatte. Von der Gedankenpoesie tat er den Schritt zur sichern Menschenbildnerei und gegenständlichen Erzählung: Wallenstein und Die Kraniche des Ibykus, das Meisterwerk unter seinen Balladen, sind die redenden Beweise für Goethes künstlerischen Einfluß. Solche einzelne Anstöße wie die Dreiteilung des Wallenstein (Briefwechsel, 2. Dezember 1797), die seinen Winke zu den Kranichen (ebenda, 22. und 23. 8. 1797), ja das Überlassen eines, allerdings sehr ungoethischen, Stoffes wie des Tell gehören mit zum Wesen dieses einzigen Bundes. ‚Es freut mich‘, schreibt Goethe an Schiller (12. 12. 1798), ‚daß ich Ihnen etwas habe wiedererstatten können [beim Wallenstein] von der Art, in der ich Ihnen so manches schuldig geblieben bin‘; und am 22. 12. 1798 heißt es bei Goethe einmal ganz allgemein über das Verhältnis: ‚Es ist so ein unendlich seltener Fall, daß man sich mit- und aneinander bildet.‘

Schillers Bedeutung für Goethe kann von einem besonnenen Betrachter niemals unterschätzt werden. Auf alle Fälle verdient Goethe selber in dieser Frage unvergleichlich mehr Glauben als der begeistertste unter seinen einseitigen Verehrern. Rückschauend schreibt Goethe einmal an den Staatsrat Schultz:

> Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Hätt' es ihm nicht an Manuskript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht oerfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im allgemeinen wie im besandern wäre gar manches anders geblieben.

Selbst diese sehr eingehende Würdigung des Schillerschen Einflusses erschöpft weitaus nicht den Wert dieses Freundes für Goethes Aufstieg seit der Lebensmitte. Mit noch größerm Recht als von Italien hätte er von Schillers Freundschaft eine Wiedergeburt rechnen können, eine ‚zweite Pubertät', die er als das Kennzeichen großer Menschen genannt hat. — Doch er *hat* ja so gerechnet! Am 6. Januar 1798 schreibt er dem Freunde:

> Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vorteil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältnis wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, *Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.*

Schon vor diesem Briefe Goethes hatte ihm Schiller zugerufen (17. 1. 1797): ‚Jetzt kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüte verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese.'

Eine Schöpferzeit so üppigreich wie diese an schnell aufeinanderfolgenden dauernden Gebilden hatte Goethe nur einmal zuvor durchlebt: in den vier ewig denkwürdigen Jahren von 1771 bis 1775 in Frankfurt. Sogleich nach der innigen Freundschaft mit Schiller gewinnt Goethes Leben und Dichten neue Schwungkraft, Freudigkeit, ja sogar Übermut. Seit Pater Brey und Satyros hatte sich die ‚studentische Ader' nicht wieder so lustig geregt wie nun in den Xenien. Die Naturwissenschaft tritt eine Weile zurück, das Leben in Kunst öffnet ihm seine Arme: ‚Meine Verbindung mit Schiller rief mich aus dem wissenschaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens.'

Keine geringe Rolle spielte hierbei Schillers noch jugendliches Alter; alle Weimarer Freunde, soweit sie überhaupt literarisch in Betracht kamen, waren ebenso alt oder älter als Goethe. ‚Daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vorteile erwachsen.' In seinen ‚Kleinen Beiträgen zur Charakteristik Goethes' schildert Vischer, der tiefste und menschlichste, weil dichterischste seiner Erklärer, Schillers Einwirkung: ‚Der Luftstrom einer ethisch straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen, zweiten Frühlings.' Das Bild vom zweiten Frühling drängt sich jedem auf, der sich in Goethes Zustand um 1794 vertieft.

Der stärkste Anstoß kam ihm von Schiller daher, daß er an ihm endlich den einen mitverstehenden Leser gefunden hatte, dessen er bedurfte. Sich ganz verstanden zu fühlen, war ihm von jeher höchste Beseligung gewesen. Wieviel bitterschmerzliche Enttäuschungen hatte er grade hierin erfahren, und wie lechzte er nach einem Menschen, der ihn auch da verstände, wo beide nicht gleich empfanden. Wiederholt gebraucht Goethe zu Schiller den Ausdruck, dieser lege ihm seine Träume

aus. ‚Fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke (Wilhelm Meister) bekannt zu machen' (7. 7. 1796). Als er sich auf Schillers Antrieb endlich entschließt, wieder an den Faust zu gehen, schreibt er jenem:

Nun wünsche ich, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlaflofer Nacht durchzudenken, mir die Farderungen, die Sie an das Ganze machen würden, aorzuiegen und ja mir meine eignen Träume, als ein wahrer Praphet, zu erzählen und zu deuten (22. 7. 1797). — Fahren Sie fort, mir in guten und bäfen Stunden durch die Kraft Ihres Geiftes und Herzens beizuftehen. (6. 3. 1799).

Der feine, kluge Körner freut fich um Goethes willen:

Für den deutfchen Dichter gibt es keine Hauptftadt. Sein Publikum ift zerftreut. — Die unfichtbare Kirche [der Leer] bedarf eines Repräfentanten, und zu diefem fchickt fich niemand beffer als du (an Schiller).

Wilhelm van Humboldt fchrieb feiner Frau noch bei Lebzeiten Schillers, was zu anderm Zweck fchon früher benutzt wurde (S. 320), hier aber zu wiederholen ift:

Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zufammenieben mit Schiller gibt, kammt Gaethe fehr oft zurück. Nie aarher, fagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er fich über äfthetifche Grundfätze hätte vereinigen können; die Einzigen wären noch Merck in Darmftadt und Moritz gewefen; allein obgleich beide mit ihm in Abficht des Taktes übereingekammen wären, fo hätte er fich wenig mit ihnen verftändigen kännen. 20 bis 25 Jahre hätte er aifa fa ganz über fich allein geiebt, und daher fei es gekommen, daß er in einer ganzen iangen Zeit fo wenig gearbeitet habe. Defto rüftiger fcheint er jetzt.

Daß Schiller bei aller Strenge im Einzelnen fa fruchtbar anzuerkennen vermochte, wo er var einem wahrhaft bedeutenden Kunftwerke ftand, das unterfchied ihn völlig van den vielen mittelmäßigen Dichtern, die darum auch mittelmäßige Kunftrichter waren. Bei Vaß hatte fich Goethe für die Kunftform von Hermann und Dorathea Rat halen wollen, und wie hatte der verfagt! ‚Daß Vaß mein Gedicht nur se defendendo [mit Widerftreben] genießt, tut mir fehr leid für ihn, denn was ift denn an unferm ganzen bißchen Poefie, wenn es uns nicht belebt und uns für alles und jedes, was getan wird, empfänglich macht?' (28. 2. 1798). Liebe, Neigung nannte Goethe das Ding, das heute van fa vielen Unberufenen ‚praduktive Kritik' genannt wird, denn nur fie kannte wahrhaft färdern:

Wie felten findet man bei den Gefchäften und Handiungen des gemeinen Lebens die gewünfchte Teiinahme, und in diefem hohen äfthetifchen Falle ift fie kaum zu haffen, denn wie aiele Menfchen fehen das Kunftwerk an fich felbft, wie viele känen es überfehen, und dann ift es dach nur die Neigung, die alles fehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch fehen kann, was ihm mangelt. (7. 7. 1796).

Schillers Einflüffe auf Gaethe genau zu verfolgen, ift, mit einer wichtigen Ausnahme, kaum nätig; der Briefwechfel beweift fie faft auf jeder Seite. Dem Anführen einiger befonders fchlagender Beifpiele kann man freilich nicht widerftehen. Im September 1794 hat Schiller in Gaethes Haufe geweilt; fchan im Oktaber meldet fich bei diefem der friffche Trieb. Er fendet Schillern die lange geheimgehaltenen Römifchen Elegien, regt fchon damals an, ‚ein Büchlein Epigramme' in Schillers Mufenalmanach einzurücken, und verfpricht ihm die zweite Epiftel (S. 564).

Für den Wilhelm Meister muß Schiller durchaus als genießender und beurteilender Mitarbeiter gelten:

Durch den guten Mut, schreibt ihm Goethe, den mir die neuliche Unterredung eingeflößt, belebt, habe ich schon das Schema zum fünften und sechsten Buche ausgearbeitet (18. 2. 1795). — Wenn dieses Buch [das achte des Wilhelm Meister] nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im Stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein paar in die Augen fallenden Mängeln.

Bei seinem Plan der Achilleis ließ Goethe es sogar von Schillers Entscheidung abhängen, ob er ein solches ‚Gedicht von großem Umfang und mancher Arbeit unternehmen solle', und Schiller, der Goethen eben alles zutraute, riet eher zu.

Wie gradezu unentbehrlich Schiller zu manchen Zeiten Goethen geworden war, wenn es bei diesem mit der Ausführung zu stocken drohte, spricht er in dem Brief an Schiller vom 4. 7. 1799 aus: ‚Es verlangt mich so sehr, Sie wieder zu sehen, als ich in meiner jetzigen Lage wünschen muß, wieder eine Epoche zu erleben, da meine Zustände zu stagnieren anfangen.'

Jene eine wichtige, hier eingehender zu behandelnde Ausnahme betrifft Schillers entscheidenden Einfluß auf das Wiederanpacken des Faust. Der den Anstoß gebende erste Brief Schillers (29. 11. 1794) wurde schon abgedruckt (S. 541). Mit bekannter Unlust erwiderte Goethe (2. 12. 1794): ‚Von Faust kann ich jetzt nichts mitteilen, ich wage nicht das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich mir keinen Mut. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.'

Schiller läßt nicht nach: ‚Möchten Sie uns doch einige Szenen aus dem Faust zu hören geben. Ich wüßte nicht, was mir in der ganzen dichterischen Welt jetzt mehr Freude machen könnte' (2. 1. 1795). — Noch einmal wiederholt Schiller im August 1795 seine ‚Fürbitte wegen Faust': ‚Lassen Sie es auch nur eine Szene von zwei oder drei Seiten sein.' — Aus dem Juli 1797 haben wir Goethes Wunsch an Schiller, ‚den Plan zum Faust durchzudenken' (S. 550), worauf Schiller mit seinen Bemerkungen über die mögliche Fortführung des Werkes antwortet. Goethe dankt ihm, da es ‚gleich einen ganz andern Mut zur Arbeit gibt, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht, und Ihre Teilnahme ist in mehr als einem Sinne fruchtbar'.

Durch alle nächsten Jahre gehen die Briefe über den Faust herüber und hinüber, bis Schiller mit gewohnter Weltklugheit zu einem derben Mittel greift. Er gibt Cotta den Rat, Goethen ‚durch anlockende Offerten zu veranlassen, sich noch einmal an diese große Arbeit zu machen und sie zu vollenden'. Cotta folgt dem Rate, und Goethe weiß es Schillern Dank, ‚denn wirklich habe ich auf diese Veranlassung das Werk heute vorgenommen und durchdacht'. Wie sehr Goethe solcher

Anstöße von außen bedurfte, bestätigt sein Tagebuch (11. 4. 1800): ‚Brief von Cotta. Faust angesehen.‘ Bald darauf schreibt ihm Schiller den hübschen Witz: ‚Sie müssen in Ihrem Faust überall Ihr Faustrecht behaupten.‘

Am 21. September 1800 besuchte Schiller von Weimar aus Goethen in Jena und hörte ihn ein Stück aus der Helena des schon geplanten zweiten Teiles des Faust vorlesen. Mit begeistertem Labe des ‚edlen, hohen Geistes der alten Tragödie‘ ermutigte ihn Schiller zur Vollendung des Ganzen. — Das Erscheinen des abgeschlossenen ersten Teiles des Faust (1808) hat Schiller nicht erlebt.

Dritter Abschnitt.

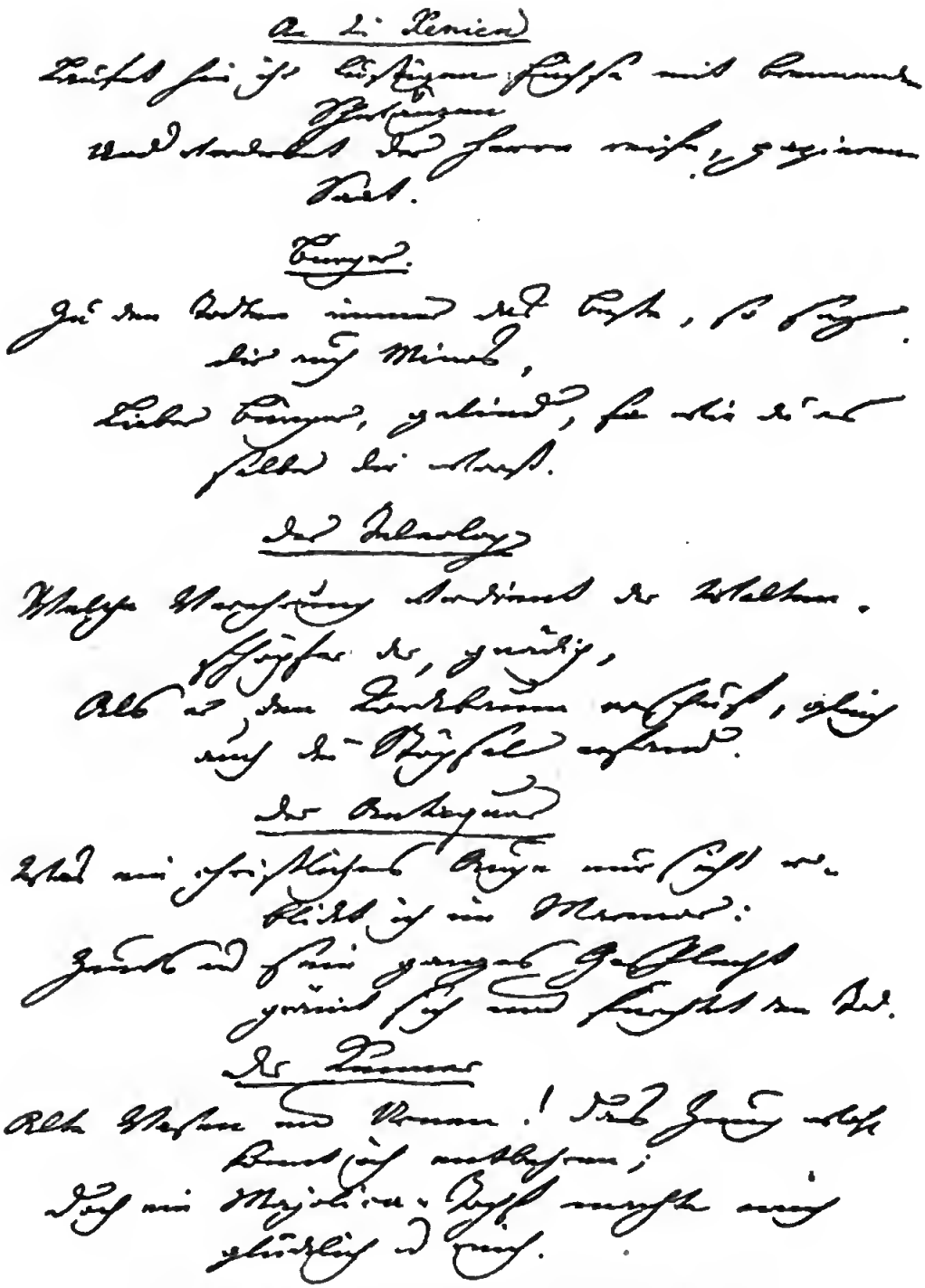
Die Xenien.

Dann zuletzt ist unerläßlich,
Daß der Dichter manches hasse.
(Goethe im Diwan).

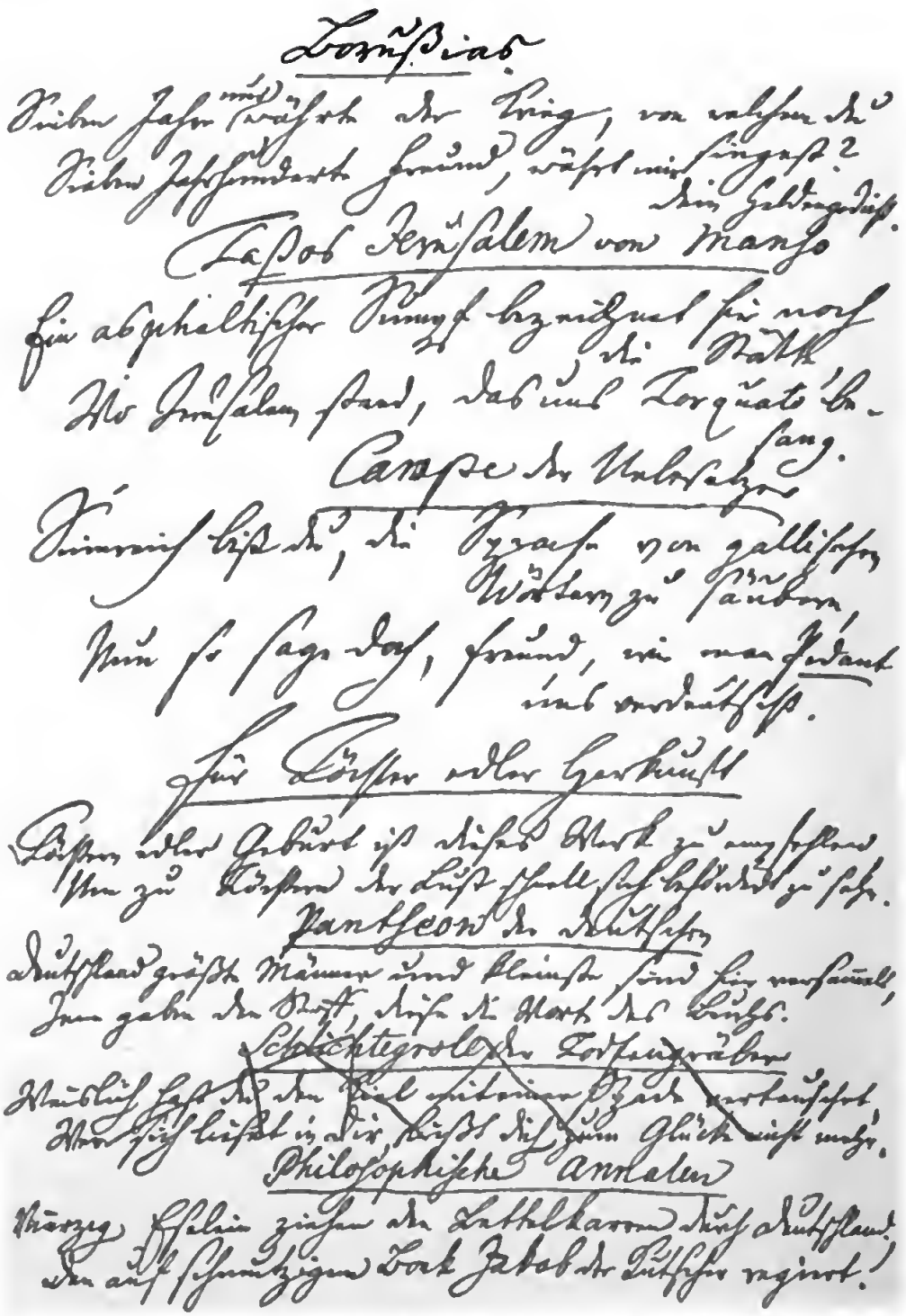
Goethes und Schillers Bündnis hat, mit einer einzigen Ausnahme, zu keiner gemeinsamen Arbeit geführt, wie sie uns in einigen seltnen Fällen bei Dichterpaaren andrer Völker begegnet. Sie haben gelegentlich Stoffe getauscht, fruchtbare Keime zu ganzen Werken und einzelnen Teilen einander überlassen, dichterische Herzensangelegenheiten im Gespräch und Briefwechsel geklärt, — eine Zwiedichtung haben sie nur einmal unternommen, eine einziggeartete, unvergeßliche: die Xenien von 1796.

Schiller hatte bei der Herausgabe der Horen viel Unverständnis, ja Böswilligkeit von der mittelmäßigen Schriftstellerwelt erfahren; Goethe war wie nie zuvor geärgert worden durch die gehässige Aufnahme seiner Versuche über die Farbenlehre bei den überlegen tuenden oder totschweigenden zünftigen Naturforschern, so daß gleichzeitig in beiden der Wunsch sich regte, einmal unter die schreibende Stümperwelt zu treten und fürchterliche Musterung zu halten. Im Oktober 1795 schrieb Goethe an Schiller: ‚Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besonderen gesagt ist, und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht? Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.‘

Der Gedanke fiel bei Schiller auf wohlaarbereiteten Boden, und er antwortete: ‚Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre ecclesia militans — die Horen meine ich.‘ Einen Monat drauf macht Goethe gradezu den Vorschlag, Epigramme auf die feindseligen deutschen Zeitschriften zu dichten. Er findet gleich den Namen dafür: Xenien sollen sie heißen, Gastgeschenke — nach einem Ausdruck des römischen Epigrammendichters Martial, und die argen Gastgeschenke müsse der regelmäßig erscheinende Musenalmanach des Freundes aufs Jahr 1797 veröffentlichen. Lebhaft greift Schiller diesen Gedanken auf, beginnt sogleich die Probe-Xenien Goethes eifrig zu vermehren, und schon im Januar 1796 kann er an Körner schreiben: ‚Für das nächste Jahr sollst



Ein Blatt der Xenien-Handschrift. Xenien von Goethe.



Ein Blatt der Xenien-Handschrift. Xenien von Schiller.

du dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinsamen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.'

Eine ungestüme Jagdlust hatte die beiden Xenien-Schützen ergriffen; im Februar waren sie schon beim dritten Hundert dieser ‚Füchse mit brennenden Schwänzen', die sie gegen die reife papierene Saat des deutschen Dilettantentums loshetzen wollten. Goethe, der sonst allem literarischem Streit abholde, geriet prächtig ins Feuer; nun, da es seine mißhandelte Farbenlehre zu röchen galt, wurde er von einer nie zuvor gefühlten Kampfbegier gepackt, und bei seinen Besuchen im Schillerschen House zu Jena gab es beim Austausch der inzwischen entstandenen Xenien oft ‚unbändiges Gelächter'.

Der tiefere Grund dieses geschichtlich so folgenreichen Feldzuges lag nicht allein in Goethes Ärger wegen der Farbenlehre noch in Schillers wegen der Horen. Der literarische Zustand in Deutschland war wieder einmal auf einem Punkte wie vierzig Jahre zuvor, als Lessing in seinen Literaturbriefen den erbarmungslosen eisernen Auskehrbesen gegen die dummdreiste Mittelmäßigkeit geschwungen hatte. Aus unsrer großen Ferne begreifen wir heute kaum, mit welcher Anmaßung sich um die Mittagshöhenzeit Goethes und Schillers die wertlosesten schreibenden Gesellen als gleichberechtigt neben den Dichtern von Götz, Werther, Egmont, Iphigenie, Tasso und Don Karlos aufzuspielen erdreisteten. Ein Rundblick um uns Lebende herum kann uns zeigen, daß es heute mit dem erdrückenden Übergewicht anmaßlicher Unfähigkeit nicht anders steht als vor mehr denn einem Jahrhundert. Die gräßlichsten Stümper und Schmierer, die Manso, Jenisch, Platner, Reinhardt, Ramdohr und Genossen taten so, als gehörten auch sie zur gewichtigen Literatur. Und die Andern, die auf irgendeinem Gebiete wirklich etwas Bescheidenes geleistet hatten: die Hermes, Romler, Adelung, Campe, Eschenburg, Claudius, Stolberg, Stilling, Kotzebue usw. wußten nichts vom Abstand in der Kunst und Wissenschaft. Ihrer Aller Hauptvertreter war der Berliner Aufklärer Nicolai, der beschränkt, rechthaberisch und besserwisserisch gegen alles eiferte, was er nicht fühlte noch begriff, gegen die ganze große Poesie der Gegenwart, Nicolai der Verkörperer alles Platten und Schädlichen.

In Schillers Musenalmanach für 1797 erschienen also im September 1796 die gesammelten **Xenien**, 414 Stück. Nur eine Auslese: gegen 200 waren ausgeschieden worden, die meisten mit Recht, weil zu matt oder Gesagtes wiederholend. Der Erfolg war für deutsche Verhältnisse außerordentlich: eine zweite Auflage wurde nach wenigen Wochen, eine dritte nach einigen Monaten notwendig. Wer immer an literarischen Fragen schreibend oder lesend teilnahm, kaufte das Büchlein mit den ‚Literarischen Spießruten', wie einer der Nachdrucksverleger die Xenien nannte. Bezeichnend genug für die weit größere Freude an Geklätsch als an Kunst war die Tatsache, daß der übrige Inhalt des Almanachs kaum beachtet wurde. Zunächst gab es schon unter den Füchsen mit brennenden Schwänzen manches Distichon zum Preise des Großen und Schönen, Xenien auf

Leſſing, Kant, Shakeſpeare. Dann aber ſtanden in jenem Almanach einige der anmutigſten Gaben Goethes und Schillers: Alexis und Dora als Einleitung, Schillers Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herkulanum, die Klage der Ceres, die Votivtafeln. Die Xenien bildeten nur den Schluß dieſes dichteriſch wertvollen Jahrbüchleins.

Einige Unſchuldige oder Entſchuldbare mußten mit den Dutzenden der Schuldigen leiden. Ungerecht, aber ſcheinbar geiſtreich wurde der um das Reinigen der deutſchen Sprache vom Fremdwörterunfug ernſt und erfolgreich bemühte Campe mitgenommen:

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern,
Nun, ſo ſage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutſcht. (Schiller.)

Ungerecht, weil die deutſche Sprache Campen tatſächlich eine ſehr große Zahl ausgezeichneter Bereicherungen verdankte, z. B. Schulfuchs für Pedant, ja ſogar ſolche, die ſich Goethe und Schiller ſelbſt ſogleich aneigneten (vgl. S. 858 und E. Engels ‚Deutſche Sprachſchöpfer‘). Alles in allem aber wirkte das Xenien-Gefecht doch als eines jener reinigenden Gewitter, wie ſie im Kunſtleben von Zeit zu Zeit unentbehrlich ſind, wenn die gelinderen Mittel nicht mehr wirken.

Daß es ſich nicht bloß um eine Katzbalgerei vom Tage für den Tag gehandelt hat, beweiſt eine ſtattliche Reihe ſolcher Xenien, die den Namen und das Andenken der durch ſie Gegeißelten um ein Jahrhundert überdauert hat. Wer denkt noch an die urſprüngliche Zielſcheibe ſolcher klaſſiſchen Sprüche wie:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ein Dichter zu ſein?

Was das entſetzlichſte ſei von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es juckt, locker und loſe zu ſein.

Jeder, ſiehſt du ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig,
Sind ſie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren,
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Die wertvollſten Xenien ſind übrigens garnicht die gegen einzelne Perſonen. Bedeutſamer noch ſind die allgemeinen Betrachtungen über literariſche und politiſche Zuſtände, ganze Klaſſen der Geiſteswelt, tiefe Lebensfragen, — Xenien wie z. B.:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wolluſt — nur malet den Teufel dazu.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.

Sodann die zwei auf die kleinkrämeriſchen Philologen gemünzten, mit den Überſchriften ‚Bedientenpflicht, Ungebühr‘:

Rein zuerſt ſei das Haus, in welchem die Königin einzieht,
Friſch denn, die Stuben gefegt! dafür, ihr Herrn, ſeid ihr da.

Aber, erſcheinet ſie ſelbſt, hinaus vor die Türe, Geſinde!
Auf den Seſſel der Frau pflanze die Magd ſich nicht hin —

worauf abschließend das Xenion gegen die Herabwürdigung der Wissenschaft überhaupt folgt:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Mit köstlichem Humor verspotten sich zwischendurch die Xenien-Spender selbst, Schiller seine ‚Würde der Frauen', Goethe die Gräcomanie.

Wie Schiller die sechs Eingangs-Xenien, die munter dramatischen von den gefährlichen Passagieren, so hat er allein die fünfundzwanzig sich stetig steigernden des Schlusses beigesteuert, die Krone des ganzen Spottgebäudes: die Xenien aus der Unterwelt, das ebenso geistreiche wie ausdrucksmächtige Gespräch mit Herkules-Shakespeare. Gegen Kotzebue und den Kotzebuischen Geist der deutschen Bühne und Bühnenbesucher wurden diese tödlichen Pfeile von der Senne des gespannten Bogens geschnellt, deren mahnender Klang noch nicht verstummt ist:

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn? —

Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Mit völliger Sicherheit läßt sich nicht für jedes Xenion die Verfasserschaft ermitteln. Schiller schrieb darüber an Wilhelm von Humboldt: ‚Es ist zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen'. Und Goethe hat sich zu Eckermann über die Art des Zusammenarbeitens mit Schiller an den Xenien geäußert: ‚Oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein!' Schalkhaft wird in den Xenien selbst einmal gespottet:

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich erraten,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten [Sonderer], auch hier!

Die Xenien Schillers bezeichnete Goethe als ‚die schärferen und schlagenderen', seine eignen als ‚unschuldig und geringe'. In der Tat sind die nachweislich von Schiller gedichteten den Goethischen fast durchweg an rücksichtsloser Schärfe und zugespitzter Gegensätzlichkeit überlegen. Auch im Abrunden der Form, besonders in den prächtig abrollenden Pentametern, übertrifft Schillers strengere Kunst die Läßlichkeit Goethes.

Daß die Getroffenen aufschrien, ist begreiflich und verzeihlich; daß sie taten, als hätten Goethe und Schiller unsittlich gehandelt, war eine Unwahrhaftigkeit. Gepfeffert und gesalzen waren die Xenien, Gemeines haftete ihnen nicht an. Die Schärfe ihrer Pfeile haben die beiden Dichter selbst empfunden und gerechtfertigt:

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalzen, verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

Nicht doch! aber es schwächten die vielen wässrichten Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft.

Es ging genau so wie zu der Zeit, als Lessing den Schaumschläger Klotz züchtigte und dieser sich über den ‚Ton' beklagte. Lessing war ihm die Antwort nicht schuldig geblieben.

So scharf aber die Xenien gewürzt waren, sie trugen nicht den Stempel persönlicher Überhebung der Verfasser, sondern hätten inhaltlich ebensowohl von einem sehr geistvollen Laien herrühren können, der seinem Zorn über die Masse des Wertlosen Luft machen wollte. Durch ihre edle Kunstform, ihren bald schonungslosen, bald anmutig spielenden, immer aber in den Mittelpunkt eindringenden Witz erhaben sie sich über alles Persönliche hinaus auf die höchste Stufe, die dem Epigramm und der Satire überhaupt erreichbar ist. Man prüfe jedes Xenion noch so streng, man wird keines finden, das sich gegen die bürgerliche Ehre des Angegriffenen kehrt. Der schlechte Schriftsteller wird gezüchtigt; dem vielleicht wackern Menschen geschieht kein Leid, selbst dem verhaßten Nicolai nicht. Daß nicht wenigstens einige der Besten jener Zeit empfanden und mutig aussprachen, der Xeniendichter wahres Ziel seien die großen Dinge, nicht die kleinen Menschen, ist beschämend.

Unter den im Musenalmanach nicht gedruckten Epigrammen waren noch manche Perlen, so das auf Bürger:

Zu den Toten immer das Beste, so sei dir auch Minos,
Lieber Bürger, gelind, wie du es selber dir warst.

Eins auf die ‚Unberufenen':

Wissen wollt ihr und handeln, und keiner fragt sich: was bin ich
Für ein Gefäß zum Gehalt? Was für ein Werkzeug zur Tat?

Das ewig wahre:

Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste dünket,
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Das auf den geckisch französelnden Stil, das heute aufzufrischen lohnt:

Die französischen Bonmots besonders, sie nehmen sich herrlich
Zwischen dem deutschen Gemisch alberner Albernheit aus.

Ein Goethisches auf den Alexandriner:

In das Gewölk hinauf sendet mich nicht mit Jupiters Blitzen,
Aber ich trag euch dafür ehrlich zur Mühle den Sack —

und das wahrscheinlich Schillersche:

Falschheit nur und Verstellung ist in dem Umgang der Menschen,
Keiner erscheint, wie er ist. — Danke dem Himmel, mein Freund!

*

Hätte es nach eines Beweises bedurft, wie notwendig das von Goethe und Schiller geübte Strafamt in deutschen Landen gewesen, so wurde er durch die von ihrem Richterspruche Betroffenen geliefert. Ein Lärm erhob sich, wie er seitdem aus ähnlichem Anlaß schwerlich wieder gehört ward. Nicolai zeterte gegen den ‚Furien-Almanach'; Claudius verfehlte dürftiges Zeug dagegen; Gleim machte sich lächerlich durch einen Rückblick auf die schöne Zeit des deutschen Helikon, ‚Als Klopstock nach Homer, Uz noch Anakreon Gerufen ward auf ihm, nach

die Gerufnen hörten', sich also wirklich für Homer und Anakreon hielten. Die gemeinsten offnen und geheimen Erwiderungen und Bekrittelungen wurden verbreitet. Sogar Herder schrieb neidvoll verbittert an Gleim: ‚Und nun den Namen Xenien auf ewig ausgetilgt und nicht mehr genannt! — O, *sie* sind in dem Besitz der alleinigen Kunst', und führte unnützlich die edelsten Worte im Munde: ‚Humanität und Christentum sind hier Kontrebande und verlachenswerte Vorurteile.' Als ob es gegen Humanität und Christentum verstieße, die Händler und Wechsler aus dem Tempel der Kunst hinauszugeißeln!

Zu den geheimen Anhängern der niederträchtigsten Schimpfer, auch solcher, die gegen Goethe und Schiller mit persönlichen Besudelungen ankämpften, gehörte, wie immer, Charlotte von Stein. Die ehemalige Freundin Goethes, die angeblich liebevolle Freundin Lotte Schillers und scheinbar des Schillerschen Hauses, frohlockte, weil die pöbelhaften Schlachtopfer der Xenien sich pöbelhaft rächten (vgl. S. 317), besonders darüber, daß sie Goethen seine ‚unsittliche Verbindung mit Christianen nicht geschenkt haben' (an ihren Fritz). Vergnügt las sie die ‚Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar' von Manso und Gelichter, darin die Verse:

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen,
Fünfzig ist er und noch wirft er die Leute mit Kot —

und die noch scheußlicheren ‚Trogalien' eines Schulrektors Fulda zur Verdauung der Xenien, z. B.:

Wütend fuhren die Teufel zu Gergasa unter die Schweine;
Friedlich haben sich hier Teufel mit Schweinen gepaart.

Hierzu nehme man die erbärmlichen Proben auf S. 317.

Mit den Erbärmlichkeiten all dieser ‚Wische' kam es schnell so, wie Frau Rat vorausgesagt hatte (S. 546). Eines einzige nicht unwitzigen Verses erinnert man sich noch, des gegen die allerdings nicht immer einwandfreie Form der Xenien:

In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie der,
Aber die Pentameter sind noch viel exzellenter.

Weder Goethe noch Schiller ließen sich durch die aufquirlende Grundsuppe literarischer Gemeinheit irremachen. Goethe schrieb dem Freunde (5. 12. 1796):

Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer ernst um sich und die Sachen ist.

Die beabsichtigte Wirkung der Xenien — Goethe nannte sie unberechenbar — war dennoch erreicht. Goethe und Schiller ‚zeigten der erstaunten Welt, daß die Leier ein Instrument ist, womit man unter Umständen auch um sich hauen kann' (Hebbel), und derselbe Dichter hat in einem ‚Historischen Rückblick' das letzte Wort über den Xenien-Kampf gesprochen:

Nach dem Xenienhagel der beiden deutschen Heroen
Ward es lebendig im Sumpf, wie man es nie noch gesehn:

Schiller und Goethe hießen die Sudelköche in Weimar,
Und der erbärmlichste Wicht warf sie mit Steinen und Kot.
Doch was bewies der Spektakel? Nichts weiter, als daß das Gelichter
Noch viel kläglicher war, als es die beiden gemalt.

Goethes und Schillers Lebens- und Schaffensbund wurde durch die Xenien nach fester geknüpft. Sie hatten in einem guten Kampfe zusammengestanden, und gemeinsamer Kampf bindet. Trotz allem Geschimpfe der Mittelmäßigen und Nichtigen gewannen sie durch das Nachwirken der Xenien die Obmacht über die deutsche Literatur: an die Stelle einer zügellos gewordenen Gelehrtenrepublik trat die Kunstherrschaft der strengen Duumvirn.

Auf die vernichtenden Literaturbriefe hatte einst Lessing seine drei großen Dramen folgen lassen. Kaum hatte Schiller als Herausgeber, Packer und Versender seinen Musenalmanach in die Welt geschleudert, so begann er die Arbeit am Wallenstein. An die Gräfin Schimmelmann schrieb er: ‚Solche Waffen braucht man nur einmal, um sie dann auf immer niederzulegen‘, und Goethe aus gleichem Geist an Schiller: ‚Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß größer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteïsche [wandlungsfähige] Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln‘ (15. 11. 1796). Der einzige Anständige unter den Erwiderern der Xenien, der Berliner Garve, hatte den Gezüchtigten das Gleiche zugerufen:

Eine Rache ist süß, die nimm an dem hämischen Tadler,
Kränke, wenn du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk tot.

Im Jahre 1797 dichtete Goethe Hermann und Dorothea, und 1797 heißt in der Geschichte Goethes und Schillers das Balladenjahr. Der Musenalmanach für 1798, auf den alle Welt gespannt war, brachte, trotz Cottas dringender Bitte um eine Fortsetzung der Xenien, nur reine Kunstwerke: die Braut von Korinth, den Zauberlehrling, die Kraniche des Ibykus. Alles, was an Neigung zur scharfen Kritik in Goethes Natur gelegen, war auf einmal losgebunden worden. Nach der Zeit des Kampfes erblühte ihm und seinem Freunde ein neuer Frühling dichterischer Schaffenslust.

Vierter Abschnitt.

Balladen und andre Gedichte.

Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe. (Goethe in den Annalen).

Das Wort vom Balladenjahr hat Schiller in einem Brief an Goethe geprägt (2. 9. 1797). Goethes **Balladen** während der Schillerjahre werden hier vorweg im Zusammenhang betrachtet, außer der Reihe der vielen übrigen lyrischen Gedichte dieses Zeitraums, weil sie mehr als die andern auf die Neubelebung seiner Schaffensfreude durch Schiller zurückzuführen sind. Nach der

Zeitfolge des Entstehens kommen hier in Frage: Der Rattenfänger, Die Spinnerin (um 1795), Der Schatzgräber, Die Braut von Karinth, Der Gott und die Bajadere, Der Zauberlehrling, Die vier Gedichte vom Edelknaben und der Müllerin (alle 1797), — Das Blümlein Wunderschön (begonnen 1797), Hochzeitslied, Wanderer und Pächterin, Ritter Kurts Brautfahrt (um 1802).

Man kann von Goethes Balladen, die in einer Art von Wettstreit mit Schiller entstanden sind, nicht wohl anders sprechen als mit vergleichenden Blicken auf das Balladenwerk des mitstrebenden Freundes. Die Unterschiede sind dieselben wie zwischen Goethes und Schillers Behandlung des Dramas. Goethes Balladen sind handlungsärmer, d. h. ärmer an äußerer Handlung, reicher an Innenleben. Schon die Schauplätze in Goethes Balladen sind enger umgrenzt und weniger weithin sichtbar als bei Schiller. Man betrachte die Handlungsbühnen in den Kranichen des Ibykus, der Bürgschaft, dem Taucher, Kampf mit dem Drachen, Gang nach dem Eisenhammer, Grafen von Habsburg, Handschuh: überall die weiteste Öffentlichkeit, fast in jedem Gedicht eine wie im Theater versammelte Zuschauermenge. Schiller sieht in seinen Balladen ganz so wie in seinen Dramen die unbegrenzte Hörerwelt vor Augen und wendet sich als Vortragssänger wie als Bühnendichter an den großen aufharchenden Kreis.

Fast alle bedeutendste Balladen Schillers sind geschichtlichen Inhalts, die sagenhaften eingerechnet. Nicht an unbekannten Einzelmenschen vollziehen sich die Begebenheiten, sondern an hoch und weit sichtbar aufragenden, an Königen, Fürsten, Grafen, an berühmten Sängern, Drachentätern, Tauchern der Geschichte oder Sagengeschichte. Goethes drei Balladenkönige, den in Thule, den Erlkönig und den im Sänger, kannte vordem kein Mensch, es sind Könige von der Dichtkunst Gnaden, und sein Gräflein im Hochzeitskleid lebte irgendwo und irgendeinmal. Die Braut von Karinth, die Bajadere, der Schatzgräber und der Zauberlehrling sind gleichfalls so ungeschichtlich wie nur möglich.

Sodann achte man auf Goethes Schauplätze: im Gemach des Königs in Thule, im Saal des königlichen Bewirters des Sängers, in der verschwiegenen Schlafkammer zu Karinth, in der engen Hütte der Bajadere, zwischen dem nahen Flußufer und der Sudelküche des Hexenmeisters, um das Bett des Gräfleins in der Zwergenhochzeit — überall bleiben wir im Rahmen eines Hauses oder der nächsten Umgebung. Vom Beginn der eigentlichen Ballade bis zum Schluß finden kaum noch Ortsveränderungen statt, jedenfalls nicht so weite, ungestüme Fahrten wie in den meisten Schillerschen Balladen.

Nicht minder groß ist der Unterschied der Sprache. Goethe, der Meister sprachlicher Neuschöpfung, ist auffallend schlicht in seinen Balladen, vermeidet das laute, pomphafte Wort, greift selten, dann aber mit tiefer Wirkung, zum malenden Eigenschaftswort. Eine größere Schlichtheit als z. B. im Sänger mit seinem Dutzend Beiwörtern in sechs nicht ganz kurzen Strophen findet sich schwerlich bei irgendeinem großen Dichter.

Im Einzelnen ist zu den Balladen gebildeten Lesern wenig zu sagen. Schiller liebte den Zauberlehrling vor allen andern; den meisten gilt heute doch

wohl die Braut von Korinth als die Krone von Goethes Balladendichtung, noch über den Erlkönig, den Gott und die Bajadere, selbst über das Meisterstück seiner Jungmannsjahre, den König in Thule, hinaus. An keinem andern Stoffe hat sich die Zaubermacht des Dichters so bezwingend erwiesen wie an dem Umschmelzen der grausigen Vampyrsage zu einem der vollendetsten Gedichte der Weltliteratur. Wilhelm Schlegel bewunderte das Geisterschweben des Rhythmus und schrieb Goethen 1797 aus der Fülle der, noch nicht durch persönliche Eitelkeit gekränkten, Begeisterung: ‚Sie haben der Ballade durch die Wahl des Stoffes, durch die Behandlung und selbst durch die erfundenen Silbenmaße ganz neue Rechte gegeben, und für alles bisher Vorhandene in dieser Gattung ist ein andrer Maßstab gefunden.‘ Wie es aber damals mit dem literarischen Urteil in Goethes unmittelbarer Nähe bestellt, wie groß die Einsamkeit um ihn in dem vielgepriesenen Weimar war, das sehen wir aus einem Briefe Herders über die Braut von Korinth sowie Gott und Bajadere an Knebel: Goethe habe wieder zwei Dichtungen vom Stapel gelassen, in denen Priapus eine große Rolle spiele.

*

Ein Geschöpf ganz eigner Art war die im Mai 1796 in Jena gedichtete Elegie, oder wie man sie sonst nennen mag: **Alexis und Dora.** Erinnerungen an die schöne Mailänderin (S. 407) und den Abschied von ihr, Gedanken an Christianens Stellung zu ihm mögen mitgespielt haben. Wir kennen des liebenden Goethe so menschliche Anfälle der Eifersucht — hatte er doch schon Lenzen die der Stein erteilten englischen Stunden mißgönnt. Der die Fernen der Zeit und des Raumes überfliegenden Phantasie des Dichters steigt am Schlusse dieses vollendeten Werkes das Furchtgebilde eines möglichen Nachfolgers in der Gunst der Geliebten auf, und erst hierdurch gewinnt der Künstler seine letzte notwendige Steigerung:

Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und zeigt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jener Erinnrung in mir!

Zu Eckermann berichtet Goethe (25. 12. 1825):

An diesem Gedicht tadelten die Menschen den starken leidenschaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie sanft und ruhig ausgehen solle, ohne jene eifersüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einsehen, daß jene Menschen recht hätten. Die Eifersucht liegt hier so nahe und ist so in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn sie nicht da wäre. Ich habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell gewonnenen Mädchen ausrief: Aber wird sie es nicht einem Andern ebenso machen wie mir?

Die Weimarer Neunmalweisen, besonders die weiblichen, nahmen einen für uns höchst lächerlichen Anstoß an dem ‚nachbereiteten Bündel‘ der Mutter, über welche Mückenseiherei Schillers und Goethes Briefe vom 6. und 7. Juli 1796 nachzulesen sind. Das schlichte Wort Doras im Vers 101 (‚Ewig!‘) entzückte Schillern: ‚Dieses einzige Wort an dieser Stelle ist statt einer ganzen langen Liebesgeschichte.‘ Wir genießen ebenso tief die gleich schöne Antwort der Elisabeth im Götz (Werke 3, 280).

Einer preisenden Würdigung dieses kleinen holden Kunstwerkes sind wir durch Schillers Brief an Goethe überhoben:

Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird (18. 6. 1796).

Die bald darauf entstandene Einleitungselegie zu Hermann und Dorothea (‚Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert') bleibe hier von dem größern Werke ungetrennt (vgl. S. 581).

Im Mai 1797 dichtete Goethe sein stillbewegtes, reizendes Zwiegespräch in Distichen: **Der neue Pausias und sein Blumenmädchen,** für das ihm Christianens ehemaliger Beruf gewiß manchen Zug geliehen hatte, so die Verse:

Keiner hat je mich besucht, und keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Ärmere leicht.

Um den Lesern die allzu deutliche Spur zu verwischen, stellte er einen gelehrten Vermerk aus Plinius voran; warum dann aber die Überschrift: Der neue Pausias —?

Wohl aus demselben Maimonat stammt die reizende Legende (Als noch verkannt und sehr gering), eine abermalige Rückkehr zum Geiste Hans Sachsischer Dichtung mitten in der ‚Gräcität', ein Beweis mehr für die Tatsache von Goethes gleichzeitiger Herrschaft über alle Stile.

Auf der dritten Schweizerreise, im Herbste 1797, entstanden die rührenden Elegien **Amyntas** und Euphrosyne. Jene galt mit zarter Verhüllung Christianen. An einem Wege in der Schweiz hatte der Dichter einen epheuumsponnenen Apfelbaum erblickt: aus diesem Sinnenbilde erwuchs ihm nach seiner Art das Seelengedicht. Auch ihm hatten wohl weltkluge Freunde geraten, sich aus Christianens Banden zu lösen; ihnen antwortet er mit der aus den Wipfeln des Baumes lispelnden Klage:

O verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus. —
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senkte sie fest mir in das Leben sich ein.

Schiller erkannte den verborgenen Sinn der rührenden Dichtung sogleich: ‚Sie gehört so recht zu der rein poetischen Gattung, da sie doch ein so simples Mittel, durch einen spielenden Gebrauch des Gegenstandes das Tiefste aufregt und das Höchste bedeutet' (an Goethe, 28. 11. 1797).

Euphrosyne war das Totendenkmal für seine Lieblingskünstlerin der Weimarer Bühne: Christiane Becker (S. 521), die während Goethes zweiter Schweizerreise mit noch nicht neunzehn Jahren gestorben war.

Laß nicht ungerühmt mich zu den Toten hinabgehn;
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod —

ruft ihm der Schatten des lieblichen Weibes zu. ‚Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Toten zu geben vermögen', heißt es von ihr schlicht in den Annalen.

*

Unter den ersten Früchten des Bundes mit Schiller waren die an diesen gerichteten, für die Horen bestimmten zwei **Epifteln** vom Herbste 1794, geistreiche Plaudergedichte, die erste mit einem reizenden Schwank, die zweite mit Winken für Mädchenerziehung. Die ergänzenden Ratschläge für Knaben wurden im Nachlaß gefunden; darin stehen auch diese Verse über die Nutzlosigkeit der Bühnenzensur:

Willst aber du die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot; der wackre Mann, der beständ'ge —
Der beherrschet sein Volk und gebietet Meinung der Menschen.

In der schon erwähnten Distichensammlung **Vier Jahreszeiten** (S. 462), deren Entstehungszeit von 1796 bis 1805 reicht, finden sich zwischen allerlei anmutigen Betrachtungen innige Verse für Christiane:

Raum und Zeit, ich empfind es, sind bloße Formen des Anschauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hintereinander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

Auch einige klassische Sprüche hat Goethe in diese Gruppe versteckt:

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrtum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Gleich sei keiner dem Andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich!

Und der uns, wie fast alle Goethes Sprüchen, ganz gegenwärtig berührende:

An den Selbstherrscher.

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei!

Gewallte Rätselei steckt in den **Weisfagungen des Bakis** (1798), Spruchversen, die außer ihrem Verfasser bis jetzt niemand ganz unzweifelhaft auszudeuten verstand. Goethe selbst machte sich lustig über die Erklärungsversuche und verglich sie mit denen am Hexeneinmaleins im Faust. Am ehesten lassen sich noch die Orakel politischen Zeitinhalts enträtseln.

Eins der köstlichsten Erzeugnisse der schalkhaften Spottlaune Goethes, die ihn durchs Leben begleitete, ist das lange Gedicht Deutscher Parnaß von 1798 (‚Unter diesen Lorbeerbüschen'). Schon das Einreihen unter die ‚Kantaten' war ein guter Witz. Der überaus geistreiche Scherz wurde hervorgerufen durch Gleims weinerliche Erwiderung auf die schrecklichen Xenien —: ‚Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon' (S. 558). Die scheinbare Selbstverspottung Goethes und seiner Anhänger als einer ins stille Heiligtum deutscher Poesie eindringenden rohen Faunenschar ist so übermütig wie die besten Fastnachtspiele der Frankfurter Jahre, nur feiner, überlegener. Schiller, der im Geheimnis war, überschrieb die prächtige Satire: ‚Sängerwürde'.

Gegen ‚eine arrogante Äußerung' Jean Pauls, der sich 1796 in Weimar eingefunden, richtete Goethe seine Distichen Der Chinese in Rom. Die satirische Ader schlägt auch in dem Spottgedicht Musen und Grazien in der Mark über und gegen die hausbackene Versmacherei eines Dichterlings Schmidt zu Werneuchen, des Verfertigers des ernsthaft gemeinten Mailiedes: ‚O sieh, wie alles weit und breit Vom Storche bis zum Spatz sich freut, Vom Karpfen bis zum Stint'. Aus der Freude des Stintes ist ihm aber noch sichrere Unsterblichkeit erblüht als aus Goethes Satire.

*

Unter den reinlyrischen Gedichten dieses Zeitraums stehen die **Lieder im Wilhelm Meister** obenan. Der früher entstandenen Stücke dieser Reihe wurde schon gedacht (S. 360). Philinens Verse ‚Singet nicht in Trauertönen', des Harfenspielers Sang ‚An die Türen will ich schleichen', Mignons Lied ‚Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen' stammen aus dem Jahr 1795. Im Jahr drauf kam Mignons Abschied hinzu: ‚So laß mich scheinen, bis ich werde'; 1797 entstand das an Mignon gerichtete, einem klagenden Mädchen in den Mund gelegte ‚Über Tal und Fluß getragen', das auf die schöne Mailänderin zurückweist (S. 407).

Im allgemeinen muß von den lyrischen Schöpfungen dieser Jahre gesagt werden, daß auffallend viele singbare Stücke darunter sind: ein neuer Lebensfrühling auch im Liede. Daß wir für die meisten nicht den kleinsten Anhalt zum Aufspüren des persönlichen Erlebnisses haben, tut ihrer Schönheit gar keinen Eintrag. Nähe des Geliebten (‚Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer' —), An die Erwählte (‚Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe!'), Die Spröde (‚An dem reinsten Frühlingsmorgen'), Nachgefühl (‚Wenn die Reben wieder blühen'), Frühzeitiger Frühling (‚Tage der Wonne, Kommt ihr so bald?'), Schäfers Klagelied (‚Da droben auf jenem Berge'), Trost in Tränen (‚Wie kommt's, daß du so traurig bist —'), der schon für sich wie Musik klingende Nachtgesang (‚O gib vom weichen Pfühle'): fürwahr eine reiche Ausbeute herrlicher deutscher Lyrik. Daneben stehen so anmutige Gedichte wie: ‚Wer kauft Liebesgötter?', — Selbstbetrug (‚Der Vorhang schwebet hin und her'), Abschied (‚Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen'), Sehnsucht (‚Was zieht mir das Herz so?') und einige andre.

Ein sicheres Zeichen gesteigerter Frohlaune in den Schillerjahren sind die **Geselligen Lieder**, darunter so bedeutsame Stücke wie Weltseele (Verteilet euch nach allen Regionen), das gewiß nicht ironisch, etwa gegen Schellings Buch von der Weltseele, beabsichtigt war. Manches in diesen Gelegenheitsgedichten ist klassisch geworden, so der Schluß von Dauer im Wechsel (1802):

Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Oder die in der Generalbeichte:

Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben.

Die studentische Ader regte sich in dem Tischlied (1802), dessen Schrittmoß und einige Wendungen on das älteste aller Studentenlieder, das aus dem 12. Jahrhundert stammende ‚Mihi est propositum', anklingen.

Nie ist Goethe ein Spielverderber gesunder Fröhlichkeit gewesen. In dem leider echtdeutschen Kriege zwischen Polizei und Volkslust, zumal Kinderlust, hat er stets gegen die Polizei gestritten (vgl. S. 680), und die ewige obrigkeitliche Verbieterei hatte in ihm einen entschiedenen Widersacher. Er bewunderte die jungen Englönder, die sich so frei und sicher in Weimar bewegten, und erkannte gar wohl den wahren Grund: daß sie nicht schon als Kinder von den Bütteln geöngstigt und gescheucht worden, wie er on der harmlos um den Brunnen om Frauenplan schlitternden Weimarer Jugend aus seinen Fenstern geärgert mitansehen mußte. Als die Polizei den uralten Brauch der Johannis-Besenfeuer auf den thüringischen Bergen verbieten wollte, setzte Goethe dogegen seinen Spruch:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungen immer geboren.

Endlich sei, nicht bloß der Vollständigkeit wegen, schon hier des ersten Versuches in einer Gedichtform gedacht, die sich in Deutschland ziemlich spät einzubürgern begonn, im **Sonett**. Wilhelm Schlegel hatte, nach Bürger, sich darin versucht und zum Nacheifern aufgefordert; Goethes Gedicht ‚Das Sonett' (1800) wor die Antwort. Noch widerstrebte er dieser Form, die unsre reimorme Sprache zu Künsteleien zwingt:

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Einige Jahre später wetteiferte er mit den Romantikern siegreich in dieser Kunstform, die er lobt, weil auch sie von oben komme, die er aber später ganz fallen läßt, weil sie ihm unwillig ertragenen Zwang auferlegt.

Fünfter Abschnitt.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Eine der inkalkulabelsten Produktionen, man mag sie im ganzen oder in ihren Teilen betrachten; ja, um sie zu beurteilen, fehlt mir beinahe selbst der Maßstab. (Goethe in den Annalen.)

Wilhelm Meister ist die durch olle Manneszeitalter Goethes neben der am Faust hergehende Dichterarbeit. Zwischen der ersten Bemerkung über die Arbeit am ‚Meister' und dem Abschluß der Wonderjohre liegt fast ein halbes Jahrhundert. Auch sonst hat die Geschichte Meisters mit einem ersten und zweiten Teil, mit seinem Grundgedanken der läuternden Selbsterziehung, mit seinen Schicksolen von Schuld und Sühne manche innere Ähnlichkeit mit dem Menschheitdrama vom Faust.

Man tut der Schriftstellergeschichte Goethes keine Gewalt an, wenn man die ersten Keimansätze zum Meister in eine noch frühere Zeit verlegt als die im Tagebuch bezeichnete: ‚16. Februar 1777. Im Garten, diktiert am Wilhelm Meister.' Ein Werk wie dieses hat Goethe sicher nicht ohne eine ziemlich lange entwerfende Vorbereitungszeit plötzlich zu diktieren begonnen. Sein längerer Bericht in den Annalen über die Anfänge Wilhelm Meisters deutet auf jene Jahre zurück, als er über die bestimmende Anlage seiner Natur in qualvoller Ungewißheit lebte, also auf die Wetzlarer Zeit, auf die Monate oder Jahre der Werther-Stimmung, als der Wanderer im Lahntal das Schicksalslos über seine künstlerische Zukunft warf (vgl. S. 182). Goethe erzählt:

Die Anfänge entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus usw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein helles Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und läßt er sich wieder gelegentlich von der Stelle, nur halb widerstrebend, fortreißen.

Das 18. Jahrhundert war das eigentliche Zeitalter des Erziehungsromans nach dem des Abenteuerromans im 17. Jahrhundert. Auf der Schwelle steht Defoes Robinson, ein Selbsterziehungsroman ersten Ranges. Fieldings Tom Jones, Wielands Agathon, der Anton Reiser von Goethes Freund und Versberater Moritz sind die wichtigsten Vorläufer des Meister; doch ist daneben an die französischen Erziehungsromane zu denken, die noch weiter zurückführen und Goethen fast sämtlich bekannt waren, an Fénelons Télémaque und J. J. Barthélemys Anacharsis, um nur die zwei meistgelesenen zu nennen.

Für Goethes Sondergattung: die Erziehung durch das Leben inmitten einer wandernden Theatergesellschaft, kommen noch als reiche Fundgruben in Betracht: der Roman comique (1651) des Franzosen Paul Scarron, des ersten Mannes der Marquise von Maintenon, ein an lustigen und ernsten Stellen fast überreiches Gemälde des Wanderlebens einer französischen Schauspielertruppe, vielleicht mit einigen Zügen aus der Geschichte des Wandertheaterleiters Molière: ferner Goldsmiths Landprediger von Wakefield, worin gleichfalls das Leben einer Wandertruppe erzählt wird. Für eines der wichtigsten Kapitel, die erste Begegnung Meisters mit Melina und seinem entführten Liebchen, hat der noch heute wohlbekannte und beliebte Roman Manon Lescaut (1731) des Abbés Antoine Prévost d'Exiles den Rahmen geboten.

Die Arbeit an Wilhelm Meisters Lehrjahren allein hat sich durch zwanzig Jahre nach dem ersten Diktat hingezogen. Einen ursprünglichen Entwurf: ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung', mit einer viel ausführlicheren Schilderung der Kindheit Meisters, hat Goethe vor der endgültigen Umarbeitung vernichtet. Doch nicht für immer: nach mehr als einem Jahrhundert, im Jahre 1910, wurde in Zürich aus dem Nachlaß der Frau Barbara Schultheß eine von ihr und ihrer Tochter verfertigte Abschrift des Urmeister entdeckt. Sie liegt

jetzt in einer bequemen Ausgabe — ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung', herausgegeben van H. Mayne (Stuttgart, Cotta) — vor, und es versteht sich von selbst, daß jeder Verehrer Goethes von ihr Kenntnis nehmen wird.

Die frühere Vermutung, Goethe habe in der ersten Fassung die Knabengeschichte des Helden mit voller Ausführlichkeit erzählt, hat sich nicht bestätigt. Vater und Mutter Wilhelms sind allerdings viel schärfer herausgearbeitet als im spätern Wilhelm Meister; das Familienheim des jungen Helden wird als höchst unerfreulich geschildert, und man erinnert sich an Goethes ‚Mitschuldige', worin er solche frühe trübe Einblicke in Frankfurtische Bürgerhäuser aufbewahrt hat. Persönliches hat Gaethe natürlich hierin nicht niedergelegt, wohl aber seiner Schwester Cornelia ein kleines Denkmal gesetzt in Wilhelms Schwester Amelie, die an den Jugenddichtungen des Bruders eine ähnliche Beschützerinrolle spielt, wie Cornelia an denen ihres Bruders Wolfgang.

Das im Wilhelm Meister überausführlich beschriebene Puppentheater des Knaben bildet schon im Urmeister den eigentlichen Mittelpunkt des Knabenlebens; es tritt gleich im Anfang auf, mit noch größerer dramatischer Lebendigkeit als in der spätern Fassung.

Die wichtigste Abweichung des Urmeister zeigt sich in der Gestalt Mariannens. Im Urmeister ist sie gröber, aber viel echter angelegt; sie ist schon durch viele Männerhände gegangen und hat sehr wenig von dem Liebreiz, den Goethe ihr in den ersten Kapiteln des endgültigen Werkes verlieh.

Lächelnd liest man im Urmeister den Ausfall Goethes gegen den schädlichen Kaffe, erinnert sich seiner Predigt darüber an Charlotte von Stein und an ihre Wut über diese Predigt des sich von ihr lösenden Anbeters.

Der von Barbara Schultheß abgeschriebene Urmeister enthält alles, was zwischen Februar 1777 und November 1785 fertig geworden war: 6 Bücher; sie entsprechen den ersten 4 Büchern und einem Stück des fünften der Lehrjahre. Manche Stellen der ‚Sendung' wurden nahezu wörtlich in die Lehrjahre übernommen, z. B. der Schluß des spätern 2. Buches: Mignons Krampf. — Man vergleiche sorgsam die abweichenden Fassungen der eingestreuten Lieder: Kennst du das Land (Urmeister S. 207) und Der Sänger (S. 207); die letzte Fassung ist in allen Fällen die bessere.

Von der geheimen Gesellschaft vom Turm findet sich im Urmeister noch keine Spur; wohl aber war schon dieser als ein Erziehungsroman gedacht: das Theater sollte nur eine Vorstufe bilden, die höhere Erziehung in der großen Welt war als eine durch den Umgang mit edlen Frauen gedacht.

Bei jedem größern Goethe-Funde, zumal bei Arbeiten aus der Frühzeit, fragen wir, ob sich darin nicht etwas zur Vorgeschichte des Faust finden mag. Richtig, im Urmeister sagt Wilhelms Großmutter: ‚Kinder müssen Komödien haben und Puppen. Es war Euch auch in Eurer Jugend so, Ihr habt mich um manchen Batzen gebracht, um den Doktor Faust und das Mohrenballett zu sehen.'

Freudig stößt man schon im Urmeister auf einige Sätze, die zum Grundgerüst Goethischer Welt- und Kunstanschauung gehören und sein Leben hindurch

in ähnlichen Wendungen wiederkehren, ſo auf den Satz: ‚Ein Schriftſteller mit einer kleinen engen Seele wird, wenn er erhabene Gegenſtände bearbeitet, das Große immer am unrechten Orte ſuchen, er wird gleich übertrieben und albern werden‘. Oder auf dieſen über ſeine eigne leichte Beſtimmbarkeit: ‚Alles was ich erzählt las oder erzählen hörte, ging auch gleich in mir vor, und je mehr ich in der Folge Theaterſtücke verſchlang, deſto mehr baute ſich ein Theater in meinem Kopfe auf, in deſſen Grenzen alles geſchah.‘ Und wie früh ſich gewiſſe ſchriftſtelleriſche Urtriebe zeigen, die ſonſt nur als Eigenheiten des alten Goethe gelten: im Urmeiſter ſehen wir Stopfſel wie die im 5. Kapitel des 2. Buches über das Gefallen des Menſchen am Drama, beſonders am Trauerſpiel.

Die Züricher Abſchrift bringt ein größeres Ergänzungsſtück zu Goethes Jugenddrama Belſazar (S. 33), deſſen Schlußverſe nicht übel ſind:

Im Wetter eingehüllt tritt er (Gott) mit Macht hervor,
Der Donner bringt ſein Wort in mein betäubtes Ohr,
Es tönt: du biſt ein Staub, den ich im Sturm verwehe,
Du biſt, o Herrlicher, die Blume, die ich mähe.

Sodann brachte man das früher unbekannte Gedicht Goethes im Anfang des 4. Kapitels des 2. Buches mit mancher echtdichteriſchen Wendung. — Daß im Urmeiſter noch manche Schäferſtücke Goethes aus der Frühzeit erwähnt werden, ergänzt das Bild ſeiner jugendlichen Fruchtbarkeit.

Der künſtleriſche Geſamteindruck der ‚Sendung‘ iſt nur eine Beſtätigung des ſchon gewonnenen Urteils: der Mangel an Sammlung in den elf Weimarer Jahren vor Italien hat ein vollendetes größeres Kunſtwerk unmöglich gemacht. Selbſt die ſchönſten Einzelſtellen, die wir verändert in den Lehrjahren wiederfinden, erſcheinen im Urmeiſter als koſtbare Edelſteine in mittelmäßiger Faſſung. Die Fabelführung iſt locker und verworren, an manchen Stellen gradezu langweilig, weit mehr als in den Lehrjahren. Goethe hatte ſeine Erzählerform noch nicht gefunden, denn der Werther mit ſeiner Briefform darf höchſtens als Vorſtufe zum ſelbſtändigen Roman gelten. Wie unbeholfen iſt z. B. die Einführung Philinens, wie weit ſtehen alle Auftritte Mignons zurück hinter den Lehrjahren! Es iſt mit der ‚Sendung‘ nicht anders als mit allen großen Schöpfungsplänen Goethes aus der voritaliſchen Weimarzeit: ſo wenig wie Iphigenie, Egmont, Taſſo vermochte er in dem durch die unzähligen Amtsgeſchäfte und die aufreibende Zerrerei mit Frau von Stein ausgefüllten Zeitraum ſeinen Meiſter künſtleriſch abſchließend zu formen. Dies hatte Goethe damals ſelbſt erkannt; an Knebel ſchrieb er bei der Überſendung der erſten drei Bücher des Urmeiſter: ‚Ich bin leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich ſelbſt habe auch keinen Genuß daran. Dieſe Schrift iſt weder in ruhigen Stimmungen geſchrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, ſie im ganzen zu überſehen‘, — und an Frau von Stein: ‚Ich habe das Werk ſehr lieb, nicht wie es iſt, ſondern wie es werden könnte.‘

Über das Philologengezänk, das nach der Entdeckung des Urmeiſter in Deutſchland entſtand, lohnt nicht zu berichten. Mit der im Goethe-Klüngel üblichen

ganz ungoethiſchen Schimpfluſt wurden die mehr oder minder haltloſen Vermutungen verteidigt, z. B. ob Goethes Ausdruck ‚Sendung‘ halb ironiſch oder ganz ernſt gemeint geweſen, ob Wilhelm das Ziel ſeiner Sendung erreichen oder ſcheitern ſollte, uſw. Der Gelehrtenzank, der noch fortdauert, nahm Formen an, die den gebildeten Goetheverehrer wünſchen laſſen: möge uns der Himmel vor der Entdeckung des Uregmont und des Urtaſſo in Gnaden bewahren!

*

Ähnlich wie beim Fauſt hat Schillers Einfluß auf die Vollendung des Meiſter anfeuernd, beratend, anerkennend gewirkt. Die fertiggewordenen Handſchriftblätter wurden zuletzt regelmäßig an Schiller überſandt; und wie ſehr ihn des Freundes verſtehende Teilnahme beflügelt hat, zeigt uns Goethes Brief an ihn vom 7. Juli 1796, nach dem Abſchluß des achten Buches:

Wenn dieſes Buch nach Ihrem Sinne iſt, ſo werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß ohne unſer Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigſtens nicht auf dieſe Weiſe, zuſtande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beiſpiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte ſie im Stillen nach den Grundſätzen, über die wir uns vereinigten. Auch nun ſchützt mich Ihre warnende Freundſchaft vor ein paar in die Augen fallenden Mängeln.

Schillers Anteil am Meiſter kam einer Mitarbeiterſchaft ganz nahe:

Durch den guten Mut, den mir die neuliche Unterredung eingeflößt, belebt, habe ich ſchon das Schema zum fünften und ſechſten Buche ausgearbeitet. Wieviel vorteilhafter iſt es, ſich in Andern als in ſich ſelbſt zu beſpiegeln.

Die übermäßige Ausdehnung der Arbeit am Meiſter hatte zuletzt Goethen ſelbſt den Blick über ſeinen Kunſtbau getrübt. Zu ſeinem Verleger Unger bezeichnete er den Meiſter als die in mehr als einem Sinne ſchwerſte ſeiner Arbeiten, und an Schiller klagte er: ‚Nach den ſonderbaren Schickſalen, welche dieſe Produktion von innen und außen gehabt hat, wäre es kein Wunder, wenn ich ganz und gar konfus darüber würde.‘

Daß ein ſolcher Erziehungsroman von Selbſterlebtem übervoll ſein muß, iſt bei Goethe nur natürlich: hat er doch den Wilhelm ſein ‚geliebtes dramatiſches Ebenbild‘ genannt. Erinnerungen an das Elternhaus mit dem Puppentheater, mit den lächerlichen Tapeten, an ſeinen Verkehr mit den Leipziger und Frankfurter Schauſpielern und Schauſpielerinnen, für die Geſtalt Mignons an ein Seiltänzerkind in Leipzig, ſind leicht erkennbar und könnten verhundertfacht werden, wenn es beim Betrachten eines dichteriſchen Werkes auf dergleichen Nebendinge groß ankäme.

*

Eine noch ſo ‚analytiſche‘ Wiedergabe des Inhalts von Wilhelm Meiſter Buch für Buch wäre eine Beleidigung der Leſer eines Werkes über Goethe. Nicht einmal zur Gedächtnisauffriſchung iſt ſolch ſchulmäßiges Nacherzählen notwendig oder nützlich. Alles Behaltbare des Romans, nämlich alles wahrhaft Dichteriſche, haftet im Leſer unzerſtörbar; das andre wird in einer Nacherzählung vielleicht geleſen, wahrſcheinlicher überſchlagen, ſicher ſogleich wieder vergeſſen.

Die heutige Auffaſſung vom Weſen des künſtleriſchen Romans weicht von

der Goethes nicht ab; wir verdanken ſie ja ihm. Danach ſoll der Roman eines Volldichters ſein: das Lebensbild eines irgendwie wertvollen Menſchen und zugleich das in der Seele dieſes Menſchen widergeſpiegelte Weltbild. Da war es nun ein verhängnisvoller Notbehelf Goethes in der Weimariſchen Zerſtreuung und Zerſplitterung, durch das Zuſammenſtreichen der allerdings gar zu ungleich ausführlich dargeſtellten Jugendzeit Meiſters ſchneller in den Strom der äußern Begebenheiten hineinzugelangen. Wir wiſſen infolgedeſſen von dem Helden, der ſeine Lehrjahre antritt, ſo gut wie nichts, ſehen ihn ſogleich als Jüngling und erfahren durch die, nach dem Streichen alles übrigen nunmehr unverhältnismäßig lange, Puppenſpielgeſchichte doch nur eine einzelne Begebenheit ſeiner Knabenjahre.

Und welches Weltbild zeichnet uns dieſer Roman? Ganz gewiß kein umfaſſendes, nicht einmal für die Zeit, da er entſtand. Nicht ‚ein reiches, mannigfaltiges Leben‘, wie Goethe es vor den Augen ſeiner Leſer vorbeigeführt zu haben glaubte. Was und wen bekommen wir zu ſehen? Anſchaulich nur zwei Stände, Schauſpieler und Adlige. Über den Kaufmannſtand, der das Bürgertum vertreten ſollte, wird im Anfang von einem kaufmänniſchen Philiſter ein begeiſterter Brief geſchrieben; wo aber werden uns die Erwerbſtände bei ihrer Arbeit, alſo lebendig, gezeigt? Goethe konnte nicht darſtellen, was er nicht genau kannte; dem erwerbenden Bürgertum ſtand er von Jugend auf fern, durch ſeinen frühen Eintritt in die Regierung ſah er es nur aus der Höhe. Kam er einmal, faſt nur auf Reiſen unter angenommenem Namen, mit Menſchen, die ums tägliche Brot rangen, in näheren Verkehr, ſo wurde er ergriffen und ſchrieb gerührte, ſchöne Bemerkungen über ſolche Leute an die Stein (vgl. S. 685). Ein inneres Miterleben aber mit dieſen Ständen wurde durch ſolche Zufallſtimmungen nicht erzeugt; ‚das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende‘, wie er in der Natürlichen Tochter geſchraubt genug den größten Teil eines Volkes umſchreibt, war ihm ſo gut wie verſchloſſen. Ohne die Heraufbeſchwörung des eignen Elternhauſes hätte er für Hermann und Dorothea keinen dichteriſchen Lebensgrund gefunden. Man denke an den Don Quijote mit ſeiner Fülle des Lebens *aller* Stände; denke an des Cervantes Meiſtergriff, dem hochſinnigen tollen Ritter den derben Bauern Sancho an die Seite zu ſtellen, und man wird den Kernmangel unſers Romans erkennen.

Alſo im Vordergrunde Schauſpieler und Adlige, und zwiſchen dieſen beiden durchs Leben ſchwankend ein aus dem Bürgerſtand entweichender, ſich in ihm nicht wohl fühlender, immer reichlich mit Geld ausgerüſteter Jüngling. Nicht einmal der Schauſpielerſtand wird durch Melinas Wandergeſellſchaft vollkommen vertreten; denn als Goethe ſeinen Roman in der zweiten Faſſung ſchrieb, gab es in Deutſchland ſchon eine Reihe anſehnlicher ſtehender Theater, und der Rang des Schauſpielers hatte ſich befeſtigt und gehoben. — Doch ſelbſt vom Adel gewahren wir nur eine Seite, die unweſentlichſte: ſeinen Verkehr mit den nach der Zeitſitte verachteten umherreiſenden Schauſpielern. Vom Leben des Adels unter ſich bekommen wir ſo gut wie nichts zu ſehen.

Schon Schiller drong auf ‚deutlichere Pronunziation der Houptidee' im Meister. Über diese Hauptidee hot sich Goethe selbst wiederholt ousgesprochen. Noch den Annalen wollte er den Roman verstanden wissen ols den ‚der falschen Tendenz, des Dilettantismus'. Noch später, zu Eckermann (18. 1. 1825), hat er sich geäußert:

Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.' Hieran halte man sich. Denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange.

Dies wäre derselbe Leitgedanke wie im Foust: ‚Ein guter Mensch in seinem dunklen Dronge Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.'

Goethe hat sich keinem Irrtum über den Mangel straffer Wesenseinheit seines Romans hingegeben. Er suchte sie nicht so sehr in dem Fortschreiten des Helden auf dessen Lebenslehrwegen, wie in dem eignen Stufengange:

Ich selbst glaube kaum, daß eine andere Einheit als die der fortschreitenden Stetigkeit in dem Buche zu finden sein wird. — Und da es eine Arbeit so vieler Jahre und, wenn nicht ein Günstling, doch ein Zögling der Zeit ist, so bin ich, wenn man Kleines und Großes vergleichen darf, hier zugleich Homer und Homeride; bei einem abgleich nur im allgemeinen angelegten Plan, bei einer ersten Haltbarkeit und der zweiten Umarbeitung, bei einer tausendfältigen Abwechselung der Zustände [des Weimarer Lebens] war es vielleicht das Gemüt allein, das diese Masse bis auf den Grund organisieren konnte (an Schiller, 7. 7. 1796).

*

Das fortdauernd Lebendigste des Wilhelm Meister sind dessen lebendige Gestalten. Sicherlich hat Goethe noch seiner Art bei jeder an ein oder mehre bestimmte Urbilder gedacht; jedoch auf deren Erforschung kommt nichts on, denn eines Dichters Geschöpfe leben durch ihn, leben für sich, oder sie leben gar nicht. Held Wilhelm ist die schottenhafteste unter den Hauptpersonen; warm werden wir bei seinen bunten Schicksalen nicht, und der redlichen Mühe des Dichters, ihn stufenweise ons Ziel zu führen, gelingt es nicht, uns zu spannen. Stürbe Wilhelm vor dem Erreichen des Zieles, wir würden uns, so hortherzig es klingt, schwerlich sehr grämen. Goethe selbst urteilte nach einem späten Wiederlesen zum Kanzler Müller (1821): ‚Wilhelm ist freilich ein armer Hund', meinte jedoch, ‚nur on solchen lassen sich das Wechselspiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht on schon abgeschlossenen, festen Charakteren'.

Wie fast überall sind Goethen die Frauengestalten besser geglückt als die Männer. Ja, man darf behoupten, daß einzig die Frauen im Meister dem Leser nach längerer Zeit noch deutlich vor der Seele stehen: Morianne, Philine, Mignon, sogar die alte Barboro; schon weniger die adligen Damen; von den Männern fast nur des Harfenspielers düstres Schattenbild.

Unsterblich geblieben ist die elfische Erscheinung Mignons. Ursprünglich gar nicht ols Eigenname gedacht — Goethe schrieb, noch dem Französischen, der

und dem Mignon (Liebling, mit einem bedenklichen Nebensinn) —, ist dieses durch den Roman und durch Meisters Leben huschende Wesen aus einem poetischen Zwischenreich die außerhalb Deutschlands bekannteste aller Goethischen Gestalten, wie ihr Lied ‚Kennst du das Land?' die in der gesamten Bildungswelt bekanntesten Worte Goethes sind. Das Zarteste, was über dieses Menschengebilde gesagt wurde, rührt von Schiller her:

Alles, was Sie mit Mignon, lebend und tot, vornehmen, ist ganz außerordentlich schön. — In seiner isolierten Gestalt, seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld, repräsentiert es die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmut und zu einer wahrhaft menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellt. Was bei jedem Individuum unstatthaft — ja in gewissem Sinne empörend sein würde, wird hier erhaben und edel. (An Goethe, 1. 7. 1796).

Auch Goethe legte dieser Gestalt den größten Wert bei; ja er ging, wenn wir dem Gedächtnis des Kanzlers Müller trauen dürfen, so weit, Mignon für die Hauptperson des Romans zu erklären: ‚Goethe war mit Frau von Staëls Urteil [über den Meister] unzufrieden. Sie habe Mignon bloß als Episode beurteilt, da doch das ganze Werk dieses Charakters wegen geschrieben sei' (29. 5. 1819). In demselben Gespräch habe Goethe von seinem Titelhelden gesagt: ‚Meister müsse notwendig so gärend, schwankend und biegsam erscheinen, damit die andern Charaktere sich an und um ihn entfalten könnten, weshalb auch Schiller ihn mit Gil Blas verglichen habe. Er sei wie eine Stange, an der sich der zarte Efeu hinaufranke.'

Mignons rührende Gestalt kehrt in der spätern Literatur in unzähligen Um- und Nachbildungen wieder. Als die wertvollste darf des großen amerikanischen Erzählers Hawthorne ‚Pearl' in dem Roman The scarlet letter gelten.

Die zeitgenössische sittliche Entrüstung über die Wirtschaft der Mariannen und Philinen haben wir schon vernommen (vgl. S. 529). Anstatt zu untersuchen, ob diese leichtfertigen Geschöpfe künstlerisch notwendig und richtig gezeichnet seien, stellten sich die Sittenrichter, darunter Herder, auf jenen Standpunkt außerhalb der Kunst, daß es dem Leser persönlich vielleicht in solcher Gesellschaft nicht gefallen würde. Sich im Leben in sie hineinzubegeben, wird ja niemand durch den Dichter gezwungen. Wer aber keine Mariannen und Philinen in der Kunst dulden will, der muß folgerecht ebenso, ja noch mehr, die verbrecherischen Bösewichter aus Dichterwerken verbannen und für das Muster den Geschmack der Theatergalerie erklären, die Shakespeares Jago und Schillers Franz Moor auspfeift, weil sie gar zu niederträchtige Schurken sind.

Selbst vom sittlichen Standpunkt muß es gebilligt werden, daß ein Erziehungsroman seinen Helden sowohl über die breiten Straßen der Leichtfertigkeit als über die schmalen Pfade der Tugend führt; und wie er das tun will, ohne die Leichtfertigen in ihrer Leichtfertigkeit zu schildern, ist nicht recht zu begreifen. Umgekehrt sollten die Ehrlichen unter den Sittenrichtern einmal untersuchen, welche Zurückhaltung Goethe grade an Gestalten wie Marianne und Philine übt. Von

absichtlicher Lüsternheit ist im Wilhelm Meister keine Spur. Vollends die Besudelung des Romans durch die Stein (vgl. S. 313), durch sie, der Goethe einst jedes Stück fortschreitender Arbeit beglückt anvertraut hatte, fällt ganz auf die Schreiberin zurück, die doch so nachsichtig über Wielands und Kotzebues aufgeputzte Zoten urteilte.

*

Wilhelm Meister ist kein reines Kunstwerk der Erzählung, sollte nach der Absicht des Dichters keines sein. Noch standen ihm alle Künste des großen Erzählers, der er war, zu Gebote wie einst im Werther; doch diesmal hatte er sich das Ziel höher hinauf gesteckt, *über* die Kunst, in jenes Reich, wo sie angeblich noch wichtigeren Zwecken dient: in das der Wissenschaft vom menschlichen Leben, von seinem Stufenwege nach Seelengesetzen, seiner Läuterung zur höchsten je nach der Naturmitgift erreichbaren Vollkommenheit.

Wo Goethe nichts weiter will als gut erzählen, da gelingt es ihm meisterlich: man prüfe nur die dicht beieinander stehenden ersten Auftritte Philinens und Mignons im vierten Kapitel des zweiten Buches, des ‚wohlgebildeten Frauenzimmers' und des ‚jungen Geschöpfes'. Aufs Beschreiben der Gesichter läßt sich der Erzählungskünstler nicht ein, oder nur mit solchen die Phantasie nicht einengenden Allgemeinheiten wie: geheimnisvolle Stirn, schöne Nase, treuherziger Mund, ähnlich wie bei Werthers Lotte (S. 200). Er schildert scheinbare Nebenzüge und erreicht dadurch den Eindruck, der allein dichterischen Gebilden Leben und Dauer verleiht: daß jeder Leser das Gesicht nach dem Geschmacke seiner Neigung, die übrige Erscheinung nach dem Willen des Dichters erblickt. Das durch kein Beschreiben klar zu Veranschaulichende bleibt unbeschrieben; nur die Haare, die Kleider, die Bewegungen werden geschildert, dann beginnt das Leben der Menschen in eignem Tun und Reden. Was sich da so leicht liest, so fest einprägt, das ist das Geheimnis des echten Künstlers. Hier ist z. B. Philine, noch nicht die ganze, doch welch eine Ankündigung:

> Wilhelm kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines an der Seite des Platzes stehenden andern Gasthauses sich auftat und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachlässig aufgelöst um ihren Nacken; sie schien sich nach dem Fremden umzusehn. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Frisierschürze umgegürtet und ein weißes Jäckchen anhatte, aus der Türe jenes Hauses, ging auf Wilhelminen zu, begrüßte ihn und sagte: Das Frauenzimmer am Fenster läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Teil der schönen Blumen abtreten wollen? Sie stehen ihr alle zu Diensten, versetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte und zugleich der Schönen ein Kompliment machte, welches sie mit einem freundlichen Gegengruß erwiderte, und sich vom Fenster zurückzog.

Die allmählichen weiteren Offenbarungen dieses Erdenkindes verfolge man selbst durch das ganze Kapitel und übersehe dabei nicht solche hier und da sein verstreute Glanzlichter wie die Stelle, wo Philine ‚sogleich nach ihrer lebhaften Art dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, singend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte'.

Mit gleicher Künstlerschaft läßt Goethe Mignon auftreten. Sie springt Meistern auf der Treppe entgegen und zieht seine Aufmerksamkeit auf sich:

Ein kurzes seidenes Westchen mit geschlitzten spanischen Ärmeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zäpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das Letzte und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbeikam, bot ihr einen guten Tag und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft sein müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Noch wissen wir nichts von Mignon, doch wie hat sie unsre Teilnahme schon erregt, und wie spannt, wie steigert sich diese nach den Fragen Wilhelms und den Antworten Mignons! Wie fühlt man den Satz: ‚Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnisvollen Zustande dieses Wesens angezogen‘!

Gegenüber solchen Meisterschaften kommt nicht allzu viel darauf an, ob Goethes Erzählerweise beim Fortführen der Fabel veraltet scheint, ob stehengebliebene Trümmer, wie die Puppenspielgeschichte der ersten Fassung, durch ihren Umfang störend in die zweite überragen; ja selbst ob die langen Kunstgespräche den Erzählungsrahmen oft beinahe sprengen. Goethes Wilhelm Meister ist ja kein bloßer Begebenheitsroman, dessen bestes Muster die ganz gegenständliche altitalienische oder altspanische Novelle wäre. Die Mischform zwischen Abenteuer- und Gedankenroman fordert gradezu das Dazwischentreten des im eignen Namen sprechenden Dichters, wie denn diese Erzählungsart in neuster Zeit eine Neubelebung erfuhr: durch den ‚psychologischen Roman‘ der Franzosen, z. B. Bourgets. Wir wissen, daß wir keine naive Geschichte zu erwarten haben wie die von Boccaccio, Bandello, oder den Volksmärchenerzählern, und finden es garnicht unschicklich, wenn der Dichter nach dem Kusse Wilhelms und der Gräfin bedauernd ausruft: ‚O, daß ein solcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann!‘ Oder wenn er bekennt: ‚Wir würden zu weitläufig werden und doch die Anmut der seltsamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unser Freund‘ usw. Wir billigen die Selbstbescheidung beim Umschlingen der roten Uniform und des weißen Atlaswestchens Mariannens durch Wilhelm: ‚Wer wagte hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen!‘ Da sich die alte Barbara murrend entfernt, so entfernt sich der Verfasser gleich ihr und läßt die Glücklichen allein.

Goethes Leser nahmen keinen Anstoß an solchem Aufdecken der Handwerksgriffe des Erzählers wie: ‚Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unserer beiden Freunde näher kennen lernen‘, und sie warteten geduldig, wenn ihnen versprochen wurde: ‚Friedrich erzählte ein Märchen, das er schon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unsere Leser bekannt zu machen gedenken.‘ Sie fanden es natürlich, wenn ihnen der Dichter beteuerte: ‚Lothario und Jarno führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gerne, wenn uns die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mitteilen würden‘, und sie waren ganz einver-

ſtanden mit ſeinem gewiß wohlüberlegten Entſchluß: ‚Wir überſpringen einige Jahre und ſuchen ihn (unſern verunglückten Freund Meiſter) erſt da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Tätigkeit und Genuß zu finden hoffen.‘

Der Unterſchied zwiſchen dieſer von manchen Leſern mitleidig belächelten ältern und der heutigen Erzählungsform iſt lange nicht ſo groß, wie er ſcheinen könnte. Der ältere Erzähler zieht, ſcheinbar, den Leſer gemütlich ins Geheimnis ſeiner Kunſt, der heutige ſchließt ihn aus; das Kunſtgeheimnis iſt bei beiden das gleiche.

Da wir jetzt aus der wiederaufgefundenen ‚Sendung‘ die Stufe der erzählenden Proſa Goethes nach dem Werther genau würdigen können, ſo erblicken wir im Urmeiſter mit ſeinem nur dreijährigen Abſtande vom Werther eine der erſtaunlichſten Stilwandlungen, mit der vielleicht nur noch die zwiſchen Schillers Jugenddramen und dem Don Karlos zu vergleichen iſt. Goethe war ſehr früh Meiſter der allerverſchiedenſten Proſaſtile; ein merkwürdiges Stück getragener Sprache wurde ſchon mitgeteilt: der Troſtbrief an die Großmutter (S. 114). Für die ‚Sendung‘ und den Wilhelm Meiſter ſchuf er ſich einen Mittelſtil, der je nach den künſtleriſchen Erforderniſſen das Steigern und das Entſpannen zuließ. Das Schrittmaß iſt um manchen Grad ruhiger als im Werther; bis in die geringere Abmeſſung der Satzlänge im Meiſter zeigt ſich der Stilwandel von der Hymnenproſa zur ruhigen Erzählung. Sein feines Stilgefühl ſagte Goethen, daß für einen ſo umfangreich angelegten Lebensroman wie den Meiſter der ſtürmiſche Vortrag des Werther anſtrengend und ermüdend wirken müßte.

*

Erinnern wir uns der zum Teil überſchwänglichen Begeiſterung beim Erſcheinen des Wilhelm Meiſter und der noch mindeſtens ein Menſchenalter andauernden Beliebtheit dieſes Romans, und vergleichen wir ſie mit dem heutigen Verhalten der Leſerwelt zu Goethes größtem Proſakunſtwerk, ſo werden wir uns ſo recht der Vergänglichkeit literariſchen Ruhmes ſelbſt an unſern Klaſſikern bewußt. Wilhelm Meiſter iſt zwar noch nicht wie manche andre Schöpfungen Goethes ganz verſunken, — ein durchaus lebendiges Kunſtwerk iſt er heute nicht mehr. Keiner Gelehrtenbegeiſterung wird es gelingen, mit friſchem Leben ein Werk zu durchdringen, das in ſeinem überwiegenden Teil nicht Poeſie, ſondern Lehrdichtung iſt. Goethe hatte ſchon aus Rom geſchrieben: ‚Ich habe über allerlei Kunſt ſo viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meiſter recht anſchwillt‘ (6. 7. 1787). Nun gehören zwar viele der lehrhaften Einſchiebſel an ſich zu den ſchönſten Stücken ſeiner kunſtgeſchichtlichen Proſa, z. B. die berühmte Stelle über Shakeſpeare und deſſen Hamlet, und der genauere Kenner Goethes wird ſogar an den weniger bedeutungsvollen Lehrſtücken ſeine Freude finden; denn von jedem weben ſich Fäden hinüber nach andern Kundgebungen ſeiner Lebens- und Kunſtanſchauung. Das ändert nichts an der Tatſache, daß derartige Miſchgebilde zu ſchwer an der ihnen aufgepackten Fracht der Lebens- und Kunſtweisheit tragen und mit der Zeit unterſinken. Goethe ſagte ſelbſt vom Wilhelm Meiſter (an

Rochlitz, 29. 3. 1799): ‚Bei solchen Werken gibt es immer eine Art von Kanfession [statt reiner Kunst], die Form behält immer etwas Unreines.‘

Nahe liegt der Vergleich mit einem andern Selbsterziehungsroman, der schon über 60 Jahre lebt und dessen Lesergemeinde sich immer noch erweitert: mit Kellers Grünem Heinrich, von dem es übrigens auch zwei durch ein Menschenalter geschiedene Fassungen gibt. Die stärkere Lebenskraft des Kellerschen Romans beruht doch wohl in der reichern Fülle sinnenhafter Poesie, die durch das ganze Werk verschwenderisch ausgegossen ist. Gegen solchen unzerstörbaren Grund der Dauer kommt selbst die größere Tiefe und Weite der Weltanschauung Goethes nicht auf. Allerdings ist zu bezweifeln, ob aus der Fülle der Gestalten im Grünen Heinrich eine einzige sich als so unsterblich erweisen werde wie Mignon und Philine.

Vischer, dessen ‚Auch Einer‘ noch zum Vergleich herangezogen werden könnte, meinte vom Wilhelm Meister, er sei der Nation fremd geblieben, werde ihr fremd bleiben, nicht bloß darum, ‚weil er sich wesentlich in der exklusiven Gesellschaft als der einzig wahren bewegt, nicht bloß darum, weil die Gesellschaft vom Turm als Zopf daran hängt, nein schon darum, weil hier nicht unser, des protestantisch gebildeten Deutschlands, Luft und Boden ist.‘ Dies stimmt nicht ganz, denn wer hindert uns, den Wilhelm Meister für protestantisch zu halten? Auch von Hermann und Dorothea wissen wir nicht bestimmt, ob wir durchweg Protestanten vor uns haben. Störend dagegen wirkt im Wilhelm Meister das absichtlich verallgemeinernde Ausmerzen alles landschaftlichen Anhalts: kein einziger Ortsname wird genannt, keine Gegend Deutschlands. In den Wahlverwandtschaften herrscht dieselbe Abkehr von aller Erdkunde.

Von den Menschenschicksalen im Wilhelm Meister schrieb Körner an Schiller, er finde eine besondere Kunst im Verflechten der Schicksale und der Charaktere. ‚Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbständigen unentlösbaren Keime, und diese Entwicklung wird durch die äußeren Umstände blaß begünstigt.‘ Goethen gefiel dieses Urteil sehr, er habe ‚auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet, ohne den kein Roman etwas wert sein kann‘. Nun wissen wir leider, selbst mit Zurateziehung des Urmeister, gar zu wenig von Meisters Charakterkeim, und das Übergewicht der äußern Umstände erscheint uns erdrückend. Wir bewahren nach dem Lesen des Romans weit mehr den Eindruck einer bunten und ziemlich willkürlichen Reihe von Abenteuern des Helden, als ihrer bestimmenden Einflüsse auf seine Erziehung.

Die bis heute andauernde Nachwirkung von Wilhelm Meister auf den Erziehungsroman, nicht bloß auf den deutschen, gehört der vergleichenden Literaturgeschichte an. Nahezu der ganze Roman der Romantiker war Meisterisch: Friedrich Schlegels Lucinde, Novalis' Ofterdingen, Arnims Kronenwächter, Eichendorffs Taugenichts, und über die Jungdeutschen, z. B. Gutzkows Wally, über Mörikes Maler Nolten bis zu Auerbach und Spielhagen, zu Kellers Grünem Heinrich, ja bis zu Sudermanns Frau Sorge schlingt sich die unendliche Kette,

die mit ihrem ersten Glied an Goethes Roman geschmiedet ist. An den Wilhelm Meister knüpfte jeder deutsche Erzähler an, der im Roman mehr als ein Unterhaltungsbuch bieten wollte. Wie stark Goethe auch auf den politischen Roman des 19. Jahrhunderts fortgewirkt hat, wird bei Wilhelm Meisters Wanderjahren zur Sprache kommen.

Schonend warnte Schiller den Freund vor der Beimischung der romantischen Geheimtuerei im Wilhelm Meister:

Wenn je eine poetische Erzählung der Hilfe des Wunderbaren und Überraschenden entbehren konnte, so ist es Ihr Roman; und gar leicht kann einem Werke schaden, was ihm nicht nützt. Es kann geschehen, daß die Aufmerksamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Interesse des Lesers sich konsumiert, Rätsel aufzulösen, da es auf den innern Geist konzentriert bleiben sollte (7. 7. 1796).

Goethe fühlte die Richtigkeit dieses Einwandes und verteidigte sich (9. 7.):

Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen [?] Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gern inkognita reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten, den unbedeutenden Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und meine eigene Erscheinung stellen.

Was im menschlichen Leben nur ein unschädlicher ‚Tic', wurde in der Kunst eine höchst verderbliche Gefahr. Das Hineinspielen des Geheimnisvollen: der Genossenschaft des Turmes, das Münden eines Manneslebens in die Geheimbündelei stört, ja zerstört den Eindruck eines reinmenschlichen Lebensganges. Goethe erlag, weit mehr als Schiller, der Zeitstimmung, aus der die Freimaurerei, das Rosenkreuzertum, die Illuminaten-Wirtschaft hervorgewuchert waren. Schillers Geisterseher war die künstlerische Bewältigung des Gaukelwesens, und mitten in der Arbeit bekam dieser klare Geist den Unfug so satt, daß er nicht weiter vermochte. Da solche Zeitströmungen schnell verfließen, so verlor der Abschluß des Wilhelm Meister bald seinen Reiz, und der Leser von heute lächelt darüber. Selbst ein so romantischer Beurteiler wie Novalis fand die Oberaufsicht, die der Abbé über Meister führt, ‚lästig und komisch'. Sie ist eine äußerliche ‚Maschinerie', deren natürlichen Zusammenhang mit der Entwicklung Meisters man nicht begreift. Der ehrliche Freund Schiller machte dem Freunde auch hieraus kein Hehl:

Bei dem allen aber hätte ich doch gewünscht, daß Sie das Bedeutende dieser Maschinerie, die notwendige Beziehung derselben auf das innere Wesen, dem Leser ein wenig nähergelegt hätten. — Viele Leser, fürchte ich, werden in jenem geheimen Einfluß bloß ein theatralisches Spiel und einen Kunstgriff zu finden glauben, um die Verwicklung zu vermehren, Überraschungen zu erregen u. dgl. Das 8. Buch gibt nun zwar einen historischen Aufschluß über alle einzelnen Ereignisse, die durch jene Maschinerie gewirkt wurden, aber den ästhetischen Aufschluß, den innern Geist über die poetische Notwendigkeit jener Anstalten gibt es nicht befriedigend genug (7. 7. 1796).

Klarer und schärfer kann man diesen Einwand nicht ausdrücken; der hellseherische Kunstrichter Schiller hat fast in jedem Falle, wo er sich über eine Dichtung Goethes ausgesprochen, uns Nachgeborenen alles vorweggenommen. Was Schiller vielleicht aus freundschaftlicher Rücksicht verschwieg, war der letzte Grund

für Goethes Zuhilfenahme der geheimnisvollen Maschinerie. Der erkennbare Erziehungsweg, den er seinen Helden führte, zwischen einer wandernden Theatertruppe und über ein paar Adelschlösser, war eben wenig dazu angetan, aus dem hin und her schwankenden Lebensliebhaber Wilhelm, der ursprünglich Wilhelm Schüler heißen sollte, einen Lebensmeister zu machen. Sein Reifen haben wir trotz dem großen Aufgebot von Menschen und Erlebnissen nicht als ein glaubwürdiges inneres Geschehen empfunden, so wenig wie wir durch den zweiten Teil des Faust von der Läuterung des Helden wahrhaft durchdrungen werden.

*

Daß ein Roman wie dieser die junge Romantische Schule entzückte, ist begreiflich; enthielt er ja die Hauptbestandteile der romantischen Auffassung des Lebens und der Poesie, wie noch kein eignes Werk der neuen Dichterschule. Die Berufslosigkeit des Helden, sein zielloses Umherwandern, sein Herankommenlassen der Dinge — das alles war ja überaus romantisch. Nun gar die Krone des Ganzen: die geheimnisvolle Gesellschaft vom Turm! Friedrich Schlegel erklärte den Wilhelm Meister für eine von den drei ‚größten Tendenzen des Zeitalters', neben der Französischen Revolution und Fichtes Wissenschaftslehre; nicht minder begeistert war Tieck. Dem jungen Novalis-Hardenberg allerdings war Goethes Roman noch viel zu wenig romantisch, viel zu klar, viel zu gewöhnlich: ‚Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß [!] von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen.' In seinem unvollendet hinterlassenen ‚Heinrich von Ofterdingen', dem Musterwerk der Romantik, hat er alles ‚Gewöhnliche', das heißt Reinmenschliche, ausgetilgt und an dessen Stelle das gesetzt, was er unter Naturpoesie und Mystizismus verstand.

Kein andres Werk Goethes, nicht einmal der Faust, hat außer dem Werther einen so tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht wie der Wilhelm Meister. Er spaltete die Leserwelt in drei Hauptlager. In die sich ob seiner ‚Unsittlichkeit' Entsetzenden, abseits der Kunst Urteilenden, wie Herder (S. 529); wie Fritz Stolberg, der das Buch verbrannte und nur die Bekenntnisse einer schönen Seele aufbewahrte; wie Fritz Jacobi, dem ‚das Reale, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich erschien' (Goethe in den Annalen). In die befriedigten Bewunderer des Romanhaften, der Gestalten Mignons und des Harfenspielers, Mariannens, Philinens und der herrlichen Lieder. Endlich in die liebenden Freunde und Nächsten, deren Urteil Goethen für vielen Unverstand trösten mußte. Obenan stand natürlich Schiller. Schon über das erste Buch hatte er dem Dichter geschrieben, er habe es mit wahrer Herzenslust durchlesen und verschlungen, habe Goethes ‚Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle darin gefunden', und zu Körner bekannte er sein Ergriffensein ‚von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich feurigen Dichtergeistes'. Herders Feindseligkeit gegen Wilhelm Meister trieb Schillern zu dem Urteil, jener sei ‚jetzt eine ganz pathologische Natur. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und

Energische und affektiert, das Mittelmäßige zu protegieren' (an Körner, 1. 1. 1797).

Weit über den Wilhelm Meister hinaus griff Schillers Verurteilung des Jacobischen Standpunktes: ‚Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen und das, was sein soll, höher halten als das, was ist. — Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgendetwas näher anliegt als die innere Notwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf.' Es folgt dann die Stelle auf S. 465 (zu den Römischen Elegien).

Beim Erscheinen des Romans schrieb Schiller dem Freunde jenen herrlichen Brief, woraus das Schlußwort von der Freiheit der Liebe dem Vortrefflichen gegenüber schon benutzt wurde; goldene Worte wie die dürfen wohl zweimal gedruckt und gelesen werden:

Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe (1. 7. 1796).

Der Brief schließt mit dem ergreifenden Ausdruck der persönlichen Liebe für Goethe und des Bewußtseins eines durch ihn für Deutschland heraufgeführten klassischen Zeitalters:

Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der Ferne eines begünstigten Altertums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so Wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind.

Wie ehrlich es Schiller mit diesen begeisterungsvollen Briefen gemeint hat, beweisen seine Briefe an Körner aus denselben Tagen über dasselbe Werk.

Mit dem Wilhelm Meister begann die Schwärmerei für Goethe in Berlin. Die Priesterin der dortigen Goethe-Gemeinde war Rahel Levin (1771 bis 1833), die spätere Gattin Varnhagens. Ihre Bewunderung für Goethe war grenzenlos, echt und stand ihr gut.

Daß Frau Rat vom Wilhelm Meister entzückt war, ist selbstverständlich. Aber was für eine besondere Leserin war das auch, und was für eine besondere Beurteilerin!

Den 19. Jenner 1795. Den besten und schönsten Dank vor deinen Wilhelm! Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich 30 Jahre jünger — sahe dich und die andern Knaben 3 Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sahe, wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Mors kriegte, u. s. w. Könnte ich dir meine Empfindungen so klar darstellen, — die ich empfand — du würdest froh und fröhlich sein, deiner Mutter so einen vergnügten Tag gemacht zu haben. Auch die Romanzen, die Reichart zum Glück vor mich in den Klavierschlüssel gesetzt hat, machten

mir große Freude, beſanders Was hör ich draußen vor dem Tor, Was auf der Brücke ſchallen? Die wird den ganzen Tag geſungen.

Den Schlußband mochte ſie gar nicht aufſchneiden, wenigſtens die letzten Bogen nicht, denn ſie hätte ‚Angſt und Bange, daß das der letzte Band ſein möchte'.

Sechſter Abſchnitt.

Hermann und Dorothea.

Deutſchen ſelber führ ich euch zu in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich nah der Natur menſchlich der Menſch noch erzieht.
Hab' ich euch Tränen ins Auge gelockt und Luſt in die Seele
Singend gefläßt, ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz!

Aus dem Dezember 1796 haben wir einen Brief Goethes an Voß, worin er ſeine Künſtlerſtimmung nach dem Abſchluß der ‚Lehrjahre' ausſpricht:

Eigentlich bin ich ſehr froh, daß ich dieſe Kompoſition, die ihrer Natur nach nicht rein poetiſch ſein kann, nunmehr hinter mir ſehe, um an etwas zu gehen, das nicht ſo lang und, wie ich für mich und andere haſſe, befriedigender iſt. Bald werden Sie vielleicht die Ankündigung einer epiſchen Arbeit ſehen; was davon fertig iſt, war die Frucht der ſchönen Herbſtzeit, zum Schluß und zur Ausarbeitung muß ich die neuen Frühlingstage erwarten.

Dieſe neue epiſche Arbeit war **Hermann und Dorothea.** In der ſchöpferiſchen zweiten Jugend, die Goethe durch die Freundſchaft mit Schiller erlebte, ſehnte er ſich mehr als ſeit lange nach reinkünſtleriſcher Arbeit. Wilhelm Meiſter hatte er nach faſt zwanzigjährigem Verſchieben und Verzögern zuletzt ebenſo ſehr aus literariſchem Pflichtgefühl wie aus innerſtem Drange beendigt. An das neue Werk ging er mit einer Freudigkeit im Entwerfen und Vollbringen, wie er ſie ſeit den Frankfurter Jahren noch für keine größere Dichtung empfunden hatte.

Eingeleitet wurden Hermann und Dorothea durch die **Elegie** gleiches Titels (Werke 1, 231); ſie entſtand im Herbſte 1796, noch vor der Vollendung des Epos. Goethe ſandte ſie ſogleich an Schiller und vernahm von dieſem den erfreuenden Zuruf, ſie mache ‚einen eigenen tiefen, rührenden Eindruck, der keines Leſers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann'. Im Eingang (‚Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert') verteidigt ſich Goethe gegen die Angriffe auf ſeine Sittlichkeit, wie ſie in den Anti-Xenien laut geworden, und nimmt ſeine Römiſchen Elegien gegen die Phariſäer in Schutz, die ihm verargen,

Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht,
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.

Bis in welche Kreiſe, weibliche und männliche, ſich der Pöbel erſtreckte, war Goethen hierbei nicht einmal genau bekannt.

Einem Geiſte wie dem ſeinigen war es unmöglich, ſich zur Selbſtbefreiung von den innern Erſchütterungen der Revolution mit Arbeiten wie dem Großkophta uſw. zu begnügen. Hinter all den Greueln und Sinnloſigkeiten in Frank-

reich ſtand doch der gewoltige Hintergrund, einer der größten Gegenſtände der Geſchichte, und fuhr fort, den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen. Nicht durch die mißlungenen Luſtſpielverſuche, nicht durch die Tragödie einer unglücklichen Prinzeſſin, ſondern durch die ſchlichte Erzählung der Folgen der Franzöſiſchen Revolution für die deutſchen Grenzlande vollzog Goethe ſeine wahre Befreiung von dem ungeheuren Zeitereignis. ‚Noch aus derſelbigen Quelle — der Revolution — gefloſſen‘ nennt er ſelber Hermann und Dorothea.

Die früheſte Kunde des Planes ſtammt aus dem Juni 1796. Zwiſchen dem 11. und 19. September wurde das Gedicht im erſten Entwurf mit fliegender Feder niedergeſchrieben. Schiller berichtet an Körner von einem Schoffen Goethes ‚mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit, ſo daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalb Hundert Hexameter niederſchrieb‘. Das Durcharbeiten währte bis in den Sommer 1797; im Oktober erſchien die Dichtung in einem Taſchenbuch für 1798 bei Vieweg in Berlin, ein Teil der Auflage in ungewöhnlich prächtigem Gewande als Geſchenkausgabe für Damen.

Das erſte Aufkeimen reicht ſogar bis in das Jahr 1794 zurück; damals hatte er in einer Schrift von 1732: ‚Das liebtätige Gero gegen die Salzburgiſchen Emigranten‘ die wichtigſten Perſonen und Begebenheiten gefunden; außerdem benutzte er die zum Teil nach jener bearbeitete ‚Vollkommene Emigrationsgeſchichte‘ eines Gerhart Göcking von 1734. Den letzten Anſtoß zur dichteriſchen Geſtaltung empfing er durch Voſſens Luiſe: ‚Dieſe Freude iſt am Ende doch produktiv bei mir geworden, ſie hat mich in dieſe Gattung gelockt, den Hermann erzeugt‘ (28. 2. 1798 an Schiller). Über den Stoff äußerte er ſich in einem Brief an H. Meyer: ‚Der Gegenſtand ſelbſt iſt äußerſt glücklich, ein Sujet, wie man es in ſeinem Leben vielleicht nicht zweimal findet.‘ Das gilt doch nur vom menſchlichen Kern des Stoffes; ſonſt iſt dieſer ſelbſt rein anekdotiſch. Man leſe zur Würdigung von Goethes umgeſtaltender Dichterkraft die Anekdote ſeiner Hauptquelle:

In Alt-Mühl, einer Stadt im Öttingiſchen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieſes Städtchen paſſieren, findet ſich unter ihnen eine Perſon, welche dieſem Menſchen gefällt, dabei er in ſeinem Herzen den Schluß faſſet, wenn es angehen wolle, dieſelbe zu heiraten; erkundigt ſich dahero bei denen andern Salzburgern nach dieſes Mädchens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, ſie wäre von guten redlichen Leuten und hätte ſich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geſchieden und hätte ſolche zurücke gelaſſen. Hierauf gehet dieſer Menſch zu ſeinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn ſo oft ſich zu verehlichen vermahnet, ſo hätte er ſich nunmehr eine Perſon ausgeleſen, wenn ihm nur ſolche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wiſſen will, wer ſie ſei, ſagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm dieſe nicht laſſen wollte, würde er niemalen heiraten. Der Vater erſchrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige ſeiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott ſeine ſonderbare Schickung darunter haben, daß es ſowohl dem Sohne, als auch der Emigrantin zum beſten gereichen könne, worauf ſie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in ſeinen Gefallen ſtellen. Dieſer gehet ſofort zu ſeiner Salzburgerin und fragt ſie, wie es ihr hier im Lande gefalle? ſie antwortet: Herr, ganz wohl. Er verſetzet weiter: ob ſie wol bei ſeinem Vater dienen wollte? Sie ſagt: gar gerne; wenn er ſie annehmen wolle, gedenke ſie ihm treu und fleißig zu dienen, und

erzählet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kuh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmet und sie seinem Vater präsentieret. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexieren, und antwortet: Ei, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: wenn es denn Ernst sein sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wollte ihn halten, wie ihr Aug und Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben; womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Dukaten befunden.

Das halbverschollene Einzelereignis der Flucht Salzburgischer Protestanten bot keinen großen Hintergrund; Goethe hob den Gegenstand auf die Höhe des Erzählungskunstwerkes durch die vergrößernde Umwandlung des Schauplatzes. Zugleich steigerte er die beiden Hauptgestalten: der Bürgerssohn im Öttingischen wird zum deutschen Vertretungsjüngling, die Person aus dem Salzburgischen zur heldenhaften deutschen Jungfrau, und ihr Bund endet nicht mit einer beliebigen Hochzeit, sondern zwei großgeartete, einander würdige deutsche Menschen in bewegter Zeit geloben, in dem drohenden allgemeinen Umsturz treu beisammen zu stehn. Zum Schlusse spricht Hermann aus Goethes Seele das Gelöbnis für die Zukunft aus:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierin und dorthin.
‚Dies ist unser!‘ so laß uns sagen, und so es behaupten.

*

Den Inhalt von Hermann und Dorothea kennt jeder Leser; die dichterische Schönheit, den Reichtum an kunstverklärter reiner Menschlichkeit weiß jeder nach dem Maße seines Gefühls für Dichterwerke selbst zu würdigen. Goethe nannte seine Dichtung eine ‚bürgerliche Idylle‘ und bezeichnete als seine künstlerische Absicht: ‚Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet.‘ Manche Erinnerung an das Elternhaus wurde, wie in den Wilhelm Meister, so in den Versroman hineingewoben: Züge von Goethes Vater und Mutter, seinem Verhältnis zu beiden, vielleicht Nachrichten über Lili von Türkheims tapferes Verhalten auf der Flucht vor den französischen Gewalttaten.

Das Umgestalten eines dünnen Anekdotenstoffes in das reiche Lebensbild des Epos ist in diesem Falle besonders lehrreich für Goethes Kunstverfahren, weil es sich um eine nahezu unpersönliche Dichtung handelt, worin der reinkünstlerische Zweck vorschwebt. Man beachte z. B. die so wirksame Gemütsvertiefung durch die hinzuerfundene Gestalt der Mutter, von der die Quelle nichts sagt. Seinen Höhepunkt erreicht das Werk im achten Gesange gegen den Schluß:

Sarglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn herging;
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter;
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Atmens, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Wiederum iſt der Hauptheld eines Goethiſchen Werkes ein Weib. Hermann war bis zur Begegnung mit Dorothea der Tatenloſe; erſt durch den Bund mit ihr wächſt er zu dem feſten Manne empor, der die Schlußverſe ſpricht:

Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.

Merkwürdig war der Einwand eines ſo feinen Beurteilers wie Wilhelms von Humboldt gegen Dorotheas Heldentat zum Schutz der bedrohten Mädchen. Mit vollem Recht verteidigte Goethe ſeine Heldin (zu Eckermann, 23. 3. 1829): ‚Ohne jenen Zug iſt ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens ſogleich vernichtet, und ſie ſinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab.‘ Dorothea zeigt dieſelbe edle Miſchung von Zartgefühl und heldiſcher Herbheit wie Gudrun im Heldenſang des 13. Jahrhunderts. Und welche Vertiefung ihres Herzenslebens gelang Goethen durch das von ihm erfundene vormalige Verlöbnis Dorotheas!

Hermanns Mutter hat ſo viel Züge von der Frau Rat, daß Goethe ſelbſt oder gemeinſame Freunde ihr davon ſchon vor dem Erſcheinen berichtet haben mögen; denn in einem ihrer Briefe an den Sohn (Juli 1797) heißt es: ‚Auf das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen ſoll, freue ich mich ſehr.‘

Über den Götz hatte Goethe einſt geſchrieben: ‚Ich habe ſogleich an die Herzen des Volkes angefragt.‘ Erſt in Hermann und Dorothea tat er das wieder, und das Herz des Volkes antwortete ihm mit einem Jubelruf, wie er ihn ſeit faſt einem Menſchenalter über keins ſeiner Werke vernommen hatte. ‚Sie haben ſehr recht gehabt, zu erwarten‘, ſchrieb ihm Schiller (18. 5. 1798), ‚daß dieſer Stoff für das deutſche Publikum beſonders glücklich war, denn er entzückte den deutſchen Leſer auf ſeinem eignen Grund und Boden, in dem Kreiſe ſeiner Fähigkeit und ſeines Intereſſes, und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, daß nicht der Stoff, ſondern die dichteriſche Belebung gewirkt hat.‘

Die lebendige Liebe für Hermann und Dorothea dauert bei allen Gebildeten unvermindert fort, trotz der nicht zu unterſchätzenden Gefahr verleidender Ausnutzung dieſes großen Kunſtwerkes zu Schulaufſätzen. Die Freude an dem echtdeutſchen, zugleich allgemein menſchlich wertvollen Inhalt erneuet ſich mit jedem Leſergeſchlecht. Dennoch muß, heute noch ſtrenger als zu Goethes ſich im griechiſchen Formenſtil gefallender Zeit, die Frage geſtellt werden, ob in Hermann und Dorothea jenes Höchſte der Kunſt rein und genau erreicht iſt: die innere Form, das heißt das vollkommne Ineinanderklingen von Gehalt und Ausdruck? Der-

ſelbe ſonſt überaus geſcheite Forſcher, Victor Hehn, dem der ‚Beweis‘ gelang, daß Goethe einzig in Frankfurt am Main geboren werden konnte, hat, indem er alle überhaupt mögliche Versmaße durchprüfte, mit Ausnahme des einen notwendigen, des deutſchen, ‚bewieſen‘: ‚Für Goethe blieb alſo [!] nur der Hexameter übrig, ein fremder, ein griechiſcher Vers.‘ Dies kann nicht richtig ſein. Der natürliche, der notwendige Vers für einen kerndeutſchen Stoff der Neuzeit iſt unmöglich ein altgriechiſcher. Wir wiſſen ja, daß Goethe zur Wahl des Hexameters weſentlich durch Voſſens Beiſpiel und Erfolg mit der ‚Luiſe‘ beſtimmt wurde. Dem Homerüberſetzer Voß, der in den griechiſch-römiſchen Maßen lebte und webte, war der Hexameter für eine deutſche Idylle das perſönlich nächſtliegende, keineswegs das an ſich natürliche.

Viſcher, ein forſchender Dichter, alſo beſſer als alle nichtdichteriſche Forſcher zum Urteil über Fragen dieſer Art befähigt, ſchrieb vorſichtig: ‚Wir können uns dies Meiſterwerk nicht anders denken als in Hexametern‘, nämlich jetzt, da die Schöpfung mit ihrer Jahrhundertgeſchichte vor uns ſteht. Auch er jedoch meinte: ‚Dieſe Form iſt und bleibt wie alle Formen der rein meſſenden Sprachen ein für allemal nicht unſer Landsmann, und ſo fremdet dieſe herrliche Dichtung die Mehrheit der Nation ein für allemal an.‘ Man darf beſtimmt ausſprechen: Goethe, der Meiſter der innern Form, hätte ohne ſein damaliges anſtiliſiertes Griechentum und ohne Voß, allein ſeinem dichteriſchen Feingefühl überlaſſen, für die Rede ſeiner deutſchen Menſchen ein deutſches Versmaß getroffen, wie er für den Fauſt den, allerdings unerſchöpflich wandelbaren, deutſchen Vers gewählt hatte, zu dem keine neuere ernſte deutſche Dichtung ihm ein Muſter bot. Wer darf behaupten, daß dieſer deutſche Vers, worin Goethe das Tiefſte und Gewaltigſte ſeines Dichterlebens ausgeſprochen, für Hermann und Dorothea zu ſpröde oder zu gewöhnlich geweſen wäre?

An Schiller ſchreibt Goethe (3. 1. 1798): ‚In Hermann und Dorothea habe ich, was das Material betrifft, den Deutſchen einmal ihren Willen getan, und nun ſind ſie äußerſt zufrieden.‘ Um wieviel zufriedener, wäre auch eine ganz deutſche Form gewählt worden. So viel iſt gewiß: dieſe prächtigen germaniſchen Menſchen werden durch den griechiſchen Hexameter mehr als einmal gezwungen, nicht völlig Deutſches zu ſprechen. Der Hexameter, höchſt ſtilgemäß für die Römiſchen Elegien, die Venezianiſchen Epigramme, die ſpäteren elegiſchen Gedichte Goethes, wird ſelbſt von vielen Klaſſiſchgebildeten als ſtilwidrig, von dem nur Deutſchgebildeten als eine Schranke zwiſchen der deutſchen Gefühlswelt des Werkes und dem ſo gern mitfühlenden Herzen des Leſers empfunden. Kein einziges großes deutſches Dichterwerk von dauernder allgemeiner Geltung iſt nachmals wieder im Hexameter geſchrieben worden; Frenſſens Wagnis eines ‚Bismarck‘ in dieſem Versmaß iſt ſchon an der Form vollkommen geſcheitert. Voſſens Luiſe aber hält keiner mehr, wie zu ihres Dichters Zeiten, für ein bedeutendes Werk: ein ſicherer Beweis für die beherrſchende Macht der innern Form. Einzig der die unüberwindlichſten Schwierigkeiten kühn brechenden, wenngleich nicht ganz beſiegenden Kraft unſers größten Dichters gelang es, uns hinter den fremden Gittern das

heimiſche Gewächs in ſeiner Fülle und Schönheit bewundern zu laſſen. In einem deutſchen Gewande würde ‚Hermann und Dorothea‘ eine Volksbeliebtheit genießen, wie von unſern größten Dichtungen doch nur Schillers Tell.

Der Hexameter war ja nicht bloß eine äußere Form. Indem Goethe ihn nach Voſſens Vorgang für einen Stoff aus dem deutſchen Bürgerleben wählte, machte er ſich aus einem freiſchaffenden Künſtler zum Nachahmer. Es war geiſtreich beſcheiden, zu ſagen:

Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen [Homer]?
Doch Homeride zu ſein, auch nur als Letzter, iſt ſchön.

Wir ſehen aber Goethe doch lieber ganz auf der eignen Spur als in des größten Dichters Gefolgſchaft. Grade der mit Homer bekannte Leſer wird an vielen Stellen in Hermann und Dorothea durch die bewußte Nachahmung geſtört. Lieſt er z. B. im 5. Geſange die eingehende Schilderung, wie Hermann die Pferde anſchirrt, hinausführt, die Peitſche faßt, aufſitzt und abfährt, ſo lächelt er zwar zuerſt vergnügt, denn ihm fallen die Stellen der Ilias und Odyſſee ein, wo dergleichen ähnlich geſchildert, und Leſſings Sätze im Laokoon, wo ſolche Handlungsbilder empfohlen werden; dann aber fühlt man Abſicht und man iſt verſtimmt. In deutſchen Verſen hätte Goethe die deutſche Dorothea gewiß nicht ſagen laſſen:

Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen —

Und Wendungen wie ‚Dem iſt kein Herz im ehernen Buſen‘, oder: ‚Sorgſam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines‘ verletzen das ſtrengere Stilgefühl.

Ja, man darf ſagen, die von Viſcher nicht grundlos bemängelten Verſe im Munde einer deutſchen Mutter an ihren Sohn:

Sohn, mehr wünſcheſt du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur ſchöneren Hälfte des Lebens,
Als der Vater es wünſcht und die Mutter —

dieſe an Philinens Worte: ‚Iſt die Nacht das halbe Leben Und die ſchönſte Hälfte zwar‘ erinnernden Verſe hätte Goethe nicht geſchrieben, hätte er nicht gedacht, ſo könnte eine altgriechiſche Mutter bei Homer vielleicht zu ihrem Sohne ſprechen.

In Voſſens Luiſe, desgleichen in ſeinem Siebzigſten Geburtstag empfinden wir die Stilwidrigkeit des Gegenſatzes zwiſchen dem Heldenvers und dem Spießbürgerinhalt an vielen Stellen als erträgliche Poſſierlichkeit. Mehr als einmal ſtreifen die Reden der wackern Männer in Hermann und Dorothea, des Vaters, des Apothekers, des Pfarrers an dieſelbe gefährliche Stilklippe. In dem komiſchen Heldengedicht Reineke Fuchs wirkt der erhabene Hexameter durch ſeinen ſteten leiſen Widerſpruch bei weitem ſtilgerechter, nämlich komiſcher, wie ſchon Schiller erkannte (S. 511), als in einem ernſten, deutſchbürgerlichen Kleinroman. Das wohlhabende Haus des 18. Jahrhunderts mit ſeinen kattunenen Schlafröcken, Klavieren, Rheinweinrömern, Moderomanen war eben nicht ſo heldiſch einfach wie das Zeitalter Homers, und wenn zwei große Dichter ſo verſchiedener Zeitalter ſich der gleichen Kunſtform bedienen, ſo wirkt ſie nicht auf die gleiche Art.

Voß, der peinvoll überstrenge Richter deutscher Verskunst, tadelte Goethes Hexameter in Hermann und Dorothea, wie er die im Reineke getadelt hatte: auch hier fand er zu viel Trochäen, nicht genug Spondeen. Mit Vossens Gründen gegen Goethes deutsche Hexameter müßte man Wielands ganzen Oberon als ein unerlaubtes Abweichen von der reinen italienischen Stanze verwerfen. Falsche Hexameter, deutsch verstanden, gibt es bei Goethe keine; den einen mit 6½ Füßen, den man ihm vorgehalten, ließ er als ‚siebenfüßige Bestie' absichtlich einstweilen stehen:

Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen (2, 186).

Solchen Übertakt läßt das deutsche Versgesetz gar wohl einmal zu, denn nach ihm entscheidet nicht das Zählen, sondern das Sprechen. Schlimmer steht es mit vereinzelten Härten wie: ‚Dér Apotheker zu sprechen —', oder mit Versen wie:

Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgererwerb paart.

Wenn aber wegen solcher vereinzelter Unvollkommenheiten ein grade in den klassischen Maßen so ungeschickter Versebauer wie Platen überheblich an Hermann und Dorothea zu nörgeln wagte:

Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst —,

so hat er sich, abgesehen von der Plattheit des Ausdrucks, durch die eigne jämmerliche Form selbst gerichtet.

Nach Jahren versuchte Goethe unter Beistand von Vossens Sohn seine läßlichen deutschen Hexameter nach des Vaters Lehren strenger griechisch zu gestalten, doch ist von jener Schlimmbesserei zum Glück nichts in unsre Ausgaben übergegangen.

*

So rückhaltlos wie Hermann und Dorothea wurde bei Lebzeiten Goethes keines seiner Werke anerkannt. Allen voran im Rühmen ging Schiller. Er bezeichnete es als ‚schlechterdings vollkommen in seiner Gattung', als ‚den Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst':

Während die Andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt (an H. Meyer, 27. 7. 1797).

Wieland urteilte sehr fein über die Gestalten: ‚Ich habe mich wieder überzeugt, Goethe sei eigentlich zum Künstler geboren. Die Figuren sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. — Alles ist im großen Stil.' Wie zur Bestätigung dieser treffenden Worte schrieb Goethe an Schiller (8. 4. 1797): ‚Diejenigen Vorteile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt.'

Der junge A. W. Schlegel nannte Hermann und Dorothea in einer Besprechung ‚ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, — ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zweckes, sondern, insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist', hierin durchaus ein Schüler Schillers.

Über diesen Urteilen der Dichter und Gelehrten wollen wir, wie immer, das der ungelehrten Mutter Goethes nicht vergessen. Sie dankte der lieben Tochter Christiane ‚für das vortreffliche Exemplar von Hermann und Dorothea' und schrieb: ‚Es ist ein Meisterstück ohne Gleichen. Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen', und erfreute den Sohn durch die Nachricht, ein Frankfurter Geistlicher habe ein Brautpaar mit den Worten getraut, mit denen der Pfarrherr Hermann und Dorothea verlobte (9, 245—248), und gesagt, eine bessere Kopulationsrede wüßte er nicht.

Ehedem wurde unter den Literaturgelehrten eifrig gestritten, ob Hermann und Dorothea ein Epos zu nennen sei, und wenn ja, dann was für eins: ein romantisches oder ein heroisches; oder ob es nicht richtiger ein Idyll heiße; und alsdann, ob ein episches Idyll oder nicht doch eher ein idyllisches Epos. All solcher Wortstreit ist müßig geworden; uns erscheint das Werk heute als die einzig mögliche Art des neuzeitlichen Heldengedichts: die dichterische Verklärung des ungeschichtlichen Heldentums des Alltaglebens. Nichts fehlt zu den Erfordernissen dieser Gattung des Heldengedichts, das den Sieg reinen, tüchtigen, jugendlichen Menschentums über die Enge und Kleinheit väterlicher Philisterei darstellt. Neben dem Jüngling Hermann und der Jungfrau Dorothea erscheinen die meisten Menschen im Wilhelm Meister beinah spielerisch.

Der einzige ernste künstlerische Einwand außer dem des Versmaßes wäre vielleicht der eines nicht ganz angemessenen Umfangs. Wir wissen aus einem Brief Goethes an Meyer (5. 12. 1796), daß Hermann und Dorothea ursprünglich nur als ein Gedicht vom Umfange der Elegie Alexis und Dora gedacht war. Ob zum Ausschöpfen eines so einfachen Stoffes: Ein sich nach dem edlen Weibe sehnender edler deutscher Jüngling findet in einer Heimatlosen die Erfüllung seiner Sehnsucht und gewinnt die sogleich Geliebte nach einem sogleich besiegten Mißverständnis, — ob dazu über 2000 Verse nötig waren, ob ohne das Vorbild der auch Nebendinge behaglich schildernden Odyssee das Gedicht so angeschwollen wäre, bleibt zweifelhaft.

Unfaßbar erscheint uns heute, daß beim Erscheinen von Goethes Hermann und Dorothea Stimmen laut werden konnten, die Vossens Luise daneben, ja darüber stellten. Wie allen bedeutenden Dichtungen Goethes und Schillers gegenüber, versagte der in sein selbstzufriedenes literarisches Altvatertum eingekapselte Klopstock: ‚Hermann und Dorothea ist unter Vossens Luise.' Gleim teilte diese Ansicht, während sich doch selbst Fritz Stolberg voll Bewunderung äußerte. Die deutsche Philistergemütlichkeit des Kaffetisches und der Tabakspfeife in der Luise rührte die verwandte Saite mancher Kunstrichter, so daß sie jeden Maßstab ver-

loren für die menſchlichen Werte in den beiden verglichenen Dichtungen. Bei Voß die Wichtignehmerei gleichgültiger Erlebniſſe der gleichgültigen Spießbürger; bei Goethe die herzbewegenden Geſchicke zweier bedeutender Menſchenkinder auf dem düſtern Hintergrund einer umwälzenden Weltbegebenheit. Hegel glaubte ſehr geiſtreich zu ſein, als er die größere Deutſchheit in Goethes Werk gegenüber dem Voſſiſchen dadurch zu beweiſen ſuchte, daß in der Luiſe arabiſcher Kaffe aus chineſiſchen Taſſen getrunken werde, in Hermann und Dorothea dagegen deutſcher Rheinwein aus deutſchen grünen Gläſern. Nein, wahrhaft deutſch iſt Goethes unſterbliches Gedicht, weil ſeine Menſchen die wahrhaft deutſchen Tugenden zeigen, als deren eine wir beileibe nicht die unfruchtbare Schwatzgemütlichkeit in der Luiſe betrachten wollen.

Hermann und Dorothea blieb Goethes eignes Lieblingswerk: ‚Es iſt faſt das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nicht ohne innigen Anteil leſen‘ (1825 zu Eckermann). Und Karoline von Wolzogen berichtet: ‚Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Goethe, in tiefer Herzbewegung, unter hervorquellenden Tränen, den Geſang, der das Geſpräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entſtehung vorlas: So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen, ſagte er, in dem er ſich die Augen trocknete.‘ Mit inniger Künſtlerfreude vernahm er die Worte K. L. von Woltmanns über die Wirkung ſeines Werkes in großer Zeit: ‚Hermanns Worte am Ende des Gedichtes ſind faſt ſprichwörtlich in Deutſchland geworden, und Tauſende jener Heldenjünglinge, die gegen den Feind Germaniens erlagen und kämpfen, tragen ſie glühend in ihrer Bruſt‘ (1814).

Bald nach dem Erſcheinen wurde Hermann und Dorothea ins Franzöſiſche und Engliſche überſetzt. Eine der beſten neueren Ausgaben iſt die für die Schulen ſeines Landes veranſtaltete deutſche von dem Franzoſen Chuquet.

Siebenter Abſchnitt.

Die Achilleïs und Goethes Griechentum.

‚Jeder ſei auf ſeine Art ein Grieche, — aber er ſei's!‘

Der endliche Abſchluß des Wilhelm Meiſter, der anfeuernde Erfolg von Hermann und Dorothea beſtärkten Goethe in ſeiner mehr triebmäßigen als gedanklichen Überzeugung, daß für den bald Fünfzigjährigen die ‚epiſche Dichtungsart ſowohl ſeinen Jahren, als ſeiner Neigung, ſo wie auch den Umſtänden überhaupt am angemeſſenſten‘ ſei (vgl. S. 596). Die Zeit des vollkräftigen Menſchendramas lag ſeit dem Abſchluſſe des Taſſo hinter ihm; ſoweit er ſich der dramatiſchen Form noch fernerhin bediente, wandte er ſie auf das ihm eigentümliche, durch ihn auf die höchſte mögliche Stufe gehobene Begriffsdrama an. Unvermindert aber dauerte ſeine Bildnerkraft für das Versgedicht hohen Stiles fort, ja erſt von jetzt ab ſchritt ſie von Gipfel zu Gipfel.

Einer dieser Erzählergipfelpunkte auf Goethes dichterischem Lebenswege ist die **Achilleïs**. Sie gehört zu seinen vielen nichtgelesenen Werken; ‚Graeca sunt, non leguntur' (Es ist griechisch, wird nicht gelesen), hieß es im Mittelalter von den aus Unwissenheit zurückgeschobenen griechischen Schriftstellen. Und doch bezeichnet grade dieses Bruchstück die Zeitgrenze, bis zu welcher Goethes Menschenschöpferkunst im Aufstiege blieb, hinter der sie überraschend schnell in sich zusammensank.

Sein Entstehen können wir nahezu allein aus dem Briefwechsel mit Schiller Tag für Tag verfolgen. Anknüpfend an ihr gemeinschaftliches Erforschen der Grundgetriebe und Schranken des Dramas und des Epos (S. 622), denen bei Goethe gefolgt war die Beschäftigung mit Wolfs Prolegomena zu Homer, überhaupt die eingehende Untersuchung der Verfasserschaft der Homerischen Gedichte, natürlich vom Standpunkt eines Dichters, trug sich Goethe mit allerlei Verserzählungsplänen. Den einer Versnovelle ‚Die Jagd' benutzte er nach dreißig Jahren zu der ‚Novelle' (vgl. S. 847); den von der dritten Schweizerreise mitgebrachten Plan zu einem Heldengedichte ‚Tell' überließ er Schiller zur dramatischen Verwendung (S. 642).

Am 23. Dezember 1797 schreibt er an Schiller im Anschluß an ein vergleichendes Lesen der Ilias und des Sophokles: ‚Schließlich muß ich noch von einer sonderbaren Aufgabe melden, — nämlich zu untersuchen: ob nicht zwischen Hektors Tod und der Abfahrt der Griechen von der trojanischen Küste noch ein episches Gedicht inneliege? oder nicht? Ich vermute fast das Letzte.' Eifrig liest er immer wieder die Ilias, die ihn ‚in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchjagt'. Er vertraut dem kunstverständigen Freunde so vollkommen, daß er ihm die Entscheidung zuwälzt; er zählt das Für und Wider einer Achilleïs auf und gibt ihm anheim: ‚Glauben Sie, daß, nach diesen Eigenschaften, ein Gedicht von großem Umfang und mancher Arbeit zu unternehmen sei, so kann ich jede Stunde anfangen, denn über das *Wie* der Ausführung bin ich meist mit mir einig' (16. 5. 1798).

Der gewissenhafte Freund rät nicht gradehin ab, warnt jedoch: ‚Da es wohl seine Richtigkeit hat, daß keine Ilias nach der Ilias mehr möglich ist [Schiller denkt an die sprichwörtlich überflüssige ‚Ilias post Homerum'], so glaube ich Ihnen nichts Besseres wünschen zu können, als daß Sie Ihre Achilleïs bloß mit sich selbst vergleichen und beim Homer bloß Stimmung suchen, ohne Ihr Geschäft mit seinem eigentlich zu vergleichen.' — Schiller sieht voraus und wünscht, daß Goethe, der Dichter einer Achilleïs, den Stoff nach seinem ‚subjektiven Dichtercharakter' gestaltet, ‚daß er den Forderungen unseres Zeitalters entgegenkommt, denn es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll. Ihr schöner Beruf ist es, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein.'

Goethe ist nicht unbedenklich, ‚aus der Furcht, mich im Stoffe zu vergreifen, der entweder garnicht, oder nicht von mir, oder nicht auf diese Weise behandelt werden sollte', setzt aber alle diese Sorgen beiseite und erklärt, ‚nächstens mutiglich

beginnen' zu wollen. — Im März und April 1799 schreibt Goethe die später in einen zusammengezogenen zwei ersten Gesänge auf; dann bleibt die Arbeit liegen und wird nie wieder aufgenommen. Schiller berichtet den ‚Ausdruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben' in Goethes ganzem Wesen während der Beschäftigung mit der Achilleïs.

‚Achill weiß, daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena (eine Trojanerin) und vergißt sein Schicksal rein darüber nach der Tollheit seiner Natur': so hat Goethe später zu Riemer den geplanten Inhaltskern seines Gedichtes bezeichnet. Also wieder ein Stoff aus dem Seeleninnern, nicht unverwandt dem des Egmont. Leben und lieben will Achill, aber nicht an den sichern Tod denken, ganz so wie Egmont das ausgesprochen und befolgt hatte (S. 416). Daß diese Gestaltung des Stoffes durchaus modern, daß sie ebenso ‚verteufelt human' war wie bei der Iphigenie, konnte Goethen nicht entgehen. Trotzdem und entgegen den wiederholten Warnworten Schillers bestrebte sich der deutsche Dichter, ‚alles Subjektive und Pathologische aus seiner Untersuchung zu entfernen'. Ja er verkündete zu Schiller als seinen Leitgedanken: ‚Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darinne folgen, worin sie getadelt werden, ja ich muß mir zueigen machen, was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich einigermaßen sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen' (12. 5. 1798).

Das Durchdringen Goethischen Wesens und Homerischer Form, das bei einer solchen Dichterstimmung unvermeidlich war, ist vielleicht der feinste Reiz dieses großartigen Bruchstückes mit den kraftvoll und eigen gestalteten Göttern und Menschen. Goethe will Homeride sein; doch er vermag nicht, bloß nachzuahmen, — außer den Homerischen Formeln, auf die nichts ankommt. Der freischaffende Dichter vergißt Homers Anschauungswelt und begabt die Himmlischen und Irdischen mit *seinen* Gedanken:

> Spät kam Aphrodite herbei, die äugelnde Göttin,
> Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
> Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
> Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones.

Die griechischen Leser Homers hätten große Augen gemacht bei solchem Gemälde der Göttin.

> Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernste des ersten
> Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott sich.

Von einem solchen Ganymed haben die Griechen nichts gewußt.

Ganz Persönliches mischte sich ein, Erinnerung an Selbstdurchlebtes in dem merkwürdigen Vers der Here über des Zeus andauernde Liebe zu der nie genossenen Thetis: ‚Unbefriedigte Lust welkt nie in dem Busen des Mannes.' (vgl. S. 328) — und Vorausnahme stillgehegter Dichterpläne in den Versen der Pallas von dem so nötigen fürstlichen Manne auf Erden:

> Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie: fernem Gestade
> Führt er den Überfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
> Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.

Unwillkürlich zwingt sich uns der Gedanke an den Faust im zweiten Teil auf, der sich wünscht: ‚Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!'

Doch grade weil wir auf so viel Gaethisches in dem herrlichen Bruchstücke stoßen, weil wir so viel eigne Schöpferkraft am Werke sehn, stört uns der nachgeahmte Homer erst recht, wenngleich nicht durch die Stilwidrigkeit wie in Hermann und Dorothea. Was sollen uns solche Homer wörtlich nachgeschriebene Verse wie die von den Äthiopen, ‚welche die Äußersten wohnen von allen Völkern der Erde'? Wer so großartig einzusetzen wußte:

> Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal
> Strebend gegen den Himmel, und Ilios' Mauern erschienen
> Rot durch die finstre Nacht —,

der durfte die Ilias ehrerbietig beiseite legen und ganz aus dem Eignen weiter schaffen.

Im Nachlaß hat sich ein Schema zur Fortsetzung gefunden, das der Äußerung zu Riemer entspricht. Über des Achilleus Entbrennen für Polyxena heißt es darin für den fünften Gesang: ‚Eintritt der Trojaner — Aeneas. Polyxena, Cassandra. — Nacht. Achills Leidenschaft'.

Warum Goethe den an sich sehr fruchtbaren Plan so bald aufgab? Er hatte für ihn nicht genug Erlebniswert, also nicht genug Notwendigkeit. Nicht annähernd so viel wie Iphigenie oder Nausikaa. Einen Stoff nur wegen seiner Schönheit, ohne Lebenszusammenhang mit ihm selbst, zu bearbeiten, war Goethen nicht gegeben: dieser Grund ist wohl unser bester Trost angesichts so vieler nur angehauen hinterlassener Marmorblöcke aus dieser ungeheuren Werkstatt.

*

Daß ein deutscher Dichter auf deutschem Boden und zunächst doch für deutsche Leser ein so tief wie ihm möglich in griechischen Geist getauchtes Heldengedicht von Achilleus zu schreiben unternahm und den Beifall des bedeutendsten Dichters neben ihm fand, muß ungelehrten Lesern von heute wie eine höchst seltsame, naturwidrige Schrulle erscheinen. Und doch war es nach dem Gange deutscher, ja europäischer Bildung die sehr natürliche Folge zahlreicher Vorgänge. Die im 15. Jahrhundert durch die Humanisten begonnene Schätzung und Überschätzung des klassischen Altertums war im 18ten in Deutschland vertieft worden wie nie zuvor, zumeist durch Winckelmann, nach ihm durch Lessing. Die Humanisten hatten sich überwiegend an der Sprach- und Verskunst der Alten geübt, ohne in die Seele ihrer Schriften einzudringen. Die griechische Sprache war selbst zur Humanistenzeit das Vorrecht weniger Höchstgelehrter; vom Wesen der griechischen bildenden Kunst und Dichtung wußten die Humanisten so gut wie nichts.

Im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18ten bezog Europa seine Auffassung der Antike von den Franzosen, und diese hatten sich mit ihrem trotz allen fremden Einflüssen unwandelbar völkisch bleibenden Bildungssinn ein Altertum zurechtgemacht, das sie und Andre für griechisch hielten, das aber nichts als eine Versailler Mummerei war. Die Klassiker des französischen Dramas, Corneille,

Racine, später Voltaire, haben überwiegend antike oder der Antike naheliegende Stoffe behandelt, sind sich selbst und ihren Lesern sehr antik erschienen, haben sich aber nicht gescheut, ihre hochantiken Helden und Heldinnen mit den Puderperrüken, Schönheitspflästerchen und Stöckelschuhen des Rokoko-Zeitalters auftreten und sich genau wie in den Palästen von Paris und Versailles mit Sire, Monsieur und Madame anreden zu lassen. Nach einigen verunglückten Versuchen mit dem Nachahmen klassischer Versmaße im 16. Jahrhundert durch die Mitglieder der sogenannten Plejade, z. B. Jodelle, ist man in Frankreich für das Drama antiker Stoffe ruhig beim heimischen Alexandriner geblieben. Die Franzosen haben das Griechentum stets nur als eine Maske und Mode benutzt.

Den ernsthaften Deutschen war vorbehalten, mit dem Nachbilden der Antike Ernst zu machen. Heute, nach einer Lehre von anderthalb Jahrhunderten, ist es leicht, über Winckelmanns Griechentum abzusprechen. Für seine Zeit war's eine gewaltige Tat, als jener Stendaler Schuhflickersohn mit der griechischen Seele in seinen ‚Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke' (1755) schrieb: ‚Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, und wie jemand vom Homer gesaget, daß derjenige ihn bewundern lernt, der ihn wohl verstehen gelernet, das gilt auch von den Kunstwerken der Alten, sonderlich der Griechen.' Welch ein Wagnis, zu einer Zeit, da alle Welt Bernini und seine Nachahmer bewunderte, da in allen Palästen, Schloßgärten und Kunstsammlungen Europas die vorgeblich griechischen Gestalten, in Wahrheit französischen Rokoko-Puppen, mit geziert verrenkten Gliedmaßen und zärtlich grinsenden Gesichtern prangten, Sätze auszusprechen wie den berühmten: ‚Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke', und der Künstelei der Gegenwart entgegenzuschleudern: ‚Das wahre Gegenteil ist der gemeinste Geschmack der heutigen Künstler'!

Von Winckelmann schreibt sich das Griechentum in der deutschen Literatur her, auch **Goethes Griechentum.** Bis zu ihm hatte Goethe wie alle Welt die französisch geschminkte Antike für griechisch, ihre Nachahmung in Kunst und Literatur, durch Öser und Wieland, für wunderschön gehalten, die aufgeklebte mythologische Verbrämung nachgeahmt, in Leipzig, in Frankfurt, in der ersten Straßburger Zeit. Dann war ihm das große Licht durch Herder aufgegangen, und er hatte den französisch-anakreontischen Flitterplunder abgetan. Nicht mehr äußerlicher Zierat waren ihm seitdem antike mythologische Namen wie im Prometheus, im Liede Ganymeds, im Schwager Kronos oder im Sturmgesang des Wanderers; sondern innigerlebte, wenngleich ursprünglich fremde Gefühlsbilder. Der Dichter selbst sehnte und wähnte sich, der Götterliebling Ganymed zu sein, und aus gläubigem Sinne quoll ihm das Gebet: ‚Aufwärts! Umfangend umfangen! Aufwärts an deinen Busen, Alliebender Vater!' In den ‚Grenzen der Menschheit' fließt der christliche Gott mit dem obersten der griechischen Götter zu einer höhern Einheit zusammen, den der Dichter, kindliche Schauer treu in der Brust, als den uralten heiligen Vater anbeten darf.

Durch Voſſens deutſche Odyſſee (1781) wurde das Winckelmannſche Griechentum der deutſchen Bildungswelt abermals um viele Grade an Herzenswärme geſteigert. Griechiſche Bildwerke gab es in Deutſchland nirgend zu ſehen, ſelbſt Gipsabklatſche nur ſelten; nun jedoch konnte man aus der echten Quelle griechiſchen Dichtergeiſt genießen, und der Trank wirkte auf die edelſten Gemüter berauſchend. Erſt da entſchloß ſich Goethe, ſeine Iphigenie in die höhere Kunſtform umzuſchmelzen, und je zugänglicher ihm Homer ward, deſto heftiger ſteigerte ſich ſeine Sehnſucht nach den ſüdlichen Fluren, die er, gleichviel ob nur in der Magna Graecia Italiens, mit entſchuldbarem Erweitern des Begriffes für die Urheimat antiken Lebens und Kunſtſchaffens hielt. Nur aus ſolcher Gefühlswelt der Beſten während eines Menſchenalters und darüber ſind Schillers leidenſchaftlich ſehnſüchtige ‚Götter Griechenlands‘ zu verſtehen; nur aus ihnen das ſehnende, verzehrende Suchen der Seele nach dem Lande der Griechen bei Hölderlin:

Mich verlangt ins beſſre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich ſchlief' im engen Hauſe lieber
Bei den Heiligen in Marathon.
Acht es ſei die letzte meiner Tränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen,
Denn mein Herz gehört den Toten an.

Der Schrei nach einem Griechenland des Herzens hatte den Schrei nach der Natur abgelöſt. Schiller und Hölderlin ſuchten in ihren Sehnſuchtsträumen von Griechenland nicht einen höheren Kunſtſtil, ſondern eine höhere Seelenheimat. Goethe war ein zu tief in der Wirklichkeit wurzelnder ‚Realiſte‘, um einer Sehnſuchtskrankheit wie Hölderlin zu erliegen; man erinnere ſich, daß ihm die Reiſe nach Griechenland ſo nahe gelegt und nicht ausgeführt wurde (S. 398). Nicht widerſtanden aber hat er dem reichlich ebenſo gefährlichen Einfluß der griechiſchen Sinnen- und Formenwelt auf ſein Schaffen als deutſcher Dichter; und da ohne dieſen Einfluß ſeine Gebilde ſeit der Mitte der neunziger Jahre nicht vollkommen zu würdigen ſind, ſo rechtfertigt ſich deſſen zuſammenfaſſendes Betrachten an dieſer Stelle vor dem Weiterſchreiten.

Goethes Griechentum, ſeine bewußte Vergriechung, kann aus den geſchichtlichen Zuſammenhängen ſeiner Zeit und ſeinem eignen Stufengange begriffen und darum verziehen werden, wenn auf Goethe ein Wort wie Verzeihen überhaupt anwendbar iſt. Es iſt kein Verdienſt, nach einer mehrhundertjährigen neudeutſchen Kunſtgeſchichte klar zu überſehen, was Goethen auf einer der erſten Stufen dieſer Leiter verborgen blieb. ‚Als ich achtzehn war, war Deutſchland auch erſt achtzehn‘, lautet ein ſchlagendes Wort Goethes zu Eckermann. Als Goethe und Schiller die deutſche Dichtung ins Griechiſche umzuſtilen verſuchten, war unſre ſchöpferiſche Kunſt nicht viel älter als achtzehn; Goethe und Schiller kannten ja noch keine der neumodiſchen Literaturgeſchichten, in denen ſo ſelbſtſicher bewieſen wird, wie alles durchaus ſo und nicht anders kommen ‚mußte‘. Faſt all unſre Weisheit in ſolchen letzten Fragen des Gehaltes und der Form deutſcher

Dichtung verdanken wir ja Goethen und Schillern, nicht zum wenigsten ihren Irrtümern, und es wäre der Gipfel der Geschmacklosigkeit, diese unsre Meister hinterher schulmeistern zu wollen. Nichts aber hindert, auszusprechen, was wirklich geschah und was sich durch irreführende Wirkung oder unfruchtbares Absterben als verfehlt erwiesen hat.

Goethes Stilwandel hatte schon vor der italienischen Reise begonnen: dessen sind die Prosa-Iphigenie, Proserpina, Elpenor untrügliche Zeugen. In Italien hatte sich diese Abkehr von der nordisch ‚charakteristischen' Kunst zur südlich klassischen verstärkt; nach der Heimkunft fühlte sich Goethe so sehr als einen Erben des Altertums, daß er, nicht bloß zum Verschleiern der Wahrheit, seine Weimarische Liebste und sich selbst ins Altrömische übersetzte. Wie treffend schilderte diese absichtsvolle Verkleidung Schillers berühmter Brief vom 23. August 1794, die Stelle auf S. 542: ‚Da Sie ein Deutscher geboren sind' usw.

Dutzendfach sind Goethes Aussprüche über sein Hinwenden zum klassischen Griechentum, zunehmend seit der Mitte der neunziger Jahre. In einem Aufsatz über ‚Philostrats Gemälde', in dem Abschnitt ‚Antik und Modern', spricht er sich über die Gründe seines Griechentums offen aus:

> Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mitteilung, das ist es, was uns entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieses alles finden wir in den echt griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und gallendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen und immer dort hinweisen. Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!

Klarheit, Heiterkeit, Leichtigkeit — sie sind's, die ihn entzücken; von der Kraft und Größe spricht er nicht, sein stärkster Ausdruck ist ‚würdig'. ‚Klarheit ist jetzt das Lieblingswort Goethes', schreibt 1798 der Weimarische Schuldirektor Böttiger.

Je griechischer, desto geringschätziger wird Goethe gegen die echtdeutsche Kunst, wobei er sich selber nicht ausnimmt. Aus dieser Zeit stammen die mancherlei Scheltworte gegen seinen ersten Faust (vgl. S. 796), Wendungen wie: ‚Und so geschlossen sei der Barbareien Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien' in dem ‚Abschied' aus dem Nachlaß, — ‚barbarische Komposition' in Briefen an Schiller und ähnliches. In jenem ‚Abschied' heißt es noch: ‚Leb' alles wohl, was wir hiemit bestatten, Nach Osten sei der sichre Blick gewandt'. Der Faust wird als minderwertige Barbarei abgetan; der Osten, d. h. Griechenland, winkt als höheres Ziel.

*

‚Sobald ich mündig bin, — Es sind's die Griechen!' Und zu Eckermann: ‚Ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der Griechen.' Es gibt eine Zeit in Goethes Kunstleben, wo er von der deutschen Kunst, gar von der altdeutschen, nicht viel anders sprach als Friedrich der Große in seiner Schrift über die deutsche Literatur oder in seinem berüchtigten Brief an einen für Wolfram von Eschenbachs Parzival begeisterten Professor Myller, nur mit dem Unterschied, daß Goethe, der ewig Wandlungsfähige, sich

heute nicht mehr nach der abgeworfenen Schlangenhaut von gestern umsah. Seinem Brief an Knebel: ‚Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die Werke der griechischen Dichter', stehen noch entschiednere Lobesworte über das Nibelungenlied gegenüber (vgl. S. 620). Doch schon an Schiller bekannte er (29. 11. 1795): ‚Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich, aus einer allzu großen Vorliebe für die [griechische] Dichtung gegen die neuere oft ungerecht war.'

Auf dem Gipfel seines Griechentums sehen wir Goethe in seinen Kunstzeitschriften und als Leiter der bildenden Künste in Weimar. Die jährlichen Preisaufgaben für Malerei wählte er aus der griechischen Mythologie oder Sage, und daß nicht ein einziges bezwingendes Kunstwerk aus all diesen weimar-griechischen Wettkämpfen hervorging, hat ihn in seinem Bestreben nicht beirrt. Der einzige bedeutende von den Künstlern, die sich an seinen Preisausschreiben beteiligten, Peter Cornelius, blieb ungekrönt. Ganz ernsthaft ist bei Goethes Glauben an Seelenwanderung sein Ausspruch zu nehmen, er müsse schon einmal unter Hadrian gelebt haben. Er war davon durchdrungen, aus eigenstem Kunstgeschmack ein Grieche geworden zu sein. In dem Vorwort zu den Propyläen schrieb dieser Gestalter so vieler lebensvoller Menschen im Drama, Roman und Epos: ‚Dem deutschen Künstler sowie überhaupt jedem neuen und nordischen ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen und, wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu halten.' An den hundertfachen Gestalter Shakespeare kann er hierbei nicht gedacht haben; und was uns heute sogleich einfällt: daß Goethe selbst nur als nordischer Künstler, nicht mehr als griechischer, gestaltet hat, ist dem Meister nicht eingefallen. Heinses Wort: ‚Alle Kunst ist menschlich, nicht griechisch', hat längere Dauer behalten als alle Verherrlichungen des Griechentums durch Goethe.

Nein, nicht aus einer verstandesmäßigen Überzeugung, vielmehr aus einem triebmäßigen Gefühl ist Goethes mit den Jahren wachsendes Umstilen ins Griechische hervorgewachsen. In Wahrheit ist ja seine angeblich den Griechen nachgebildete Kunst grade im entscheidenden Punkte, in der Menschenbildnerei, so ungriechisch wie nur denkbar. Weder Homer noch die griechischen Bühnendichter haben Symbolwesen, begriffliche Musterformen geprägt, Gattungen, Stände, Schichten verkärpert, wie Goethe das — immer des Glaubens, griechisch zu schaffen — in der Natürlichen‚Tochter und später versuchte. Die Menschen bei Homer und Sophokles sind Einzelmenschen wie bei Shakespeare, wie bei dem vorweimarischen und noch dem italischen Dramatiker Goethe. Homers Nausikaa ist nicht die Königstochter an sich, sondern eine mit ‚charakteristischer Kunst' — das Wort ist von Goethe — erschaffene phäakische Königstochter; und ebenso wenig sind Kreon der Herrscher, oder Antigone die Schwester an sich. Weil für Goethe beim Herannahen des fünfzigsten Lebensjahres die charakteristische Kunst zu erlahmen begann, die der Zweiundzwanzigjährige als die einzige gepriesen; weil sich Goethe nicht mehr das Letzte und Höchste aller Kunst, das Menschenschaffen, zutraute, — darum rettete er, was ihm an darstellendem Vermägen geblieben war, in die

Begriffskunst, die er im besten Glauben, zu seinem Troste, für die Kunst der Griechen hielt.

Daß nur dieser natürliche Wandel, nicht kunstphilosophisches Denken, dem Griechentum Goethes zugrunde lag, dafür haben wir den zwingenden Beweis in den Dichtungsarten, für die seine Schöpferkraft erst später oder niemals versiegte: im Roman und im Liede. Ein gewisses Versteifen bemerken wir nach Goethes fünfzigstem Jahr auch in seiner Erzählerkunst, doch kann man die Wahlverwandtschaften noch nicht gestilt nennen. Erst in den Wanderjahren, nach dem Versagen der Menschengestaltung, herrscht der Stil statt der Natur. An der Lyrik hingegen, über die Goethe bis zum letzten Hauche mit ewig staunenswerter Kraft und Kunst gebot, bricht sich die Stilflutwelle, und der deutsche Dichter steht vor uns nach dem Gesetz, wonach er angetreten. Es gibt Goethische Lieder, die ohne Angabe ihrer Ursprungszeit niemand seinen letzten Jahren zuschreiben würde. Inmitten des Suchens nach dem angeblich höhern Griechenstil gelang ihm die Legende vom Hufeisen, die er in den Zeiten von ‚Hans Sachsens poetischer Sendung' nicht einfacher, nicht deutscher hätte schaffen können. Ja, er brachte es fertig, grade auf seiner griechischen Stufe den ersten Teil des Faust so treu dem Geist und der Form des Urfaust auszugestalten, daß ohne die urkundlichen Beweise die kühnsten Erklärer, die das Dichtungsgras wachsen hören, für zahlreiche Stellen nicht einmal bestimmte Jahrzehnte anzugeben wüßten. Man denke nur an den Auerbachskeller, die Rede des sterbenden Valentin, die Kerkerszene.

Heute wissen wir, ohne uns auf solches Wissen etwas einzubilden, daß Goethes Griechentum ein Abirren war; doch, wie immer bei ihm, ein wesensnotwendiges. Er probte sich durch alle Kunststile hindurch, weil seine unersättliche Natur ihn zwang, aus allen Quellen zu trinken, an allen Tafeln zu schmausen. Er teilte den Irrtum Winckelmanns: beide verwechselten den zu durchschreitenden griechischen Weg mit dem wahren Kunstziel, das nicht in Griechenland, sondern nur auf heimischem Boden ragen konnte. Auch Goethes Abkehr von der Gegenwart, von der deutschen Erde während seiner griechischen Zeit war ja durchaus ungriechisch. Wodurch sind Homer, Äschylos, Sophokles, Aristophanes unsterblich? Nicht ausschließlich durch ihre Kunst, sondern ebenso sehr weil sie höchster Ausdruck ihres Volksgeistes und ihrer Zeit waren. Man denke nur an ein Drama wie die ‚Perser' des Äschylos, ein Gegenwartstück aus der vaterländischen Geschichte, wie wir Deutsche bis heute keines hervorgebracht haben. Es gibt keine völkischere Kunst als die der Griechen. Goethes Götz hatte in Wahrheit viel mehr vom Zeitgeiste der griechischen Tragiker, als seine Iphigenie. Keinem griechischen Dichter selbst der nachklassischen Zeit wäre es beigekommen, etwa ein Drama von einer noch so berühmten germanischen Priesterin oder römischen Vestalin zu schreiben.

Die ewigen Grundgesetze der echten Kunst siegen über den Eigenwillen selbst des Größten. Jedes Abweichen von der eingeborenen Natur führt unfehlbar zur Manier: dieses Weltgesetz hat sich auch an Goethe unerbittlich vollzogen. Hatte

er doch selber auf seiner gefährlichen Schöpferwende in Italien noch als Merkmal der ‚wenigen Kunstwerke erster Klasse' hervorgehoben, daß sie ‚als die höchsten Naturwerke hervorgebracht worden': ‚Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist Notwendigkeit, da ist Gott.' Und als Greis von 75 Jahren bekannte Goethe, wie schwer es ihm geworden, gegen seine Natur zu handeln (in einem Aufsatz von 1824 ‚Über die Parodie bei den Alten'):

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich, mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden. In jenem Bestreben bin ich immer fortgeschritten. — Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemütsart.

Stellt man solche Bekenntnisse aus dem innersten Herzen sämtlichen Aussprüchen Goethes zugunsten des griechischen Stils als des Musters für deutsche Dichtung entgegen, so ergibt sich, was sich bei einem so wahrhaftigen Geiste ergeben muß: daß ihm bei seinem Griechentum niemals ganz wohl gewesen ist ‚Uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen', schreibt er in den ‚Anmerkungen zu Rameaus Neffen' und nennt Hamlet, Lear und Calderon als Muster andrer Art. In all seinen begeisterten Schwärmereien für griechischdeutsche Kunst hören wir einen nicht ganz natürlichen Nebenton. Einen Vers wie: ‚Doch Homeride zu sein, auch nur als Letzter, ist schön' kann er selbst ja nur als einen grade in dieses Gedicht, die Vorrede zu Hermann und Dorothea, und in diese Stelle hineinpassenden Augenblickseinfall beabsichtigt haben. Immer wieder regt sich das deutsche Gewissen des deutschen Dichters: ‚Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irregemacht worden, denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre.' Die einheitliche Kunstanschauung Goethes ließe sich aus seinen stärksten Aussprüchen seit den Straßburger Tagen bis zum Schwinden der Sterne ohne Mühe und ohne Zwang zusammenstellen. Er hatte sie als Zweiundzwanzigjähriger verkündet in seiner Schrift ‚Von deutscher Baukunst':

Die charakteristische Kunst ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden; sie ist ganz und lebendig.

Und er hat sich zu ihr auf der Schwelle des höchsten Greisenalters bekannt:

Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eignen Kern und ihrem eignen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung eines andern. — Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält.

Schon einmal hatte sich ein großer deutscher Künstler in die Fremde verirrt: Wolfram von Eschenbach, der Dichter des Parzival. Deutsches Empfinden deutscher Menschen hatte er in französische Lebensformen ergossen. An ihn erinnern uns manche Gebilde aus Goethes zweiter Lebenshälfte. Kerndeutsche Menschen, Hermann und Dorothea, müssen Kerndeutsches in griechischen Hexametern aussprechen. Deutsche Siegesfeier kleidet sich in die griechischen Gewänder des

Epimenides. Grundfragen menſchlicher Hochbildung dürfen nur von den Schattengeſtalten der griechiſchen Pandora-Sage erörtert werden, und der Läuterungsweg Fauſts führt durch die klaſſiſche Walpurgisnacht.

Unzweifelhaft liegt in Goethes Griechentum eine nicht zu unterſchätzende Gefahr für die Allgemeinverſtändlichkeit vieler ſeiner Dichtungen im Ganzen und im Einzelnen. Daß kommende Geſchlechter nur mit Hilfe von reichlichen Anmerkungen wichtige Werke und Stellen Goethes verſtehen werden, iſt mit Beſtimmtheit vorauszuſagen. Ein Beiſpiel für unzählige: wie viele ſehr gebildete heutige Leſer wiſſen genau, was die Verſe im Taſſo (2, 2) bedeuten: „... des Dichters Lippe, die ſüßeſte, die je von frühem Honig genährt war“? Schon heute muß durch eine Anmerkung auf die altgriechiſche Sage vom ſchlafenden Knaben Pindar und den ihn nährenden Honigbienen hingewieſen werden.

Schiller, der Dichter des Sehnſuchtliedes von den Göttern Griechenlands, hatte ſich eine ſtrengere Auffaſſung der griechiſchen Kunſt bewahrt. Als Mittel war ſie ihm wertvoll: ‚Ich bedarf ihrer [der Alten] im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen‘, und gar: ‚In den nächſten Jahren leſe ich keine modernen Schriftſteller mehr‘ (1788). Doch ſchon 1789 ſchrieb er in ſeiner Anzeige von Goethes Iphigenie: ‚Zu der reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil es ihr am freien, ſich ſelbſt beſtimmenden Weſen fehlte. Die griechiſche Weiblichkeit und das Verhältnis beider Geſchlechter zu einander bei dieſem Volke, ſo wie beides bei den Poeten erſcheint, iſt doch immer ſehr wenig äſthetiſch und im Ganzen ſehr geiſtleer‘, und er bezeichnete Goethes Werk als einen Fortſchritt über das Drama der Griechen hinaus.

Da ſich die Anhänger der ‚humaniſtiſchen‘ Jugenderziehung auf vereinzelte Ausſprüche Goethes zu berufen pflegen, ſo ſei hervorgehoben, daß Goethe niemals das Griechiſche, überhaupt die alten Sprachen an ſich, für höchſtes oder gar einziges Bildungsmittel erklärt hat. Seine Anſicht von den Wegen zur Bildung iſt genau dieſelbe, die von den heutigen ſtrengen Beurteilern unſrer humaniſtiſchen Schulen vertreten wird. Zu dem großen Philologen Gottfried Hermann hat ſich Goethe, der Schüler der Griechen, rückhaltlos über dieſe wichtige Frage ausgeſprochen:

Schon faſt ſeit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt deſſen, der ſie treibt, und es iſt ein rechtes Glück, daß die Natur dazwiſchen getreten iſt, das Intereſſe an ſich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es iſt keineswegs nötig, daß alle Menſchen Humaniora treiben. Die Kenntniſſe, hiſtoriſch, antiquariſch, belletriſtiſch und artiſtiſch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, ſind doch ſo divulgiert, daß ſie nicht unmittelbar an den Alten abſtrahiert zu werden brauchen; es müßte denn einer ſein Leben hineinſtecken wollen. Dann aber wird dieſe Kultur doch nur wieder eine einſeitige, die vor jeder andern einſeitigen nichts voraus hat, ja, noch obenein nachſteht, indem ſie nicht produktiv werden und ſein kann.

Aus gleicher Denkweiſe äußerte ſich der Fünfundſiebzigjährige über den Wert der antiken Geſchichte für unſere Jugendbildung:

Die römiſche Geſchichte iſt für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir ſind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäſar nicht widerſtehen ſollten. So

auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstücktung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Letpzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen.

Wie erst hätte Goethe über die deutschen Helden und ihre Heerführer im Weltkriege geurteilt!

Achter Abschnitt.

Die natürliche Tochter und dramatische Kleinigkeiten.

‚Mein Liebling Eugenie'. (Goethe in den Annalen.)

Das Musterstück des aus Goethes Auffassung vom Griechentum geschöpften neuen Stiles ist die **Natürliche Tochter.** Es ist das erste und allein ausgeführte eines Dramendreispiels, von dem es bei Goethe heißt: ‚In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich manches Jahr über die Französische Revolution und ihre Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernst niederzulegen gedachte.' Mit geziemendem Ernst; denn daß ein Dichter und Charakter wie Goethe ein Weltereignis wie die Französische Revolution nicht mit Späßen wie Großkophta und Bürgergeneral innerlich abgetan glauben konnte, ist klar. Mehr als ein Jahrzehnt nach dem Ausbruch der Revolution gibt ihm ein scheinbarer Zufall den Anstoß zu einer nach seiner Ansicht würdigen Kunstdarstellung der Grundursachen jener Weltwende. Im November 1799 sieht er bei Schiller in Jena die 1798 erschienenen Mémoires historiques de Stéphanie Louise de Bourbon-Conti. Ecrits par elle-même. Schiller empfiehlt sie ihm als merkwürdig, Goethe nimmt den ersten Band mit, liest ihn, bittet schon am nächsten Tage um die Fortsetzung. Am 6. Dezember verzeichnet er im Tagebuch: ‚Die natürliche Tochter.'

Ein ähnlicher Fall wie mit der Denkschrift Beaumarchais' ein Vierteljahrhundert zuvor und ihrer Bearbeitung zu dem gegenwartsgeschichtlichen Drama Clavigo. Die Ähnlichkeit lag noch darin, daß die prinzeßliche Verfasserin, die natürliche Tochter Ludwigs von Bourbon-Conti, eines Prinzen von königlichem Geblüt, und einer Herzogin von Mazarin, zurzeit öffentliche Klage führte über ein ihr angetanes schweres Unrecht. Der König, Ludwig 15., habe ihr zugesagt, sie als Prinzessin anzuerkennen; da hätten die von ihrer unehelichen Mutter und einem ehelichen Halbbruder angezettelten verbrecherischen Ränke sie um Freiheit und Zukunft betrogen. Neuere Forscher haben die Richtigkeit des größten Teiles ihrer Anklagen erwiesen.

Tief ergriffen von dem Schickſal dieſer unglücklichen Frau faßte Goethe den Plan, es zum Sinnbilddrama des Ganges der Franzöſiſchen Revolution zu geſtalten. Vom Herbſte 1799 bis in den Frühling 1803 dauerte die, durch Krankheit und Zerſtreuungen mehrfach unterbrochene, Arbeit; am 2. April 1803 ſchritt das Stück über die Weimarer Hofbühne mit dem Zettelvermerk: ‚Die natürliche Tochter. Erſter Teil.‘ Eine zweite Aufführung fand erſt 1805 ſtatt.

Das Drama mit dem ungeſchickten Titel — Goethe nannte es in Briefen und Tagebüchern mit Vorliebe und ſchöner Eugenie — war, trotz ſeinem zeitgeſchichtlichen Erlebnisgehalt, eine höchſt perſönliche Schöpfung, und der Dichter hat ihr bis zuletzt eine beſondere Zärtlichkeit bewahrt. Schon dies ſollte zu einer weniger liebloſen Betrachtung des Werkes zwingen, als ihm von jeher widerfahren iſt. Mitten in die Arbeit an der Eugenie, wie das Drama fortan hier genannt ſei, fiel Goethes lebensgefährliche Krankheit zu Anfang 1801. Sein Sohn Auguſt war damals elf Jahre alt, und wir fühlen des ſchwerkranken Vaters quälende Sorge um das Geſchick des einzigen ihm gebliebenen Kindes. Die Stein berichtet, ausnahmsweiſe ohne gehäſſigen Zuſatz, Goethe habe in jenen ſchrecklichen Stunden beim Anblick Auguſts heftig geweint. Im Dezember 1802 ſtarb ihm ein Töchterlein bald nach der Geburt, — verzweifelt wand ſich der Vater am Boden. Schon vor ſeiner Erkrankung hatte er in der ‚Achilleïs‘ der Mutter Achills, Thetis, erſchütternde Klagen über den ſicher drohenden Tod des geliebten Sohnes auf die Lippen gelegt. Die erſten drei Akte der Eugenie ſind beſeelt von den Schmerzgefühlen des herzoglichen Vaters um die Tochter, deren Tod ihm von Betrügern vorgeſpiegelt wird, und es iſt unbegreiflich, wie ſo vielen Zeitgenoſſen, ja den meiſten ſpäteren Leſern dieſer Herzensuntergrund der Dichtung verſchloſſen bleiben konnte. In keinem zweiten Werke hat Goethe ſo innige, uns ergreifende Töne echten Menſchenſchmerzes um den Tod eines heißgeliebten Weſens angeſtimmt:

Herzog: Unſel'ges Licht! Du ruſſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtſein dieſer Welt zurück
Und meiner ſelbſt. Wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks! —
Sie war die Seele dieſes ganzen Hauſes.
Wie ſchwebte beim Erwachen ſonſt das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen!
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geiſtreich, herzlich Blatt, zum Morgengruß. —
Die Hoffnung, ſie zu ſehen, gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einz'gen Reiz.

Für die Gefühlsechtheit dieſer Klage gibt es einen rührenden Beweis. Als Victor Hugo eine Tochter im Alter von Goethes Eugenie durch einen Unglücksfall verloren hatte und ihr die Totenklage ſang, da fand er dieſelben Gedanken, faſt mit denſelben, nur gehäufteren Worten, wie der Vater bei Goethe! Und doch hatte der franzöſiſche Dichter gewiß die Eugenie nicht geleſen, ſchwerlich je von ihr gehört. Hugos Gedicht in den Contemplations iſt zu lang für den Abdruck; man wird nicht ohne Bewegung dieſe paar Verſe leſen:

Elle avait pris ce pli dans son âge enfantin
De venir dans ma chambre un peu chaque matin.
Je l'attendais ainsi qu'un rayon qu'on espère.
Elle entrait et disait: „Bonjour, mon petit père",
Prenait ma plume, ouvrait mes livres, s'asseyait
Sur mon lit, dérangeait mes papiers et riait,
Puis soudain s'en allait comme un oiseau qui passe.
Alors, je reprenais, la tête un peu moins lasse,
Mon œuvre interrompue, et tout en écrivant,
Parmi mes manuscrits je rencontrais souvent
Quelque arabesque folle et qu'elle avait tracée,
Et mainte page blanche entre ses mains froissée,
Où, je ne sais comment, venaient mes plus doux vers.

Und welchen Ton ſchlägt Goethe an, als ſolchem heiligem Gefühl die Liebe des Jünglings zur Geliebten entgegengehalten wird:

Herzog: Vergleiche doch die jugendliche Glut,
Die ſelbſtiſchen Beſitz, verzehrend, haſcht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der, entzückt,
In heil'gem Anſchau'n ſtille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Rieſenſchritten freut!
Der Liebe Sehnſucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft iſt des Vaters Eigentum.
Dort liegen ſeiner Zukunft weite Felder,
Dort ſeiner Saaten keimender Genuß.

An herzrührenden Schönheiten dieſer Art iſt kein Mangel in dem Stück, das ein oberflächlicher zeitgenöſſiſcher Beſprecher, Huber, nannte: ‚ziemlich ſo marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die Säle des Herzogs oder Königs dachten'. Seitdem wurde das Gerede von der Marmorglätte und Marmorkälte immer aufs neue nachgeredet, und den meiſten befangenen Verehrern Goethes gilt die Eugenie ungefähr für ſo unlesbar wie Klopſtocks Meſſias. Wer von der Marmorkälte dieſes Dramas ſpricht, hat es entweder nicht geleſen, oder ſein eignes Gefühlsleben iſt nicht in Ordnung. Eugenie iſt eines der ſeelenwärmſten Werke Goethes, und wenn ſie trotzdem zu ſeinen verunglückten Dramen gezählt werden muß, ſo ſind die Gründe ganz andre als Kälte des Gefühls, vielmehr Gründe des Stoffes und des Stils.

Die uneheliche, durch teufliſche Niedertracht um ihre eheliche Anerkennung betrogene, verfolgte, geknebelte Prinzeſſin aus königlichem Blut — eine Sinnbildgeſtalt des geknechteten franzöſiſchen Volkes! In dieſer ſeltſamen, unmöglichen Umſtilung der einfachen Wirklichkeit liegt der Krankheits- und Todeskeim dieſer Dichtung. Wie gleichgültig war das Schickſal einer unbekannten übelbehandelten Halbprinzeſſin angeſichts der jahrhundertelangen Unterdrückung und Ausplünderung eines ganzen großen Volkes durch gewiſſenloſe Herrſcher und ihre Günſtlinge! Um die Wiedereroberung der Menſchenrechte wurde gekämpft, und Goethe glaubte, das Sinnbild dieſes Rieſenkampfes in dem Rechtſtreit einer beliebigen Prinzeſſin Conti um das Einſetzen in ihre doch ſehr zweifelhaften Rechte und Vorrechte gefunden zu haben. Dabei hat das traurige Geſchick dieſer Prinzeſſin nicht das Geringſte mit der Staatsgeſchichte, mit dem Aufſtreben eines

Standes aus dem Sklavenjoche zur Bürgerfreiheit zu tun. Eugenie ist nicht das Opfer einer schändlichen Regierung, sondern eines schurkischen Halbbruders, der die Teilung des väterlichen Vermögens mit der Schwester nicht dulden will und gefügige Werkzeuge seiner Verbrechen mit Geld erkauft.

Der brüchige Sinnbildwert seines Dramas ist Goethen nicht ganz entgangen. Hier und da versucht er, hinter dem Einzelgeschick Eugeniens den Staat erscheinen zu lassen (3, 1):

Weltgeistlicher: O! dieses Mädchens trauriges Geschick
Verschwindet wie ein Bach im Ozean,
Wenn ich bedenke, wie verborgen ihr
Zu mächtiger Parteigewalt euch hebt
Und an die Stelle der Gebietenden,
Mit frecher List, euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre streben auch,
Euch widerstrebend, nach demselben Zweck.
So untergrabt ihr Vaterland und Thron.

Oder wenn Eugenie klagt (4, 2):

Der inn're Zwist unsicherer Parteien,
Der nur in düstern Höhlen sich geneckt,
Er bricht vielleicht ins Freie bald hervor;
Und was mich erst als Furcht und Sorg' umgeben,
Entscheidet sich, indem es mich vernichtet,
Und droht Vernichtung aller Welt umher —

und wenn der Gerichtsrat ihr erwidert:

Du jammerst mich! Das Schicksal einer Welt
Verkündest du nach deinem Schmerzgefühl.

Natürlich können solche nicht aus dem Wesen des Stückes, sondern aus der Absicht des Dichters geschöpfte Sätze die Eugenie nicht zu einem wahrhaft weltgeschichtlichen Drama machen, und Börnes Wort: ‚Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen, sieht Goethe in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte', enthält mehr als ein Körnchen Wahrheit.

Bezeichnend für Goethes Stilwandel ist die Stelle, wo ihm einfällt, daß es so zu sagen auch ein Volk gibt. In der äußersten Bedrängnis will Eugenie es zu ihrer Befreiung aufrufen: sie führt ihr Vorhaben erfolglos aus, also ein ganz ähnlicher Auftritt wie Klärchens Aufrufen des Volkes zur Befreiung Egmonts. Doch Goethe wagte auf dieser Stufe nicht mehr, uns ein solches, allerdings der Umstilung widerstrebendes Bild des wirklichen Lebens vor die Augen zu stellen; diese so wichtige Begebenheit wird uns nur erzählt, wie die französischen Nachahmer des griechischen Dramas alles Entscheidende und Lebensvolle hinter die Kulissen verlegten.

Und der König? Dieser gütige, weisheitvolle, hochgesinnte Herrscher läßt ja jeden Gedanken an eine irgendwie berechtigte Veränderung, geschweige eine blutige Umwälzung, als vollkommen verrückt und verbrecherisch erscheinen. Welch ein hochsinniger, untadliger König, der da verheißt (1,5):

O! wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge;

Begnügte sollten unter niederm Dach,
Begnügte sollten im Palaste wohnen,
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Und dieser König soll als eine Sinnbildgestalt Ludwigs des 16. erscheinen?

Aber Ludwig der 16. war garnicht gemeint, überhaupt kein König der Geschichte. Menschen und Dinge sollten ja nicht wirklich, sondern sinnbildlich, gattungsmäßig sein, — ‚Keine Personen, sondern Rubriken', wie es einmal in den Wanderjahren für einen ähnlichen Fall heißt. Schiller, der sich selbst wohl hütete, seine Lehre in Tat umzusetzen, schrieb über die Eugenie an W. von Humboldt (18. 8. 1803): ‚Die hohe Symbolik, mit der Goethe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswert'. Diese ganz unter Goethes geistigem Einfluß geschriebenen Worte sind, bei aller Hochachtung für Schiller, nicht viel mehr als Worte, denn was ist ein Drama mit einer so hohen Symbolik, daß aller Zeit- und Menschenstoff vertilgt ist? Und hat uns nicht Goethe selber gelehrt, daß hinter jedem Besondern ohne alle Absicht des Dichters das Allgemeine steht, wenn nur das Besondere künstlerisch bedeutsam ist? Zu Eckermann sagte er einmal (11. 6. 1825): ‚Der Poet soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dies nur etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen', — und: ‚Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt.' In den ‚Maximen und Reflexionen' steht die gewichtige Bemerkung:

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie: sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen.

Goethe hatte im Werther, Schiller in Kabale und Liebe Sonderfälle dargestellt, und doch — welcher großartige Symbolsinn wohnt beiden ganz unsymbolisch beabsichtigten Werken bei! Aber auf der Höhe seines Strebens nach dem Symbolstil, im Faust-Vorspiel auf dem Theater, ließ ja Goethe seinen Dichter sprechen: ‚Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?'

Zum Vertilgen alles Stoffartigen mußten Zeit, Land, Menschen unbenannt bleiben; nur seiner geliebten Heldin verlieh Goethe, in Auflehnung gegen den weltlichen Makel der ‚Natürlichkeit' ihrer Geburt, den Namen Eugenie, ‚die Edelgebarne'. In Hermann und Dorothea gab es zwar nur diese beiden Namen, doch wurden Land und Zeit deutlich bezeichnet. In der Eugenie erfahren wir niemals, wo wir sind, — aber was gewinnt der Dichter damit? Daß er weitläufige Umschreibungen statt einer kurzen Ortsangabe machen muß. Der König fragt: ‚Wo sind wir, Oheim?' und der Herzog muß antworten: ‚Der Bach, der uns umrauscht, mein König, fließt Durch deines Dieners Fluren, die er' usw., wodurch der König schwerlich genau unterrichtet wird. Und wenn der Weltgeistliche fragt: ‚In welche Gegend habt ihr sie geschickt?', so muß der Sekretär der Symbolik zu Liebe antworten: ‚Zu dieses Reiches letztem Hafenplatz.'

Das zweite unheilbare Übel, gleichfalls eine Folge des absichtlichen Stilens, ist die Unnatur der Sprache sämtlicher Personen. Sie sprechen nicht eigentlich, sondern uneigentlich, denn das Uneigentliche erschien damals Goethen als Stil. Edle und Schurken sprechen die gleiche getönte und geschönte höchste Bildungssprache. Hören wir den einen der Banditen, den Sekretär, zu seiner Mitverschworenen deklamieren:

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße schütte,
Wenn sich die Morgenröte jenes Tags,
Der unsern Bund auf ewig gründen soll,
Am Horizonte feierlich erhebt —

so empört sich nicht nur unser Herz, sondern ebenso sehr unser Kunstgefühl: wir sehen die innere Form zu schwer verletzt.

Statt Schicksal heißt es ‚ein Herrschendes', statt Fürst ‚die obere Macht', statt Mittelstand oder Bürgertum ‚das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende', und der Gerichtsrat macht zuvor lange Umschweife, z. B.: ‚Der eitlen Schöpfung himmlisch Erdenglück', um dann kurz und verständlich zu sagen: ‚Der Ehstand ist es!' Goethe, unser großer Künstler der Natur, fiel derselben unnatürlichen Stilmode zum Opfer, an der die französischen Akademiker, die Delille, Lebrun usw. damals litten. Um das ‚unedle' Wort poire zu vermeiden, drechselte Delille drei Alexandriner mit zusammen 36 Silben. Und als Alfred de Vigny in seiner Othello-Übersetzung handkerchief durch mouchoir wiederzugeben wagte, fiel Shakespeares Drama in Paris durch. Bis zur Sprachwidrigkeit artete Goethes übergestilter Stil aus: ‚Im Hafen regt sich emsig schon die Fahrt'. Ja bis zum Schwulst; der nüchterne Gerichtsrat will sagen: Wenn die Sonne untergeht, muß aber auf Goethes Geheiß deklamieren: ‚Wenn Phöbus nun ein feuerwallend Lager sich bereitet.'

Die Gestalt der Eugenie, eine der rührendsten in Goethes Dramen, stände lebensvoller, heldischer vor uns, hätte der Dichter seinen jahrelang im Herzen gehegten Lieblingsplan eines Dreispiels ausführen dürfen. Doch wieviel Dichterkraft wäre drangesetzt und größtenteils verloren worden! Und sein Sinnbildziel, den Gang der Revolution bis zu einer entscheidenden Wende zu führen, wäre nach dem uns vorliegenden Plan der Fortsetzung trotzdem unerreicht geblieben. Eugenie allerdings, die sich Goethe zuletzt als Beistand des untergehenden Königtums gedacht, wäre ins Großartige gesteigert worden.

Über das eine vollendete Stück des Dreispiels hat Frau von Staël aus mangelnder Sprachkenntnis, wohl nach ihres Beraters, W. Schlegels, Urteil das Wort vom ‚noble ennui' geprägt. Die Handlung in der Natürlichen Tochter, soweit sie nicht durch das blutlose Stilen gelähmt wird, ist keineswegs langweilig. Die Unbehaglichkeit, ja der Widerwille des unbefangenen Lesers hat einen andern Grund: Spiel und Gegenspiel stehen allzu sehr außer Gleichgewicht. Auf der einen Seite Eugenie in fürchterlicher Einsamkeit, denn der Himmel ist hoch, König und Herzog unerreichbar fern; der sich ihr als Erretter

von der Todverbannung ins Fieberland anbietende Gerichtsrat handelt für sich, nicht für sie. Gegen sie verschworen ist eine Bande von Nichtswürdigen in wenig unterscheidbaren Abstufungen. So leidet man gradezu körperlich unter dem Anblick dieses völlig ungleichen, darum undramatischen Kampfes. Körners Urteil an Schiller traf den Kern der Sache: ‚Für jeden, den der Stoff überwältigt, muß dies Stück unausstehlich sein, je lebhafter er fühlt.' Und wem gelänge das Unmögliche, bei einem Drama mit Menschenschicksalen von diesem Stoffe des Dramas ganz abzusehen!

Hinzu kommt das Übermaß der Niedertracht des Sekretärs und des Weltgeistlichen in den Gesprächen mit dem schmerzgebeugten Herzog. Wenn diese Schurken in feierlich gestilten Reden den trostlos jammernden Vater anfalbadern: (‚Das ungeheuer Unerwartete Bedrängt dich fürchterlich, erhabner Mann' — ‚Des edlen Pflichtgefühles Übung gibt, Ach! unsrer Unvergeßlichen den Tod' — ‚So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt Dem Augenblick unendlichen Gehalt'), so wird unser Widerwille unerträglich, und alle Stilungskünste des Dichters verstärken nur den Eindruck innerster Stillosigkeit. Der Herzog wird durch dieses Gerede im Stelzenstil nicht getröstet; wir aber werden gemartert, und die dramatisch sühnende Strafgerechtigkeit bekommen wir nicht zu sehen. — Übrigens hatte Goethe schon die scheußliche alte Barbara im Wilhelm Meister genau so hochgestilt sprechen lassen wie das Verbrecherpaar in der Natürlichen Tochter.

*

Im Kopf und im Herzen des vielseeligen Dichters, den das erdachte Schicksal des Opfers einer wirklichen Weltumwälzung zu Tränen rührte, fanden zugleich des Lebens heitre Spiele Raum, wie der Tag sie ihm bot oder von ihm forderte. Inmitten der entwerfenden und ausführenden Tätigkeit an der Eugenie legte das Jahrhundertende dem Theaterleiter Goethe Amtspflichten auf. Zum letzten Geburtstag der Herzogin Amalia im alten Jahrhundert, dem 24. Oktober 1800, dichtete er ein kleines Maskendrama **Palaephron und Neoterpe** (Altgesinnt und Neuvergnügt), ein symbolisches oder allegorisches Bühnenspiel der Gegensätze der alten und neuen Zeit. Herr Altgesinnt, begleitet von Griesgram und Haberecht, streitet mit Frau Neuvergnügt, welcher Gelbschnabel und Naseweis folgen, wie eben alte und neue Kunst zu streiten pflegen. Nachdem die Vertreter der beiden Menschenalter ihre garstigen Begleiter davongeschickt, versöhnen sie sich und huldigen vereint der fürstlichen Bürgerin zweier Jahrhunderte. Von den höfischen Festspielen Goethes nach der Lebensmitte ist dieses eines der geistvollsten.

Zur Weihe des Neubaues des Lauchstädter Theaterchens (vgl. S. 518) im Juni 1802 schrieb Goethe ein Vorspiel in Prosa: **Was wir bringen**, in dem muntern Ton etwa der ‚Fischerin', mit einem liebenswürdigen Gemisch aus gemütlicher Alltagswirklichkeit und sinnbildlich-mythologischem Aufputz. Merkur, Phone (Stimme), Pathos behaben sich ganz menschlich, und die Nymphe wird

uns lieb, wenn sie das schöne Sonett spricht, dessen Schlußverse wir alle kennen:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Doch mit Recht nannte Schiller zu Körner solche ‚treffliche Stellen auf einen platten Dialog wie Sterne auf einen Bettlermantel geflickt'.

Wären die **Maskenzüge**, die Goethe 1798 und 1802 für Hoffestlichkeiten schreiben mußte, ungedruckt geblieben, niemand weinte solchen Verlusten eine Träne nach. Wir trösten uns sogar über die hieran vergeudete Zeit, wenn wir wahrnehmen, daß Goethe sich's gar leicht gemacht hat. In dem Maskenzuge von 1798 stehen z. B. diese Verse, die Kotzebue oder Matthisson ebenso gut oder besser verfertigt hätte:

In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen alles, was es litt,
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

Die stete Not des Hoftheaterleiters Goethe um neue spielbare Stücke, dazu gelegentliche ‚Ermangelung des Gefühls eigner Produktion' ließen ihn sogar zum Übersetzer anderwärts erprobter Dramen werden: im Herbste 1799 bearbeitete er den **Mahomet**, im Sommer und Herbst 1800 den **Tankred** von Voltaire, beide nicht sklavisch, sondern mit künstlerischer Freiheit und meist zum Gewinn für diese wesentlich rednerischen Stücke des Franzosen. Als die beste Frucht dieser Nebenarbeiten Goethes ist uns Schillers schönes Gedicht geblieben: ‚An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte'. Schiller wußte, daß der Herzog trotz Goethes erziehendem Beispiel, im Herzensgrunde dem französischen Drama mehr als dem deutschen seiner Weimarischen Dichter zuneigte. Nicht gegen Goethe, sondern gegen das höfische Franzosentum richtete er die stolzen Verse:

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Auf allen seinen Lebensstufen ließ Goethe Kunsttrümmer zurück. ‚Wenn etwas ins Stocken gerät, so weiß man immer nicht, ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt' (Goethe an Zelter). In den meisten Fällen liegt sie ‚an uns': bei Goethe zumeist an seinem zu geringen Widerstande gegen höfische Ablenkungen. Schiller wußte, warum er zu Goethe schalt: ‚Es waltet ein unholder Geist über Ihren guten Vorsätzen und Hoffnungen. — Noch dazu läßt sich's gewissen Leuten nicht einmal begreiflich machen, welches das Opfer ist,

welches Sie bringen.' Nicht schade ist es um die Nichtvollendung eines Zweiten Teils der Zauberflöte, mit einer gewiß absichtsvoll an die Stein erinnernden zornwütigen Königin der Nacht; ebenso wenig um das Fallenlassen des Planes zu einem Epos Wilhelm Tell. Wenn Vischer meinte, ‚das wäre Goethes wahres Meisterwerk geworden', so ist der Zweifel erlaubt, ob Goethe nicht das Töten eines unmenschlichen Tyrannen ins Halbgemütliche, ja ins Idealische und Sinnbildliche umgebogen haben würde (vgl. S. 642). Heil dem Tage, wo er dem gebornen Gestalter eines solchen Stoffes sein Vorhaben förmlich abtrat!

Aus dem Nachlaß ist uns noch ein kleines dramatisches Bruchstück der Befreiung des Prometheus von 1797 bekannt geworden, ein Chor der Nereiden, — der Beweis, wie treu Goethe an den Lieblingsplänen seiner Jugend festhielt. Nach zehn Jahren nahm er seinen Prometheus-Stoff abermals auf und gewann ihm seine letzte bedeutsame dramatische Dichtung Pandora ab.

Neunter Abschnitt.

Der Symboldichter Goethe.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Stil und Symbol sind die zwei Leit-Worte und -Begriffe des Dichters und des Denkers Goethe nach der Mitte seines Lebens. Was er unter Stil verstand und übte, hat uns die Natürliche Tochter am deutlichsten gezeigt; auch für die symbolische Auffassung der Menschenwelt und ihrer Geschehnisse ist sie das Musterbeispiel. Das Symbolwesen spielt aber eine so beherrschende Rolle in Goethes späterm Schaffen und Forschen; es durchdringt sein Dichterwerk, einen Teil der Lyrik eingeschlossen, seine Naturwissenschaft, ja sein Leben mit solcher umformenden Gewalt, daß eine nähere Betrachtung dieses seines Wesenstriebes unerläßlich ist.

Anschauen und Bild hatten seiner Dichtersprache, sogar seinem Briefstil, von frühauf das Gepräge aufgedrückt. Jede dichterische Probe, jeder Brief in den ersten Abschnitten dieses Buches zeigt den Bildstempel. Kestner schreibt aus Wetzlar über Goethe an einen Freund: ‚Er pflegt selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken kann; wenn er aber älter werde, hoffe er, die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.' Das Gegenteil trat ein: je älter, desto uneigentlicher wurde sein Ausdruck, noch uneigentlicher seine Denkweise; ‚Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist' (an die Stein, 10. 12. 1777).

Der Hang zum Versteckspiel mit der eignen Persönlichkeit, von ihm selbst an Schiller berichtet (vgl. S. 578), wurzelte so tief im Kern seines Menschenwesens,

daß er ihm an vielen Wendepunkten des Lebens nachgab. Verkleidet trat er zuerst in das Sesenheimer Pfarrhaus; unter angenommenem Namen besuchte er auf der Winterreise im Harz seinen Schützling Plessing; als ein Kaufmann Möller reiste er nach Italien und bewahrte diese Verkleidung hartnäckig in Rom den deutschen Künstlern gegenüber.

Die höfischen Maskenfeste mit ihrer Sinnbilderei in Gestalten und Warten waren ganz nach seinem Wunsche, und mit Vergnügen beteiligte er sich an ihnen als Mitspieler, nicht bloß als Festdichter. Am Hofe war ja das Uneigentlichsein die Regel; nur im vertrautesten Verkehr mit den fürstlichen Freunden durfte man den eigentlichen Menschen zeigen.

Doch schon viele der Frankfurter Jugendwerke waren ja Verkleidungstücke gewesen, fast sämtliche Fastnachtspiele Schlüsseldramen. Uneigentlich sah und hörte man einen Pater Brey, eine unbekannte Leonora, einen ebenso unbekannten Balandrina; die Eingeweihten, zu denen heute die Gaethe-Forscher bis zum gewissen Grade gehören, sahen hinter den uneigentlichen Menschen die eigentlichen: Leuchsenring, Karoline Flachsland, Herder. Dasselbe gilt vom Satyros und den beiden Jahrmarktsfesten zu Plundersweilern.

Uneigentlich tritt im Götz ein Bruder Martin auf; er sollte das Sinngebilde sein für den eigentlich gemeinten Martin Luther. Ist aber nicht schon der ganze Götz aus einer sinnbildernden Denkform entstanden? Götzens Lebensgeschichte war eine bunte Kette von Rauf- und Fehdehändeln, spannend zu lesen, ohne starken Nachklang bei allen andern, die sie vor Goethe gelesen hatten. Mit seinen Schicksalsaugen, denen das Vergangene nicht vorüber, erblickte dieser Jüngling eine unsichtbare, nie wirklich gewesene Welt hinter der sichtbaren; ahnte er ein Empfinden und Streben, das hoch hinausragte über das Einzelwesen Götz von Berlichingen; drang er in die Urtriebe der deutschen Menschheit und schuf ein Werk, bei dem wir fühlen: hier klopft der Herzschlag eines höheren Lebens als der geschichtlichen Wirklichkeit. Die Traumgestalt Klärchens am Schlusse des Egmont war schon reingedanklich beabsichtigt: sie bedeutet nicht einen Menschen, sondern einen Begriff, die Freiheit, geht also in die Allegorie über, deren Grenzlinien gegenüber dem Symbol ohnehin nicht scharf gezogen sind, auch nicht bei Goethe.

‚Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären', heißt ein Gaethischer Spruch aus dem Alter. Mit vereinzelten Ausnahmen ist sein ganzes dramatisches und erzählendes Dichterwerk ein großes Gleichnis, Sinngebild, zugleich uneigentlich und eigentlich gemeint. Wie sollte das anders sein bei einem Dichter, der nur Selbsterlebtes, äußeres oder inneres, künstlerisch nachbilden konnte! Hinter jeder Gestalt steht ja er selbst oder ein ihm bekannter Mensch; in jedem Satze klingt ein von ihm gedachter oder gehörter Gedanke mit. Egmont ist eine Symbolgestalt für Goethe selber; doch schon Weislingen war eine gewesen, — nur daß man Symbol und Abklatsch nicht verwechseln darf. Wenn sich der junge Gaethe als von Faustischem Wissensdurst gequält und getrieben bekennt und im Sturm eines erschütternden Ereignisses

den Plan zu einer Faufttragödie faßt, ſo haben wir hier das Symboldrama der geiſtig ringenden Menſchheit, emporgewachſen aus einer ringenden Jünglingſeele.

Nicht das Geſchick eines einzelnen, Oreſt genannten unſeligen Menſchen, der des grauſigſten Verbrechens unſchuldig ſchuldig geworden, ließ in Goethes Hirn den Gedanken an ein rührendes Drama Iphigenie aufſteigen. Oreſt wird ihm zur Symbolgeſtalt für unſühnbare Schuld überhaupt, zunächſt allerdings für des Dichters eigne Gewiſſensqual; Iphigenie, urſprünglich nur die Schweſter des Muttermörders, ſteigert ſich zum Sinnbild für die ſühnende reine Menſchlichkeit aller Zeiten, aller Zonen.

Ebenſo hat nicht die unerquickliche Einzelgeſchichte eines unglücklichen altitalieniſchen, nur von Wenigen noch geleſenen Dichters an einem uns gleichgültigen alten Fürſtenhof zu Ferrara, ſondern der ſinnbildliche Wert dieſer Begebenheiten für das Verhältnis des Idealmenſchen zur idealloſen Wirklichkeit das Drama Taſſo in Goethe als eine dichteriſche Notwendigkeit aufſteigen und ſie bezwingen laſſen. Und nimmermehr hätte ſich Goethe durch die hübſche Anekdote in einem alten Zeitbericht über die Salzburgiſchen proteſtantiſchen Auswanderer zu Hermann und Dorothea anreizen laſſen, wäre nicht ſeinen Seheraugen hinter dieſen armen Menſchen der Vorhang unendlich größerer Weltbegebenheiten emporgerollt. So darf, ohne den Dingen Gewalt anzutun, auch Hermann und Dorothea als eine Goethiſche Symboldichtung gelten.

Von ſolchen Werken wie Epimenides, Pandora, dem zweiten Fauſt braucht ihre Symbolnatur nur ausgeſprochen zu werden, und für die Natürliche Tochter haben wir Goethes eignes Zeugnis. Ein Gegenſtand wie die Stiftung des Weimariſchen Ordens vom weißen Falken war für ihn wie geſchaffen zum Schwelgen in ſinnbildlichen Beziehungen: man genieße ſie in ſeiner Feierrede vom 30. Januar 1816.

*

Der Unterſchied zwiſchen der Goethiſchen Symbolik in den Werken der erſten und der zweiten Schaffenshälfte iſt einer des Grades, nicht des Weſens. Die Vollkraft der Jugend mindert, die ſinkende des Alters ſteigert ſeinen Trieb zur Symboldichtung. Mit ſcharfem Blick hob ſchon Hebbel hervor: ‚Goethe hatte von jeher einen Hang zum Allegoriſieren. Er zeigt ſich z. B. im erſten Teil des Fauſt, wo der ſterbende Valentin die Schande malt; in der Iphigenie, wenn Iphigenie im Moment der höchſten Erregung die Erfüllung als Göttin anredet.‘ Unbewußtes Symbol war ihm Götz für den Kämpen der kaiſerlichen Gewalt gegen die Kleinfürſten. Auch beim Werther war ſich Goethe nur bewußt, eigne Leiden auszuſprechen; erſt nachher kam ihm der Gedanke, zugleich der Zeitſtimmung den Ausdruck geliehen zu haben. Schon bewußteres Symbol war Egmont für die Lebenskunſt, die eben nur ſorglos leben lehrt. Vollbewußte Symbolwerke waren Urfauſt, Iphigenie, Taſſo, nur daß hier die Wage noch zu Gunſten des reinen Menſchenſchaffens ausſchlug. ‚So laßt mich *ſcheinen*, bis ich *werde*‘, ſingt Mignon. Bei Hermann und Dorothea, ja noch beim Gedicht von Achilleus’ Tode ſchwebten die Schalen zwiſchen Symbol und Einzelbildnerei

im Gleichgewicht. Den Wendepunkt bezeichnet ein wichtiger Brief an Schiller vom 16. August 1797. Von da ab senkte sich die Schale der Symbolik tiefer und tiefer, bis der mehr als Achtzigjährige sein Lebenswerk abschloß mit dem Triumph des Symbolismus: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Goethe war sich über diesen natürlichen Vorgang klar: ‚Die Jugend habe Varietät und Spezifikation, das Alter aber die Genera, ja die Familias', und er berief sich auf den greisen Tizian, der zuletzt den Samt nur symbolisch gemalt habe. Vom Faust meinte er, ‚er endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker'. Bis in solche Schriften, die nur ein berichtendes Abbild der geschauten Wirklichkeit bieten wollen, dringt das Goethische Symboldenken ein. Nach dem glänzenden Gemälde des Römischen Karnevals ergeht er sich unter der Überschrift ‚Aschermittwoch' in Vergleichen des ausschweifenden Festes mit dem Menschenleben, und diese Betrachtungen klingen nicht wie hinterher angestellt, sondern unmittelbar aus der Sinnenwelt geschöpft:

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Teilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske vom Balkon oder vom Gerüste nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße nur Schritt vor Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Selbst dem Pferderennen des Karnevals sieht er eine lebenssinnbildliche Bedeutung ab.

Mit welcher Lust er, wo es anging, auch wo es übel anging, hineingeheimnißt hat, zeigen uns die Weissagungen des Bakis, das Märchen, Wilhelm Meister, besonders die Wanderjahre, das Bruchstückgedicht Die Geheimnisse und so vieles andre. Man achte ferner auf solche sprachliche Symbolik wie das Verstecken des Ichs hinter das unbekannte ‚Man'. In den Annalen behandelte er sich selbst symbolisch: ‚Man fühlt die Notwendigkeit einer freieren Form und schlägt sich auf die englische Seite.' Dieses Man ist der Berichterstatter Goethe. Ja selbst in Familienbriefe schleicht sich das symbolische Man ein; an Christiane heißt es 1813 einmal: ‚Nun wünscht man, recht wohl zu leben, und hofft auf die Fortsetzung.' Eines der Goethischen Lieblingsworte, zumal im Alterstil, ist ‚bedeutend'; er gebraucht es fast durchweg in dem Sinne, daß es etwas Andres, Jenseitiges ‚bedeute'.

In zahlreichen Aussprüchen hat er selbst bekannt, daß er sich und sein ganzes Tun symbolisch betrachte. Hinter allem Einzelnen sah er und wollte er gesehn wissen das Allgemeine: ‚Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen' (in Kunst und Altertum, 1826). Zum Kanzler Müller äußerte er sich über den Wilhelm Meister (22. 1. 1821): ‚Es mache ihm Freude und Beruhigung, zu finden, daß der ganze Roman symbolisch sei, daß hinter den vorgeschobenen Personen etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege'. Ging er doch so weit, zu behaupten: ‚Den anscheinenden

Geringfügigkeiten des Wilhelm Meister liegt immer etwas Höheres zugrunde.' Und ganz allgemein über sein Lebenswerk: ‚Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln' (zu Eckermann, 2. 5. 1824). Bei solcher Auffassung mußte ihm, der sonst auf die Philosophen nicht viel gab, Schellings Wort von der Kunst als der ‚Darstellung des Unendlichen im Endlichen' aus der eignen Seele gesprochen sein.

Mit zunehmendem Alter steigert sich die Sinnbildnerei bei Goethe so sehr, daß jedes seiner Werke neben dem offen daliegenden Inhalt noch einen zu enträtselnden verbirgt. Darum sind die Werke seiner Greisenzeit das eigentliche Entzücken mancher Goethe-Forscher, leider weit weniger das der verehrenden Goethe-Genießer. Ein nicht vor Bewunderung zum Götzendiener gewordener Verehrer Goethes, Vischer, schrieb von dieser allegorischen Rätselei:

Hier ist nie ein Ding es selber;
Männer, Weiber, acta, facta,
Löwen, Hunde, Ochsen, Kälber
Sind Begriffe, sind abstracta.

In der Tat artet Goethes Symbolik, auch sie nach jenem unerbittlichen Geistesgesetz, das alles nicht ganz Natürliche beherrscht, in Manier aus. Nicht frei von Manier sind z. B. solche Titel wie ‚Novelle, Das Märchen, Elegie, Ballade'. Wer es aber drauf ablegt, die einfachsten Dinge zu verrätseln, der ermüdet den Leser, der doch oft genug mit einem das kopfzerbrechende Enträtseln nicht lohnenden Ergebnis obgefunden wird. Man kann dem in die Zeiten schauenden Greise die Freude nachfühlen, wenn er kommenden Geschlechtern Geheimnisse zu lösen geben möchte, wenn er z. B. über die Wanderjahre schreibt: ‚Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt so noch etwas Anderes dahinter, jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem.' Oder wenn er von den Wahlverwandtschaften zu Riemer sagte, er habe soziale Verhältnisse und ihre Konflikte symbolisch gesaßt darstellen wollen. Auch wenn er über den Abschluß des Faust am 1. Juni 1831 an Zelter schreibt, es handle sich, ‚dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache'. Die Nachwelt aber hält es mit Schiller, der, ohne dabei an Goethe zu denken, von solcher symbolischen Dichtweise, die nicht mehr aus der Anschauung holt, an Goethe selbst schrieb (2. 8. 1799): ‚Er (der Geist solches Dichters) empfängt dann seine Objekte von innen, und die Mißgeburten der allegorischen, der spitzfindigen und mystischen Darstellung entstehen.'

Zuletzt war Goethe, unser gegenständlichster Dichter und Denker, da angelangt, wo die Romantiker standen: ‚Wo der Kunst der Gegenstand gleichgültig, sie rein absolut wird, da ist die höchste Höhe' (September 1815), und: ‚Alles, was geschieht, ist Symbol' (2. 4. 1818 an Schubarth). Darum wollte er solche Stoffe wie Michael Kohlhas von Kleist nicht gelten lassen, weil sie nicht ‚typisch für den Weltlauf' seien! — So noch übler: zuletzt dichtete Goethe um des Sym-

bals willen das, was er nicht empfand: Kirchenfrömmigkeit am Schlusse der Wahlverwandtschaften, katholische Geheimlehre am Schlusse des zweiten Faust.

Wie jedoch immer in solchen Fällen der zur Manier ausartenden Abkehr von der reinschaffenden Kunst, so kann man hier wieder Goethe selbst als Richter über Goethe anrufen. An Schiller schrieb er während der Arbeit an der Eugenie (6. 4. 1801):

Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist.

Ja, er konnte sich gründlich ärgern, wenn er diesen Hang zur Symbolik bei andern Künstlern fand. Sein junger Freund Boisserée berichtet aus Goethes siebenundsiebzigstem Jahr:

Lebhaftes Gespräch über die Symboliker. Der alte Herr ist im Zorn gegen Schorn. ‚Ich bin ein Plastiker', auf die Büste der Juno Ludovisi im Saal zeigend, ‚habe gesucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in der erdrückenden Nähe, wie ombres chinoises; das hole der Teufel!'

Von welchem Einfluß Goethe der Symboliker auf die Romantiker gewesen, werden wir alsbald erfahren.

Zehnter Abschnitt.

Goethe und die Romantik.

Von dem kränklichen Klosterbruder [Wackenroder] und seinen Genossen rechnen wir kaum 20 Jahre, und dieses Geschlecht sehen wir schon in dem höchsten Unsinn verloren. (Goethe in dem Aufsatz ‚Neudeutsche religiös-patriotische Kunst').

Es hat schwerlich je einen zweiten großen Dichter gegeben, der mit solcher Unbefangenheit wie Goethe einer jeden neuen künstlerischen Erscheinung mit irgend welchem fruchtbaren Kern seine Künstlerseele geöffnet hat. Nach an viel mehr Tafeln als an der Homerischen und der Nibelungischen hat er geschmaust; er ist bei Shakespeare und den Franzosen zu Gast gewesen, hat mit den römischen Liebesdichtern und den Persern gebechert, und ob er gleich, mündig gewarden, die Griechen allen Andern vorzog, für diesen Lebensabschnitt und noch lange nachher spielte die Nibelungische Tafel eine mindestens so große Rolle wie nur je die Homerische.

Mit der Nibelungischen Tafel bezeichnete Goethe kurz die **Deutsche Romantik**. Seltsam genug, besonders unangenehm für die Anbeter der Macht des ‚Milieu': die Sehnsucht nach der mondbeglänzten Zaubernacht und der wundervollen Märchenwelt war ein Gewächs des nord- und mitteldeutschen Bodens; noch seltsamer: in Berlin, am Hochsitz der deutschen Aufklärung, unter den Augen ihres eifervollen Papstes Nicolai, war die Romantik zu einem Kunstlehrgebäude geworden. Dort lebten Tieck und Wackenroder; dort lernten

Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, die Tochter Moſes Mendelsſohns, einander kennen und lieben; in Berlin traten Tieck und Friedrich Schlegel zuerſt in Verkehr (1797); in der Berliner Dreifaltigkeitskirche predigte Schleiermacher über die Notwendigkeit einer Wiedergeburt der Religion, in Berlin ſchrieb er ſeine Verteidigungsbriefe für Friedrich Schlegels Lucinde. Neben Weimar gab es fortan eine zweite Hauptſtadt des deutſchen Geiſtes; und konnte ſie auch gegen die Wirkſtätte Goethes und Schillers an Glanz nicht aufkommen, — als das große Miſchgefäß neuer Gärſtoffe wurde Berlin ein Jahrzehnt nach Friedrichs des Großen Tode von entſcheidendem Wert für die deutſche Bildung.

Die erſten Keime allerdings zum Aufblühen der deutſchen Romantik waren in Jena gelegt worden, von den norddeutſchen Brüdern Schlegel, dem Berliner Tieck, dem Thüringer Hardenberg. Jena wurde um die Mitte der neunziger Jahre eine der Hofhaltſtädte der jungen Fürſten von der Romantik, die romantiſche Tochterſiedelung der klaſſiſchen Mutterſtadt Weimar. ‚Du und dein Bruder Friedrich‘, ſo ſchrieb Tieck nach Jahren in ſeiner Widmung des Phantaſus an Wilhelm Schlegel, ‚Schelling mit uns, wir alle jung und aufſtrebend, Novalis-Hardenberg, der oft zu uns herüberkam: dieſe Geiſter und ihre vielfältigen Plane, unſre Ausſichten in das Leben, Poeſie und Philoſophie bildeten gleichſam ununterbrochen ein Feſt.‘

Von den unzähligen Verſuchen der Romontiker, die Romantik zu erklären, worous wir mit Recht ſchließen, daß den Romantikern das Weſen ihrer angeblich nagelneuen Kunſt ein wenig dunkel geweſen, gibt es eine, von dem romantiſchſten der Frühromantiker, dem einzigen Dichter unter ihnen, von Novalis, die mit Goethes Anſicht von der Kunſt noch der Mitte ſeines Lebens vollkommen übereinſtimmt: ‚Romantiſieren heißt, dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Anſehen, dem Bekannten die Würde des Unbekonnten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben‘. Dieſe Seite der Romantik, ihr ſymboliſches Ausdeuten der Wirklichkeit, hat Goethen angezogen und bis zum gewiſſen Grade dauernd feſtgehalten, ſo widerwärtig ihm manche Perſonen unter den Romantikern waren:

Der graße Zwieſpalt, der ſich in der deutſchen Literatur heraartut, wirkte beſonders wegen der Nähe van Jena auf unſern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neuern ſtrebenden Philoſophie und einer daraus herzuleitenden Äſthetik, ahne viel auf Perſönlichkeiten zu achten, die nebenher im beſandern ein mutwilliges und freches Spiel trieben. (Annalen).

Weder eine Geſchichte der Romantik noch eine genaue Schilderung der einzelnen Romantiker darf hier gegeben werden; ſondern nur eine knappe Zuſammenfaſſung des Wichtigſten aus dem Verkehr Goethes mit dem jungen neben ihm empordrängenden Schriftſtellergeſchlecht. Da ſind zunöchſt die beiden Schlegel, Wilhelm und Friedrich, mit ihrer für alle literariſche Fragen der Zeit wichtigen weiblichen Nebenlinie: Karoline Michoelis-Böhmer-Schlegel-Schelling und Dorothea Mendelsſohn-Veit-Schlegel. Die mönnliche Hauptlinie ſchwärmte anfangs für Goethe mit all der wortreich überſchäumenden Begeiſterung, die zum Weſen der Romantiker gehört. Beſonders Friedrich konnte

sich garnicht erschöpfen in Überschwänglichkeiten wie der schon angeführten über Wilhelm Meister (S. 579), oder in gutgemeinten Verstiegenheiten wie in den ‚Fragmenten': ‚Goethes rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie.' Seine Briefanrede an Goethe lautet: ‚Verehrungswürdiger Freund!', während Wilhelm schreibt: ‚Mein verehrtester Freund und Meister!', ohne daß Goethe ihnen den ‚Freund' vor- oder nachgeschrieben. Wilhelm dichtete eine Riesenelegie ‚Die Kunst der Griechen' und widmete sie Goethen; Friedrich plante mit dem Bruder ein gemeinsames Werk über Goethe, das allerdings nie begonnen wurde.

Schiller bezeichnete an Körner Goethes Stellung zu den Schlegeln (5. 7. 1802) scharf, aber treffend: ‚Es ist seine Krankheit, sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält'. In der Tat hat Goethe sich von den romantischen Brüdern bald angezogen, bald abgestoßen gefühlt, bis es schließlich doch zum völligen Bruche kam. Wilhelms Drama Jon und Friedrichs Alarcos brachte er auf seine Bühne, nahm sich des ausgelachten letzten Stückes herrisch gegen die Lacher an (vgl. S. 523), beriet sich mit Wilhelm über die metrische Feile an den Römischen Elegien und Venezianischen Epigrammen, erkannte überhaupt mit sehr weitgehender Nachsicht alles Versprechende in ihrem Kunststreben an. Friedrichs Schrift ‚Fragmente' mit ihrer selbstbewußten Rücksichtslosigkeit schien ihm ein nicht zu verachtendes Gegengift gegen die ‚Olla potrida [Kraut und Rüben] unseres deutschen Journalismus', als eine Art nützlicher Fortsetzung der Xenien:

> Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, die Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Produkte sich verlieren, hat an einem solchen Wespennest, wie die Fragmente sind, einen fürchterlichen Gegner. — Bei allem, was Ihnen daran mit Recht mißfällt, kann man denn doch den Verfassern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen (an Schiller, 25. 7. 1798).

Schiller konnte sich mit den Romantikern, zumal mit den Brüdern Schlegel, nie wahrhaft befreunden. Er gab Goethen ‚einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sachen' bei den Schlegeln zu; ‚aber diese Tugend ist mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt, daß sie sehr viel von ihrem Wert und Nutzen verliert'. Mit der Zeit wurden seine Urteile immer strenger: ‚Weder für die Hervorbringung noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle, leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen', und über Friedrich im besondern: ‚Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch übel.'

Als Friedrich Schlegel aus seiner einseitigen Verhimmelung des Mittelalters den folgerechten Schluß zog, katholisch zu werden, war er für Goethe abgetan. — Wilhelms Verhalten zu Goethe wurde überwiegend von der Eitelkeit bestimmt. Solange der verehrteste Freund ihn mit gleichberechtigender Höflichkeit neben sich gewähren ließ, war Schlegel sein lobreicher Herold; im Grunde des Herzens beanspruchte er, als Dichter neben Goethe und Schiller, jedenfalls über Schiller, zu stehen, und als der Briefwechsel der zwei Großen erschien, schrieb er läppische

und gleich tückische Verseleien darüber, eingegeben von dem grimmigen Ärger: ‚Euch schien's, ihr wäret allein da.'

Goethes letztes Urteil über die Schlegel lautete (an Zelter, 20. 10. 1831):

Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen, als ihnen von Natur vergönnt war, und mehr wirken, als sie vermochten. — Friedrich Schlegel erstickte am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten, deshalb er sich in den Katholizismus flüchtete. — Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie. Mich ließen sie bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten [?], notdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs, welcher mich auch wollte deliert [ausgelöscht] haben.

Die bedeutendere der beiden weiblichen Schlegel, Karoline, von Schiller ‚Dame Luzifer' genannt, blieb bis zuletzt die glühende und verständnisvolle Verehrerin des Künstlers Goethe. Solange sie Wilhelm Schlegels Frau war, hat sie das ewige Kunstgeschwätz der Romantiker erduldet oder mitgemacht; von ihr aber rührt das starke Wort, an Wilhelm, her über den Unterschied zwischen Kunstschöpfung und Kunstschreiberei:

O mein Freund, wiederhole es dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist und daß nichts so wahrhaftig existiert als ein Kunstwerk. Kritik geht unter, leibliche Geschlechter erlöschen, Systeme wechseln; aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Kunden sein, die in das Haus Gottes gehen, — dann erst kommt Finsternis.

Der mit kaum 29 Jahren gestorbene Friedrich von Hardenberg - Novalis wurde aus einem der leidenschaftlichsten Goethe-Bewunderer fast zum Goethe-Hasser. Er warf außer anderm dem Wilhelm Meister ‚künstlerischen Atheismus' vor, verglich dessen gesamte Poesie mit der Herstellung der englischen Feintöpferware von Wedgewood und forderte: ‚Goethe wird und muß übertroffen werden.' Der Grund dieses Hasses ist leicht zu begreifen: Novalis sah in Goethe, außer dem Unchristen, den Bildner und fühlte sich selbst, mit all seiner Stimmungspoesie, als unheilbaren Nichtbildner. Er verwarf den Wilhelm Meister aus den Gründen, die uns das Werk lieb machen, es allein vor dem völligen Untergang retten, und vermißte, was wir schon im Übermaß darin finden: den Mystizismus (vgl. S. 579).

Auffallend mild lauten Goethes Urteile über Tieck; dessen größere Vorsicht und Bescheidenheit werden ihn entwaffnet haben. ‚Sternbalds Wanderungen', eine Nachahmung Wilhelm Meisters, nannte er ‚ein unglaublich leeres, aber artiges Gefäß', fand an Tiecks dürftiger Novelle ‚Die Verlobung' ein uns unbegreifliches Wohlgefallen und ließ sich von ihm dessen endlos lange, hohle Genoveva vorlesen, die ihn ‚so sehr hinriß, daß er die nah ertönende Turmglocke überhörte und Mitternacht unvermutet herbeikam'. Recht aber hat Schiller behalten mit seinem Urteil über Tiecks Genoveva: ‚Schätzbar nur als Stoff, voll Geschwätzes wie alle seine Produkte. Es fehlt ihm an Kraft und Tiefe und wird ihm stets daran fehlen.' Man sollte es heute nicht für möglich halten, daß es eine Zeit gegeben, wo man Tieck für den eigentlichen Dichter Deutschlands erklärte. Mit überlegener Ruhe hat Goethe über diese Verirrung des Geschmackes gerichtet:

Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann dieses gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe. (Zu Eckermann, 30. 3. 1824.)

Die Anziehung der Romantik für Goethe bestand, außer ihrem Hange zum symbolischen Ausdehnen des Weltbildes, vornehmlich in ihrem Streben nach einem Zeitalter der Weltliteratur. ‚Unsere größte Freude war, die verkannten oder in Vergessenheit geratenen Urkunden des Genius zu entdecken‘, heißt es darüber bei Wilhelm Schlegel. Hierin begegneten sich die Romantiker, namentlich die übersetzenden Vermittler Tieck und die Brüder Schlegel, mit Goethe, auf den ja Begriff und Wortgepräge der Weltliteratur zurückführen. Die Inder, Perser und Griechen, Spanier und Portugiesen, alten Italiener und neuen Hellenen, altprovenzalischen Traubadours und mittelhachdeutschen Heldenliedbichter — dieses ungeheure Ausweiten der dichterischen Weltseele, das zum großen Teil den Romantikern zu verdanken, mußte Goethes Begeisterung und Dankbarkeit erregen. Der Schlegelsche Shakespeare allein, diese eigentliche Eraberung des großen Dichters für Deutschland, söhnte ihn mit manchen menschlichen und schriftstellerischen Mängeln des Begründers einer neuen Übersetzerschule aus.

*

Mit der Zeit überwog doch die Schale des Abstaßenden in der Romantik, ihrer zwei Hauptgegensätze gegen Goethische Wesensgrundzüge. Sie beleidigte seinen bildnerischen Sinn und reizte seinen Widerwillen gegen alles erkünstelte Bekenntniswesen. Die schrankenlose Phantasie der Romantiker war nicht die gestaltende, sondern nur die launenhaft mit Augenblickseinfällen spielende, wie sie auch der stümpernde Kunstliebhaber hat. Sie blendete durch ihre scheinbare Fülle, bis Goethe aus ihrer Unfähigkeit zum künstlerischen Bilden erkannte, daß sie nicht Kraft, vielmehr hilflases Umhertasten der Ohnmacht und Unkunst war. Nichts als Ohnmacht war auch die ‚romantische Ironie‘, auf die sich Friedrich Schlegel und Tieck wie auf eine großartige neue Errungenschaft Gewaltiges einbildeten, z. B. auf das Hineinreden des Kunstwerkes in das Kunstwerk, wie es Goethe in seiner grünen Jugend selbst einmal zu vorübergehendem Spaß und ohne alle Einbildung geübt hatte (vgl. S. 363). Die ironisch spielenden Romantiker taten so, als wären sie hacherhaben über ihren Stoff, weil sie nicht die Kraft besaßen, einen Gegenstand mit schöpferischem Ernst zu einem Kunstwerk zu formen. Goethe erkannte in dieser unbildnerischen Spielerei den Todeskeim der Romantik, nannte sie das Kranke im Gegensatze zum gesunden Klassischen, und unterschied beides (1808 zu Riemer): ‚Das Antike erscheint mir als ein idealisiertes Reales; das Romantische ein Unwirkliches, dem durch die Phantasie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird.‘ Also wiederum der Gegensatz zwischen dem dichterischen Schaffen Goethes und dem der Stümper, wie ihn ein Menschenalter zuvor der strenge Merck herausgefunden hatte (vgl. S. 135).

Nicht hoffnungsvoller dachte Goethe von den späteren Romantikern, den vielen Begabten, denen doch so wenig Bleibendes gelang:

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben's immerfort, aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Spezifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang. (An Zelter, 30. 10. 1808.)

Entsetzen erregte ihm Arnims unerträglich wirre ‚Gräfin Dalares': ‚Ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung.'

Noch stärker wirkte Goethes Unwille gegen das romantische Frommtun. Die deutsche Gegenwart erschien den Romantikern allzu prosaisch: so flüchteten sie aus ihr ins Mittelalter, das ihnen als der Gipfel aller Kunst erschien. Auf dieser Flucht entdeckten sie zwar keine eigne neue Dichtung, wohl aber die versunkenen Schätze altdeutscher Poesie. Die meisten Romantiker glaubten, dabei noch etwas andres entdeckt zu haben: den Seelenfrieden im Schoße der alten Kirche. Bis zu den Romantikern war die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich protestantisch gewesen; durch die Romantiker schien sie eine Zeitlang katholisch werden zu sollen. Schon vor Friedrich Schlegels Übertritt hatte der Berliner Wackenrader (1773—1798) in den ‚Herzensergießungen eines Klosterbruders' ein glühendes Bild der katholischen Messe gemalt; sicher wäre er Katholik geworden, hätte ihn nicht ein früher Tod hingerafft. Novalis verteidigte den Papst, daß er ‚den kühnen Denkern gewehrt hat, öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein Wandelstern sei'. Nichts war Goethen an der romantischen Schule so zuwider wie ihre ‚Rücktendenz nach dem Mittelalter, das klosterbruderisierende, sternbalderisierende Unwesen, die neukatholische Sentimentalität'. Friedrich Schlegels katholischer Übereifer reizte ihn, denn er habe ‚den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft eingeschwärzt'. Nicht die wahre, sondern die erheuchelte Frömmigkeit widerte ihn an. In dem muntern Gesellschaftsliede ‚Rechenschaft' weist er die Betbrüder ab:

Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffierten Schmerz,
Diesen tiefen Augenbraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Die bekehrten Romantiker vergalten ihm seine Abneigung, indem sie ihn als Unchristen verleumdeten, und die neukatholische ehemalige Jüdin Dorothea Schlegel schalt ihn ‚den alten Heiden'. Goethe war auf dieses Scheltwort stolz und schrieb darüber an Fritz Jacobi: ‚Ein solches Lob hatte ich wohl zu verdienen gewünscht, aber nicht gehofft, und es soll mir nunmehr höchst angenehm sein, als letzter Heide zu leben und zu sterben.'

Mit dem Philosophen der Romantiker, Schelling, vertrug sich Goethe vortrefflich: der Verfasser der ‚Weltseele' erschien ihm als Genosse seines aus Spinoza und der Naturkunde geschöpften Pantheismus. Schellings frühe Berufung nach Jena ist auf Goethe zurückzuführen.

Von den späteren Romantikern haben nur Clemens Brentano und Achim von Arnim Goethes Gunst erfahren, und diese beiden hauptsächlich durch ihr Aufgraben der verschütteten Quellen deutschen Volksgesanges, durch ihre Liedersammlung Des Knaben Wunderhorn (1806—1808). Die erste Ausgabe war Goethen zugeeignet, und dieser schrieb über das Werk einen seiner schönsten kritischen Aufsätze (Werke 16, 35). Der Philologe Heinrich Voß schimpfte über ‚mutwillige Verfälschungen' der Herausgeber, während Goethe die Untersuchung, in wiefern das alles völlig echt sei, ablehnte, da er begriff, daß bei der Unsicherheit des Wortlautes aller Volkslieder eine künstlerische Mitarbeit des herausgebenden Dichters notwendig sei.

Clemens Brentano war ein Sohn jener Maximiliane Laroche, die Goethen einst so tief aufwühlende Qualen bereitet hatte. Näher als Clemens trat ihm dessen Schwester Bettina (1785—1859), die Gattin des märkischen Dichterjunkers Arnim. Sie drängte sich Goethen mit einem Gemisch aus echter Bewunderung und krankhafter Anbetung auf und wurde ihm schließlich lästig. Als sie mit 30 Jahren Goethen gegenüber den verliebten Backfisch spielen wollte, schaffte er sich die Unempfinderin, die obendrein gegen Christiane Roheiten beging, vom Halse und kennzeichnete ihr Gebaren (zum Kanzler Müller): ‚Was sie in früheren Jahren sehr gut gekleidet, die halb Mignon-, halb Gurli-Maske [nach einer Rolle bei Kotzebue], nimmt sie jetzt nur als Gaukelei vor, um ihre List und Schelmerei zu verbergen.'

Nach Goethes Tode machte sie aus einigen wirklichen Briefen Goethes und Briefstellen der Frau Rat einen durch frei erfundene Zusätze erweiterten Roman: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (1835). Darin bezog sie Gedichte Goethes, die unzweifelhaft an Minna Herzlieb (S. 649) gerichtet waren, wider besseres Wissen auf sich. Vollkommne Glaubwürdigkeit wohnt keiner einzigen nicht urkundlich belegten Stelle ihres Romans bei; doch ist er, mit größter Vorsicht benutzt, immerhin eine sogenannte Quelle.

Von den Spätromantikern ist der Königsberger Zacharias Werner (1776—1823) Goethen nahe gekommen. Dieser duldete ihn auffallend lange, und hier stoßen wir auf eine der Endlichkeiten des Meisters. Werner entwaffnete ihn durch eine so betäubende Schmeichelei, daß nichts übrig blieb als dulden oder hinauswerfen. Goethe wird von ihm Helios genannt; sogar vor Christiane, die ‚die Marthe meines Meisters und Herrn zu fein verdient', kriecht der widrige Wicht, der sich für seine Bekehrung zum Katholikentum auf eine Stelle in Goethes Wahlverwandtschaften als Antrieb zu berufen wagte. Zum Hinauswerfen wäre es doch beinah gekommen: als Werner Goethen ein himmelndes Sonett vorlas, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich.

Gegen E. T. A. Hoffmann (1776—1822) hat sich Goethe durchaus ablehnend verhalten. Er sprach von der ‚Trauer, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen, und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemütern eingeimpft worden'.

Durchweg erfreulich waren Goethen die Beziehungen zu den **Brüdern Grimm.** Vornehmlich aus dem brieflichen Verkehr mit ihnen ist seine Beschäftigung mit altdeutscher Poesie, besonders mit dem Nibelungenliede, hervorgegangen. In seinem Maskenzug Die romantische Poesie (1810) hat er seiner Dankbarkeit für diese neu erschlossene Quelle der Kunst Ausdruck geliehen. ‚Die Neigung der sämtlichen Jugend zum Mittelalter halte ich für einen Übergang zu höheren Kunstregionen', heißt es in einem Briefe von 1810, wobei unter ‚Mittelalter' dessen Literatur gemeint wurde. Für das Nibelungenlied hat er sich wahrhaft begeistert, es im Freundeskreise aus dem Mittelhochdeutschen leicht übersetzend vorgelesen und es einmal sogar neben Homer gestellt: ‚Das Klassische nenne ich das Gesunde, und da sind die Nibelungen klassisch wie Homer, denn beide sind gesund und tüchtig.' Eine mythologische Ausdeutung des Liedes von deutschen Heldenmenschen gab er nicht zu. — Gleichgültig ließ ihn die mittelhochdeutsche Minnedichtung; er spottete über den ‚Singsang der Minnesänger', wie ja Schiller verächtlich von ihrer Sperlingspoesie sprach.

Der Einfluß der Romantik auf Goethes Dichterwerk nach der Mitte der neunziger Jahre kommt ungefähr dem seines Wilhelm Meister auf die Romantiker gleich. Der einzelnen Einwirkungen wird noch oft zu gedenken sein. Mit seiner starken Empfänglichkeit für künstlerische Anstöße, die nicht allzu weit von den Richtlinien seines Geistes abwichen, hat Goethe von der Romantik allerlei Bereicherungen für Gehalt und Form seiner größeren Arbeiten nach Hermann und Dorothea erfahren. Schon auf die zwischen 1790 und 1806 gedichteten Stellen des ersten Teiles des Faust übte sie ihren Einfluß; im zweiten Teil sind ganze Auftritte, fast der ganze 5. Akt, als romantisch zu bezeichnen. In dem katholischen Himmel des Schlusses gewahrt man den Nachglanz des von Goethe doch so entschieden abgewiesenen Neukatholikentums. — In den Wahlverwandtschaften macht sich sogar der Einfluß der Schicksalstragödie bemerkbar, so in den ahnungsvollen Vorausdeutungen eines Glases mit den Anfangsbuchstaben Eduards und Ottiliens. Epimenides und Pandora sind romantisch gefärbt, und die ‚Novelle' könnte zur Not Tiecks Namen tragen.

Die Bereicherung des dichterischen Formenschatzes durch die Anleihen der Romantiker bei allen fremden Literaturen kam Goethes Altersdichtungen zugute. Eifriger versuchte er sich im Sonett und wagte sich sogar an die enggefesselte Terzine.

Elfter Abſchnitt.

Proſaſchriften zur Literatur, Kunſt und Naturwiſſenſchaft. Überſetzungen.

Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh man es denkt, gefunden.

Das enge Bündnis mit Schiller, der ſtärkſten ſchriftſtelleriſchen Kraft in Deutſchland neben Goethe, wirkte auf dieſen noch in andrer Weiſe förderlich: es ſteifte ihm den Rücken gegen die Widerſtände und Angriffe, die ihm aus der Welt der Dummheit und Mittelmäßigkeit widerfuhren. Fortan ſtand er nicht mehr allein im Kampfe; er kannte Schillers ſtreitbare Natur, wußte, wie treu jener zu ihm hielt, und das ſtolze Gefühl ihres ſiegreichen Männerbundes wurde mächtig in ihm. Nun kam die Zeit, wo er ſich nichts mehr gefallen ließ; kam die Xenienſtimmung, die Freude am rückſichtsloſen Herausſagen ſeiner Verachtung der Roheiten und Nichtigkeiten, die der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung in Deutſchland entgegenwirkten. Und da ihm zugleich die Formen der Franzöſiſchen Revolution als politiſche Urbilder ſolcher zerſtörenden Mächte vor Augen ſtanden, ſo miſchte ſich in ſeinen Zorn gegen deutſche Schädlinge etwas von ſeinem Haß gegen die franzöſiſchen Jakobiner.

In einer Berliner Zeitſchrift hatte im März 1795 ein kläglicher Dichterling Jeniſch einen albernen anmaßlichen Aufſatz ‚Über Proſa und Beredſamkeit der Deutſchen‘ veröffentlicht, worin er die angebliche Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflichen, klaſſiſchen Werken bedauerte. ‚Er hebt ſeinen Fuß hoch auf, um mit einem Rieſenſchritte über beinahe ein Dutzend unſerer beſten Autoren hinweg zu ſchreiten, die er nicht nennt‘ (Goethe). Nicht um ſich aber Schiller gegen dieſe Frechheit zu verteidigen, ſondern um den erreichten Hochſtand der deutſchen Literatur gegen ſolche Bauſch und Bogen-Kritikaſterei zu ſchützen, ſchrieb Goethe ſeine Entgegnung in den Horen: **Literariſcher Sansculottismus** (Werke 16, 15). Als Sansculottismus, als rohe Zerſtörungswut, erſchien ihm mit Recht die Art des ſchnöden Aburteilens über Ruhmesſchätze der Nation.

Wer Goethen auf der Höhe ſeines kritiſchen Vermögens, an der Seite Leſſings, ſehen will, der leſe dieſen Aufſatz! Er geht von der Tatſache aus, ‚daß kein deutſcher Autor ſich ſelbſt für klaſſiſch hält‘, unterſucht dann, unter welchen Umſtänden ein klaſſiſcher Schriftſteller überhaupt möglich ſei, und kommt zu dem Schluß, daß beim Betrachten der ‚Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, wer klar ſieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen iſt, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anſtändig bedauern wird‘. Als Beiſpiel der Sorgfalt der beſten deutſchen Proſaſchreiber führt er Wieland an und weiſt auf deſſen gewiſſenhaftes fortwährendes Verbeſſern ſeines Stiles hin. Goethe überſchaut von ſeiner Lebens- und Kunſthöhe den Fortſchritt der deutſchen Literatur, ahnt das Vorhandenſein eines klaſſiſchen Zeitalters und vergleicht es mit dem frühern Zuſtand, in den er hineingeboren wurde:

Dadurch [durch die Vorgänger der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts] ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hereintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. — [Dann wird der Kritiker beiseite geschoben]: Viel zu spät kommt der Halbkritiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Der Aufsatz ist noch deswegen so wertvoll für die Kenntnis Goethes, weil er zeigt, daß er, der in seinem Streben zum immer Vollkommneren zwar oft seine Unzufriedenheit mit den Vielzuvielen in der Literatur streng genug aussprach, doch keine verallgemeinernde Ungerechtigkeit begehen oder mitansehen wollte. — Der Aufsatz jenes Jenisch gehörte zu den Vorbereitern der Xenienzeit, und eines der bittersten Gastgeschenke wurde ihm, dem Verfasser einer schrecklichen ‚Borussias' (vgl. die Handschrift auf S. 554), nach Verdienst zuteil.

Die kleine Abhandlung *Über epische und dramatische Dichtung* (1797) ist überschrieben ‚Von Goethe und Schiller': sie war die Frucht ihres mündlichen und brieflichen Gedankenaustausches über die unterscheidenden Gesetze der beiden Dichtungsarten. An der Spitze steht als wesentlicher Unterschied: ‚Daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt'.

Für einen 1799 geplanten gemeinschaftlichen Aufsatz über den *Dilettantismus* ist leider nur ein loser Plan vorhanden. Goethe legte der Schrift die ‚größte Wichtigkeit' bei und schrieb darüber an Schiller (22. 6. 1799):

Wenn wir dereinst unsere Schleußen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen, denn wir überschwemmen gradezu das ganze liebe Tal, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat. Da nun der Hauptcharakter des Pfuschers die Inkorrigibilität ist und besonders die von unserer Zeit mit einem ganz bestialischen Dünkel behaftet sind, so werden sie schreien, daß man ihnen ihre Antagen verdirbt. — Wir wollen unsre Teiche nur recht anschwellen lassen und dann die Dämme auf einmal durchstechen. Es soll eine gewaltige Sündflut werden.

Die reiche schöpferische Fülle dieser Jahre ließ Beide nicht zur Ausführung des Planes kommen, doch zeigt er, daß bei Goethe der durch die Xenien gesteigerte kritische Trieb noch lange fortwirkte. Bemerkenswert ist die gesunde Derbheit, womit Goethe das immer noch viel zu vornehm klingende Wort Dilettantismus mit Pfuscherei abwechseln läßt.

Der Höhepunkt des Aufsatzes wäre die Ausführung des Satzes geworden:

Was dem Dilettanten eigentlich abgeht, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert; er hat davon nur eine Art von Ahndung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.

Seit seinem Ausscheiden aus dem kritischen Stabe der Frankfurter Gelehrten Anzeigen im Jahr 1772 hatte Goethe nur selten die Rezensentenfeder geführt. Durch die Freundschaft mit dem noch kritischer angelegten Schiller, durch seine literarischen Gespräche mit ihm über die neusten Erscheinungen wurde er jetzt häufig zum Aussprechen seiner Ansichten bestimmt. Die Gegenstände wählte er ausschließlich nach höheren Gesichtspunkten; nicht dem zufällig in die Hände geratenen Buch galt seine Betrachtung, sondern dem Buch als Vertreter einer

Gattung. So besprach er 1798 ausführlich den Sammelband des Nürnberger mundartlichen Volksdichters Konrad Grübel, weil ihn dessen Freisein von Sittenpredigerei erfreute:

Wadurch kann dieses [das Nachdenken des Lesers über sich selbst] eher geschehen als durch eine heitere Darstellung des Fehlers, die ihn nicht schilt, aber ihm auch nicht schmeichelt, die weder übertreibt nach verringert, sondern das Natürliche, Leidenschaftliche, Tadelnswerte eines Hanges klar aufstellt, so daß derjenige, der sich getroffen fühlt, lächeln muß und in diesem Lächeln schon gebessert ist, wie einer, der vor einen hellen Spiegel tritt, etwas Unschickliches an seiner Kleidung alsbald zurechtrückt?

In gleichem Geiste schrieb Goethe eine Reihe von Aufsätzen für die Jenaische Allgemeine Zeitung, worunter die über die lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß und über Hebels Alemannische Gedichte (Werke 16, 21) besondere Beachtung verdienen. Wie wird der Oberdeutsche Goethe dem eignen Zauber der niederdeutschen Mundart in manchen der besten Vossischen Gedichte gerecht! Er bezeichnet sie als ‚liebenswürdige Äußerung der Selbstigkeit', mit einer, bei ihm so häufigen, vortrefflichen ‚puristischen' Verdeutschung der abgedroschenen ‚Individualität', und erkennt das ‚urdeutsche' Wesen des Niederdeutschen, das er ‚von allem, was undeutsch ist, abgesondert' nennt. In der Tat ist geckenhafte Fremdwörterei im Niederdeutschen unmöglich. — Hebels Alemannische Gedichte rühmt er nach Gebühr, und alle Stücke, die Goethe heraushebt, haben sich bis heute in der Liebe des deutschen Volkes erhalten. Als die Perle betrachtet Goethe ‚Sonntagsfrühe' und druckt es wörtlich ab.

*

Zahlreicher sind die bildkunstkritischen Aufsätze dieses Zeitraumes. Da Goethe hierfür in den wenigen deutschen Zeitschriften nicht genug Ellbogenfreiheit fand, so schuf er sich eine eigne Rednerbühne durch eine Zeitschrift, bei deren Herausgabe ihm sein unentbehrlicher Kunst-Meyer zur Seite stand. **Die Propyläen** brachten in ihren drei Jahrgängen (1798—1800) vieles von dem, was bildende Kunst im Allgemeinen und im Einzelnen zu sagen hatte. Die Leserwelt einer so hochgreifenden Zeitschrift konnte damals in Deutschland nur gering sein — vom ersten Heft wurden noch nicht 500 Stück verkauft —, so daß Goethe sie alsdann eingehen ließ. Von den darin enthaltenen großen und kleinen Aufsätzen ist der bedeutsamste der Über Laokoon, worin er in einem wichtigen Punkte von Lessing abweicht. Dieser hatte dem Bildner nur einen einzigen Augenblick, ‚der nicht fruchtbar genug gewählt werden kann', zur Darstellung anheimgegeben. Goethe hingegen fordert:

Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Teil genötigt sein, die Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Auch darin weicht er von Lessings Gedankengange ab, daß er bezweifelt, ‚ob die Begebenheit [mit Laokoon] an sich ein poetischer Gegenstand sei'.

In den Propyläen ließ er 1799 eine Art von Kunstnovelle in Briefen er-

scheinen: **Der Sammler und die Seinigen.** Hierin gibt Goethe, entsprechend dem Wandel seiner Kunstansicht, eine der früheren Erklärung des Charakteristischen (S. 598) schnurstracks zuwiderlaufende. Danach soll der Künstler sich nicht mit der Darstellung eines einzelnen belebten Wesens, z. B. eines artigen Schoßhundes, beruhigen, sondern ‚sich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umtun, dergestalt, daß zuletzt nicht mehr das Geschöpf, sondern der Begriff des Geschöpfes vor ihm stünde und er diesen endlich durch seine Kunst darzustellen vermöchte'. Und zu dieser verblüffenden Erklärung läßt er einen Zuhörer sagen: ‚Bravo! Das würde mein Mann sein. Das Kunstwerk würde gewiß charakteristisch ausfallen.' Wer aber Goethen an seine früheren Aussprüche über charakteristische Kunst erinnert hätte, dem würde er geantwortet haben: Nur die Dummköpfe sind konsequent, — und Bismarck, der genau so dachte, würde ihn verstanden haben.

Eine Anzahl kleinerer Aufsätze beschäftigt sich mit den Preisaufgaben zu Weimarischen Kunstausstellungen (vgl. S. 596); sie sind versunken wie die preisgekrönten Werke und sind nur noch Urkunden einer der wenigst fruchttragenden Tätigkeiten in Goethes unendlichem Wirken.

Von der Theaterkunst, hauptsächlich von der Weimarischen, handeln allerlei meist kurze Aufsätze, darunter zwei ziemlich farblose über die Aufführung von Schillers Wallenstein und eine Rückschau über die ersten elf Jahre des Weimarischen Hoftheaters. Der 1803 niedergeschriebenen Regeln für Schauspieler wurde schon gedacht (S. 520).

Die hervorragendste kunstgeschichtliche Schrift dieser Jahre ist die 1805 erschienene: **Winckelmann und sein Jahrhundert** (Werke 16, 103), zu deren Abfassung ihn die Winckelmannschen Briefe an den Weimarer Hofbeamten Berendis angeregt hatten. Nach Inhalt und Stil ist dieses Menschenbild eines unsrer Großen von einem noch Größeren ein klassisches Werk. Bemerkenswert ist auch hieran Goethes Sinn für ordnendes Einteilen, viele Überschriften, viele kleine Abschnitte. Eine zusammenhängende Lebensgeschichte hatte Goethe nicht bieten wollen, nur ein Herausarbeiten der wichtigsten Seiten in Winckelmanns Entfaltung. Gewiß nicht ohne Absicht ließ Goethe den Stil seiner liebevollen Schrift durch den Winckelmannschen färben, am sichtbarsten in dem Schlußabschnitt ‚Hingang':

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.

Daß Goethe sich in diesen Jahren neubelebter dichterischer Schöpferlust und anhaltender Beschäftigung mit Kunstfragen nicht von seiner geliebten Naturwissenschaft abbringen ließ, wird sich der Leser, dem der Meister schon jetzt als der weltumspannende Geist erscheinen muß, selber gesagt haben. Ein vollständiges Aufzählen aller in diesem Zeitraum entstandener oder veröffentlichter Schriften würde eben nur das Bild von Goethes schrankenlos ausgreifendem Forschen verstärken, ohne fruchtbare Kunde von den dargestellten Ergebnissen zu bieten. An der Farbenlehre wurde rastlos weitergearbeitet, dazwischen Anatomie getrieben und jeder Fund vorweltlicher Geschöpfe in den thüringischen Landen mit fachmännischem Eifer untersucht. Wer, ohne Fachmann zu sein, auch an dieser Tätigkeit Goethes seine Freude haben will, dem seien empfohlen die ‚Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins': hier vereinigt sich der Forscher mit dem Prosaklassiker, und man genießt dieses Stück Goethischer Beschreibungskunst trotz der Fremdheit des Gegenstandes wie ein kleines Meisterwerk.

Immer noch ist diese flüchtige Überschau der wissenschaftlichen Kleinarbeit Goethes nicht am Ende. Da ist z. B. ein Geplänkel mit Fritz von Stolberg, der einer Übersetzung von auserlesenen Gesprächen Platons eine salbungsvolle Vorrede beigegeben hatte mit einer, bejahenden, Untersuchung der Frage, ob Platon nicht schon eine christliche Vorweihe erhalten habe. Goethe fertigt den zurückgebliebenen Jugendgenossen ab in dem Aufsatz: Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung, worin er Stolberg zu denen zählt, ‚die um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten'. — Und im Jahre drauf, 1797, dem Balladenjahr, fand der Unersättliche Muße und Laune zu einer Nachprüfung der Zeitangaben der Bibel über Israel in der Wüste, wobei er die vierzig biblischen Jahre auf kaum zwei herabminderte.

Goethe war ein zu großer Eigner, um ein Übersetzungsmeister zu sein. Seine für Schillers Horen von 1796 und 1797 angefertigte Verdeutschung von Benvenuto Cellinis (1500—1572), des Florentiner Goldschmiedes und Bildhauers, selbstverfaßter Lebensgeschichte ist mehr Goethisch als treu, doch grade darum ein sehr beachtenswertes Prosawerk.

Nach der von Diderot hinterlassenen Handschrift übersetzte Goethe im Herbst 1804 dessen berühmten **Neveu de Rameau**, der somit früher deutsch als französisch bekannt wurde. Der Übersetzer mit seinen 55 Jahren und dem sich versteifenden Alterstil war nicht mehr der Berufene, dem Feuerwerk von gallischem Geist und Witz in des Franzosen Meisterwerk sprachlich gerecht zu werden. Das hätte der Frankfurter Advokat, der Umdichter von Beaumarchais, ganz anders gemacht. Von dem beflügelten Prosaschritt Diderots bekommen wir in Goethes Übersetzung wenig zu spüren. — Von Diderot, der ihn immer wieder anzog, hat Goethe noch den ‚Versuch über die Malerei' übersetzt (Herbst 1798).

Das Leben in den Schillerjahren.

Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht. (An Schiller, 6. 1. 1798.)

Von großer Freude und tiefem Leid wird dieser Lebensraum umgrenzt: von Schillers Gewinn und Schillers Verlust. Wichtigeres als die Freundschaft, das Arbeitsgeleit, die Persönlichkeit Schillers konnten ihm diese reichen Elf Jahre nicht geben. Sie wohnten einander so nahe, bis zum Übersiedeln Schillers nach Weimar (3. 12. 1799) auf zwei Stunden, nachher auf nur fünf Minuten, daß ein, notwendig kurzer, Bericht des äußern Lebens über ihren fast täglichen Verkehr eben nicht mehr als diese Tatsache zu verzeichnen hat. Es gibt in Goethes Tagebüchern jener Jahre ganze Monate, wo es mindestens jeden zweiten Tag heißt: abends bei Schiller, Schiller bei mir, Schiller zu Tisch, nachts [abends] bei Schiller, Konferenz mit Schiller.

Im Hause Wohl, am Dasein Freude. Sein Söhnlein August, beim Beginn dieses Lebensabschnitts im fünften Jahr, wächst gesund heran, Goethe nimmt ihn gelegentlich auf eine Reise mit und freut sich an des Kindes Art, die Welt zu sehen. Als er 1795 nach Ilmenau gerufen wird, wo ihn das unglückliche Bergwerk beschäftigt, läßt er sich von August begleiten:

Erheiternd war mir die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit 20 Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem, kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Tätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die Tat aussprach: daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Anteil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

So bringt er den drohenden Untergang des Ilmenauer Bergwerkes und das junge Leben seines Kindes in symbolisch gegensätzlichen Zusammenhang.

In jenem Jahr verkaufte Goethes Mutter, geängstigt durch die Kriegswirren, das väterliche Haus am Hirschgraben und zog in eine heitre Wohnung im Hause zum Goldenen Brunnen am Roßmarkt. — Heinrich Meyer, der sich noch immer für einen hoffnungsreichen Künstler hielt, ging nach Italien zurück, und Goethe beklagte die Beraubung ‚alles Gespräches über bildende Kunst'. Er tröstete sich durch die Vorarbeiten zum Xenien-Feldzug, die den ganzen Winter 1795/96 munter fortgingen, und durch die Geschäfte des Theaterleiters.

Das Jahr 1796 brachte ihm liebe Hausgäste: Schiller und seine Frau wohnten vom 23. März bis zum 20. April bei Goethe; gleichzeitig erschien der für Deutschlands größten Schauspieler geltende Iffland in Weimar und trat vierzehnmal auf, zuletzt als Egmont in Schillers Bearbeitung des Dramas. 'Es ist das Jahr, in dem der Wallenstein begannen, der Faust wieder vorgenommen wurde, dieser ‚bei dem unablässigen Tun und Treiben, was zwischen uns stattfand, bei der entschiedenen Lust, das Theater kräftig zu beleben'. Im Frühling weilt Körner bei seinem Schiller in Jena, und Goethe verkehrt mit beiden als inniger Dritter im Bunde.

Wir stehen im Xenienkampfjahr 1796; es ist zugleich das Jahr des Abschlusses von Wilhelm Meister; Hermann und Dorothea wird ‚ausgedacht und

entwickelt, die Ausführung während des Septembers begonnen und vollbracht', die Lebensgeschichte Cellinis übersetzt, und zu all dem berichten die Annalen: ‚Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus.' Goethe treibt neben der Braut von Korinth, neben Hermann und Dorothea noch — Wurm- und Insektenanatomie! Er findet Zeit zu allem: ‚Galvanismus und Chemismus drängten sich auf; die Chromatik ward zwischen allem durchgetrieben.'

Im Sommer 1796 war Jean Paul nach Weimar gekommen. Goethe, der ihn schon gesehen, bereitet Schillern auf ihn vor: ‚Ein kompliziertes Wesen. Man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief, und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen.' Schiller liest Jean Pauls Hesperus und findet den Verfasser ‚fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist'. Er nimmt ihn kühl auf, und Jean Paul schreibt darüber: ‚Ich trat gestern vor den felsichten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückschrecken', nämlich alle, die Schiller nicht ausstehen konnte, und zu denen gehörte Jean Paul. Bald ist auch Goethe mit ihm fertig, dichtet auf ihn seinen ‚Chinesen in Rom' und nennt ihn das ‚personifizierte Alpdrücken der Zeit'. Herder ist, schon aus Gegensatz gegen Goethe und Schiller, von Jean Paul entzückt; ihm ist dieser ‚ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit'.

Um die Wende von 1796/97 begleitete Goethe den Herzog nach Leipzig, wo er auf einem Balle mit dem Buchhändler Dyk zusammentraf. Dieser betrachtete den großen Weimarer ‚wie das böse Prinzip', wozu er als Herausgeber der in den Xenien so bös angegriffenen ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften' einiges Recht hatte.

Von Ende Februar bis Mitte April 1797 weilte Goethe in Jena im täglichen Verkehr mit Schiller, der seinen Wallenstein förderte, während Hermann und Dorothea zum Druck besorgt wurde. Im Sommer wird am Faust gearbeitet: die Zueignung, der Prolog im Himmel, Oberons und Titaniens goldene Hochzeit entstehen, außerdem einige der schönsten Balladen.

Am 30. Juli 1797, nach einem Abschiedsbesuche Schillers in Weimar, trat Goethe seine letzte größere Reise an, die ihn wieder nach Italien führen sollte. Der genauere Bericht steht in seiner ‚Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797'. Nach Frankfurt zur Mutter begleiteten ihn Christiane und August; nach einigen glücklichen Tagen bei der Frau Rat kehrten diese wieder nach Weimar zurück. In Frankfurt sah Goethe Hölderlin und riet ihm, ‚kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen', was leider Hölderlin nach seiner dichterischen Anlage nicht befolgen konnte. An Schiller wurden von unterwegs ausführliche Reiseberichte und Bemerkungen über gemeinsame literarische Anliegen geschrieben.

Am 25. August geht die Reise südwärts. In Stuttgart besucht Goethe Schillers Jugendfreund den Bildhauer Dannecker, in Tübingen wohnt er bei ihrem jetzt gemeinsamen Verleger Cotta. Unterwegs entstehen die Lieder

vom Edelknoben und der Müllerin. Am Rheinfall bei Schaffhauſen verweilt er einen vollen Tag. In Zürich trifft er mit dem treuen Meyer zuſammen und bereiſt im Frühherbſt mit ihm die Urkantone. Unterwegs ſteigt ihm der Plan zu einem Epos Wilhelm Tell auf (vgl. S. 590). Schmerzlich erſchüttert von der ihn im Gebirg ereilenden Nachricht vom Tode der Schauſpielerin Chriſtiane Becker, dichtet er die Elegie Euphroſyne (S. 563; Werke 1, 238). Napoleons Feldzüge in Italien machen die Weiterreiſe bedenklich; Ende Oktober von Zürich abgereiſt, langt Goethe am 6. November in Nürnberg an und weilt dort zehn Tage. Zuſammen mit Knebel werden die Kunſtwerke der alten Reichsſtadt gründlich beſichtigt. Am 19. November treffen die Reiſenden in Weimar ein. Meyer wird Leiter der dortigen Kunſtſchule und entſchließt ſich zum dauernden Verbleiben.

Aus Frankfurt hatte der ewige Sammler Goethe Mappen voll Zeitungen, Preisliſten, Theaterzetteln, ſtädtiſchen Verordnungen uſw. mitgebracht; ihr Inhalt muß nach der Rückkehr ſorgſam geordnet werden. Desgleichen die zahlloſen Aufzeichnungen für eine Geſchichte der Farbenlehre. Mitten hinein in die eigne Arbeit auf allen Gebieten der Naturwiſſenſchaft trifft Schellings Werk von der ‚Weltſeele‘ und ‚beſchöftigte unſer höchſtes Geiſtesvermögen‘. Und da Goethe der Natur ‚auch von der andern Seite‘, nämlich von der des Lebens mit ihr und von ihr, nahe kommen wollte, ſo kaufte er ſich im März 1798 ein Landhaus in Oberroßla und lud ſich mit deſſen Bewirtſchaftung durch einen Pächter neue Sorgen und manchen Ärger auf. Er wurde dort der Nachbar Wielands, der ſich in Osmannſtedt angekauft hatte.

Auf Schillers Antreiben wird am Fauſt gearbeitet, bis neue Ablenkungen dazwiſchenkommen, z. B. der Ausbau des Theatergebäudes. Die neue Bühne wird am 12. Oktober mit Wallenſteins Lager eingeweiht.

Das Jahr 1799 beginnt mit einem längern Beſuche Schillers, der in Gemeinſchaft mit Goethe die Piccolomini zur Aufführung vorbereitet. Am 30. Januar ſchreiten dieſe über die Bretter; am 20. April folgt Wallenſteins Tod. Goethe dichtet an der Achilleïs, überſetzt Voltaires Mahomet und empfängt den Beſuch Tiecks, der ihm ſeine Genoveva vorlieſt (S. 616). Gegen Ende des Jahres faßt er den Plan zur Natürlichen Tochter. Durch Tieck angeregt, lieſt er zum erſtenmal Ben Jonſon und andre Dramatiker aus Shakeſpeares Zeit.

Der briefliche Verkehr mit dem Berliner Maurermeiſter, Leiter der Singakademie und liebenden Freunde Zelter beginnt in dieſem Jahr; er dauert bis in die letzten Lebenstage Goethes. Die Anknüpfung hatten Zelterſche Vertonungen von Liedern Goethes gegeben.

Ein Blättchen aus den Tagebüchern darf auch für dieſen Lebensabſchnitt nicht fehlen:

1799. 4. Januar: Regiſter griechiſcher Künſtler. Mittags bei Hofe auf dem Zimmer. Vorher Geh. Rat Voigt beſonders wegen Böttigers Ruf. Abend Herzogin-Mutter. Nachts Redoute.

5.: Verschiedene Besorgungen wegen des Theaters. Mittags Hr. Hofrat Schiller. Abends bei Herzog wegen der Böttigerischen Sachen. Im Schauspiel Doktor und Apotheker.

6.: Früh einige Promemoria. Wallenstein dritter Akt. Mittags Geh. Rat Voigt und Hofrat Schiller.

8.: Verschiedene Expeditionen. Um 12 Uhr der Bürger Conrad. Mittags der Erbprinz, Schillers, Frau von Wolzogen, Geh. Rat Voigt und Sohn zu Tische. Abends Leseprobe der drei ersten Akte Piccolomini.

9.: Bei Hofe auf dem Zimmer, mit Hofrat Schiller zur Tafel. Abends kam Herder wegen der Böttigerischen Angelegenheit.

Im Ausgangsjahr des Jahrhunderts tritt ihm der nach Weimar übersiedelnde Schiller hilfreich zur Seite bei den Theaterproben. Am Faust wird gearbeitet; daneben verfolgt die Naturwissenschaft ‚still ihren Gang'. Durch Herschels Riesenfernrohr wird einen Monat hindurch der Mond auf Lichtgrenze und Oberfläche beobachtet. Die Farbenlehre gewinnt Form; Botanik wird nach einem neuen Verfahren getrieben: ‚Ich erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalten und eine Übersicht des Ganzen, welches sonst nicht zu erlangen gewesen wäre.' Zum Erlangen der Übersicht des ganzen Faust braucht er noch weitere sieben Jahre.

Des Jahrhunderts letzte Stunden werden mit den zwei wertesten Freunden verlebt. Das Tagebuch vermerkt für den 31. Dezember 1800: ‚Abends Hr. Hofrat Schiller und Prof. Schelling zum Abendessen.'

*

‚Zu Anfang des Jahres (1801) überfiel mich eine grimmige Krankheit': beim Übersetzen des Tankred (S. 607), wozu er sich in das feuchtkühle herzogliche Schloß zu Jena vergraben, hatte er sich eine heftige Erkältung zugezogen, aus der nach einigen Tagen eine lebensgefährliche Gesichtsrose wurde. Sein rechtes Auge verschwollen, das Sehen gehindert, er selbst in erbärmlichem Zustande. Am 9. Januar erreichte die Krankheit ihre Höhe und brach sich dann. Die Freunde waren in ernster Besorgnis, der Herzog bot jede erreichbare ärztliche Hilfe auf; Frau von Stein erinnerte sich, daß dieser Kranke einst ihr aufopfernder Freund gewesen, und beweinte, wie sie sagte, sein Geschick mit Schillers Frau. Noch nicht ganz genesen, übersetzte er, gegen die Langeweile des Zustandes, das Büchlein ‚Von den Farben', das auf Theophrastus' Namen ging, aber von Aristoteles herrührt; die Übersetzung steht jetzt im geschichtlichen Teil der Farbenlehre. Erst am 24. Januar konnte er wieder aus beiden Augen sehen, und die Mutter jubelte bei der guten Nachricht. Schiller war sein regelmäßiger Besucher im Krankenzimmer gewesen.

In der erzwungenen Augenruhe hatte er sich gedanklich mit Faust beschäftigt, im Februar wurde die Walpurgisnacht des ersten Teiles ausgeführt. Die Natürliche Tochter ging derweilen immer nebenher. ‚Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen'. Und nun begannen für den Dichter des Faust die Plackereien mit dem erworbenen Landgut: ‚Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrun-

gen für etwas rechnen, die man im Verfolg ſo fremdartiger Dinge nach und nach gewannen hatte.'

Den ganzen Sommer 1801 brachte Goethe fern von Weimar zu. Über Göttingen reiſte er ins Bad Pyrmont ‚nach dem damaligen Stärkungsſyſtem'. In Göttingen verſammelten ſich die Studenten unter Achim von Arnims Führung vor Goethes Gaſthof und brachten ihm ein freudiges Lebehoch, das ihn um ſo mehr erfreute, als ‚dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt ſeien'. Ein Sohn der Keſtners, der dort ſtudierte, ſtellte ſich dem berühmten Freunde der Eltern vor. Unter des gelehrten Naturforſchers Blumenbach Geleite wurden die Sammlungen der Univerſität beſucht, mit dem Philologen Heyne Bekanntſchaft geſchloſſen; dann ging es ans eigentliche Ziel der Reiſe. In Pyrmont ſtudierte Goethe die Naturgeſchichte der Heilquelle und — der Spielhölle. Im Juli traf Herzog Karl Auguſt in Pyrmont ein; doch Goethe reiſte bald ab, das aufregende Bad hatte ihm eher geſchadet als genützt. Über Göttingen, wo er faſt einen Monat weilte und unter vielem andern mit den ‚Kryptogamen, die für ihn immer eine unzugängliche Provinz geweſen, näher bekannt ward'; weiter über Kaſſel, wo er die ihm unter Meyers Schutz entgegenkommende Chriſtiane traf und mit ihr die Gemäldeſammlung und das Theater beſuchte, ging die Heimreiſe gemächlich vor ſich. Am 30. Auguſt war er wieder in Weimar ‚und vergaß über den neu andringenden Beſchäftigungen, daß ihm noch irgendeine Schwachheit als Folge des erduldeten Übels und einer gewagten Kur möchte zurückgeblieben ſein'.

Die eingeſandten Arbeiten zur Weimarer Kunſtausſtellung, der Schloßbau, das Theater beanſpruchten ihn. Mit Schiller richtete er Nathan den Weiſen für die erſte Weimarer Aufführung ein, die erſte anſtändige in Deutſchland, die am 28. November mit ſtarkem Erfolge vor ſich ging. — Den ſchon 1800 vollzogenen Übertritt Fritz Stolbergs zur katholiſchen Kirche erwähnt Goethe mit dem Zuſatz, daß er die ſchönſten früher geknüpften Bande zerriß. ‚Ich verlor dabei nichts, denn mein näheres Verhältnis zu ihm hatte ſich ſchon längſt in allgemeines Wohlwollen aufgelöſt. — Ich hielt ihn längſt für katholiſch.'

Das Jahr **1802** brachte allerlei Theater-Freuden und -Ärgerniſſe. Schillers Überſetzungen von Gozzis Turandot, Goethes Iphigenie in Schillers Bearbeitung fanden Beifall; Jan von Wilhelm, Alarcos von Friedrich Schlegel wurden mit Gähnen oder Gelächter abgelehnt (vgl. S. 523).

Zu den unentbehrlichen Dichtern jedes deutſchen Theaters, auch des Weimariſchen, gehörte damals Auguſt von Kotzebue (1761—1819), der Verfaſſer von mehr als 200 Stücken. Seine Trauer-, Schau- und Luſtſpiele kannte der Theaterleiter Goethe nicht entbehren (vgl. S. 519); den Menſchen ſchloß er von ſeinem nähern Umgang, beſonders von der Teilnahme an der Freitagsgeſellſchaft, aus. Um ſich zu rächen, wollte der kleinſinnige Kotzebue eine Huldigungsfeier für Schiller veranſtalten, um deſſen ‚Wohlwollen zu erſchleichen, mich durch ihn zu gewinnen oder, wenn das nicht gelingen ſollte, ihn von mir abzuziehen'.

Schillers Widerwille und die Einsicht des Bürgermeisters, von dem das Überlassen des Festsaals abhing, verhinderten die ‚fratzenhafte Verehrung'; Schiller wünschte sich, krank zu werden, um sich der Zudringlichkeit zu entziehen.

Heinrich von Kleist betritt Goethes Haus, ein engeres Verhältnis entwickelt sich leider nicht. Nur von Wieland wird er freundlich, ja begeistert aufgenommen (vgl. S. 660).

Am 13. Juni 1802 wurde Goethes Sohn August eingesegnet; **Herder** hatte die Feier vollziehen wollen, mußte sich aber im letzten Augenblick wegen Krankheit vertreten lassen; er war dem Tode verfallen. Seit Jahren war das Freundschaftsband zwischen ihm und Goethe gelockert, so gut wie zerrissen. Herders Frau Karoline, als ‚Blauäugig wie das Himmelszelt, Ein schwebender Engel auf der Welt', als ‚Blume der Menschheit' einst von ihrem Bräutigam besungen, hatte mit den Jahren manchen spitzen Dorn getrieben. Von Goethe forderte sie schrankenlosen Beistand in ihren übertriebenen Ansprüchen an des Herzogs Wohltätigkeit für ihre vielen Söhne, und da ihr nicht jede Forderung erfüllt werden konnte, so schalt sie auf Goethe, sagte ihm ‚eine Wolfsnatur' nach und schrieb ihm, auf ihr eingebildetes Recht pochend, grobe Briefe. Goethes scharfe Zurechtweisung stehe hier als Urkunde für seine Art des Abtuns so peinlicher Geschäfte. Im Oktober 1795 erwidert er ihr, Punkt für Punkt ihre Beschwerde sachlich widerlegend, und schließt:

Wie ich Ihre heftigen, leidenschaftlichen Ausfälle, Ihren Wahn, als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung, als wenn niemand außer Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl und Gewissen habe, ansehen muß, das können Sie sich vielleicht einen Augenblick vorstellen. Ich erlaube Ihnen, mich wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen; nur bitte ich, mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akt bekehren werde. — So denke ich und so werde ich denken, wenn nicht ein Wunder oder eine Krankheit meine Organe verändert; wie Sie denken, sehe ich aus Ihrem Brief. Meine Absicht ist nicht, auf Sie zu wirken. Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen. — Können Sie sich in Absicht auf die Unterhaltung und Versorgung der Kinder dem Herzog nähern, so lassen Sie es mich durch Knebeln wissen. Ich weiß wohl, daß man dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat; aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu tun, was ich tun kann. Goethe.

Über die Natürliche Tochter hatte sich Herder aufs günstigste ausgesprochen, und Goethe hoffte auf eine Wiederannäherung. Eines Abends besuchte ihn Herder ‚und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen'. Goethe freute sich innig, doch Herder verdarb ihm die Freude ‚mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf'. Herder hatte ihm leichthin gesagt: ‚Am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn lieber als deine Natürliche Tochter'. Goethe führt diesen, gut beglaubigten, Satz selbst nicht an, schließt aber seine Rückschau: ‚Der Einsichtige wird das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol [!] auf das fürchterlichste. So schieden wir, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.'

Überhaupt beginnt jetzt die Zeit der großen Verluste für den sich dem dritten Menschenalter nähernden Goethe. Am 28. August 1802 starb Corana Schröter mit 51 Jahren in Ilmenau an der Schwindsucht. Er erinnerte sich des ihr schon vor Jahren gesetzten dichterischen Denkmals in dem Gedicht auf Miedings Tod (S. 283) und bemerkte in den Annalen: ‚Sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte.‘

Natürlich bleibt kein Jahr ohne Naturforschung. In Jena treibt er mit dem Professor Ritter Physik, mit Lodor von neuem Anatomie, mit Himly ‚subjektives Sehen und die Farbenerscheinung. Oft verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Tal bis in die tiefe Nacht herumwanderten‘. Doch alles das genügt nicht, er muß sich ‚vervollständigen‘: da es grade viele und kräftig ausgebildete Wolfsmilchraupen in jenem Jahr gab, so studierte er deren ‚Wachstum bis zu dessen Gipfel sowie den Übergang zur Puppe‘, versäumte jedoch darüber nicht die vergleichende Knochenlehre.

Gegen Ende 1802 verheiratete sich Freund Meyer und bezog eine eigne Wohnung. Die Freundschaft mit diesem ‚herrlichen Menschen‘ erlitt dadurch weder Hindernis noch Pause. Das innige Verhältnis dauerte bis zu Goethes Tode an; Meyer starb bald nach des großen Freundes Hinscheiden. ‚Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu überleben‘, hatte Goethe einst bewegt gesagt.

Das Jahr **1803** ist zunächst wieder ein reiches Theater-Erntejahr. Im März und April werden zum erstenmal aufgeführt: Schillers Braut von Messina, Goethes Natürliche Tochter, Schillers Jungfrau von Orleans, alle nach ‚viel Vorarbeit, durchgreifenden Lese- und Theaterproben‘. Auf der Lauchstädter Bühne werden zwei Lustspiele von Terenz möglichst stilgerecht, sogar mit den Masken des antiken Theaters, dargestellt, was ganz nach Goethes symbolfreudigem Herzen ist.

Riemer, ein früherer Hauslehrer in W. von Humboldts Familie, zog zu Goethe als Lehrer seines August. Der Berliner Freund Zelter weilte zwei Wochen in Goethes Hause, und ‚man war wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um vieles näher gekommen‘. Goethe liebte Zelters seltsame Vereinigung ‚zwischen einem ererbten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk und einem eingebarenen, kräftigen, unwiderstehlichen Kunsttriebe‘, der Maurerei und der Musik, und hatte seine Freude an dessen ernstem Streben nach sittlicher Bildung. Zelter war der Einzige, mit dem er sich noch in höherem Alter duzte. Mit rührendem Zartsinn begann Goethe nach jahrelangem Briefwechsel auf die Nachricht vom Selbstmord eines Stiefsohnes Zelters einen Brief ohne weitere Erklärung mit dem brüderlichen Du, zum rührenden Troste des schwerbetroffenen Freundes.

Seinem Liebling Jena drohten und widerfuhren in diesem Jahr schmerzliche Verluste: Hufeland, der große Arzt, folgte einem Rufe nach Berlin; Lodor

einem nach Halle; Schelling zog nach Würzburg. Fichte hatte schon früher wegen hartnäckiger Unbotmäßigkeit gegen die Weimarische Regierung entlassen werden müssen. Was aber Goethen am ärgsten traf: die von zwei Jenaer Professoren herausgegebene hochgeschätzte Allgemeine Literaturzeitung wurde von Jena nach Halle verbracht. Goethe schaffte Ersatz: unter der Leitung des Professors Eichstädt trat von 1804 ab die Jenaische allgemeine Literaturzeitung ins Leben und behauptete ihren Vorrang durch die eifrige Mitarbeiterschaft Goethes.

Im Anfang Dezember 1803 kam ein Gast von Weltberühmtheit nach Weimar: die von Napoleon wegen ihres ihm feindseligen Verhaltens aus Frankreich ausgewiesene Frau von Staël (1766—1817), die Tochter Neckers, des französischen Finanzministers in den ersten Jahren der Revolution. Sie blieb in Weimar zunächst bis in den Februar 1804, kam im März wieder und versetzte Goethe und Schiller gründlich in Aufruhr. Schiller nannte sie ‚unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste' und warnte Goethe vor der ganz ungewöhnlichen Fertigkeit ihrer Zunge; ‚man müsse sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können'.

Am 18. Dezember 1803 starb Herder nach langen schweren Leiden. Goethe kehrte erst Ende Dezember aus Jena nach Weimar zurück.

Im Januar 1804 konnte er mündlich mit der Staël verkehren. Er war auf seiner Hut, denn ihre Absicht, alles in Weimar Gehörte drucken zu lassen, war ihm sofort klar geworden. Seine häufig schweigsame Zurückhaltung reizte sie zu dem Ausspruch: ‚Überhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat', worauf Goethe erwiderte: ‚Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben.'

Am 17. März 1804 wurde Schillers letztes vollendetes Drama Wilhelm Tell aufgeführt; Frau von Staël wohnte dem Ereignis bei. — Schiller reiste auf großartige Anerbietungen des Königs von Preußen, denen aber keine ernste Folge gegeben wurde, nach Berlin, entschloß sich jedoch, nach einer Erhöhung seines Ehrengehaltes, in Weimar zu bleiben. Am 9. November zog der Erbprinz mit seiner jungen Gemahlin Maria Paulowna ein: diesmal hatte Goethe, dem nichts Rechtes hatte einfallen wollen, Schillern das Abfassen eines Festspieles überlassen. Am 12. November wurde dessen Huldigung der Künste aufgeführt. Um der jungen musenfreundlichen Fürstin die Ruhmestitel Weimars zu zeigen, wurde eine Reihe auserlesener Aufführungen veranstaltet: nacheinander Wallensteins Lager, Jungfrau von Orleans, Tell, Die Geschwister, Götz, Nathan. Zwischendurch arbeitete Goethe an seiner Schrift über Winckelmann und begann die Übersetzung von Diderots Gespräch ‚Rameaus Neffe'.

•

Das letzte der Schiller-Jahre, 1805, begann für die beiden Freunde mit schwerer Krankheit. Schiller wurde an der Vollendung des Demetrius gehindert

und füllte die erträglichen Stunden mit der Überſetzung von Racines Phädra aus; Goethe beendigte ſeine Überſetzung von Diderots ‚Neffen Rameaus‘, die noch Schiller an die Leipziger Druckerei ſandte. Die Aufregung von zwei nächtlichen nahen Feuersbrünſten wirft Goethen in ſein Übel, Nierenkrämpfe, zurück; Schillers letzte Krankheit nimmt zu und führt zum Ende. Die letzte gemeinſame Stunde der erhabenen Freunde (1. Mai) naht; von ihr berichte Goethe ſelbſt:

Unſere perſönlichen Zuſammenkünfte waren unterbrochen; wir wechſelten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geſchrieben zeugen noch von ſeinen Leiden, von Tätigkeit, Ergebung und immer mehr ſchwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauſpiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte; ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und ſo ſchieden wir vor ſeiner Haustüre, um uns niemals wiederzuſehen. Bei dem Zuſtande meines Körpers und Geiſtes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von ſeinem Scheiden in meine Einſamkeit zu bringen. Er war am Neunten verſchieden, und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.

Der letzte Eintrag in Goethes Tagebuch vor Schillers Tode iſt vom 3. Mai; der nächſte erſt wieder vom 13. Juni. Keiner der Hausgenoſſen Goethes wagte, ihm die Todesnachricht zu bringen. Erſt als Chriſtiane auf ſeine Frage: ‚Schiller iſt wohl ſehr krank?‘ in Weinen ausbrach und das Zimmer verließ, da wußte er, daß er den einzigen vollwürdigen Genoſſen ſeines Geiſteslebens verloren hatte. In ſeinem erſten Brief an Zelter nach der Geneſung (1. 6. 1805) klagte er:

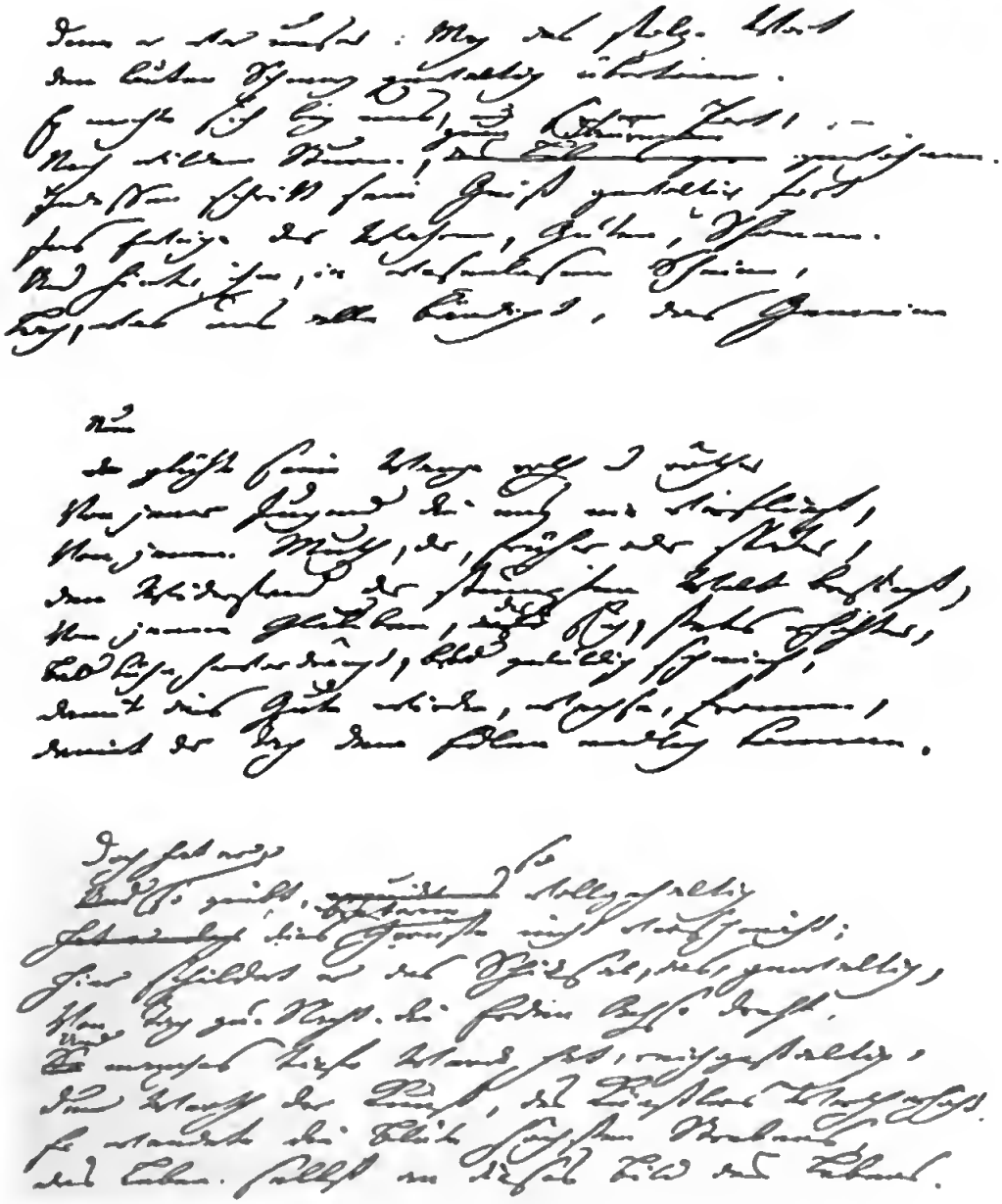
Ich dachte, mich ſelbſt zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins. Eigentlich ſollte ich eine neue Lebensweiſe anfangen; aber dazu iſt in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich ſehe alſo jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächſte, ohne an eine weitere Folge zu denken.

Der Schauſpieler Genaſt hatte Schiller bei deſſen letzter Anweſenheit im Theater (1. Mai) geſehen. Am nächſten Tage beſuchte er ihn und fand ihn im Bett. Schiller wußte von Goethes andauernder Krankheit und ſagte: ‚Wer weiß, was uns die nächſte Stunde ſchwarzverſchleiert bringt? Unſere Körper werden ſcheiden, aber unſere Seelen werden ewig zuſammenleben.‘

Dem hingeſchiedenen Freunde ein Denkmal zu ſetzen, auf Goethiſche und Schillerſche Art, alſo keins von Stein, war des Zurückgebliebenen erſter Gedanke: er wollte den Demetrius vollenden. Das Stück war ihm ſo lebendig wie dem Dichter ſelbſt:

Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſein fortſetzte. Unſere gemeinſamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutſche Theater, für welches wir bisher gemeinſchaftlich, er dichtend und beſtimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, ſollte bis zur Herankunft eines friſchen ähnlichen Geiſtes durch ſeinen Abſchied nicht ganz verwaiſt ſein. Genug, aller Enthuſiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluſt in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich geſpielt zu ſehen, wäre die herrlichſte Totenfeier geweſen, die er ſelbſt ſich und den Freunden bereitet hätte. Ich ſchien mir geſund, ich ſchien mir getröſtet. Nun aber ſetzten ſich der Ausführung mancherlei Hinderniſſe entgegen, mit einiger Beſonnenheit und Klugheit vielleicht zu beſeitigen, die ich aber durch leidenſchaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigenſinnig und übereilt gab ich den Vorſatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zuſtand denken, in welchen ich mich verſetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Meiner künſtleriſchen Einbildungskraft war verboten, ſich mit dem Katafalk zu beſchäftigten, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Meſſina das Begräbnis überdauern

Zu S. 636



Aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke (Strophen 4, 7, 8).

sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu oerwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand. (Annalen).

Den Demetrius im Geiste des Freundes zu vollenden, war eine Unmöglichkeit. Keine äußeren Hindernisse, — künstlerische Bedenken ließen ihn abstehen. Gefeiert aber sollte der große Tote werden, und Goethe fand die würdigste Form: ‚Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen' (an Cotta, 1. 6. 1805).

Am 10. August 1805 ging die Feier auf dem Theater in Lauchstädt vor sich. Schillers Lied von der Glocke wurde bildlich dargestellt und vorgetragen, und nach dem letzten Verse: ‚Friede sei ihr erst Geläutet' erklang Goethes **Epilog zur Glocke**: ‚Und so geschah's!' Von dem jetzigen vervollständigten Wortlaut fehlten bei der ersten Schillerfeier die Strophen 6, 12, 13; diese kamen bei Wiederholungen 1810 und 1815 nach und nach hinzu. Goethe hatte ursprünglich eine andre dichterische Totenfeier geplant: eine symbolisch-dramatische mit Gestalten aus Schillers Werken und Leben mit Chören von Jünglingen, Jungfrauen, Männern, Greisen. Aus dem Entwurf sind die zwei Verse der Studierenden bemerkenswert: ‚Seine durchgewachten Nächte Haben unsern Tag gehellt.' Der Schluß sollte ausklingen in ein Gloria in excelsis.

Der Epilog zur Glocke ist eines der unwelkbaren Meisterwerke Goethes, das erhabenste Totengedicht der Weltliteratur neben Manzonis ‚Fünftem Mai' auf Napoleons Tod. Ehrfürchtige Liebe und bis in Schillers Urgrund eindringendes Verständnis sind zu einem Kunstgebilde verschmolzen, das zugleich als der Gipfel Goethischen Ausdruckes des Erhabenen gelten muß. Die große Literatur über Schiller, auch in ihren gründlichsten und begeistertsten Erzeugnissen, ist in der Würdigung des Bleibenden an Schiller nicht über Goethes gewaltiges Klage-Trostlied hinausgekommen.

So war denn der erlauchte Wirklichkeitsroman des Suchens und Meidens, des Findens und Bindens und Festhaltens dieser zwei größten deutschen Geistesmenschen schmerzlich, doch herrlich ausgeklungen. Wer die Urkunden dieses Lebensbundes, von den frühesten bis zum letzten Briefe von Schillers Hand, zwei Wochen vor seinem Tode, dazu die oben wiedergegebene Stelle aus den Annalen (S. 635) gelesen und dann den Epilog zur Glocke auf sich wirken läßt, der wird schwerlich trocknen Auges den Band mit Goethes Gedicht niederlegen. Mochte der Freund mit dem wiederholten stolzen Wort ‚Denn er war unser!' den lauten Schmerz gewaltig übertönen, — wir fühlen durch das ganze unbeschreiblich schöne Gedicht das im Tiefsten getroffene Herz Goethes erzittern und leiden mit seinem unersetzlichen Verlust, der ja auch der unsrige geblieben ist.

Achtes Buch.

In den Weltstürmen.

(1805—1816)

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.

Auflösung des Deutschen Reiches und Gründung des Rheinbundes. — Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806). Napoleon in Weimar (1806).

Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano (1806).

Die Herzogin Anna Amalia stirbt (10. April 1807). — Fichtes Reden an die deutsche Nation (Winter 1807/08). — Von der Hagen gibt das Nibelungenlied heraus. Werners Martin Luther. — Fr. Th. Vischer geboren (1807).

Napoleon in Erfurt (Oktober 1808). — Goethes Mutter stirbt (13. September 1808).

Kleists Zerbrochener Krug, Penthesilea, Käthchen, Hermannschlacht (Aufführung, Druck oder Entstehung). — Fr. Schlegels Sprache und Weisheit der Inder. — A. von Humboldts Ansichten der Natur (1808).

Krieg Österreichs gegen Napoleon, Schlachten bei Aspern und Wagram (Oktober 1809).

A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. — Königin Luise stirbt (19. Juli 1810).

Arnims Gräfin Dolores; Kleists Prinz von Homburg und Erzählungen. — Fritz Reuter und Freiligrath geboren (1810).

Niebuhrs Römische Geschichte; Hebels Schatzkästlein (1811). — Kleist stirbt (21. November 1811).

Napoleon in Rußland, Untergang des französischen Heeres (1812).

Die Volksmärchen der Brüder Grimm. — Byrons Childe Harold (1812).

Wieland stirbt (21. Januar 1813). — Hebbel, Otto Ludwig, Richard Wagner geboren (1813).

Schlacht bei Leipzig (18. Oktober 1813). — Theodor Körner fällt (26. Oktober 1813).

Einnahme von Paris durch die Verbündeten, Napoleon auf Elba (1814). — Fichte stirbt (29. Januar 1814).

Chamissos Peter Schlemihl, E. T. A. Hoffmanns Phantasiestücke. — Byrons Corsar, Scotts Waverley. — Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815).

Uhlands Gedichte, Schenkendorfs Gedichte. — Bismarck und Geibel geboren (1815).

Der Brüder Grimm Deutsche Sagen; Müllner Schicksalsdrama Die Schuld (1816).

Einführung einer ständischen Verfassung in Weimar. — Christiane stirbt (6. Juli 1816).

Erſter Abſchnitt.

Von Schillers Tode bis zur Jenaer Schlacht.

Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am beſten verſtände,
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände.

‚Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zuſtand, und was ſich ſonſt noch an Nachrichten findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geſchäften ohne weiteren Anteil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten.‘ So beſchreibt Goethe ſelbſt in ſeiner gehaltenen Art die troſtloſe Gefühlsöde nach Schillers Tode. Man hat mit 56 Jahren nach großen Verluſten nicht mehr die Wiederherſtellungskraft der Jugend: von Schillers Verluſt dürfen wir Goethes beginnendes Alter rechnen. Noch nicht das Greiſenalter, dieſes begann bei ihm viel ſpäter als bei Andern; wohl aber ein mähliches Verſickern und Verſiegen der eigentlichen Menſchenſchöpferkraft; ihr immer bewußteres, regelmäßiges Erſetzen durch Sinnbild und Gleichnis, beide ja nur Erſatzmittel für lebendige Kunſt; einen immer ſtärkeren Hang zur Lehrhaftigkeit. Einzig im Liede ſehen wir keine Abnahme der Gefühlskraft, nur der Ausdruck verſteift ſich hier und da; doch ſtehen mitten zwiſchen den feierlicheren Stücken der Alterslyrik ſo jugendlich warme Gedichte, daß es ohne die Zeiturkunden ſchwer, ja unmöglich wäre, ſie ihrem Jahr oder Jahrzehnt zuzuweiſen.

Die fühlbarſte Folge von Schillers Tod iſt der Verluſt des einen Leſers auf gleicher Höhe. Der Zuſtand vor 1794 erneuert ſich: Goethe dichtet für ſich und einen nächſten engen Kreis, hört keine urteilende Stimme eines Gleichen, und da er die der öffentlichen Meinung verachtet, über das nützliche Maß hinaus, ſo fehlt ihm faſt jeder lebendige Widerhall. Die Anerkennung eines neuen Werkes nimmt er als ſelbſtverſtändlich hin, und die Freunde kargen damit nicht; jeden Widerſpruch aus der Ferne hält er für Stumpfheit oder Böswilligkeit. Der künſtleriſche Alterseigenſinn beginnt und wächſt; anbetende, ihm dienſtbare junge Leute in ſeiner unmittelbaren Umgebung beſtärken ihn darin. Von nun an dichtet er mehr und mehr für ſich allein; geheimnißt in ſeine Dichtungen Rätſel hinein, die nur er löſen kann; wird ſo gleichgültig, ja rückſichtslos gegen die weite Leſergemeinde, daß er Bücher äußerlich fertig macht durch Hineinſtopfen älterer ſelbſtändiger Schriften. Vieles dieſer Art wäre nicht geſchehen, hätte er Schiller als ſeinen erſten und einzig wichtigen Leſer länger neben ſich geſehen.

Goethe hat ſich im tiefſten Schmerze ſtets manneshart zu beherrſchen gewußt, wenigſtens vor den Menſchen und in Briefen. Darum ergreift uns doppelt der Ausdruck ſeines nachhaltigen Kummers über den Tod des großen Freundes. Den Brief an Zelter vom 1. Juni 1805 kennen wir ſchon (S. 634). Am 12. Juni ſchreibt er an Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen:

Ich habe noch nicht den Mut fassen können, Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll; so vermeidet man billig den Anblick derer, die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben. Nehmen Sie für sich und Ihre Schwester [Charlotte Schiller] die herzlichsten Grüße aus diesem Blatt.

Mit seinem Schmerze vermischt sich Bitterkeit beim Anblick menschlichen Kleinsinns selbst gegenüber einem solchen Verluste. Iffland spielt als Gast auf dem Frankfurter Theater und plant eine Totenfeier Schillers, deren Ertrag für dessen vier Kinder bestimmt wird. Goethe ist sehr damit einverstanden. Da fordert das Frankfurter Journal für die Totenfeier ‚freien Eintritt, da die Würde des Gegenstandes es erheischt'. Nun braust Goethe gegen seine knausrigen Frankfurter Landsleute auf (an Zelter, 19. 6. 1805):

Man setzt in die Zeitung: er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publikum einen freien Eintritt zu einer Totenfeier! — Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser getan, ihren Anteil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuskript honoriert haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 Groschen haben konnten [gedruckte Dramen durften damals ohne Erlaubnis und ohne Entschädigung des Dichters aufgeführt werden].

Goethes nächster Freundeskreis wird enger und ärmer. Knebel wahnte nach seiner Heirat mit einer Schauspielerin schon seit 1797 nicht mehr in Weimar, seit 1804 in Jena. Der Herzog Karl August blieb Goethes Freund, doch gab es längst kein herzinniges Zusammenleben mehr mit dem nun fast fünfzigjährigen Fürsten, dessen Lebensaufgaben gewachsen waren. Mit der Stein hatte sich ein kühler Nachbarverkehr wieder angeknüpft, der in dem Leben Beider keine wichtige Rolle mehr spielte. Zum Glück bot Gaethen sein Haus die Freude und Behaglichkeit, deren er bedurfte, und grade in diesem Zeitabschnitt wurde ihm das Heim zur friedsamen Insel in den Stürmen der Welt.

Sein Lebensweltkreis aber erweitert sich von Jahr zu Jahr, wie sein Ruhm sich über ganz Deutschland, über die Bildungswelt ausbreitet. Schon seit den Xenien, dann nach Wilhelm Meister, noch mehr nach Hermann und Dorothea galt er als der erste Dichter des Vaterlandes; nun, da Schiller gestorben, als der einzige alles übertänende deutsche Name unter den Lebenden. Selbst die in den Xenien Gezüchtigten wagten nicht mehr laut zu murren; Gemeinheiten wie in den Anti-Xenien waren schon in den letzten Jahren des Freundschaftbundes mit Schiller unmöglich geworden. Nach dem Erscheinen des vollständigen ersten Teiles des Faust (1808) stand *Goethes Oberherrschaft in der deutschen Literatur* fest, und die Dichter des Auslandes verehrten in ihm ihren Weltfürsten, den Lehnsherrn seiner Vasallen, wie Byron das so schön ausdrückte. Frau von Staël wäre ganz gewiß nicht nach Weimar gereist, um den politisch unwichtigen Hof und die Darfstadt kennen zu lernen; sie besuchte Weimar, weil Goethe und Schiller dort lebten, und dann erst Berlin, um sich der Königin Luise vorzustellen.

Von jetzt ab schwindet für den Darsteller die Möglichkeit, allen Beziehungen Goethes zu den neuen Menschen seines Gesichtskreises ausführlich nachzugehen,

und ein bloßes Herzählen von Namen wäre nutzlos. Die Verzeichnisse der Personen, die van ihm Briefe empfingen, füllten Seiten. Die Wenigsten haben ihm geistig etwas gegeben; die Beschränkung auf die Bereicherer seiner Welt ermöglicht das eingehendere Betrachten der paar Ausnahmemenschen.

Als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius preist Gaethe es, daß ihm bald nach Schillers Tode ein schätzenswerter Mann näher rückte, zwar kein Dichter, nur ein gebildeter Philaloge, Friedrich August Wolf (1759—1824) in Halle, der Verfasser der einst hochberühmten, jetzt nur nach geschichtlich denkwürdigen Untersuchungen über den Ursprung der Homerischen Gedichte. Im Juni 1805 war er einige Wachen Goethes Hausgast, und so machte dieser einmal nähere Bekanntschaft mit der Philologie und ihrer Betrachtungsweise der Kunst. Es ergaben sich Verschiedenheiten der Art, sich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, und Gaethe fand den graßen Philologen unzugänglich für irgendeine andre Denkform als die eigne, ‚denn es ist schwer, ja unmöglich, denjenigen, der nicht aus Liebe und Leidenschaft sich irgendeiner Betrachtung gewidmet hat, auch nur eine Ahnung des zu Unterscheidenden aufzuregen'. Persönlich blieb der graße Gelehrte Goethen wert; die unkünstlerische Ansicht Wolfs van der fabrikmäßigen Herstellung der Odyssee und Ilias: dem Zusammenleimen graßer Kunstwerke aus kleineren Halbkunstversuchen widerstrebte dem Künstler Gaethe, der besser wußte, wie graße Kunstgebilde entstehen. Indessen durch den Widerstreit der Beweisgründe war jeder nach größerer Helle und Schärfe für sich zu streben gezwungen warden. — Walf vergalt Goethen die Gastfreundschaft in Halle, und dieser wohnte hinter einer Tapetentür verborgen dessen Vorlesungen bei.

Trastreich war Goethen in seiner beraubten Lage ein Besuch Fritz Jacobis: ‚Wie sehr hätt' ich gewünscht, hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der auch da eine schäne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Überlebenden nicht mehr bilden konnte'.

Im Juli 1805 hörte Goethe die Vorträge des damals hochberühmten Arztes Gall (1758—1828) über Schädel- und Gehirnkunde und wurde lebhaft van ihnen angeregt. Gegen Galls zu ‚sehr ins Spezifische gehende' Verlegung bestimmter seelischer Eigenschaften in bestimmte Gehirnteile hatte er Bedenken; im allgemeinen aber erschien ihm dessen Lehre vam Gehirn ‚als der Gipfel vergleichender Anatomie'. Bei dieser Gelegenheit war's, wo Gall aus Goethes Stirnbau, mehr wohl nach aus seiner Neigung zum bildlichen Ausdrucke schloß, er sei eigentlich zum Valksredner gebaren.

Mit Walf und begleitet van seinem Sahne August machte Gaethe alsdann einen Besuch bei dem höchst wunderlichen Kauz Beireis (1729—1809) in Helmstedt, einem Prafessor der Heilkunde und Naturwissenschaft, aufschneidendem Sammler von Kostbarkeiten und Schnurrpfeifereien, einer Art unschädlichen, mehr spaßhaften Graßkophtas. — In Magdeburg wurde im August 1806 der Dam besucht, darin ein erzenes Bischafsgrabmal van Peter Bischer bewundert; Stadt, Festung, Umgegend ‚mit Aufmerksamkeit und Teilnahme betrachtet'. Abermals in Helmstedt weilte Gaethe oft und lange vor Beireis' Sammelkästen,

namentlich vor dessen antiken Münzen; seine eigne Sammelwut wird sich dort mit einigem Neide gemischt haben. Als der gelehrte Schaik zuletzt einen hühnereigroßen angeblichen Diamanten vorwies, kamen Goethen ‚einige Zweifel gegen die Echtheit dieses gefeierten Schatzes'. Im allgemeinen aber scheint der ältere Sammler mit seinem unerschütterlichen Ernst den gutgläubigen jüngern ein wenig hinters Licht geführt zu haben.

Auf dem Rückwege wurde Halberstadt besucht, wo Gleim ein langes Leben als Unterstützer aller hilfsbedürftiger deutscher Dichter geführt hatte. Gleims ‚Freundschaftstempel' mit Hunderten von Bildnissen der befreundeten Zeitgenossen wurde ehrerbietig betreten, zuletzt sein Grab im Garten besehen. Gleim war 1803 gestorben; Goethe, der den Lebenden lustig verspottet hatte (S. 564), unterdrückte in den Annalen jedes Wort des Spottes über den Hingeschiedenen, rühmte dessen Bürgersinn und war bemüht, Gleims Verdienste um das Verbreiten eines ‚allgemeinen reinen menschlichen Gefühls' herauszuheben.

Im September kehrte er nach einem Abstecher ins Bodetal nach Weimar zurück und leitete die letzte der von ihm veranstalteten Kunstausstellungen, natürlich wieder mit einem seiner klassisch langweiligen Preisausschreiben: ‚Die Taten des Herkules.'

Vor der Reise nach Helmstedt stoßen wir einmal auf einen Brief an die Stein, ohne Herzenswärme, ohne Reiz. Beinah anzüglich klingt darin die Stelle:

Zelter hat mich auf einige Tage besucht und mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht [die Stein hatte also nichts von Zelter zu sehen bekommen]. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden. — [Der Schluß ist formelhaft]: Lassen Sie mich Ihnen selbst und den Freundinnen empfohlen sein und versäumen Sie nicht, mich Durchlaucht der Herzogin zu Füßen zu legen. Zu Ende dieses Monats hoffe ich wieder aufzuwarten (aus Lauchstädt, 12. 8. 1805).

Außer dem Epilog zur Glocke vom Juli ist aus der ganzen Zeit dieses Jahres nach Schillers Tode keine literarische Arbeit zu vermerken.

*

Das Jahr **1806**, das siebenundfünfzigste seines Lebens, weist zwei Hauptereignisse für den Dichter und Menschen auf: endlich wird der erste Teil des Faust abgeschlossen; Christiane wird auch vor der Welt Goethes Frau.

Vom fertigen Faust wird in einem eignen Abschnitt gehandelt (S. 793); hier nur einige äußerliche Angaben. Die Arbeit wurde am 25. April 1806 beendet; der Druck verzögerte sich wegen des drohenden Krieges bis 1808. In den letzten sechzehn Jahren war alles das umgewandelt oder neu gedichtet worden, was wir jetzt beim Vergleich mit dem Urfaust und dem Fragment von 1790 als abweichende oder ergänzende Stücke erkennen. Das Anschwellen zeigen folgende drei Zahlen: Urfaust 1441 Verse und 388 Zeilen Prosa; Bruchstück von 1790: 2137 Verse, keine Prosa; Faust von 1808: 4612 Verse, 81 Zeilen Prosa. — Das Tagebuch verzeichnet für den Tag des Abschlusses des Faust außerdem: ‚Elektroskope und Elektrometers.'

Von andern literarischen Arbeiten in diesem politischen Unheilsjahr sind nur zu nennen: der Aufsatz über Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano, die Fortsetzung der Farbenlehre, die Durchsicht der Werke für eine neue, zwölfbändige Gesamtausgabe bei Cotta, wobei Goethe sich enthielt, etwas umzuschreiben oder wesentlich zu verändern.

Der wieder hervorgeholte Plan zu einem Epos Tell mußte beiseite gelegt werden: in dem Aufruhr der Zeit war an ein Ausführen nicht zu denken. Er hätte ihn in Hexametern, ‚dieser herrlichen Versart', gedichtet und dem Werke den Ton des ‚Episch-ruhig-grandiosen' gegeben. Aus Wilhelm Tell wollte er symbolisch stilisierend

eine Art von Demos machen, einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Tierfelle und sonstigen Waren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern [!], sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Übel abzuwehren fähig und entschlossen. — Geßler erschien ihm als ‚einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann'.

Goethe fügt noch hinzu, daß die Anlage seines Gedichtes von beiden Seiten (Tells und Geßlers) etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte. Wie bei einer solchen Anlage Geßler umgebracht werden konnte, bleibt unklar. Aber vielleicht hatte Goethe gar einen versöhnlichen Ausgang beabsichtigt! (vgl. S. 608).

Im April 1806 besuchte der deutschschreibende dänische Dichter Adam Öhlenschläger (1779—1850) Goethen und las ihm sein Drama ‚Hakan Jarl' vor; bald darauf ‚Aladdins Wunderlampe'. — Daß die naturwissenschaftlichen Studien ununterbrochen weitergingen, wird von jetzt ab hier nicht mehr regelmäßig erwähnt.

*

‚Die großweltlichen Ereignisse', wie Goethe sprachschöpferisch die Weltpolitik dieser Jahre nennt, werfen ihre Unheil verkündenden Schatten voraus. Am 29. Juni 1806 reist er von Jena nach Karlsbad; unterwegs besichtigt er das Schloß in Eger mit dessen Erinnerungen an Wallensteins Ermordung. Christiane war ins Lauchstädter Bad gegangen. Preußische Truppenmärsche durch Weimar hatten seit dem Beginn des Jahres die Augen auf den Ernst der politischen Lage gerichtet. ‚Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Gestalt angenommen, zu Lande und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern; aber das mittlere, das nördliche Deutschland genoß noch eines gewissen fieberhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematischen Sicherheit erfreuten.' Am 12. Juli 1806 wurde auf Befehl Napoleons und unter seiner ‚Schutzherrschaft' der Deutsche Rheinbund gegründet; am 6. August erklärte der österreichische Kaiser Franz 2., sich der deutschen Kaiserwürde entkleidend, das Deutsche Reich für aufgelöst.

In Karlsbad, schon damals dem Kurort der vornehmen und reichen Welt, war Goethe ‚recht in die Mitte von Angst und Bekümmernis' geraten. Ein Fürst

Reuß der Dreizehnte, ‚der mir immer ein gnädiger Herr gewesen', wie Goethe, für heutiges Empfinden komisch wirkend, in den Annalen beifügt, enthüllte ihm das von Frankreich her Deutschland bedrohende Unheil; doch gab es in Böhmen wenigstens keine Truppenansammlungen wie die, denen Goethe bei der Rückkehr nach Thüringen begegnete. Karl August, General im preußischen Heere, bereitete sich zum Abmarsch auf den mutmaßlichen Kriegsschauplatz; Goethe hatte mit ihm am 24. September eine ‚prägnante Unterhaltung' im Hauptquartier zu Niederroßla, gewiß über die möglichen Folgen einer Niederlage für das Herzogtum Weimar. Zehn Tage vor der Schlacht bei Jena sah er den Prinzen Louis Ferdinand, ‚nach seiner Art tüchtig und freundlich', speiste bei dem Fürsten Hohenlohe, einem der Unterfeldherren des preußischen Heeres, und kehrte am 6. Oktober nach Weimar zurück. Dort fand er schon alles in voller Unruhe und Bestürzung. ‚Die großen Charaktere waren gefaßt und entschieden, man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen; wer bleiben, wer sich entfernen sollte? das war die Frage.' Die kleinen Charaktere entfernten sich; die Herzogin Luise und Goethe blieben.

Eine genaue Geschichte der politischen und kriegerischen Begebenheiten, die in der Zerschmetterung des preußischen Heeres und Staates durch die **Schlacht bei Jena** (14. Oktober 1806) gipfelten, ist hier überflüssig. Goethes Annalen schweigen über die furchtbare Heimsuchung des Weimarischen Landes, der beiden Hauptstädte und des eignen Hauses. Seine Tagebücher berichten:

Oktober 14. früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Kötschau. Deroute der Preußen. Abends um 5 Uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück.

15. Marschall Lannes im Quartier und General Victor. Bei Hofe wegen Ankunft des Kaisers. Nach Hause. Beschäftigt mit Sicherung des Hauses und der Familie.

16. Lannes ab. Gleich darauf Marschall Augereau. In dem Intervall die größte Sorge. Bemühung um Sauvegarden usw., bis endlich das Haus ganz voll Gäste war. Mit dem Marschall gespeist. Viele Bekanntschaften. Tätige Teilnahme mancher Militärpersonen. Ankunft des Kommandanten Dentzel.

17. Marschall Augereau ab. Der Kaiser ging ab.

18. Denons [Pariser Museumverwalters] Ankunft. — Begräbnis des [preußischen, bei Jena gefallenen] Generals Schmettau.

19. Trauung.

Mit den Worten: ‚Plünderung, schreckliche Nacht' werden alle Greuel der damaligen Kriegführung angedeutet, von denen auch Goethe nicht verschont blieb. Plündernden Soldaten trat Christiane mutvoll entgegen; ja sie soll gradezu Goethes Leben durch ihre entschlossene Dazwischenkunft gerettet haben. Ein Zeitbericht darüber lautet: ‚Goethe war geplündert, und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte.' Sicherheit des Lebens wurde erst durch eine Schildwache auf Befehl Neys geschaffen; der schweren Quartierlast entging Goethe so wenig wie Andre. Nach einem Briefe von Christiane an Nicolaus Meyer habe die Plünderung 36 Stunden gedauert; nicht zehn Häuser, selbst das Schloß nicht, seien davon verschont

geblieben. Goethen habe die Plünderung über 2000 Taler gekostet; er habe zuweilen 28 Betten mit einquartierten Franzosen im Hause gehabt.

Von dem tapfern Verhalten der Herzogin Luise wurde schon gesprochen (S. 643); ebenso von Christianens hilfreichem Sinn für die Notleidenden in der Stadt (S. 452).

Dem gewichtigen Tagebuchvermerk ‚T r a u u n g‘ vom 19. Oktober 1806 sei ergänzend folgender Brief Goethes vom 17. Oktober an den Weimarer Prediger Günther, Herders Nachfolger, beigefügt:

Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine. Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sanntag oder vorher getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu tun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten? Ich wünsche, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe. Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte! Goethe.

Und so geschah's! In die Trauringe hatte Goethe den ‚14. Oktober 1806‘ eingraben lassen zum Gedächtnis an Christianens Beistand in größter Not, wohl aber auch an des Tages entscheidenden Einfluß. Die Worte an den Geistlichen von dem ‚alten Vorsatz‘ waren sicher vollempfunden: Christianens hingebende Liebe und Sorge sowie das Heranwachsen seines Sohnes hatten den Gedanken an das bürgerliche Siegel auf seine Liebes- und Gewissensehe verstärkt, und nur der Abscheu vor dem Geklatsche der Weimarischen Gesellschaft hatte ihn nicht zur Entschlußreise kommen lassen. In jenen schrecklichen Tagen aber hatten die Weimarer zusamt den Weimarerinnen so reichlich mit sich selber zu tun, daß Goethes stille Trauung fast unbemerkt blieb. Frau von Stein allerdings ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, lügenhafte Berichte über Zeit und Ort der Handlung gehässig zu verbreiten und sich zu entrüsten, daß Goethe weniger durch die Plünderer eingebüßt habe als sie (vgl. S. 305).

Vor bald zehn Jahren hatte Goethe Christianen und August letztwillig sichergestellt. Frau Rat hatte der Bitte ihres Sohnes, auf seine Erbschaft zu verzichten, sogleich willfahrt; so setzte er denn 1797 August als Gesamterben ein, bestimmte aber Christiane zur lebenslänglichen Nutznießerin seines Besitzes, verschrieb ihr außerdem ein Viertel dessen, was dereinst aus der Frankfurter Hinterlassenschaft an Goethe fallen würde. In demselben Jahr schrieb er an Christiane aus der Schweiz: ‚Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren.‘

An Knebel, der Christiane schon vor ihrer Verheiratung immer als ‚Frau‘ oder ‚Hausfrau‘ Goethes bezeichnet hatte, schrieb dieser: ‚Daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehelicht bin, wird euch freuen.‘ Dem Herzog teilt er an Augusts 17. Geburtstage das Ereignis mit:

Ich kannte mir Eurer Durchlaucht Einwilligung aus der Ferne versprechen, als ich in den unsichersten Augenblicken durch ein gesetzliches Band ihm [August] Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen, und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen sehen.

Digitized by Google

Der Herzog antwortete ihm aus Berlin: ‚Dein Hauswesen ist berichtigt — lauter gute, erfreuliche Dinge.‘ Erst jetzt erbat und erhielt Goethe die amtliche Eigentumsurkunde für das Haus am Frauenplan, die bis dahin nur auf des Herzogs mündlichem Wort beruht hatte.

Als in Cottas Allgemeiner Zeitung dumme Schwätzereien über seine Heirat verbreitet wurden, schritt Goethe durch einen Brief an den Verleger kräftig dagegen ein: ‚Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen; denn ich habe ein ernsthaftes Leben geführt und führ' es noch.‘

Einmal regelrecht verheiratet, hielt Goethe es für seine Ehemannspflicht, Christiane in die ihm zusagenden Kreise einzuführen. Eine den Weimarischen Philisterinnen hoch überlegene Frau half ihm großen Sinnes dabei: die Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer (1766—1838), Witwe eines reichen Danziger Kaufmanns, die Mutter Arthur Schopenhauers. Seit dem Frühling 1806 wohnte sie in Weimar und führte ein gastfreies Haus, das geistig bedeutendste neben dem Goethischen. Zwei Tage nach der Trauung erschien Goethe mit Christiane bei ihr; wir haben ihren anschaulichen Bericht über dieses für die Frau Geheimrat von Goethe entscheidende Ereignis:

Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen wäre. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute. Es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten. Goethe war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. — Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß. Sie war in der Tat sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch.

Johanna Schopenhauer erfreute sich in Weimar eines solchen Einflusses auf die Frauenwelt, daß ihr Beispiel vorbildlich wurde: nach und nach öffneten sich Christianen die ‚guten Häuser‘, sie durfte die ‚großen Weiber‘, wie Otto Ludwig in einem ähnlichen Falle die vornehme weibliche Welt solcher thüringischer Nester nennt, sogar bei sich empfangen, und nach einigen Jahren genoß sie den Triumph, ihrem in Heidelberg studierenden August schreiben zu können: ‚Wir hatten einen Tee von 30 Personen, alle Damen, die du kennst, Frau von Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere.‘

Ja, auch die Stein! Goethes Haus war das erste nach oder neben dem herzoglichen Schloß, und wer nicht bei Goethe verkehrte, gehörte nicht zur obersten Schicht. So hatte denn die stete Beschimpferin Christianens seine Einladung angenommen und schrieb hochnäsig darüber ihrem Fritz: ‚Angenehm ist es mir freilich nicht, in der Gesellschaft zu sein, indessen da er das Kreatürchen sehr liebt, so kann ich es wohl einmal zu Gefallen tun.‘ Sie ist dann noch manchmal in dem Hause erschienen, dessen Herrin Christiane geworden war, und wenngleich sie von ihrer eigensüchtigen, selbstgerechten, splitterrichterlichen Art niemals völlig abließ, mit der Zeit stellte sich zwischen ihr und Goethe doch ein leidlicheres Verkehrsverhältnis her, worin sie die gnädig Herablassende, Goethe der gütig Ritterliche war. Kleine Geschenke gingen zwischen den beiden Häusern an der Ackerwand

hin und her; so dankt einmal Goethe für ein Halstuch, ‚so vortrefflich, daß ich mich kaum getraue es umzutun'. In einem ihrer Briefe heißt es: ‚Da Sie manchmal, lieber Goethe, übermäßig gut sein können'; in einem andern unterzeichnet sie sich ‚Ihre treue Verehrerin'.

Und am Ende: Charlotte von Stein war ein Weib und eine Mutter; etwas von den Urgefühlen des Weibes lebte auch in dieser Hofdame mit der Hofmaske. Goethes Söhnchen kam ihr, der nur um die Ecke Wohnenden, oft vor die Augen, und die Vereinsamte, deren beide Söhne in die Welt gezogen waren, konnte dem unschuldigen Kinde nicht gram sein. Ja sie schrieb einmal an Goethe die gefühlten Worte: ‚Sie müssen meinem Herzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß', und Goethe an sie: ‚Erlauben Sie ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung denken, daß Sie ihm so wohl wollen.' Sie entschädigte sich allerdings in einem Brief an ihren Fritz: ‚Ich kann manchmal in ihm [August] die vornehmere Natur des Vaters und die gemeinere der Mutter erkennen.'

Christiane wurde in spätern Jahren als rechtmäßige Frau des Ministers von Goethe gelegentlich auch zu Hofe geladen, und die Herzogin Luise erwies sich ihr ‚außerordentlich gnädig'.

Goethe war nicht der Mann, lange über ein doch nur äußerliches Unglück zu jammern. ‚Allen Gewalten Zum Trotz sich erhalten Rufet die Arme Der Götter herbei', und: ‚Narre, wenn es brennt, so lösche, Hat's gebrannt, bau wieder auf!' — oder wie er nach den Schreckenstagen des Oktobers 1806 an Knebel in Prosa schrieb: ‚Jeder muß *sich* in diesen ernsten Augenblicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem *Ganzen* geholfen.' Seinem lieben Weimarer Park war kein Unheil widerfahren: das ist es, was ihn, ‚nach entsetzlichen Klagen der besten Freunde, immer noch erfreut'. So an den Herzog, dem er noch berichtet: ‚Wenn man übersieht, was verloren ist, so freut man sich billig doppelt des Erhaltenen. Die Bibliothek ist wundersam erhalten. — Das Münzkabinett ward in der Angst der letzten Tage nach Altstedt geflüchtet. — Der Botanische Garten hat wenig gelitten.'

In Goethes Tagebüchern lesen wir schon unterm 20. Oktober: ‚Verschiedene Aufsätze geschrieben. Akten geheftet und sonst das Nächste besorgt. — Einquartierung.' Und da Cotta die neue Ausgabe der Werke vorbereitet, so nimmt Goethe allerlei zur letzten Durchsicht vor, erledigt Elpenor und die Fischerin, versucht, ‚etwas Chromatisches [zur Farbenlehre] zu arbeiten', die ‚komparierte Anatomie' findet sich ein, Probebogen der Farbenlehre werden gelesen, und vom November meldet uns ein Tagebuch: ‚Astronomica zur Ableitung der Politicorum'. Andre Einträge lauten:

1806, 10. November: Hexameter zur Marphologie. An der Einleitung einiges verändert. Die Hälfte der chemischen Farben paragraphiert. Zu dem Erbprinzen, wo ich Prof. Meyer fand. Zur Prinzeß. Mittag Legationsrat Bertuch und Familie, Major

aan Knebel und Familie, Mad. Schopenhauer, Dr. Müller, Dr. Voigt. Darmstädtischer Masar zur Einquartierung. Abends zur Herzogin-Mutter, wo der Prinz und Prinzessin waren.

15.: Chemische Farben reaidiert. Bei der Herzogin-Mutter. War Maunler daselbst.

16.: Mit Voigt wegen der eingegangenen Ordres und Befehle die neue Einrichtung betreffend. Der blessierte Offizier. Abends zu Hause.

Bald ist die vielstimmige Fuge des Goethischen Lebens wieder im vollen Gange und Klange, und um Weihnachten lehrt er seine Weimarer, selber heiter zu sein, wenn der Tag nicht hell ist. Er eröffnet das seit den Kriegstagen im Oktober geschlossene Theater, und siehe da: ‚Balkon und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten sich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichnis [!], daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen.‘

Zweiter Abschnitt.

Pandora.

Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt! (Epimetheus in Pandora.)

Über den äußern Anstoß zu dem Dramabruchstück **Pandora**, oder wie es im Tagebuch heißt: Pandorens Wiederkehr, berichtet Goethe in den Annalen zu 1807:

Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich, daß ich ‚Pandorens Wiederkunft‘ zu bearbeiten anfing [laut Tagebuch am 19. Naaember]. Ich tat es zwei jungen Männern, aieljährigen Freunden, zu Liebe. Leo van Seckendarf [aus Weimar] und Dr. Stoll [ein Wiener Schriftsteller], beide van literarischem Bestreben, dachten einen Musenalmanach in Wien heraus zu fördern; er sollte den Titel ‚Pandora‘ [Gedächtnisfehler Goethes für den wirklichen Titel einer Zeitschrift ‚Prometheus‘] führen, und da der mythalogische Punkt, wa Pandora auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee gewarden, so griff ich ein, nicht ohne die ernsthaftesten Intentianen, wie ein jeder sich überzeugen wird, der das Stück, saweit es aorliegt, aufmerksam betrachten mag.

Was ihn so freudig dem Wunsche der zwei jungen Herausgeber folgen ließ, war neben vielem auch deren Absicht, durch ihre Zeitschrift ‚menschliche Schönheit auf Erden gedeihen zu machen‘. Goethes Pandora sollte der Hochgesang menschlicher Schönheit in ihrem siegreichen Aufstieg zu Geistesgipfeln werden.

Die Gefährdung des stillen Werdeganges menschlicher Bildung war ihm durch das letzte Jahr drohend vor die Augen gerückt worden. Das Herzogtum Weimar hatte der französische Kaiser in seinem Bestande belassen, wohl zumeist aus Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der Erbprinzessin zum Zaren Alexander. Dauernder Frieden aber stand für Deutschland, für Europa nicht in Aussicht, und wer verbürgte, daß plündernde Horden das nächste Mal nicht alles zerstörten, was Goethe für Kunst und Wissenschaft in seinem Wirkungskreise geschaffen hatte? Aus diesem Gefühl entstand das ernste, dichterisch wertvolle **Vorspiel** zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie. Die Kriegsgöttin tritt auf und droht Schrecken und Tod mit ihrem

Blitzgeschoß. Eine Flüchtende jammert: ‚Verkohlt so vieler Menschenjahre werter Fleiß.' Dann erscheint die ‚Majestät im Krönungsornat' und verheißt:

Neuer Kunstwald hebt sich in die Lüfte.
Sieh! des Meisters Kränze wehen droben,
Jubel schallt ihm, und den Weltbaumeister
Hört man wohl dem irdischen vergleichen.

Der Friede gesellt sich zur Majestät, ‚Gerechtigkeit und Friede küssen sich, o Glück!'

Mit der ‚Fixidee' des Stoffes des Prometheus und der Pandora hatte er sich ja schon ein Menschenalter hindurch beschäftigt. In jenem jugendlichen Bruchstück Prometheus (S. 161) war Pandora, gegen alle Mythologie, zur Tochter des titanischen Götterfeindes und Menschenfreundes geworden. Seitdem hatte sich Goethes Begriff von Prometheus umgestaltet, noch mehr der von Pandora, der unheilvollen ‚Allgabenbringerin' der Sage, und es bedurfte nur solches äußerlichen Anstoßes wie von den zwei Herausgebern eines ‚Prometheus', um den für dergleichen Antriebe höchst empfänglichen Goethe an die Arbeit gehen zu lassen. In Jena, im Herbst 1807, entstand die erste Hälfte des Bruchstückes der Pandora; sie erschien 1808 in der Wiener Zeitschrift. Die zweite Hälfte wurde im Frühling 1808 in Karlsbad gedichtet. Das Fertiggewordene, zusammen 1086 Verse, erschien 1810.

Inzwischen waren die persönlichen Herzenstriebe zu der Dichtung erlahmt, und Goethe schrieb an Zelter (26. 6. 1811): ‚Die Gestalten sind mir etwas in die Ferne getreten, und ich verwundere mich wohl gar über die titanischen Gestalten, wenn ich in den Fall komme, etwas daraus vorzulesen.' Ohne andauerndes Miterleben gab es für Goethe kein Schaffen, selbst nicht auf dieser sinnbildernden Stufe seiner Kunst, — so blieb denn das großangelegte Werk nur als eins der vielen vielen Bruchstücke beim Weiterschreiten hinter ihm liegen.

Das innere Miterleben, das ihn anfangs beseelte, deutet Goethe in den Annalen mit dem Satze an: ‚Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen.' Sie sind gar nicht wohl nebeneinander gediehen: die menschlich lebensvolleren Wahlverwandtschaften, ein besseres Gefäß für das Ausströmen seiner persönlichen Innenerlebnisse, verdrängten das griechische Sinnbildwerk. Lesen wir für den verschleiernden Ausdruck ‚Entbehrung' deutlicher Entsagung und erfahren wir, wodurch ihm dieses Schmerzgefühl bereitet ward, so empfinden wir die persönliche Stimmung mit, woraus die Pandora entstand.

Vom November bis gegen Ende 1807 weilte Goethe in Jena, verkehrte viel mit Knebel, mehr noch im Hause des literarisch gebildeten Buchhändlers Frommann, sah dessen Pflegetochter Wilhelmine (Minna, Minchen) Herzlieb, die Waise eines Züllichauer Predigers, die er schon als Kind gekannt hatte und nun als neunzehnjähriges blühendes Mädchen wiederfand. Die Malerin Luise Seidler schildert sie: ‚Die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen dunkeln Augen. — Die Flechten glänzend schwarz, das an-

mutige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß und graziös in allen Bewegungen.'

Vor der Schwelle zum Greisenalter, mit 58 Jahren, wurde Goethe von einer tiefen Leidenschaft für dieses liebreizende Kind gepackt. Wie ein letzter Scheidegruß der Jugendfreuden erschien sie ihm:

Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt ich, sie ergriff ich, da war es getan!

Eine bittersüße Liebe des Alters zur Jugend, reich an andersartigen, nicht weniger quälenden Schmerzen als in Wetzlar und Frankfurt, wo der Jüngling die Braut und das Weib eines Andern geliebt hatte. Minna Herzlieb scheint Goethes Liebe kaum erkannt, sicher nicht erwidert zu haben. Einer Freundin schreibt sie von ihm:

Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch so weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß.

Goethe sprach ihr nie von seiner Liebe; er kämpfte sich, wie schon manches Mal, durch diesen Aufruhr des Herzens zum Verzichte hindurch, strömte seine Leidenschaft im Sonett, im Drama und Roman aus und fand dann die Ruhe wieder, aus der er Christianen nach zwei Jahren bekennen konnte: ‚Gestern Abend habe ich auch Minchen wieder gesehen. — An Gestalt, Betragen u.s.w. immer noch so hübsch und artig, daß ich mir garnicht übelnehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben' (6. 11. 1810). — Minna Herzlieb heiratete 1821 den Jenaer Professor Walch, verfiel später in Geisteskrankheit und starb hochbetagt erst 1865.

*

Zur Pandora gibt es viele gelehrte Erklärungen, einige von weit größerm Umfang als das Werk selbst. Zum Verständnis des ausgeführten Bruchstückes bedarf es für denkende Leser keiner weitschweifigen Ausdeuterei. Aufzufrischen ist nur die altgriechische Sage von Pandora, der Sendbotin von Zeus' Rachegeschenk an den Empörer Prometheus und an seine Menschengebilde, von dessen klugem Verschmähen der Botin zusamt ihrer ‚Büchse', vom Bestricken seines Bruders Epimetheus durch die liebliche Pandora und den bösen Folgen des Erschließens ihrer Lade voll Unheilsgaben, denen nur die Hoffnung als Ausgleich beigesellt ist.

Mit der vollkommnen Freiheit des Dichters gestaltete Goethe die unerfreuliche Sage adelnd um. Pandora ist ihm kein Strafgeschenk eifersüchtiger Götter, vielmehr die Verkörperin des höchsten Zieles, dem die Menschheit zustrebt: der edlen Gesittung, des lautern Frommseins, der verklärten Kunstschönheit. Pandora war zuerst dem Prometheus erschienen, doch von dem ihren Wert nicht Erkennenden abgewiesen worden. Epimetheus, der sanfter gesinnte Bruder, hatte

sie aufgenommen, aber auch er sie nicht im Tiefsten gewürdigt; sie entschwebte ihm, nachdem sie ihm zwei Kinder gebaren, Elpore, die Hoffnung, und Epimeleia, die Fürsorglichkeit. Elporen hat sie mit sich zum Olymp entführt, doch zu Zeiten erscheint dem in Sehnsucht um Pandora tatenlos hinsinnenden Vater sein Kind im Traum und verheißt ihm tröstend Pandorens Wiederkehr.

Des Prometheus Sohn Phileros, der die Liebesschönheit Ersehnende, liebt heimlich Epimeleia, glaubt sich von ihr getäuscht, verwundet sie im Zorn, stürzt sich verzweifelt ins Meer. Beide werden gerettet, Göttin Eos verkündet die hohe Feier der Vereinigung der Liebenden:

Aus den Fluten schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen sich, und eins im andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das Andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und Tat sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals.

Prometheus wünscht keine neuen Gaben, das Menschengeschlecht scheint ihm genugsam ausgestattet. Ihm erwidert Eos vorausdeutend:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten
Zu dem Ewigguten, Ewigschönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!

Dann verschwindet Eos, vom strahlenden Helios fürder getrieben; das Bruchstück ist zu Ende. — Mit der Eos letzten Worten beschloß Goethe den letzten Band seiner damals erscheinenden Gesamtausgabe.

Bis hierher ist alles verständlich. Weder Prometheus noch Epimetheus sind die Träger höchster Menschenbildung; diese wird erst einem kommenden Geschlecht, den Kindern der Brüder zuteil, wann Pandora die Heilspenderin zur Erde wiederkehrt. Das Bruchstück enthält nur die erste Stufe des Werdeganges, die durch Prometheus und Epimetheus sinnbildlich vertretenen Hindernisse höchster Gesittung und einen verheißungsvollen Ausblick in die Zukunft.

Prometheus hat seinen Titanentrotz längst abgetan, wie sich ja Goethe von dem Jugendbruchstück ‚Prometheus' zu den ‚Grenzen der Menschheit' (S. 358), aus dem Trotze des Sturmes und Dranges zur Ehrfurcht mit kindlichen Schauern treu in der Brust hindurchgeläutert hatte. Doch der einstige Empörer, der seinen Frieden mit den Göttern gemacht, hat mit der Empörung zugleich alles höhere Streben eingebüßt: ‚Das höchste Gut? Mich dünken alle Güter gleich'; er ist zur Bildgestalt der selbstgenügsamen Alltäglichkeit und Nützlichkeit geworden, und klänge es nicht gar zu stillas, so dürfte der Prometheus in der Pandora als der Stillstandsphilister gelten: ‚Neues freut mich nicht'. Sein Machtmittel ist die Gewalt, Krieger folgen im Notfalle seinem Ruf. Feste liebt er nicht, zum Erhalen genügt ja der Schlaf. Arbeit ist das Höchste: ‚Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat!'

Epimetheus ist, wie sein Name besagt, dazu geschaffen:

Vergangnem nachzusinnen, Raschgeschehenes
Zurückzuführen mühsamen Gedankenspiels
Zum trüben Reich Gestalten-mischender Möglichkeit.

Nun ist ihm die kräftige Jugendzeit dahingeflohn, zwischen Genußfülle und Entbehren wechselte sein Leben; nur im Schlafe noch findet er Glück, denn Pandora hat sich von ihm gewandt. So ist Epimetheus der Mensch, der vor lauter Denken und Sehnen nicht zum Handeln kommt, und es ist gewiß nicht vermessen, in den beiden Brüdern nach Goethes naheliegender Absicht die beiden Haupthindernisse der deutschen Entwicklung zu erblicken: das im Nützlichen versunkene Philistertum und die tatenlose Grübelei.

Der Plan dieses Gleichnisdramas vom Aufstieg der Menschheitbildung ergibt sich mit genügender Deutlichkeit aus Goethes hinterlassenem wortkargem Schema: ‚Pandorens Wiederkunft zweiter Teil, Karlsbad 18. 5. 1808.' Eine göttliche Truhe, die Kypsele, schwimmt übers Meer heran, ‚willkommen dem Phileros, mißkommen dem Prometheus'. Dieser will die Truhe mit den hohen Göttergaben beseitigen, seine Krieger wollen sie zerschlagen, um den Inhalt der Truhe zu rauben. Epimeleia deutet den Inhalt der Truhe aus. Als ihre Zerstörung von neuem droht, erscheint Pandora, hemmt die Gewaltsamen, alle friedlichen Gewerbe fallen ihr zu. Das Reich der ‚Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe', der große Menschen-Sabbat beginnt, dem sich Prometheus widersetzt. Die Truhe tut sich auf, wandelt sich in einen Tempel der Wissenschaft und Kunst; das neue Geschlecht, Phileros und Epimeleia, übernehmen die Priesterschaft dieses Menschheittempels. Epimetheus, verjüngt, wird mit Pandora zum Olymp emporgehoben. Zum Schlusse tritt hinter dem Vorhang Elpore thraseia, die kühne Hoffnung, hervor und wendet sich an die Zuschauer.

Nach dem zerstörenden Kriege ein Reich des Friedens in Schönheit, mit dem jungen Menschengeschlecht als der Priesterschaft einer frommen Religion von Kunst und Wissenschaft, von besonnener Tatkraft gepaart mit Schönheitsglauben: dies haben wir von Pandorens Wiederkunft zu hoffen. Wie Goethe diesen durchsichtigen Plan im einzelnen ausgeführt haben würde, vermag keine Forschung zu ergründen, die da Wissenschaft sein will, nicht Spielerei.

Auch ohne Goethes ausdrückliches Eingeständnis würden wir die Pandora für ein Sinnbildwerk erkennen. ‚Das Ganze kann nur auf den Leser gleichsam geheimnisvoll wirken. — Das Einzelne hingegen, was er sich auswählen mag, gehört eigentlich sein und ist dasjenige, was ihm persönlich konveniert', schrieb Goethe über das Bruchstück. Den meisten Lesern geht es umgekehrt: man begreift eher den Geheimsinn des Ganzen als des Einzelnen; denn in die Einzelheiten hat der Dichter nach der Richtung seines Alterstils Erlebtes und Gedachtes so persönlicher Art hineingeheimnißt, daß ein vollständiges Enträtseln unmöglich ist. Er mag bei Prometheus, der seine Krieger zu barschem Siege weiht, an Napolean gedacht haben, bei Epimetheus ein wenig an sich selbst, bei Pandora an Minna Herzlieb, einmal gar an Christiane (‚Das übervolle, strotzend braune

krause Haar, Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf', vgl. Christianens Schilderung S. 443); — all dies ist nebensächlich und trägt nicht das Mindeste zur Dauer oder Vergänglichkeit der Pandora bei.

Ebensowenig zum Kunstwert der Dichtung, die wunderschön überall da ist, wo der Lyriker, nicht der Sinnbilderer Goethe zu uns spricht. ‚Pandora' ist ein ganz einzigartiges Gemisch aus Künstelei und leidenschaftlicher Herzenspaesie; aber so übermächtig bricht die Poesie immer wieder durch, daß sie das Ganze mit unsterblicher Lebensglut erfüllt. Was sind alle Symbolgestalten des Werkes mit ihren Geheimbedeutungen gegen die von jedem Leser gefühlte leidenschaftliche Glut der ergossenen Lyrik? Und was sind die den Griechen und Spaniern äußerlich nachgesarmten fremdartigen Versmaße gegen die deutschen Lieder dieses aus zwei, drei Stilen zusammengeschweißten seltsamsten unter Goethes Dramen? Hier schlägt der Dichter Töne von solcher Kraft und Innigkeit an, wie nur in den herrlichsten Gedichten seiner Jünglings- und Jungmannsjahre; ja es gibt Stellen darin, die in Goethes Lyrik überhaupt einzig dastehen an großartiger Leidenschaft geadelt durch höchste Schönheit. Von dieser Art ist des Epimetheus ergreifendes Lied ‚Wer von den Schönen zu scheiden verdammt ist' (Werke 5, 282), darin vor allem die gewaltige Strophe:

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und euren Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch auseinander:
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Wem dieses Lied verzweiflungsvollen Verzichtes ursprünglich gegolten haben mag, das versinkt vor dem uns miterfassenden Schmerzgefühl des Fliehens, Umkehrens, Zusammenstürzens und wiederum Fliehens.

Und mag Epimeleia nur eine sinnbildliche Begriffsgestalt sein, — das Mädchen, das uns in dem Liede ‚Einig, unverrückt, zusammenwandernd' ihr Begegnis mit dem fremden Hirten und den Irrtum des Phileras erzählt, wird zu einem Menschengeschöpf, das uns hinreißt, wie der Dichter hingerissen war.

*

Goethe beschäftigte sich um die Zeit, als Pandora in ihm keimte, lebhaft mit Calderon. Die Romantiker hatten auf ihren Entdeckerfahrten noch unbekannten Schönheitsreichen die spanischen Dramatiker des 17. Jahrhunderts gefunden und sich überschwänglich für sie begeistert. Einiges von dieser Begeisterung teilte sich Goethen mit, und gewisse reigenartige Lieblingsformen des spanischen Dramas reizten ihn zum Nachbilden. Jenes Erzöhlungslied Epimeleias ‚Einig, unverrückt, zusammenwandernd' mit seinen lieblichen Kehrversen:

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur —

wurde ähnlichen Formgebilden bei Calderon, Lope und Andern mit neuschöpferischer Freiheit nachgedichtet.

Am übelsten sind Goethen in der Pandora die griechischen Maße geraten. Die iambischen Trimeter schlattern vielfach in lahmen Jäsurgelenken. Die Nach-

ahmung der griechiſchen ‚Stichomythie‘ (Wechſelrede mit je einer Stoß um Stoß folgenden Verszeile) klingt nicht wie bei den griechiſchen Tragikern ſtilgerecht, ſondern arg gekünſtelt, durch ihre Länge ermüdend. Vollends die abgehackten ‚Jonici a minore‘ (⏑ ⏑ – –) in der Rede Epimeleias:

Meinen Angſtruf,
Um mich ſelbſt nicht:
Ich bedarf's nicht,
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zugrund gehn:
Denn zugrund ging
Ich vorlängſt ſchon.
Als er tot lag,
Jener Hirt, ſtürzt'
Auch mein Glück hin;
Nun die Rach' raſt,
Zum Verderb ſtrömt
Sein Geſchlecht her —

und die in den folgenden des Epimetheus und Prometheus wirken nahezu komiſch. Goethe wollte das Unbezwingbare zwingen und iſt daran geſcheitert.

Auch ſonſt hat das Streben nach griechiſcher Stilung zu allerlei Schnörkelei verführt. ‚Friede findend geht ihr nicht‘ für: Ihr werdet beim Gehen keinen Frieden finden; ‚Wen treff ich noch den Wachenden‘ für: wachend, weil man griechiſch ſo ſagen konnte; Verzerrungen des Satzgefüges: ‚Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt‘ für: Wohin dem Alten nicht ziemt mich zu begleiten; ſchwerverſtändliches Umſchreiben ‚Weitre Seelenpforten öffn' ich gleich' für: Ich werde dir noch andre tödliche Wunden ſchlagen; übertriebene Anſprüche an griechiſche Kenntniſſe im Gebrauch eines Wortes wie ‚pyropiſch‘, das ſelbſt manchem plötzlich befragten Philologen dunkel klingt, — geſtehen wir nur: all dies hat mit echter Kunſt nichts zu tun, iſt eigenſinnige Schrulle und ſchreckt zahlloſe Leſer vom Genuſſe des Werkes für immer ab. Die unfruchtbaren Romantiker, beſonders die beiden Schlegel, durften ſich dergleichen unfruchtbare Spielereien erlauben; an Goethe ſind ſie ein heilloſer Schaden, ein wahres Kunſtunglück geworden.

Dazu kam die unleidliche Singſpielſprache, die wir ſchon aus den früheren Opernbüchern Goethes kennen. Wenn die Hirten von ihrem Vieh ſingen:

Überall findet's was,
Kräuter und tauig Naß;
Wandelt und ſieht ſich um,
Trippelt, genießet ſtumm,
Was es bedarf —

oder wenn der Chor der Schmiede ertönt:

Fiſche, ſie wimmeln da,
Vögel, ſie himmeln da,
Ihr' iſt die Flut.
Die unbeſtändige,
Stürmiſch lebendige,
Daß der Verſtändige
Manchmal ſie bändige,
Finden wir gut —

sa läßt man das Buch verzweifelnd sinken. Schwerlich wäre dergleichen bei Schillers Lebzeiten geschrieben warden.

Pandora war Goethen ans Herz gewachsen wie Eugenie; ‚sie ist mir eine liebe Tochter', schreibt er 1808 darüber an Reinhard, den befreundeten deutschen Gesandten Napoleons, und noch zwei Jahre später: ‚Vielleicht kastet es einige Mühe sich hineinzulesen, die aber nicht ganz ohne Frucht bleiben wird'. Wir bedauern, daß ein so gegenständlicher Dichter wie Goethe die großen Zukunftsträume der Menschheit damals nur nach mit Hilfe van Gestalten aus dem urmythischen Schattenreiche der alten Griechen aussprechen kannte; kommen aber dach zu dem Endurteil, daß die dichterische Frucht der Pandora in ihren lyrischen Stücken kästlich genug ist, um sich's einige Mühe des Hineinlesens kasten zu lassen. Daß sie zum Verständnis der sinnbildlichen Dichtweise Goethes das eigentliche Lehrbeispieldrama ist, mehr nach als die Eugenie; daß sie nach Inhalt und Farm die Vorstuse bildet zum zweiten Teil des Faust, macht sie zu einem der unbedingt zu lesenden Werke Goethes für jeden, der seinem dichterischen Stufenwege Schritt um Schritt falgen will.

Dritter Abschnitt.

Die Wahlverwandtschaften.

Überall ist nur eine Natur, und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit ziehen sich die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit unaufhaltsam hindurch, die nur durch eine höhere Hand und vielleicht auch nicht in diesem Leben völlig auszulöschen sind. (Goethes Seibstanzeige der Wahlverwandtschaften im Stuttgarter Morgenbiatt.)

Über das äußere Entstehen dieses Romans von brüchiger Ehe und unglücklicher Liebe berichten uns Goethes Tagebücher: aus Weimar, 11. 4. 1808, ‚an den kleinen Erzählungen [zu den ‚Wanderjahren'] schematisiert, besonders den **Wahlverwandtschaften** und dem Mann von 50 Jahren'; zwischen Jena und Weimar 1. 5. 1808, ‚Hofrat Meyer die erste Hälfte der Wahlverwandtschaften erzählt'; aus Karlsbad, 1. 6. 1808, ‚die zwei ersten Kapitel der Wahlverwandtschaften diktiert'. Vollendet wurde die Arbeit erst im Frühling und Frühsommer von 1809. Ganz hingegeben an sein Werk, bittet Goethe aus Jena Christianen (1. 5. 1809): ‚Wende alles, was du kannst, die nächsten 8 Tage von mir ab; denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen, wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen kännen. Würde ich jetza gestört, so wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir sehe.' Zuletzt schuf sich Gaethe, wie schan manchmal zuvor, selbst einen Zwang zum Dabeibleiben: er übergab dem Drucker Frommann in Jena das Fertiggewordene und ließ sich von der Druckerei antreiben.

Im September 1809 schickte er Christianen aus Jena den gedruckten ersten Teil, ‚aber nur unter falgenden Bedingungen: 1. daß ihr es bei verschlossenen Türen leset; 2. daß es niemand erfährt, daß ihr's gelesen habt; 3. daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte; 4. daß mir alsdann zugleich etwas geschrie-

ben werde von dem, was unter euch beim Lesen vorgegangen'. Da sich die Leserinnen, Christiane und ihre Freundin Ulrich, ‚so freundlich geäußert haben', so sollen sie auch die Fortsetzung bekommen. — Im Oktober war der Roman fertig gedruckt und erschien mit der Jahreszahl 1810.

Den Annalen zufolge hatte ihn ‚die erste Konzeption schon längst beschäftigt'. Die Gefühlswelt, aus der sich die Wahlverwandtschaften innerlich herausgebildet haben, ist dieselbe, aus der Pandora starke Triebe empfing, aus der die Novelle ‚Der Mann von 50 Jahren' hervorging: der Abschied des alternden Dichters von der Jugend, der Schmerz des Entsagens und Entbehrens. Gesteigert wurde diese Stimmung durch die hoffnungslose Liebe des achtundfünfzigjährigen Goethe zur neunzehnjährigen Minna Herzlieb. Ein weiteres Ausspüren persönlicher Anstöße und Vorbilder ist unfruchtbar; daß die Charlotte des Romans mehr als den Namen mit Charlotte von Stein gemein hat, ist ganz unwahrscheinlich.

‚Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt' (an Zelter), und zu Eckermann sagte Goethe nach Jahren über die Wahlverwandtschaften: ‚Kein Strich ist darin enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.' Deutlicher noch heißt es in den Annalen: ‚Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefe leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.' Und sein Freund Boisserée berichtet, wie Goethe ihm 1815 auf einer Fahrt zwischen Karlsruhe und Heidelberg ‚von seinem Verhältnis zu Ottilie gesprochen, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt ganz rätselhaft ahndungsvoll in seinen Reden'.

Gleich nach dem Erscheinen wollten die Leser wissen, ob die Wahlverwandtschaften ‚wahr' seien, ob sie auf Tatsachen beruhen. Goethe erklärte sich heftig gegen solches Nachschnüffeln, man müsse der bloßen Neugierde nicht Rede stehen, gab jedoch allgemein zu: ‚Das Benutzen der Erlebnisse ist mir immer alles gewesen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt [der Menschen und der Dinge] stets für genialer gehalten als mein Genie.'

Ursprünglich sollten die Wahlverwandtschaften nur als eine kurze Novelle wie einige andre in die Wanderjahre eingeschaltet werden; doch sprengte der reiche seelische Stoff diese knappe Form und schwoll zu einem selbständigen Roman an. Vorbilder zum Kern der Fabel hatte Goethe in einer oberflächlichen Geschichte Wielands ‚Freundschaft und Liebe auf der Probe', von einer Art Liebe übers Kreuz zwischen vier Personen, und in einer ähnlichen Geschichte von Tausendundeiner Nacht (166. Nacht) gefunden. Wieland hatte seiner leichtfertigen Novelle (in einem Taschenbuch von 1804) hinzugefügt: ‚Man könnte diese Anekdote zu einem der artigsten Romane ausspinnen.' Vorklänge zu den Wahlverwandtschaften finden sich übrigens schon in Goethes eigner Erzählungsreihe: ‚Die guten Weiber'.

Der alternde Mann, der sein Herz rettungslos an ein Weib in der Jugendblüte verliert: dieser von Goethe damals schmerzlich gelebte Stoff; dazu die dichterische Gedankenbahn, auf der er schon wiederholt gewandelt: der schwache Mann zwischen zwei Frauen — diese beiden Hauptantriebe beseelen den Roman von

den ‚Wohlverwandtschoften'. Was er einstmals als Einzelgeschehnis des Gefühlslebens selbst erfahren oder beobachtet hatte, dos wurde ouf dieser Stufe in eine natursymbolische Formel gebrocht, die der Houptmonn erklört:

Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen ist; denken Sie sich ein C, das sich ebenso zu einem D verhält; bringen Sie nun diese Paare in Berührung! A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden hat.

Goethe, der wiederholt nochdrücklich vor dem Suchen noch der ‚Idee' eines Kunstwerkes gewornt, gesteht selbst zu, daß die Wohlverwondtschaften ‚das einzige Produkt von größerem Umfong, wo ich mir bewußt bin, noch Dorstellung einer durchgreifenden Idee georbeitet zu hoben'. Er selbst hot das Urteil vorweggenommen: ‚Der Romon ist dadurch für den Verstond faßlich geworden; aber ich will nicht sogen, doß er dodurch besser geworden wöre.' Als seine Idee bei den Wohlverwandtschaften bezeichnete er: ‚soziole Verhältnisse und die Konflikte derselben symbolisch gefaßt darzustellen'.

Wir haben es also eingestandenermoßen nicht so sehr mit geschouten Einzelwesen zu tun, wie mit Verkörperern vorgesoßter Symbolbegriffe, und die unausbleibliche Folge solcher Abwegdichtung zeigt sich in dem Schattenwesen so ziemlich aller Gestalten mit Ausnahme Ottiliens. Trotz dem nicht geringen Spannungsreize der Fobel gehören die Wahlverwandtschoften zu den nicht wenigen Werken Goethes, die ein großer Teil selbst seiner Verehrer nur einmol gelesen hot, ober nicht, jedenfalls nicht oft, wieder liest. Weder Chorlotte noch der Houptmann noch der Architekt noch der Mittler stehen ols bluterfüllte Menschen vor dem innern Auge; keine dieser Gestolten wirkt mit des Lebens Urgewalt, über die der Dichter des Götz, des Egmont, des Foust, der Dorothea gebot. Goethe fand seinen Eduard, einen der schloppen Männer, deren er gar zu viele geschildert hot, darum ‚unschätzbor, weil er unbedingt liebt'. Dies ober tun jo olle Goethische Helden von Eduards Natur: sie lieben unbedingt, ober nur für diesen Augenblick, und im nächsten lieben sie ebenso unbedingt eine Andre. Eduards Schicksol, selbst sein Tod, bewegt uns nicht das Herz. Und wie schottenhaft muß Eduords Wesen und Geschick vor Goethes Seele geschwebt haben, wenn er dessen Teilnohme am Kriege mit ein paor Formelworten obtut (‚Der Houptzweck des Feldzugs wor erreicht, und Eduord, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen'). Der Krieg wird wie ein nebensächliches Ereignis behandelt, und von diesem Eduard glaubt kein Leser, daß er ein hervorrogender Offizier gewesen sein konn.

Einzig Ottilie mocht den Eindruck einer geschouten Gestalt. Sie ist von Mignons Stomme, im Grunde ouch ein Schattengebilde, ober eines von denen, die unheimliches Leben gewinnen, wenn ihnen der beschwörende Dichter von seinem Herzblut zu trinken gibt.

Dos Wort ‚Wohlverwandtschoften' war nicht Goethes Schöpfung: er hotte es der Übersetzung einer noturwissenschoftlichen Schrift (‚De attractionibus electivis') des Schweden Bergmonn entliehen. In einer selbstverfoßten Voranzeige des Romans schrieb Goethe von sich:

Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes heranzubringen, und so hat er auch wohl in einem sittlichen Falle eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen.

*

Kein Goethisches Werk hat seit dem ersten Druck bis heut ein so ungerechtes Urteil vom sittlichen Standpunkt erfahren wie die Wahlverwandtschaften. Als ein Angriff auf die Heiligkeit der Ehe wurde und wird noch vielfach ein Werk verschrien, das gradezu ein Lobgesang auf sie ist. Goethe hat sich wiederholt in Gesprächen ebenso geäußert wie Mittler aus des Dichters Seele:

Wer mir den Eh'stand angreift, rief er aus, wer mir durch Wort, ja durch Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun; aber wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu tun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unaufläslich muß sie sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinreichenden Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

In einem Briefe von 1821 an Professor Zauper hat Goethe bekannt: ‚Der einfache Text dieses einfachen Büchleins sind die Worte Christi: Wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren', usw. An Zelter schrieb der Achtzigjährige, er sei in den ‚Wahlverwandtschaften die innige wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen bemüht' gewesen. Das von kurzsichtigen Eiferern für unsittlich erklärte Werk ist das absichtsvoll sittlichste unter allen. Goethe läßt Eduard und Ottilie untergehen, weil ‚sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph' (zu Eckermann, 30. 3. 1824). Als ihm gar ein so gescheiter alter Knabe wie Knebel mit sittlichen Bedenken kam, soll Goethe ihm majestätisch erwidert haben: ‚Ich habe es ja nicht für dich geschrieben, sondern für die Mädchen!' Seltsamerweise schrieb die Stein, die einer Vorlesung der Wahlverwandtschaften bei der Herzogin Luise beigewohnt hatte und sonst so eifrig nach der ‚Schicklichkeit' von Kunstwerken ausspähte, ‚von den feinen Gefühlen, der Sittlichkeit, dem Verstand und Anstand' darin.

Die Wahlverwandtschaften waren als Novelle erfunden; Goethes Herzensanteil an dem Stoff machte daraus einen Roman. Das Kunstwerk leidet an den Folgen dieses durch den Stoff nicht genügend bedingten Streckens. Der herkömmliche Umfang eines Romans wird nur erreicht durch das bei Goethe in späteren Jahren immer häufigere Mittel des Hineinstopfens fremder Bestandteile.

Lange, an sich wertvolle, für die Handlung entbehrliche, für die Charaktere gleichgültige Gespräche, ausführliche Abhandlungen von Nebenpersonen, nun gar ein ganzes Tagebuch Ottiliens, das mit seiner tiefen Lebenserfahrung unmöglich von ihr geschrieben wurde, — dies alles erzeugt den Eindruck einer unreinen Kunstform, und die nicht notwendige, außer Verhältnis zum Stoffkern stehende Ausdehnung droht dem an Schönheiten nicht armen Werke den Untergang. Die Zartheit im Schildern aufkeimender Liebe bei Eduard, mehr noch bei Ottilie, ist schwerlich je übertroffen worden, und alle Mittel künstlerischer Vorbereitung und Spannung beherrscht Goethe in diesem letzten seiner großen Erzählungswerke noch als vollkommner Meister.

Vierter Abschnitt.

Das Leben von 1807 bis zum Erscheinen von Dichtung und Wahrheit (1811).

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein.

Ich und meine Nächsten suchten also dem Theater seine alte Konsistenz wiederzugeben': im Februar 1807 wurde Tasso zum erstenmal aufgeführt. Die Schauspieler hatten ihn heimlich eingeübt; der Dichter fügte sich zuletzt, ließ sich gern durch den Beifall beschämen und überzeugen, daß das hartnäckig für unmöglich gehaltene Stück bei guter Darstellung und vor hingebenden Zuschauern gar wohl möglich sei.

Am 10. April 1807 starb die Herzogin-Mutter Amalia, oder, wie Goethe das schmerzliche Ereignis berichtet: ‚Sie verließ den für sie im tiefsten Grund erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden'. Tod und Sterben waren ihm zuwidere Ausdrücke, deren er sich im Alter immer seltener bediente. Goethe widmete ihr einen Aufsatz ‚Zum feierlichen Andenken' (Werke 16, 255), der von den Kanzeln des Landes verlesen wurde.

Unterm 23. April verzeichnen die Tagebücher: ‚Mamsell Brentano', — den ersten Besuch der ihn mit ihrer aufdringlichen, gemachten Liebe belästigenden Bettina, der Tochter jener Maximiliane Brentano, die ihm 34 Jahre zuvor so viel Unruhe bereitet hatte.

Eine wertvolle neue Bekanntschaft wurde die mit dem französischen Gesandten Grafen von Reinhard, einem geborenen Württemberger. Goethe lernte ihn im Mai 1807 in Karlsbad kennen und schätzen; ein besonders gehaltreicher, vertrauter Briefwechsel knüpfte sich an. Reinhard nahm lebhaften Anteil an Goethes ‚Farbenlehre' und übersetzte sogar einiges daraus.

In Karlsbad erfährt Goethe den Tod des ihm von Italien her befreundeten Landschaftsmalers Philipp Hackert (vgl. S. 667) und faßt den Plan, dessen Leben darzustellen. Er verweilt bis in den September im Bade; gegen das Ende des Aufenthaltes empfängt er den Besuch seines Sohnes.

In das Ende des Jahres 1807 fällt die nähere Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede. Goethe erzählt, wie er die nur geheftete Ausgabe des Schweizers Myller von 1782 lange achtlos habe liegen lassen, wie dann zufällig sein Blick eine Seite getroffen: die Stelle, wo die Meerfrauen dem trotzigen Hagen weissagen. Sie fesselte ihn so, daß er den Stoff zu einer Ballade formen wollte. Nach seiner Art suchte er sich des Werkes im Ganzen dadurch zu bemächtigen, daß er sich ein Verzeichnis der Personen und Charaktere verfertigte, ja zum ersten Teil des Liedes eine Landkarte entwarf. Ins Mittelhochdeutsche arbeitete er sich dermaßen hinein, daß er Vers für Vers vom Blatt übersetzend vorlesen konnte. Dies geschah im nächsten Jahr vor befreundeten Zuhörerinnen in seinem Hause.

Die Tagebücher zeigen, wie nebenher oder obenan die Naturwissenschaft unabläßig Goethes Zeit beansprucht. Jedes Jahr hat seine Merkwürdigkeit: nach der Wolfsmilchraupe ist es diesmal ein seltsamer Flossenkrebs, an dem die Verwandlung eines Gliedes in eine andre Gestalt beobachtet wird.

Gesellschaftlich wurde ihm jetzt das Haus der Schopenhauer von hohem Wert: er verweilte dort oft mehre Male in der Woche.

Im November suchte ihn Bettina Brentano von neuem heim. Sie wähnte sich von ihm geliebt, bezog seine Sonette an Minna Herzlieb aus jener schmerzlichen Zeit Goethes im Frommannschen Hause auf sich und gebärdete sich von nun ab so überromantisch, daß es dem geduldigen Meister zu viel ward.

Der Dezember 1807 brachte ihm eine innige Freude: ein Sohn Lilis von Türkheim besuchte ihn; Goethe verwechselte ihn mit einem Dürkheim, behielt ihn aber, da er ihm gefiel, lange im Gespräch bei sich und erfuhr erst nachher durch einen Brief Lilis den Sachverhalt. In einem herzlichen Briefe vom 14. Dezember richtete er an sie die schon früher abgedruckten Zeilen (S. 251).

In den ersten Monaten von 1808 treibt Zacharias Werner sein Wesen in Weimar, als gewandter Vorleser von eignen und fremden Dichtungen bei Goethe und der Schopenhauer, auf der Bühne mit seiner verrückten Tragödie ‚Wanda, Königin der Sarmaten'. Goethe läßt sich den dichterisch begabten Schwarmgeist und Schaumschläger als belustigenden Gesellschafter gefallen und führt mit ihm Gespräche über Heidentum und Christentum, von denen uns leider nichts aufgezeichnet ist. Mit einer gewissen Schadenfreude sieht er zu, wie der Gaukler mit seinem romantischen Geschwätz alle Welt zu betören weiß:

> Werner macht mir Spaß, wenn ich sehe, wie er die Weiblein mit artig aufgestutzten Theorien von Liebe, Vereinigung zweier prädestinierten Hälften, Meisterschaft, Jüngerschaft, verastralisierten Mignons zu berücken weiß: die Männer mit ineinander geschachtelten Mönchs- und Rittergraben, mit nächtlichen Kirchen und Kapellen, Särgen, Falltüren so künstlich als listig anzuregen, ihre Neugierde zu hetzen und sie dadurch sämtlich für ihn zu interessieren versteht. Dem ich denn allem bestens Vorschub tue, um einen so vorzüglichen Mann zu fördern und die Menschen dabei glücklich zu machen (an Fritz Jacobi, 7. 3. 1808).

Goethes schwindelnder Großkophta hatte den Leuten mißfallen; so mochten sie sich jetzt von diesem ‚Sohn der Zeit' beschwindeln lassen.

Am 2. März 1808 wurde **Heinrich von Kleists** Zerbrochener Krug, ‚ein problematisches Theaterstück', unter Goethes Leitung in Weimar aufgeführt und hatte, wie es in den Annalen heißt, ‚eine höchst ungünstige Aufnahme zu erleben'. Goethe mildert noch, — das Stück war ausgelacht, ja ausgepfiffen worden; ergrimmt ließ der Herzog einen der Pfeifer, wegen der Beleidigung gegen sich und die Herzogin, vom Fleck verhaften.

Goethes persönliches und künstlerisches Verhältnis zu Kleist ist ein dunkles Blatt in des Meisters Lebensbuch. Es götzendienerisch zu übertünchen, wäre ebenso unnütz wie würdelos; versuchen wir, Goethes Verhalten aus seinem gesamten Kunstwesen heraus zu verstehen.

Bei seinem Besuch in Weimar 1802 auf der Heimreise von der Schweiz war Kleist, der noch kein reifes Werk aufzuweisen hatte, Goethen nicht so nahe getreten, daß dieser sich eine Ansicht über ihn bilden konnte. Durch seinen Reisegefährten, den jungen Wieland, wurde Kleist bei dessen Vater eingeführt, weilte vom November 1802 bis in den Februar 1803 auf dessen Gut Osmannstedt, las ihm Bruchstücke seines Robert Guiskard vor und erregte das Entzücken des alten Dichters. Weder Goethe noch Schiller haben damals von Kleists Jugendarbeiten Kenntnis bekommen. Am 24. Januar 1808 sandte Kleist aus Dresden an Goethe das erste Heft seiner Zeitschrift ‚Phoebus', worin die Penthesileia erschienen war, mit der flehenden Bitte um ein Urteil: ‚Es ist auf den Knieen meines Herzens [französische Wendung], daß ich damit vor Ihnen erscheine'. Goethe antwortete ihm am 1. Februar 1808:

Mit der Penthesileia kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir, zu sagen, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Dom Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis [mit den notwendigen Änderungen], der gebildeten und ungebildeten Masse Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen.

Bald darauf ging die Aufführung des ‚Kruges' vor sich, deren schauderhaften Mißerfolg der in allen seinen Hoffnungen getäuschte Kleist einer bösen Absicht Goethes zuschrieb. Von einer solchen kann keine Rede sein, und doch traf den Leiter des Weimarer Theaters ein großer Teil der Schuld am Mißlingen einer Aufführung, die nicht hätte mißlingen müssen. Ein halbes Jahr zuvor hatte Goethe an Kleists Freund, Adam Müller, geschrieben: ‚Der Zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf. Nur schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört; das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin.' So viel Treffendes in diesen letzten Worten liegt, — wie konnte Goethe ein Stück mit so ‚gewaltsamer Gegenwart', das wie ein ununterbrochenes Hagelwetter über die Bühne prasseln mußte

und das vom Dichter nicht in Akte geteilt war, nicht geteilt werden darf, in 3 Akte mit zwei Pausen zerreißen? Der schon erwähnte Schauspieler Genast berichtet, das Stück sei hauptsächlich durch den breiten, langweiligen Vortrag des Darstellers des Richters Adam durchgefallen; Goethe habe dessen schlechtes Spiel auf den Proben gerügt. Hätte er dem größten dramatischen Zeitgenossen unter den Lebenden nur halb so viel tätiges Wohlwollen erwiesen, wie er damals an den elenden Werner verschwendete, wie anders könnte sich Kleists Schicksal gefügt haben! Aus einem erst jüngst aufgefundenen Briefe Goethes (18. 12. 1811), nach Kleists Tode, geht hervor, daß er sich mit dem Gedanken an eine Wiederaufnahme des Stückes in — vielleicht von ihm selbst? — gekürzter Form getragen hat.

Durch den unglücklichen Ausgang der ‚Krug'-Aufführung ließ Goethe sich an Kleist selbst nicht irre machen: er bezeichnete ihn bald darauf zu Knebel als kein gemeines Talent, und mehr als ein Urteil Goethes aus späterer Zeit beweist, daß er Kleists Bedeutung nicht völlig mißkannt hat. Über den Amphitryon hat er sich mit Gentz, dem Gehilfen Metternichs, unterhalten, aber schwerlich das rechte Wort hiermit gefunden: ‚Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten.' Ein andermal heißt es von dem Amphitryon, ‚er erschien als ein bedeutendes, aber unerfreuliches Meteor eines neuen Literaturhimmels', und schließlich vermerkt er: ‚Kleist geht bei den Hauptpersonen auf die Verwirrung des Gefühles hinaus.' In Wahrheit geht Kleist in diesem wie in andern Dramen v o n der Verwirrung des Gefühles aus und stellt sich die Aufgabe, aus der Verwirrung zur Klarheit des Gefühles aufzusteigen.

In einer lange nach Kleists Tode geschriebenen Anzeige Goethes von Tiecks ‚Dramaturgischen Blättern' (1826) stehen dann die Sätze:

> Seine (Tiecks) Pietät gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb; die Entstellung läßt er beiseite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir dann beide zuletzt überein.

Einige andre Urteile Goethes in Gesprächen über Kleist sind nicht wörtlich beglaubigt, so das über das Käthchen: ‚Ein wunderbares Gemisch aus Sinn und Unsinn! Das führe ich nicht auf, wenn auch halb Weimar es verlangt. Die verfluchte Unnatur!' Und das zu Falk über ‚die nordische Schärfe des Hypochanders' an Kleist: ‚Auch in seinem Kohlhas, artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruchs dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen.' Er stellte dem Unschönen und Beängstigenden im Kohlhas die Heiterkeit und Anmut altitalienischer Novellen entgegen.

Es grämt uns, bei Goethe eine solche Kälte dem Dichter gegenüber zu spüren,

der durch den Meister hätte gefördert, gerettet werden können. Es grämt uns doppelt, wenn wir lesen, wie Kleist von Wieland erkannt wurde: ‚Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich.‘ Ach nur ein bißchen L i e b e, und Kleist hätte Goethen in mancher Hinsicht ein Ersatz für Schiller werden können.

Wie ist Goethes Kälte, ja Abneigung, bei aller Anerkennung des Kleistischen ‚Talentes‘, zu erklären? ‚Man kann einen Meister nicht von seinem Irrtum überzeugen‘, heißt es einmal tief bei Goethe, ‚weil er [der Irrtum] ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimiert wird.‘ Goethes Abwenden von Kleist gehörte zum Kern seiner Menschennatur. Er haßte alles Krankhafte in Leben und Kunst; es war ihm so zuwider, daß er die Meisterschaft übersah, wenn sie an einen krankhaften Stoff gewandt war. Hartmanns Armen Heinrich mußte er wegwerfen: er fühlte sich beim Lesen selbst wie vom Aussatz angesteckt. ‚Mir will das kranke Zeug nicht munden, Autoren sollen erst gesunden!‘ so schalt er über die krankhaften Romantiker in einem der ‚Zahmen Xenien‘, und in einem andern mahnte er: ‚Seid gesund und wirkt gesund!‘ Daß Kleist einen bedenklichen Hang zu krankhaften Gegenständen und Menschen zeigt, ist nicht zu leugnen: Käthchen und Penthesileia konnten Goethe in der Tat keine reine Freude bereiten, und die Wahl eines so widerlichen Stoffes wie in der ‚Marquise von O.‘ zeugt entschieden von ungesundem Geschmack. Grade der Widerspruch zwischen Kleists kranker Veranlagung und seinem starken Können verursachte Goethe Unbehagen.

Und dann, wir stehen vor der Lebensstufe Goethes, auf der ihm die volle mitschaffende Freude an der Kraft in der Kunst zu schwinden begann. Seine Bewunderung Byrons steht dem nicht entgegen: den Engländer konnte er aus der Ferne unbefangen würdigen; Kleist griff in Goethes eignes Kunstleben ein, in die Gestaltung der nächsten Zukunft deutscher Literatur, beunruhigend, aufregend. Goethe hätte innerlich mit ihm ringen, ihn ganz verstehend sich aneignen müssen, und dazu fehlte ihm die Hingebung, die aus der Liebe entspringt. Gegen Tieck und Werner, deren enge Grenzen er abmaß, war er nachsichtig bis zur Schwäche; gegen den für viel bedeutender erkannten Kleist unduldsam und überstreng. Wir werden einem ganz ähnlichen Zuge in seinem Verhalten zu Beethoven begegnen. ‚Hätte Gott mich anders gewollt, So hätt' er mich anders gemacht‘, heißt es bei Goethe.

*

Im April 1808 bezieht August von Goethe die Universität Heidelberg, um die Rechte zu studieren. Er reist natürlich über Frankfurt und wird von der Großmutter verhätschelt. Der ‚Primas‘ des Deutschen Rheinbundes, Dalberg, gibt Goethen zu Ehren der Mutter und dem Enkel ein Fest.

Im Mai sechste Reise nach Karlsbad; Goethe weilt dort bis in den September und arbeitet an den für die Wanderjahre bestimmten kleinen Erzählungen: Der Mann von 50 Jahren, Die pilgernde Törin usw. Liebe Gesellschaft

findet er an Reinhard, an einer ihm längst befreundeten thüringischen Familie von Ziegesar, im Kreise der Herzogin von Kurland und deren Schwester Elise von der Recke. Bei der Rückkehr nach Weimar trifft ihn die Schmerzenskunde vom **Tode der Mutter**: sie war am 13. September 1808 hingeschieden. Goethe erwähnt ihn nicht einmal in seinen Tagebüchern; dagegen schrieb Christiane an August Goethe: ‚Er war ganz hin.‘

Vor elf Jahren hatte Goethe zuletzt bei ihr geweilt. Die sehr langen Zwischenräume des Wiedersehens von Mutter und Sohn haben Verwundern, ja Befremden erregt: man hat aus ihnen auf Goethes Herzenskälte geschlossen. Unsre durch die Eisenbahnen von Grund aus gewandelten Ansichten vom Reisen wirken hier beirrend. Besuchsreisen auf weite Entfernungen, selbst zu den Nächsten und Liebsten, waren bis tief ins 19. Jahrhundert große und seltne Unternehmen. Wie selten hat Klopstock seine Eltern besucht! Lessing ist nach dem achtzehnten Jahre nicht oft wieder in Camenz gewesen, Herder nach dem neunzehnten nie wieder in Mohrungen, und Schiller hat die Heimat nur ein einzig Mal nach der Flucht wiedergesehen. Die Kinder liebten im 18. Jahrhundert ihre Eltern nicht weniger und nicht schlechter als wir; sie empfanden jedoch sehr kostspielige Besuchsreisen mit Tagen und Nächten unterwegs nicht als eine leicht zu erfüllende Herzenspflicht, wie wir, die morgens abfahrend meist am gleichen Tage das Ziel erreichen. Auf alle Fälle hat Goethes Mutter dem Sohne keinen der Vorwürfe gemacht, die von manchen neuzeitlichen Darstellern erhoben wurden.

Wenige Tage nach der Kunde vom Tode der Mutter beanspruchten ihn die großweltischen Ereignisse. In Erfurt wollte **Napoleon** den Zaren Alexander treffen, um in förmlichem Kongreß die Geschicke Europas zu ordnen. Mehr als drei Dutzend Könige, Herzöge und Fürsten fanden sich ein; der Herzog von Weimar, dessen Fürstendasein noch immer gefährdet war, durfte nicht fehlen. Und wie er einst beim Feldzug in Frankreich seinen wahrsten Freund und Berater Goethe nicht entbehren wollte, so berief er ihn auch diesmal dringend nach Erfurt: am 29. September 1808 reiste Goethe ab; am 2. Oktober fand seine erste Begegnung mit Napoleon in Erfurt statt. Sie geschah auf Befehl des Kaisers, der durch seinen Polizeiminister Goethes Ankunft erfahren hatte.

Die weltgeschichtlich denkwürdige Stunde, das Gespräch zwischen dem größten Manne der Tat und dem größten des schaffenden und forschenden Geistes, ist uns von Goethe selbst geschildert worden, leider nicht unmittelbar darauf, sondern erst in einem 1823 niedergeschriebenen Bericht: ‚Unterredung mit Napoleon‘ (Werke 12, 142). Er fehlt in den verbreitetsten Goethe-Ausgaben, drum wird ein Auszug des Wichtigsten willkommen sein:

Ich werde hereingerufen. In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird. Ich zaudre deshalb. Werde nochmals gerufen. Trete ein. Der Kaiser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Kontributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir, heranzukommen. Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: Vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

Er fragt: Wie alt seid Ihr? — Sechzig Jahr. — Ihr habt Euch gut erhalten. — Ihr habt Trauerspiele geschrieben. Ich antworte das Notwendigste.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studiert haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: Warum habt Ihr das getan? es ist nicht naturgemäß; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. — Der Kaiser kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.

Goethe wohnt, als einer der ‚Könige im Parterre', den Vorstellungen der aus Paris berufenen Gesellschaft des französischen Theaters bei, sieht den berühmten Talma und unterhält sich mit ihm. Am 8. Oktober empfängt Napoleon in Weimar Goethe noch einmal, daneben Wieland: beide werden mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt. Napoleons dringende Einladung nach Paris ließ Goethe ebenso unerfüllt wie dessen Aufforderung, etwas über die Erfurter Tage zu veröffentlichen.

Seine Begegnungen mit Napoleon sind Goethe stets als etwas ungemein Wertvolles erschienen, und nie hat er aus seiner Bewunderung für den gewaltigen Schicksalsmann ein Hehl gemacht. ‚Die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war', ‚das Kompendium der Welt', ‚das wundersamste aller Heldenleben': so und ähnlich lauten seine Aussprüche über Napoleon. Die ungeheure Persönlichkeit hatte ihn überwältigt, ganz so wie er sich beim Reformationsfest von 1817 über Luther aussprach: das Interessanteste an der ganzen protestantischen Sache sei doch nur Luthers Charakter, ‚alles Übrige ist ein verworrener Quark'. An Cotta schrieb er im Dezember 1808: ‚Ich will gern gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise [Gleich gegen Gleich] zu stehen.' Ihn freute besonders, daß Napoleon ihn ‚gleichsam gelten ließ und deutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei'. Seine Bewunderung bewahrte er dem Kaiser bis über dessen Sturz und Tod, gegen die verkleinernden Herabwürdiger. Die Gottheit läßt er am jüngsten Tage zum krittelnden Satan sprechen:

Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren —
Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.

*

Nachdem in Weimar wieder leidliche politische Stille eingetreten, kommen Naturforschung, Kunst-Sammelei und -Wissenschaft wieder zu ihren angestammten Rechten. Ringe mit geschnittenen Steinen, Abgüsse griechischer Münzen,

Steindrucke Dürerscher Federzeichnungen beschäftigen ihn neben dem Entwurf der Wahlverwandtschaften.

Ungefähr gleichzeitig — bei Goethe nehmen solche Gleichzeitigkeiten nicht wunder — begeistert er sich für Calderon von neuem. Er liest bei Hof dessen Drama ‚Der standhafte Prinz' vor, über das er schon 1804 entzückt an Schiller geschrieben: ‚Wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stücke wiederherstellen.' Die spanischen Versmaße in Pandora (S. 652) und das Bruchstück zu einem Trauerspiel aus der Zeit Karls des Großen in Calderons Stil sind die unmittelbaren Folgen dieser erneuten Begeisterung.

In seinen Mittwochsgesellschaften, die an die Stelle der früheren vom Freitag getreten sind, liest er das Nibelungenlied vor und schreibt darüber an Knebel (25. 11. 1808): ‚Der Wert des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe wert, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen; denn wahrlich die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Konsorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen', nämlich durch ihr Ausdeuten der Gestalten und Begebenheiten als urgermanischer Mythologie.

Das Jahr 1808 schloß mit Ärgernissen beim Theater. Des Herzogs Geliebte, die begabte Schauspielerin Karoline Jagemann, lehnte sich wiederholt gegen Goethes selbstherrliche Theaterleitung auf. Da ihr der Herzog weiten Spielraum ließ, so gab es Zetteleien, die Goethe nicht länger dulden wollte. Durch den ihm ergebenen Minister Voigt übersandte er sein ‚Ultimatum', worin es ‚sub No. 5' hieß: ‚Der Geheime Rat von Goethe besorgt das Kunstfach beim Schauspiel allein und unumschränkt.' Die Nr. 5 wurde genehmigt, und für eine Reihe von Jahren herrschte erträgliche Ruhe.

Sein sechzigstes Lebensjahr, **1809**, verbringt Goethe, diesmal auf Karlsbad verzichtend, nur in Weimar und Jena, ‚wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere'. Die Wahlverwandtschaften werden fertig; zugleich taucht, beim Beginn des Niederstieges von der Monneshöhe, der Plan zu einem Geschichtsbilde des eignen Lebens auf: ‚Der Vorsatz dazu ward endlich gefaßt, mit dem Entschluß, gegen sich und Andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte.' Um freie Hand für ein so arbeitreiches Werk zu haben, wurde alles dran gesetzt, endlich ‚das Farbenwesen loszuwerden'.

Von fremder Dichtung war es in diesem Jahr fast ausschließlich die altdeutsche, die seine Aufmerksamkeit festhielt: König Rother, Tristan und Isolde, Stücke der Edda wurden gelesen und vorgelesen. Wilhelm Grimms Besuch im Dezember 1809 steigerte die Teilnahme für deutsche Spracharten. Noch eines neuen Kunstzweiges sucht Goethe sich von jetzt ab kräftiger zu bemächtigen: ‚Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewonnen durch ernstere Einrichtungen immer mehr an Wert.' Ein von Zelter empfohlener Künstler Eberwein, Mitglied der Weimarischen Hofkapelle, leitet einen Sänger-

chor, der Donnerstags probt, Sonntags aufführt. Goethe ist mit Leib und Seele dabei und lernt, soviel er mit nicht genügend gepflegter Musikvorbildung lernen kann. Zelter hält von Berlin aus dieses Streben in regem Gange.

Daß dabei die Naturkunde und das Sammeln nicht zu kurz kommen, dafür ist gesorgt: die Farbenlehre wird mit aller Kraft dem Ende entgegengeführt; Werke über antike Baukunst werden studiert; Münzabgüsse, Medaillen, bei Köstritz ausgegrabene metallene Geräte beschäftigen ihn das Jahr hindurch. Beiträge zu seiner Handschriftensammlung bestärken ihm den Glauben, ‚daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und Andern davon Rechenschaft geben könne'.

Körperlich steht Goethe noch auf der Höhe des Mannes. Der Shakespeare-Übersetzer Graf Wolf Baudissin sieht ihn 1809 und beschreibt ihn:

> Ich schwöre, daß ich nie einen schönern Mann von 60 Jahren gesehen habe. Stirn, Nase und Augen sind vom olympischen Jupiter und letztere ganz unmalbar und unvergleichbar. — Man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gestikuliert beim Gespräch mit Feuer und entzückender Grazie. — Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organ und weder zu schnell noch zu langsam. Und wie kommt er in die Stube, wie geht er! Er ist ein geborener König der Welt.

Ja noch ist er der geborene Geisterkönig der Welt, doch von jetzt ab nicht mehr als Gestaltenschöpfer. Ottilie in den Wahlverwandtschaften war sein letztes dichterisches Menschengebilde; fortan bleiben ihm von den drei Meisterschaften seiner Kunst, vom Bilden, Singen, Weissagen, nur die zwei letzten. ‚Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden' (zu Eckermann, 11. 3. 1828). Die zeugende Erfinderkraft, das schöpferische Schauen erlahmt. Mehr als einmal sind seine Dichtungen aus dem letzten Lebensalter Erläuterungen zu Kupfern, Zeichnungen, Wandgemälden: so im zweiten Teil des Faust. Es hat große Männer mit ausdauernder Kunstzeugung gegeben; ein Dichter ersten Ranges außer Sophokles ist allerdings nicht unter ihnen. Michelangelo malte mit 66 Jahren das Jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle, Tizian mit 95 seinen dornengekrönten Christus; Händels Meisterwerke entstanden in seinen Sechzigern, Haydns Jahreszeiten im neunundsechzigsten Lebensjahr.

Im Mai 1810, zwanzig Jahre ‚nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrtums', des angeblichen Newtonischen von der Lichtbrechung, wurde endlich, endlich die Farbenlehre abgeschlossen, und Goethe ‚sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern. — Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren'. Er hatte vorausgesehen, daß die Fachgelehrtenwelt seine Riesenarbeit mißachten würde; ‚einer so vollkommenen Unteilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig'. Nicht im mindesten abgeschlossen war mit der Farbenlehre seine rastlose Hingabe

an die Naturwissenschaften. Ein Physiker Dr. Seebeck, ein Botaniker F. S. Voigt in Jena sorgten dafür, daß Goethe ‚in seinem Fache festgehalten wurde'.

Die Abschlußarbeit an der Farbenlehre, vom März bis in den Mai 1810 in Jena, war ihm besonders erschwert worden — durch das erbärmliche Essen. Nach dem Vorsatze des Verfassers, den Erdenmenschen Goethe nie ganz hinter dem Olympier verschwinden zu lassen, soll er uns auch einmal von solchen Leiden etwas sagen.

(Aus Jena an Christiane vom 17. April 1810): Unsere Geschäfte [seine und Riemers Arbeit an der Farbenlehre] gehen hier sehr gut; nur bringt mich leider das Essen beinahe zur Verzweiflung. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich vier, fünf Tage bloß von Cervelatwurst, Brot und rotem Wein gelebt. — Ich bitte dich also, aufs allerinständigste, mir mit jedem Botentage etwas gutes Gebratenes, einen Schöpsenbraten, einen Kapaun, ja einen Truthahn zu schicken, es mag kosten was es will, damit wir nur zum Frühstück, zum Abendessen, und wenn es zu Mittag gar zu schlecht ist, irgend etwas haben, was sich nicht vom Schweine herschreibt.

Das Jahr 1810 brachte noch einen zweiten Abschluß: es war das letzte, in dem er regelmäßig gezeichnet hat, diesmal besonders Landschaften, gesehene und solche, ‚von denen im Gespräch die Rede war'. ‚Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise [vom Mai bis tief in den September nach Karlsbad und Teplitz] und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten.' — Und damit nur ja keine überflüssigen Lücken in seinen sechzehn täglichen Arbeitsstunden einrissen, ‚ergab sich bezüglich auf bildende Kunst gleichfalls eine merkwürdige Epoche': Sulpiz Boisserée in Köln (1783 bis 1854), ein feingebildeter junger Kunstliebhaber und Sammler, sandte ihm köstlich ausgeführte Zeichnungen des Kölner Doms. Das Gedenken an die Münster-Begeisterung in Straßburg erwachte, und sogleich ‚ward das Studium jener älteren besonderen Baukunst [der gotischen] abermals ernstlich und gründlich aufgeregt'.

Hackerts Leben wurde begonnen. Der Plan zu einem Ausbau von Wilhelm Meisters Lehrjahren durch die Wanderjahre nahm festere Gestalt an. — Ein längeres erzählendes, nicht vorlesbares Gedicht ‚Das Tagebuch' wurde geschrieben, doch nur Wenigen in der Handschrift mitgeteilt. Es gehört in das Gesamtbild des Menschen und des Dichters Goethe, darum aber noch nicht in die allgemein zugänglichen Ausgaben der Werke.

Aus seinem Leben mit Menschen in den zwei böhmischen Bädern ist zu berichten: aus Karlsbad von einem anregenden täglichen Zusammensein mit Körner, Fr. A. Wolf und Zelter; einem ihn beglückenden Verkehr mit der zartsinnigen Kaiserin Maria Ludovika von Österreich, der er vier Gelegenheitsgedichte widmete, und deren Begleiterin Gräfin Josephine O'Donell, der Witwe eines österreichischen Finanzministers. Aus Teplitz: wiederum mit seinem lieben Zelter, daneben mit einem geistreichen österreichischen Fürsten von Ligne und einem der Brüder Napoleons, Ludwig, der sein holländisches Königtum freiwillig aufgegeben hatte, um sich von dem gewalt-

tätigen Bruder nicht schurigeln zu lassen. Goethe verkehrte mit dem bescheidenen, feingebildeten Manne aufs freundschaftlichste.

Nach der Heimkehr beschäftigt ihn seine recht entbehrliche Lebensgeschichte Hackerts Tag für Tag, ‚eine Arbeit, die viel Zeit und Mühe kostete'; nur nebenher gehen die Pläne zur Beschreibung des eignen Lebens und zu den Wanderjahren. — Die dichterische Ausbeute des Jahres ist gering: ein Maskenzug für den Geburtstag der Herzogin Luise; ein paar kleine Gedichte, darunter ‚Ergo bibamus' und die ‚Schneidercourage'; die Erzählung ‚Das nußbraune Mädchen' als Einschiebsel für die Wanderjahre.

Der Anfang des Jahres 1811 befreite Goethen von der Arbeit an Hackerts Leben, und das Erscheinen des Buches gab ihm ‚Ursache, sich zu fragen, warum er dasjenige, was er für einen Andern tue, nicht für sich selbst zu leisten unternehme'. Sein Tagebuch bestätigt die Angabe in den Annalen, daß er sich von nun an mit ‚Dichtung und Wahrheit' so lebhaft beschäftigte, ‚daß sein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm'.

Im Mai kam Sulpiz Boisserée nach Weimar, um Goethes Teilnahme für mittelalterliche Kunst zu wecken, und es gelang ihm, durch seine liebenswürdig bescheidene Persönlichkeit und den Wert der mitgebrachten Zeichnungen und Kupfer. Zugleich legte er dem Meister Blätter von Carnelius zum Faust vor.

Von Mitte Mai bis Ende Juni 1811 weilte Goethe in Karlsbad, schon zum achten Mal. Seine Annalen bekennen nur ‚tagverzehrende Zerstreuung in Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen'; die Tagebücher hingegen verzeichnen fleißiges Arbeiten an den ersten drei Büchern von Dichtung und Wahrheit.

Im August erscheint Bettina in Weimar, diesmal als Arnims Gattin. Im September verbietet ihr Christiane, mit Goethes voller Zustimmung, das Haus wegen einer pöbelhaften Beschimpfung (vgl. S. 451).

Fritz Jacobi ärgert ihn durch eine Schrift ‚Von den göttlichen Dingen', worin er die Anschauung verteidigt: die Natur verberge Gott. Für Goethe, überzeugt, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen, bedeutet diese Schrift die vollständige innere Trennung ‚von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte'. Er tröstete sich über diesen ja nicht überraschenden Verlust: ‚Ich rettete mich zu meinem alten Asyl und fand in Spinozas Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung.'

Erfreulicheres bot ihm Hebels ‚Schatzkästlein'. Dagegen konnte er dem von Fr. v. d. Hagen übersandten ‚Heldenbuch', einer verzerrenden, zum Teil lächerlichen spätmittelalterlichen Verarbeitung der mittelhochdeutschen Heldengedichte, keinen Geschmack abgewinnen, und Hartmanns Armer Heinrich bereitete ihm ‚physisch ästhetischen Schmerz' (vgl. S. 662). Wie eine Art Gegengift genaß er die neuitalienischen ‚Galanten Novellen' (1800) von Verrocchio und die alten von Bandello (um 1550); las von neuem Prévosts Manon (S. 567) und, wohl zum Zwecke von Dichtung und Wahrheit, den Landprediger von Wakefield (S. 92).

Gegen Ende des Jahres 1811 hatte er die Freude, daß der Jugendfreund Klinger, der mittlerweile Generalleutnant und Kadettenhausleiter in Petersburg gewarden war, sich ihm brieflich näherte. Gaethe sandte ihm den kürzlich erschienenen ersten Band van Dichtung und Wahrheit zur Erinnerung an das ‚räuchrige Zimmerchen neben der Klingeltüre [in Frankfurt bei Klingers Mutter], ein gutes Nest, wa manches brütete'.

Der berühmte Geschichtschreiber Barthald Niebuhr (1776—1831) hatte sein Werk über die älteste römische Zeit übersandt; Gaethe las es sorgsältig durch, erkannte sagleich dessen hahen Wert, ‚die Sonderung von Dichtung und Geschichte, indem keine von beiden dadurch gestört, ja vielmehr jede erst recht in ihrem Wert und Würde bestätigt wird'.

Die Arbeit an Dichtung und Wahrheit nimmt ihn sa ein, daß er ‚vor der Naturbetrachtung einigermaßen auf der Hut' ist; ‚doch studierte ich zwischendurch die Geschichte der Physik, um das Herankammen dieser hächsten Wissenschaft mir möglichst zu vergegenwärtigen'.

Die übliche Seite aus den Tagebüchern mache den Beschluß:

1811, 28. August: Geburtsiagsbesuche und Angebinde. Mittags Arnims und Hofrat Meyer. Kunstgeschichte, um sie an die Tabellen anzuschließen. Abends kam man wieder zusammen.

29.: Der 22. und 23. Bogen [von Dichtung und Wahrheit] zur Revision. Nachher Theatersession. Kapellmeister Müller trug mir einige der Radziwillschen Kompositionen [zum Faust] vor. Mittags bei Hofe. Gegen Abend die Damen von Stein, Schiller, Wolzogen, Egloffstein und Arnims.

31.: Riemer nicht wohl. Dennoch einiges mit ihm durchgegangen. Manon Lescaut. Mittag bei Hofe. Graf Beust. Konzilium. Preußische Verwaltung. Abends Hofrat Meyer. Kunstgeschichte bis zu den Schülern der Caracci. Blieb Meyer bei Tische.

Fünfter Abschnitt.

Das Leben von 1812 bis zu Christianens Tode (1816).

Lange leben heißt viele überleben.

Das Jahr 1812 zeitigt vornehmlich die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit: im Oktober konnte das 10. Buch in die Druckerei gehen. Die Bücher 11 bis 15 beanspruchten den Rest dieses Jahres und das ganze nächste.

Im Februar kommt Shakespeares Romeo und Julia in Goethes seltsamer Bearbeitung (vgl. S. 692) auf die Weimarer Bühne; im April Theodor Körners Toni, Zriny und Rosamunde. Goethe schreibt dem Vater des jungen Dichters anerkennend über ‚das entschiedene Talent des lieben Sohnes'. — Der Hausgenosse Riemer wird Lehrer am Weimarer Gymnasium und zieht in ein eignes Heim, bleibt aber noch lange Goethes betriebsamer Hilfsarbeiter.

Der Ärger über Jacobis Buch gärt weiter; Goethe entlädt ihn in einem Brief an Knebel darüber, ‚wie dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignoriert, retardiert, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat'. Wie sehr überschätzte Goethe im Grunde

die Bedeutung solcher Schriften! Ohne Goethe wäre ja selbst der Name Fritz Jacobi längst verschollen.

Vom 10. Mai bis 13. Juli wiederum in Karlsbad; erneuter herzlicher Verkehr mit der österreichischen Kaiserin, für die er eine Begrüßung dichtete. Das Gleiche geschieht für Marie Louise, Napoleons Gemahlin; in dem Gedicht an sie steht der für die damalige Zeit sehr kühne Vers: ‚Der alles wollen kann, will auch den Frieden.' Dies wurde geschrieben, als Napoleons Große Armee schon die russische Grenze überschritten hatte.

Von Mitte Juli bis August in Teplitz: täglicher Verkehr mit der Kaiserin Ludovika, der zu Liebe er in zwei Tagen ein Lustspielchen ‚Die Wette' schreibt oder schreiben hilft. Dann noch einen Monat in Karlsbad zur Nachkur; um die Mitte des Septembers wieder zu Hause, wo ihn die Naturwissenschaft packt, u. a. die Beschäftigung mit den Verdauungswerkzeugen der Insekten.

In der Nacht des 15. Dezembers fährt ein eiliger Reisender im Schlittenwagen durch Weimar, trägt beim Pferdewechsel Grüße an Goethe auf und flieht in die Nacht hinaus weiter nach Westen: Napoleon kehrt aus Rußland nach Paris zurück, um ein neues Heer für die Feldzüge des nächsten Jahres zu sammeln.

In Teplitz hatte Goethe Beethoven kennen gelernt und seinem Spiel wiederholt gelauscht. Er fand es köstlich, nannte Beethovens Vertonungen seiner Gedichte ‚mit bewundernswertem Genie in meine Intentionen eingegangen', fühlte sich aber durch dessen harte Natur abgestoßen. An Zelter schrieb er von Beethovens ‚ganz ungebändigter Persönlichkeit'. Noch 1812 hat er Beethoven nicht wiedergesehen, auch nie ein herzlicheres Verhältnis zu ihm gewonnen, trotz den Empfehlungen der musikbegeisterten Freundin Marianne Willemer. Beethoven hing mit rührender Treue an dem geliebten Dichter; 1823 schrieb er an Goethe einen Brief, der begann: ‚Immer noch wie von meinen Jünglingsjahren an lebend in Ihren unsterblichen, nie veraltenden Werken —'. Der Brief blieb unbeantwortet. Beethovens Riesenkraft erschreckte Goethen; als Felix Mendelssohn ihm 1830 den ersten Satz der C moll-Symphonie vorgespielt, rief Goethe aus: ‚Das ist sehr groß, ganz toll! man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn nun alle die Menschen [seines Orchesters] zusammen spielen!' Sechzig, vielleicht noch fünfzig Jahre früher hätte er nicht gefürchtet, sondern begeistert verehrt.

Auf einen Brief Marianne Willemers an Goethe vom 26. 6. 1821, einer leidenschaftlichen Bewundrerin Beethovens, worin es heißt: ‚Wenn ich recht aufrichtig sein soll, so möchte ich wohl, Beethoven schriebe Melodien zu jenen herrlichen Liedern (in den Wanderjahren), er würde sie ganz verstehen, sonst niemand', erwiderte Goethe am 12. 7. 1821: ‚Selten ist der Dichter durchdrungen [vom Vertoner], und man lernt dabei nur etwa den Kunstcharakter und die Stimmung des Komponisten kennen ... Beethoven hat darin [im Widerspiegeln des Dichters] Wunder getan, und es war ein glücklicher Einfall, die Musik zu Egmont dargestellt zu exponieren.'

Goethes Stellung zur Musik im allgemeinen läßt sich etwa bezeichnen als die eines aufnehmenden, aber nicht kräftig entgegenkommenden Liebhabers. Er hatte im Elternhaus ein wenig Klavier, in Leipzig und Straßburg das Violoncell gespielt; doch muß der Trieb für Musik nicht ausdauernd gewesen sein. Wiederholt hat Goethe Anläufe genommen, sich auch diese Gabe der Musen anzueignen, durch Besuch von Konzerten und Oper, durch eifriges Bemühen bei seinen Singspielen; und daß die Musik auf ihn fruchtbaren Eindruck machte, erfahren wir u. a. aus ihrer Heranziehung beim Entstehen der Iphigenie (vgl. S. 425). Dennoch bekannte er zu Zelter: ‚Ich weiß recht gut, daß mir ein Drittel des Lebens [die Musik] fehlt, aber man muß sich einzurichten wissen.‘ Beethoven war ihm, wie Michelangelo, gar zu gewaltig, ging ihm über die Grenze des der Tonkunst Gestatteten hinaus, wiewohl Goethe kein Freund sanften Geleiers war. Der Kanzler Müller berichtet ein unzufriedenes Urteil Goethes über Preziosas Lied von Weber: ‚Einsam bin ich, nicht alleine‘: ‚Solche weichliche, sentimentale Melodien deprimieren mich; ich bedarf kräftiger, frischer Töne, mich zusammenzuraffen, zu sammeln. Napoleon, der ein Tyrann war, soll sanfte Musik geliebt haben; ich, vermutlich weil ich kein Tyrann bin, liebe die rauschenden, lebhaften, heiteren. Der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht ist‘ (24. 6. 1826).

Nachgedacht hat Goethe, dem es ja in Weimar an guter Musik nicht fehlte, oft und tief auch über diese Kunst. So heißt es 1818 einmal über die Ausdrucksgrenzen der Musik in dem Brief an einen jungen Tonsetzer Schöpke:

Auf Ihre Frage, was der Musiker malen dürfe? wage ich mit einem Paradox zu antworten: nichts und alles. Nichts, wie er es durch die äußeren Sinne empfängt, darf er nachahmen; aber alles darf er darstellen, was er bei diesen äußern Sinneseinwirkungen empfindet. — Das Innere in Stimmung zu setzen, ohne die gemeinen äußern Mittel zu brauchen, ist der Musik großes und edles Vorrecht.

Beethoven hat außer der Musik zum Egmont ein Lied in Claudine, ein Stücklein aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, drei Lieder im Faust und einige Einzellieder, wie ‚Kennst du das Land?‘, ‚Wonne der Wehmut‘, ‚Das Mailied‘ gesetzt.

Zu Franz Schubert, dem eigentlichen Vertoner Goethischer Lieder, hat der Meister leider auch keine rechte Beziehung gefunden. — Von Robert Schumann rühren 26, von Felix Mendelssohn 14 Vertonungen Goethischer Gedichte her, von Brahms 13, darunter der Gesang der Parze. — Liszt, Richard Wagner und Rubinstein haben zum Faust große Tonwerke geschrieben.

*

Das erste Jahr der deutschen Freiheitskriege, 1813! Über Goethes Verhalten zu ihnen handelt ein besonderer Abschnitt (S. 685); darum hier nur einige kurze Hinweise. Von Gleichgültigkeit Goethes gegen das deutsche Ringen um Befreiung vom fremden Joche darf nicht gesprochen werden; nur von der ‚Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise: wie sich in der politischen Welt irgendein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Ent-

fernteſte'. Was auch Großweltiſches geſchehen mochte, Goethe ſuchte ſeine eigne innere Welt in geiſtige Sicherheit zu bringen. ‚Dahin iſt denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernſtlichſtem Studium dem chineſiſchen Reich widmete!'

Auf China folgte der arabiſche, türkiſche und perſiſche Oſten, und da wir dieſer Flucht aus der politiſchen Welt ein Liederbuch wie den Diwan verdanken, ſo wollen wir es als Gewinn preiſen, daß Goethe nicht die Zahl Derer zu vermehren verſuchte, die wie Arndt, Körner, Schenkendorf das Lied in den Dienſt des Vaterlandes ſtellten: wir beſäßen ja doch ſchwerlich einen Goethiſchen Vaterlandsgeſang, der uns Freude machte.

Den Eintritt Theodor Körners in das Lützowſche Regiment mißbilligte Goethe; ſeinen Sohn Auguſt, der ſich, wie die meiſten jungen Weimarer, den freiwilligen Kriegern zugeſellen wollte, behielt er zurück. Er glaubte nicht an die Möglichkeit eines Abſchüttelns des Napoleoniſchen Joches, fürchtete aber für Deutſchland, zumal für Weimar, das Schlimmſte von einem abermaligen Siege der Franzoſen, der doch nicht ganz unwahrſcheinlich war. Den Gedanken, der hoch über allen Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten ſteht, daß ein großes Volk in äußerſter Not Sieg oder Untergang wagen muß für das aufrechte Daſein unter den Völkern, hätte der Dichter der Verſe begriffen: ‚Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre!' Goethe dachte ihn nicht, weil der außerhalb ſeiner politiſchen Anſchauungswelt lag, von Jugend auf gelegen hatte. Wie er mit 22 Jahren faſt zornig gegen die ‚ewigen Klagen, wir haben kein Vaterland' losgefahren war (vgl. S. 226), ſo hatte er 1807, nach der Auflöſung des Deutſchen Reiches, ärgerlich an Zelter geſchrieben: ‚Wenn die Menſchen über ein Ganzes jammern, das verloren ſein ſoll, das denn doch in Deutſchland kein Menſch ſein Lebtag geſehen, noch viel weniger ſich darum bekümmert hat; ſo muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoiſt zu erſcheinen.' In der Naturgeſchichte des ſeltſamſten aller politiſchen Weſen, des deutſchen Volkes, wird dermaleinſt ein eignes Kapitel handeln müſſen von der widerſinnigen Erſcheinung, daß der Dichter, dem wir mehr als irgendeinem einzelnen Menſchen den Begriff der großen Einheit deutſchen Geiſtes verdanken, ſelber nicht den Begriff einer politiſchen Einheit Deutſchland beſaß noch anerkennen wollte.

Am 20. Januar 1813 ſtirbt Wieland im 80. Jahr; ‚unſer guter Wieland hat uns in dieſen Tagen verlaſſen', ſchreibt Goethe an Reinhard. Am 18. Februar wird in einer Trauerloge im Beiſein des Hofes Goethes feinſinnige Rede ‚Zum brüderlichen Andenken Wielands' (Werke 16, 259) vorgeleſen.

Der Völkerkrieg gegen Napoleon entbrennt; preußiſche Truppen, Koſaken, Franzoſen ſchwärmen um Weimar. Am 17. April reiſt Goethe nach Teplitz, über Leipzig, Meißen — wo die Porzellanfabrik und der Dom beſichtigt werden — nach Dresden. Hier ſieht er am 24. April zum letztenmal Napoleon vorüberreiten. In Teplitz weilt er bis in den Auguſt, arbeitet an Dichtung und Wahrheit, reiſt wieder über Dresden, wo er einige Tage raſtet, nach Hauſe, zu-

nächſt nach Jena. In Dresden hatte er mit dem Weimariſchen Regierungsaſſeſſor von Peucer auf den Ausgang des Krieges gewettet, Goethe auf Napoleons Sieg.

Und indeſſen die Völker atemlos geſpannt vom Anmarſch der vier großen Heere auf Leipzig vernehmen, wo die eiſernen Würfel um das Schickſal der deutſchen Lande geworfen werden ſollen, zeichnet Goethe, unterſtützt durch Wilhelm von Humboldt, geographiſche Karten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt verteilten Sprachen und bringt, durch Alexander von Humboldt veranlaßt, ‚die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landſchaftliches Bild‘. Goethe, der uns dies in den Annalen berichtet, macht dazu die allgemeine Bemerkung, die wir ſchweigend gelten laſſen müſſen: ‚Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu ſetzen beliebte, ſah ich mich überall um, wo große Beſtrebungen ſich hervortaten und andauernd wirkten. Ich meinesteils war bemüht, durch Studien, eigene Leiſtungen, Sammlungen und Verſuche ihnen entgegenzukommen.‘

Am 18. Oktober, dem Tage der Leipziger Schlacht, dichtet er den Epilog zum ‚Eſſex‘, darin die Verſe:

Der Menſch erfährt, er ſei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag —

und ihn durchfährt ein ahnungsvoller Schreck, als des Schlachtenkaiſers Bruſtbild in ſeinem Arbeitzimmer plötzlich von der Wand fällt. Die Franzoſen werden durch die heranrückenden Öſterreicher aus Weimar verjagt. Die Staatskanzler Metternich und Hardenberg, dieſer mit dem preußiſchen Staatsrat Wilhelm von Humboldt, treffen in Weimar ein und haben Unterredungen mit Goethe. In Jena führt dieſer ein denkwürdiges Geſpräch mit dem Geſchichtſchreiber Luden über Deutſchlands Zukunft (vgl. S. 688).

Ein neues Jahr, **1814**, ein neues Leben: die ‚zweite Pubertät‘, die Goethe genialen Naturen zuſchreibt, wird ihm beſchert, ein neuer Liebe- und Liederfrühling. ‚Der weſtöſtliche Diwan ward gegründet‘, heißt es zunächſt kurz hierüber. Bei den Proben zu einem neuen Stück rief er um jene Zeit den ihm zu kühlen Darſtellern zu: ‚Seid ihr denn garnicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin 60 Jahr alt und ich kann's beſſer!‘

Im April gelangt die Nachricht vom Einmarſch der verbündeten Heere in Paris nach Weimar: ſeine Wette mit Peucer hatte Goethe ſchon im Februar verloren gegeben. — Aus Berlin kommt der muſikbegabte Fürſt Radziwill nach Weimar, legt Goethen ſeine Muſik zum Fauſt vor, läßt aber ‚doch nur entfernte Hoffnung ſehen, das ſeltſame Stück auf das Theater zu bringen‘.

Vom Mai zum Juli Aufenthalt in dem nahegelegenen Bade Berka. Unter dem 7. Juni verzeichnet das Tagebuch: ‚Hafis Diwan‘; es handelte ſich um die Überſetzung des perſiſchen Liederdichters durch Joſeph von Hammer. Alsbald ſtrömt ihm ſelbſt die Flut der Lieder, die dann in das herrliche Brunnenhaus des Weſtöſtlichen Diwans gefaßt wurden.

Am 25. Juli trat Goethe seine Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden an, über die er in den Annalen nur bemerkt, daß sie ‚eine große Ausbeute und reichlichen Stoff an Persönlichkeiten, Lokalitäten, Kunstwerken und Kunstresten gewährte'. Sie führte ihn nach Wiesbaden, wo er Zelter traf; in den Rheingau, wo er das Rochus-Fest bei Bingen am 16. August mitfeierte; nach Winkel am Rhein zur Familie Joseph Brentanos, eines Sohnes aus der ersten Ehe von Maximilianens Gatten; nach Heidelberg, wo er in der Sammlung der Boisserée die Niederländer studierte; nach Darmstadt, wo er die ersten Abgüsse der Bildwerke vom Parthenon betrachtete. — Im Oktober traf er in Frankfurt ein, zum erstenmale wieder seit 17 Jahren. Seine Mitbürger benahmen sich kühl; die Festvorstellung mit Tasso, von der die Rede gewesen war, fand nicht statt.

Vom 11. zum 20. Oktober 1814 weilte Goethe auf der ‚Gerbermühle' bei Frankfurt, dem Landwohnsitz des Geheimrats Willemer und seiner Frau. Über diesen Aufenthalt und seine Frucht für Goethes Herzensleben und Dichtung wird in dem Abschnitt des Diwans zu sprechen sein, der erst jetzt seine Heldin gewann: Marianne Willemer.

Am 27. Oktober fuhr Goethe wieder in Weimar ein. — In den letzten Monaten von 1814 diktierte er seinen neuen Schreibern Kräuter und John die ‚Italienische Reise', studierte den persischen Heldenlieddichter Firdusi, trieb Mineralogie, Zoologie, Astronomie, Geologie, und dichtete mit nicht versiegender Fruchtbarkeit weiter an den Liedern des Diwans.

*

Goethes schon im Juni 1814 nach Berlin gesandtes politisches Festdrama Epimenides wurde am 30. März 1815 auf dem dortigen Nationaltheater aufgeführt. — Vom 24. Mai zum 11. Oktober war Goethe von Weimar abwesend: über zwei Monate in Wiesbaden, zwischendurch mit dem großen Freiherrn vom Stein unterwegs nach Köln. Vom 12. August zum 18. September wieder auf der lieben Gerbermühle bei Willemers: unschuldiges Herzensglück, körperliches Behagen, wie seit Jahren nicht, dann herber Entsagungsschmerz beim Abschied von Mariannen. ‚Heitre Lust und rasche Bewegung geben sogleich mehreren Produktionen im östlichen Sinne Raum', welche umschreibende Symbolik besagt, daß auf dieser Reise die Liedersammlung des Diwans weiter schwoll. — In Heidelberg genoß er abermals die Sammlungen der Boisserée, ‚in eben dem Maße historisch wie artistisch belehrt'. Eigentümlich berührt der Stoßseufzer Goethes in den Annalen über die künstlerische Enge seines Weimarischen Gesichtskreises: ‚So wurd' ich denn auch auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Teil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte.'

Auf der Heimreise bis Würzburg von Sulpiz Boisserée begleitet, traf Goethe

wunderbar erfrischt in Weimar ein und machte sich sogleich an die Beschreibung der zurückgelegten Reise. — Schon vor Goethes Rückkehr waren die Weimarischen Truppen, die bei Waterloa mitgefochten hatten, der Heimat zurückgegeben.

Ein neuer Zuwachs seiner Freude an den Schätzen der Weltliteratur wurde ihm durch eine handschriftliche Sammlung van Texten und Übersetzungen neugriechischer Volkslieder zuteil; wir werden ihren Nachwirkungen nach begegnen (S. 837 und 847).

Im Januar 1816 erschien der Bildhauer Schadaw aus Berlin bei Gaethe, um mit ihm Rat zu pflegen über das in Rostock zu errichtende Denkmal Blüchers. Daß Gaethe sich für die antike Gewandung des preußischen Feldherrn aus Mecklenburg entschied, nimmt uns nicht wunder.

Am 30. Januar hielt Goethe in Weimar eine ‚Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens': er und Minister Vaigt wurden neben dem Herzog Karl August die ersten Großkreuzritter des Ordens.

Goethes, des 66jährigen, Tagewerk lesen wir, wie früher, am besten in seinem Tagebuch:

1816, 14. März: Bei Zeiten spazieren gegangen und die Geschäftsgegenstände im Ganzen überlegt. Mittag für uns. Helldorfsche Bilderszenen. Nach Belvedere gefahren. Die warmen Häuser und das Erdhaus besehen.

15.: Kleine Expeditionen. Im Garten. Spazieren gegangen. Die Geschäfte durchgedacht. Manches vorbereitet. Mittag für uns. Neue Entdeckungen an den entoptischen Farben. Nach Berka gefahren. Spät zurück. Aufsatz über die entoptischen Farben angefangen.

16.: Kommunikat an das Oberkonsistorium wegen Einrichtung des Zeicheninstituts. Brizzi meldete sich an. Im Garten. Frau Major von Knebel. Frau von Stein. Badeinspektor. Leutnant von Knebel. Hatten die Kammermusici ihren Dank abgestattet. Hofrat Meyer. Jungfrau von Orleans. Brief an Herrn Bergrat Voigt in Jena.

Eifrig wird an einer neuen Gesamtausgabe der Werke gearbeitet. Gaethe vermerkt: ‚Wunderliche Menschen, wie es gibt, verlangten, verführt durch die Schillersche Ausgabe in chranalagischer Folge, das Gleiche von mir. Meine Gründe, dieses abzulehnen, wurden indes gebilligt [von wem?], und das Geschäft ging unbehelligt seinen Gang.' Bis zu diesem Tage leiden wir an der Falge jenes Ablehnens: der grenzenlosen Verwirrung des Gesamtbildes von seinem dichterischen Fartschreiten, besanders durch die zeitwidrige Falge der Gedichte.

Am 7. April 1816 feierliche Huldigung für Karl August als Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach; zugleich Erlaß einer ständischen Verfassung mit Kammer, Haushaltsprüfung, Preßfreiheit usw. Gaethe als erster und ältester Staatsdiener steht neben dem fürstlichen Thrane; seine Gedanken über den Segen dieser neuen Verfassung sind die eines Zweifelnden, ja Ungläubigen. Er bleibt Minister für Wissenschaft und Kunst, erhält fartan 3000 Taler Jahresgehalt und einen Zuschuß für Pferd und Wagen.

Der Tod der Kaiserin van Österreich (7. April) betrübt ihn aufs tiefste: er hatte ihr eine gradezu schwärmerische Verehrung geweiht.

Schon ſeit einigen Jahren hatte Lord Byron Goethes Aufmerkſamkeit erregt. Seinen Korſaren und Lara las er ‚nicht ohne Bewunderung und Anteil‘; er iſt Byrons dichteriſchem Gange bis zu deſſen Tode mit wachſender Teilnahme, ja Liebe gefolgt (vgl. S. 902).

*

In den für die Welt beſtimmten Annalen ſpricht Goethe kaum je von **Chriſtiane**, erwähnt nicht ihren Tod. Die Welt hatte ſie unfreundlich behandelt, was brauchte ſie von Goethes lieber Kleinen zu erfahren? In den Tagebüchern aber leſen wir jetzt:

1. Juni 1816, gefährliches Befinden meiner Frau. — 2. Juni, verſchlimmerter Zuſtand meiner Frau. — 3. Juni, eine unruhige ſorgenvolle Nacht verlebt. Frau von Heygendorf [Karoline Jagemann] bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr. — 4. Juni, meine Frau noch immer in äußerſter Gefahr. Plötzlicher heftiger Fieberanfall [Goethes]. Ich mußte mich zu Bett legen. — 5. Juni, den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerſter Gefahr. Mein Sohn Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieſer Verwirrung. — 6. Juni, nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verſchied gegen Mittag. Leere und Totenſtille in und außer mir. Ich den ganzen Tag im Bett. — 8. Juni, meine Frau früh um 4 Uhr beerdigt.

Die Ärmſte hatte auf ihrem letzten Lager Unſagbares geduldet; ſie ſtarb nach mehrjährigen Leiden mit 51 Jahren an einer Frauenwechſelkrankheit. Der Arzt Huſchke berichtete, Goethe ſei bei ihrem Hinſcheiden weinend niedergekniet und habe gejammert: ‚Du ſollſt, du kannſt mich nicht verlaſſen!‘ — Johanna Schopenhauer ſchrieb an Eliſe von der Recke: ‚Es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele Gute, welches doch in ihr lag, vergeſſen iſt und nur ihre Fehler erwähnt werden, ſelbſt von denen, welchen ſie wohltat und die ihr im Leben auf alle Weiſe ſchmeichelten.‘ Die Antwort der edlen Recke ſteht auf S. 676; ihr Brief ſchloß: ‚Wir, liebe Teure, wir wollen immer der guten Seiten der Verſtorbenen gedenken und ihre Schwächen in Vergeſſenheit zu bringen uns bemühen.‘

Einer hatte Chriſtiane nicht vergeſſen und vergaß ſie nie. ‚Ob er gleich gefaßt ſcheint‘, ſo berichtet Riemer, ‚und von allem andern ſpricht, ſo überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, deſſen Tränen er umſonſt zurückzudrängen ſtrebt.‘ Knebel, der Urgetreue, ſchrieb ihm: ‚Du weißt, daß wir deine Gemahlin wirklich geſchätzt haben, und daß uns ihr Verhältnis zu Dir jederzeit ſehr achtungswürdig erſchien.‘ Auch die Herzogin Luiſe ſandte aus Wilhelmstal ein herzliches Wort der ‚Teilnahme an Ihrem Verluſt‘ und bedauerte, es ihm nicht mündlich ausſprechen zu können. Ob Frau von Stein Chriſtianen im Tode ihr Glück verziehen, wiſſen wir nicht; ihre Briefe aus jenen Tagen ſind von Düntzer, gewiß aus triftigen Gründen, zurückgehalten worden. Ein gütig menſchliches Wort von ihr hätte er nicht unterdrückt, wohl aber, getreu ſeiner unbegreiflichen Parteinahme für die Stein, ein roh gefühlloſes. Bei Chriſtianens Tode ſtand die unverſöhnliche Feindin im 74. Jahr.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch düstre Wolken zu scheinen,
Der einz'ge Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu bewelnen.

Diese schlichten Worte rief Goethe seinem Weibe ins Grab nach. Sie sind weniger schwungvoll, weniger phantastisch als manches Gedicht auf und an Charlotte von Stein, und sie gehören nicht zu seinen kunstreichen Schöpfungen; an ergreifender Gefühlswahrheit stehen sie hinter keiner andern von ihm zurück.

An Zelter, der selbst Leids genug erfahren, schrieb er am Begräbnistage: ‚Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt du, was es heißen will.' Dem verehrenden Arthur Schopenhauer berichtete er den Tod der ‚lieben Frau'; zu Boisserée stöhnte er: ‚Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man großtun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt' (24. 6.). Und an Cotta hieß es: ‚Meine liebe kleine Frau, deren Anmut Sie kannten, hat mich in diesen Tagen verlassen' (26. 6.).

Ein letztes Denkmal setzte er ihr in den Sprüchen (Werke 2, 212):

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.
Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.
So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis.

Nach Jena hatte er an die Malerin Luise Seidler geschrieben: ‚Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir erzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist.' Zu dem Guten gehörte ihm vornehmlich die Naturwissenschaft: mit wahrer Verzweiflung stürzte er sich in alle ihre Reiche, studierte Mißbildungen der Gewächse und Pflanzenkrankheiten, Pilze und Schwämme; ‚aus dem Tierreiche ein Wundergeschöpf, den Proteus anguineus', einen lebendigen seltnen Molch; eine neue Mineralien-Sammlung in Jena; die neue Wolkenlehre des Engländers Howard; den ersten Versuch einer Gasbeleuchtung in Jena.

Arthur Schopenhauer, damals 28jährig, ‚trat als wohlwollender Freund an meine Seite; doch stellte sich nach dessen Schrift ‚Über das Sehen und die Farben' ein gewisser Gegensatz heraus, und so ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden'. — Über das persönliche und geistige Verhältnis zu Schopenhauer nur ein paar Angaben des Wichtigsten. Im November 1813 hatte Goethe den Verfasser der Doktorschrift ‚Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' zuerst bei dessen Mutter angetroffen und ihm Lob über seine bedeutende Arbeit gespendet. Seitdem besuchte Schopenhauer wiederholt das Haus des von ihm grenzenlos Verehrten, und Goethe schrieb von ihm an Knebel:

Der junge Schopenhauer hat sich mir als einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann dargestellt; Du wirst wenlger Berührungspunkte mit ihm finden als ich,

mußt ihn aber doch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neuen Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passieren lassen; ich finde ihn geistreich, und das Übrige lasse ich dahingestellt. (24. 11. 1813).

Der junge Gelehrte wird ihm um so werter, als er zunächst ganz auf des Meisters Farbenlehre schwört. In Schopenhauers Stammbuch schreibt sich Goethe mit den Versen ein:

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

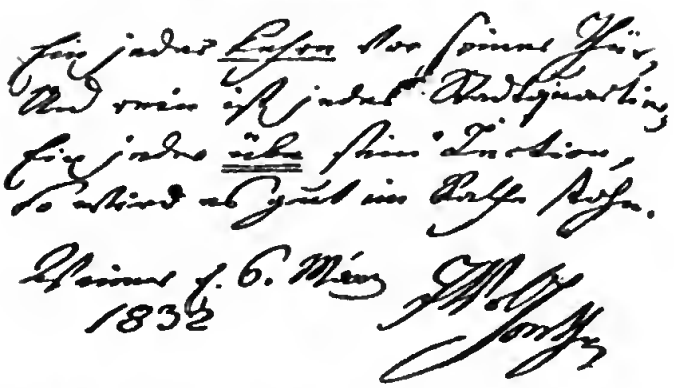
Im Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche.

Im Mai 1814 verabschiedet sich Schopenhauer vor seiner Reise nach Dresden. Im September sendet er Goethen seine Schrift über die Farben, die in wichtigsten Punkten von dessen Farbenlehre abweicht. Goethe verharrt bei seinen Ansichten. Dann tritt eine gewisse Entfremdung ein, bis Schopenhauer nach Italien reist, Goethen um Empfehlungen dorthin bittet und eine an Lord Byron in Venedig erhält (1818). Bald darauf trifft Schopenhauers Hauptwerk ‚Die Welt als Wille und Vorstellung' ein, und Goethe liest das dicke Buch mit anhaltendem Fleiß. Nach der Rückkehr aus Italien besucht Schopenhauer sogleich Goethen, wird erst kühl, gleich darauf mit herzlicher Umarmung empfangen; am nächsten Tage, dem 20. August 1819, sahen sich die Beiden zum letztenmal. Dann reißen die Fäden ab, bis Schopenhauer 1830 einen gedruckten Nachtrag zu seiner Schrift über die Farben an Goethe sendet. Die volle Bedeutung seines jüngern Zeitgenossen hat Goethe nicht durchschaut; daß sie ihm nicht ganz verborgen geblieben, zeigen seine Worte über ihn an den Staatsrat Schultz schon von 1816: ‚Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf', und ein Brief an Schopenhauer selbst aus Karlsbad von 1818: ‚Das angekündigte Werk (Die Welt usw.) lese gewiß mit allem Anteil. Geben wir uns doch viel Mühe, zu erfahren, wie unsere Ahnherren gedacht, sollten wir unsern werten Zeitgenossen nicht gleiche Aufmerksamkeit widmen?' In den Annalen für 1819 schreibt er von Schopenhauer als einem ‚meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mann.'

Für den 25. September 1816 verzeichnen die Tagebücher: ‚Mittags Riedels und Mad. Kästner von Hannover;' für den 19. und 21. Oktober werden von dieser Dame Besuche des Theaters in Goethes Loge, aber ohne ihn selbst, verzeichnet. Die Mad. Kästner aus Hannover war Charlotte Buff-Kestner, die mehr als einen Monat in Weimar weilte, von Goethe, wie es scheint, nur einmal empfangen wurde und ohne Abschiedsbesuch wegreiste. Wie weltenfern lag dem nunmehr 67jährigen die Herzensnot oder Herzensphantasterei des 23jährigen!

Sechster Abschnitt.

Der Staatsmann Goethe.



In den letzten Abschnitten haben wir Goethe inmitten der größten Umwälzungen seines Zeitalters vielfach von der damals, ja noch heute verbreitetsten Denk- und Handelsweise vollkommen abweichen sehen. Wäre er nichts als ein Minister gewesen, so ginge uns seine staatliche Weltanschauung wenig an, denn um einen herzoglich Weimarischen Minister Goethe im 18. Jahrhundert, selbst um einen trefflichen, kümmerte sich heute niemand. Jedoch die nur dieses einzige Mal in der Weltgeschichte dagewesene Vereinigung eines großen Dichters und eines öffentlichen Mannes zwingt zu einem zusammenfassenden Betrachten seiner Stellung zum Staat und zu dessen Trägern. Seine staatliche Innenwelt ist ein so großes Stück des Gesamtmenschen Goethe, daß wir diesen ohne jene nicht ganz begreifen. Nicht im Nebenamt war er mehr als ein halb Jahrhundert Staatsbeamter und Staatsmann gewesen, und nicht als bloßer Zeitungsleser hatte er die Ereignisse vom Ausbruch der Französischen Umwälzung von 1789 bis zu dem vom Juli 1830 verfolgt. Seine menschliche und dichterische Entwicklung vollzog sich in dem Strom der Welt, und im Vorwort zu seiner Lebensgeschichte weist er selbst hin auf die ‚ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt'.

Goethes staatliche Weltanschauung wurde, abgesehen von der angebornen, unerforschlichen Anlage, wesentlich bestimmt durch die Art seiner Lebensstufenfolge: vom staatlosen einzelstädtischen Frankfurter Ratsverwandtensohn zum kleinstaatlichen hohen Beamten und leitenden Minister. Von Jugend auf hatte er das Menschengewimmel im Gemeinwesen von oben gesehen. Hierin sind die Tugenden seiner staatlichen Denkart, hierin die Fehler der Tugenden begründet. Weder die äußere Not des Lebens noch das Unterdrücken jeder freien Geistesregung durch übergeordnete Gewalten hatte er am eignen Leibe gespürt. So viel Freiheit, wie er brauchte, hatte ihm nie gemangelt, und da er sich nichts lebendig denken konnte, ‚was ihm nicht mit vollem Orchester war produziert

worden', so konnte er sich bei dem Worte Freiheit nichts Besonderes, nichts schöpferisch Fruchtbares denken. Daher seine enge Auffassung von der Französischen Revolution wesentlich als dem Werke einzelner schlechter, begehrlicher Kerle von der Art eines Bürgergenerals Schnaps; daher der Satz schon im Egmont: ‚Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht', was doch nur die Freiheit des Essens, Trinkens und Schlafens sein konnte. Daher sein oft wiederholter Rat vom Kehren vor der eignen Tür, der über diesem Abschnitt steht.

Dabei fehlte es ihm keineswegs an Seherblick für den Kern der bürgerlichen Freiheit: alles Vernünftige tun zu dürfen, was man ohne Schaden für einen Andern tun will, ohne von der Polizei gehindert zu werden. Wie immer Goethe von der Freiheit gedacht hat, die Polizei hat er nicht geliebt. Einen Ausspruch über ihre ewige Verbieterei kennen wir schon, jenen zu gunsten der volkstümlichen Johannisfeuer (S. 566). Es gibt ein hübsches Gespräch mit Eckermann über den Kampf zwischen Polizei und Jugend, das wertvoller ist als die tiefste Abhandlung über bürgerliche Freiheit:

Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinaus zu sehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer gestört, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgendeines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, aber singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister (12. 3. 1828).

Den gebüttelten Weimarer Jungen stellt er die in der Freiheit ihres Vaterlandes aufgewachsenen Engländer gegenüber und spricht die bis zu diesem Tage geltenden gewichtigen Worte:

Es ist an ihnen nichts verbildet und verborgen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. — Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie einer weit glücklich-freieren Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.

Und wie dieses Wort, so sollte zur Stunde und wohl noch für lange, trotz amtlich verkündetem deutschem ‚Freistaat', ein andres von diesem Weisesten aller Menschen für uns gelten: ‚Meine Hauptlehre ist vorläufig diese: Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht!'

*

Mit noch nicht 27 Jahren trat Goethe unter die Regierenden im Zeitalter der aufgeklärten Selbstherrschaft. Sich selbst hatte er kaum je regiert gefühlt. Dürfen wir uns da wundern, daß er, dessen bahnbrechende Kraft nicht in der Staats-,

sondern in der Dichtkunst lag, die Denkweise seines Zeitalters teilte? Der aufgeklärteste Selbstherrscher des 18. Jahrhunderts, Friedrich der Große, mag uns zeigen, was man damals unter einer guten Regierung verstand. Pflichttreu, wohlwollend, zu allen verständigen Verbesserungen der Lage des Volkes, zur Hebung des öffentlichen Wohlstandes geneigt; freidenkend in Glaubensfragen, nachsichtig, ja gleichgültig im Handhaben der Zensur, mit Ausnahme der Bücher vom Staat und der Zeitungen; redlich bemüht um den Unterricht; schonend gegen die Steuerkraft des Volkes, besonders der Armen. Dabei der selbstverständlichen, garnicht erörterten Überzeugung, daß einzig die kleine regierende Klasse, der Fürst und seine höchsten Beamten wissen, was dem Volke frommt. Alles für das Volk, nichts durch das Volk.

In allen diesen Grundsätzen stimmte Goethe mit Friedrich überein, nur daß er größere Herzenswärme für deren Betätigung im Leben mitbrachte. Unerschütterlich aber galt ihm d e r Grundsatz, den auch Bismarck sein Lebelang verteidigt hat: Die Staatsleitung ist eine Kunst, die nur ausüben soll, wer sie gelernt hat. An diesem Satze hielt Goethe nach fest, nachdem ihn doch der nichtzünftige Staatsmann Napoleon eines andern belehrt und nachdem die vielen Zünftigen bewiesen hatten, daß die erlernte Kunst höchstens für den Alltag ausreicht, in entscheidenden Schicksalsprüfungen versagt. Alles blaße Kannegießern war Goethen in den Tod zuwider; wer nicht zum Handwerk gehöre, solle schweigen: ‚Genau besehen ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zu viel Anteil schenken, warin wir nichts w i r k e n können' (an Zelter). Ein Engländer hätte dies nicht verstanden, denn der besaß ja zum Mitwirken an den öffentlichen Dingen die volle Freiheit, die nach Goethe besteht in der ‚Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun'. Fast sämtliche Aussprüche Goethes über innere Staatskunst sind nur zu begreifen aus der bürgerlichen Unfreiheit des deutschen Lebens im 18. und im vormärzlichen 19. Jahrhundert; sie sind die Spiegelung des ‚Menschen in seinen Zeitverhältnissen'.

Wie bezeichnend ist Goethes Gespräch mit dem Kanzler Müller über die Kernfrage aller Landesverwaltung, das Recht der bestimmenden Aufsicht über die Regierung:

> Hätte ich das Unglück, in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finstern Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. Zu was das ewige Opponieren und übellaunige Kritisieren und Regieren führt, sehen wir an Knebel; es hat ihn zum unzufriedensten, unglücklichsten Menschen gemacht (3. 2. 1823).

Für Goethe, der eine ihrer Verantwortung bewußte Volksvertretung nie an der Arbeit gesehen, gab es zwischen Nörgelei und ernstem Urteil keinen Unterschied.

Die Machtstellung des englischen Parlaments war ihm bekannt; was er gegen Volksvertretungen gesagt und geschrieben, galt den deutschen Verhältnissen. In den Zahmen Xenien steht der zweifelnde Spruch:

Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben.

Großherzog Karl August hatte das Versprechen einer Volksvertretung ehrenhaft erfüllt. Es gab nach den Freiheitskriegen eine Weimarische Ständekammer mit dem Rechte der Genehmigung der Staatsausgaben, und an Goethe trat das Verlangen, seine ‚Oberaufsichtsrechnungen für die Weimarischen Einrichtungen zur Kunst und Wissenschaft' der Prüfung des Landtages vorzulegen. Seinen heftigen Widerstand gegen diese unerträgliche Zumutung brach erst der Tod.

Zu den Errungenschaften der neuen Zeit in Weimar gehörte die Preßfreiheit, die allerdings nur die Beseitigung der dem Drucke vorausgehenden Zensur bedeutete. Man sollte denken, ein Schriftsteller, der Jahraus Jahrein drucken ließ, müßte die Preßfreiheit als ein Urrecht des denkenden und schreibenden Menschen begrüßt haben. Natürlich war Goethe kein Verteidiger der gehässigen und lächerlichen Art, wie in manchen Ländern die Zensur geübt wurde; für unbedingte Preßfreiheit indessen schwärmte er durchaus nicht, und wo sie sich gegen ihn selbst zu richten drohte, hat er sie, wenn nicht durch Gewalt, so durch die stärksten andern Zwangsmittel beschnitten (vgl. S. 523). Auch hier sehen wir den Standpunkt des Regierenden: die Zensur hätte nur wagen sollen, ihm die Freiheit zu beschneiden, ‚zu drucken für und für'!

Für die Tagespresse hatte er nichts übrig, eben weil sie nur dem Tage diene:

Für das größte Unheil, das nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage vertut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! (in den Wanderjahren).

Dies um 1828; was würde er zu der zeitungspapiernen Flut unsrer Tage sagen! Gelegentlich las er gar keine Zeitung, stapelte die Blätter übereinander und ging sie dann durch: ‚Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wieviel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt.'

*

Und trotz dem allem, auf die Frage: Zu welcher staatlichen Richtung der Gegenwart würde sich der heute lebende Goethe bekennen? müßte die Antwort lauten: zur liberalen, zur freigesinnten. Schwerlich würde er sich einer bestimmten Partei angliedern, obwohl er seinen Prometheus, allerdings den in der Pandora, verkünden läßt: ‚Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit!' Sicher jedoch stände er bei denen, die den steten, ruhigen Fortschritt zur Selbstregierung und wahren Bildung fördern, sich Freiheit und Leben durch tägliches Erobern verdienen wollen. Aussprüche wie: ‚Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren', oder: ‚Wo ein Volk zur Freiheit

reif ist, kann keine Macht der Erde sie ihm rauben', offenbaren uns seine tiefste Überzeugung. Als nach Kotzebues verhängnisvoller Ermordung Metternich und seine Gesinnungsgenossen durch das Unterdrücken jeder freien Regung den deutschen Geist zu dämpfen suchten, zürnte Goethe über diese Kurzsichtigkeit: ‚Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht mit den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht' (zum Kanzler Müller 18. 9. 1823). Noch stärker, für den greisen Goethe unerhört stark, heißt es in einer Nachtragstrophe zum ‚Epimenides':

Verflucht sei, wer nach falschem Rat
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!

Aber wir haben sogar das ausdrückliche Bekenntnis Goethes zur freiheitlichen Staatsauffassung. Einen schweizerischen Schriftsteller Dumont, einen Verwandten seines jungen Freundes Soret (S. 872), nennt er einen ‚gemäßigten Liberalen, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich es selber bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe' (zu Eckermann, 3, 2. 1830), und erläutert dann klassisch, was liberal sei:

Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen.

Er wußte, daß man ihn für einen Rückschrittler, einen Anhänger Metternichs, wohl gar für einen Volksfeind hielt, und verteidigte sich gegen diesen ungerechten Vorwurf:

Es ist wunderlich, gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Funfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders?

Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß (zu Eckermann, 27. 4. 1825).

Weil Goethe den ihm angetragenen, fast aufgezwungenen Adel angenommen hatte, Minister und Freund eines Herzogs war, hieß er vielen, die nichts von

seinem Seelenleben wußten, der Aristokrat. Er war einer, wenn das Wort wörtlich übersetzt wird; doch dann sind wir's alle: Anhänger der Herrschaft der Besten. Bedeutet Aristokrat sein das Überheben einer verdienstlosen Kaste über alle andern, so war Goethe ganz gewiß keiner. Er selbst hielt Schiller für den eigentlichen Aristokraten von ihnen beiden:

Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Andern gar mir nicht besser gegangen (zu Eckermann, 4. 1. 1824).

Wie Goethe über seinen Briefadel gedacht, wissen wir schon (vgl. S. 351); er hat seine Ansicht über Adel und Fürstlichkeit nie geändert:

Ich hatte gar der blaßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, garnichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen.

Selbst der Geburtsadel schien ihm nur wertvoll als Vermutung, daß ‚ein tüchtiger Mann von tüchtigen Vorfahren' abstammen möchte. Unendlich höher stand ihm der begnadete Höhenmensch und dessen fortzeugende Kraft: ‚sie sollten täglich und stündlich Gott bitten, daß von Zeit zu Zeit eine Kreatur geboren würde, mit deren Namen Jahrhunderte könnten durchstempelt werden' (an Zelter, 1831).

Aus ähnlicher Sinnesart beurteilte er sichtbare Auszeichnungen: ‚Diese Ehrenzeichen', schreibt er an Zelter, dem ein Orden verliehen worden, ‚gereichen eigentlich nur zu gesteigerten Mühseligkeiten, wozu man aber sich und Andern Glück wünschen darf, weil das Leben immerfort, wenn es gut geht, als ein stets Kämpfend-Überwindendes zu betrachten ist'.

Die Menge war ihm zuwider; wem ist sie's nicht? Menge und Volk aber sind und waren Goethen zweierlei. Nur die Kraft der Menge erkannte er an:

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel;
Urteilen gelingt ihr miserabel.

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! hatte Schiller im Demetrius sprechen lassen und selbst gedacht. ‚Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität', heißt es bei Goethe, und ein andermal: ‚Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.' — Von den Tugenden der armen Volksklassen dachte er nicht gönnerhaft herablassend, sondern aus

Überzeugung hoch. Als er in Frankfurt 1774 bei einem Brande in der Judengasse helfend seine Mithelfer am Werke gesehen, schrieb er an Schönborn: ‚Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder kennen gelernt und bin aber- und abermals vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind.' Aus dem Dezember 1777: ‚Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gut, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren.' Andre Äußerungen an die Stein wurden schon wiedergegeben.

Auch wie er, der mit der persönlichen Not unbekannte Hausſohn, die des ‚gemeinen Volkes' mitfühlte, haben wir wiederholt gehört. Wie er durch einen mahnenden Brief den Herzog zum Abstellen des Wildschadens bewog, so erinnerte er ihn in dem großen Erziehungsgedicht ‚Ilmenau' (S. 268) an den ‚Landmann, der leichtem Sand den Samen anvertraut Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut'. Er hat sich's nicht leichtherzig wohl sein lassen an der stets gedeckten, vom Volke bezahlten Fürstentafel: ‚Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen', und:

> Ich sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftigste abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann (an Knebel, 17. 4. 1782).

Nicht zustimmend, sondern ironisch gemeint ist der Satz in Dichtung und Wahrheit (Buch 12): ‚Die Finanzen, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen weniger in Betracht; denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug.'

Goethes staatsgesellschaftliche Grundanschauung läßt sich in das Wort zusammenfassen: Abgeben, die Besitzenden an die Nichtbesitzenden, freiwillig und nach der Möglichkeit, so wie er's jahrelang mit dem unbekannten Kraſft getan (ogl. S. 340). Über die innerstaatliche Zukunft dachte er in jüngeren Jahren mit Wohlwollen zweifelnd: ‚Ich halt' es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde' (aus Italien, 27. 5. 1787). Wie er sich hierin später gewandelt hat, werden uns die ‚Wanderjahre' zeigen.

*

Über die großen völkischen Fragen Deutschlands hat er anders gedacht als wir, als die besten Männer seiner Zeit: Stein, Fichte, Arndt, Wilhelm von Humboldt, Steffens. Dies sollte nicht beschönigt, sondern begriffen werden. Goethe teilte die Denkweise des Lebenskreises, dem er als Regierender angehörte: Die Weltgeschichte ist das Werk der Regierenden; versagt deren Kraft und Einsicht, oder tritt ein Regierender von höherer Kraft und Einsicht auf, wie Napoleon

gegenüber den deutschen Fürsten, so gibt es weiter keine Macht gegen ihn, und man muß sich ins Unabänderliche schicken. ‚O ihr Guten!‘, sprach er 1813 zu Theodor Körner, der in den Volkskrieg gegen Napoleon zog, ‚schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen‘. Das anfangs im Verborgenen schwelende, dann zu verzehrender Flamme auflodernde Volksgefühl zwischen 1807 und 1813 nannte er ‚eine Fratze‘. Mit welchen Empfindungen mag Goethe, der sich ja auch zornig lustig gemacht hatte über das Gerede von einem deutschen Vaterlande, das nie ein Mensch gesehen (S. 672), später die Stelle in Kleists Hermannschlacht gelesen haben, wo der Ubierfürst Aristan ähnlich fragt: ‚Was gilt Germanien mir?‘ und Hermann fürchterlich ausbrechend ihm die Antwort gibt:

Diese Denkart kenn' ich.
Du bist imstand' und treibst mich in die Enge,
Fragst, wo und wann Germanien gewesen?
Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten?
Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt;
Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du
Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!

Goethe glaubte nicht an eine handelnde Volkskraft, weil er sie weder in seinem menschlichen noch geheimrätlichen Leben jemals am Werke gesehen: so wurde er von der stürmischen Begeisterung der Freiheitskriege völlig überrascht, durch ihre Siege allerdings erfreut, weil sie die Wiederkehr friedlicher Zustände verhießen, doch niemals begeistert. An den Freund Reinhard schrieb er 1812: ‚Daß Moskau verbrannt ist, tut mir garnichts‘; inmitten des Volkssturmes von 1813: ‚Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten‘ (21. 7. 1813), und er rettete sich — nach China als einem ‚Opium für die jetzige Zeit‘. ‚Ich habe gefunden, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohl kleidet‘ (an Arnim, 22. 2. 1814). Aber fehlte nicht schon in seinem Roman von der Mannesentwicklung, im Wilhelm Meister, der Dienst fürs Vaterland als eines der Lebensbildungsmittel? Und wie nebensächlich tat er in den Wahlverwandtschaften das Indenkriegziehen des liebeskranken Eduard ab!

Goethes deutsches Vaterlandsgefühl war nicht, konnte nicht das unsrige sein. Der Fluch deutscher Geschichte, die jahrhundertelange Vaterlandslosigkeit, hatte den größten Mann nicht verschont, den die Lande deutschsprechender Menschen je hervorgebracht haben. Er war unter unsern Großen nicht der einzige. Lessing konnte im römisch-habsburgischen Reiche deutscher Nation den ‚Patriotismus höchstens eine heroische Schwachheit‘ nennen, das Weltbürgertum vorziehen, und Schiller durfte fragen:

Deutschland! aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Als Napoleon den preußischen General Karl August wegen seiner Soldatentreue mit dem Verlust seines Landes bedrohte, soll Goethe — der Bericht klingt nicht sehr glaubwürdig — zu dem Weimarischen Legationsrat Falk ausgerufen haben:

Ich sage, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! er muß so handeln! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren. — Mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der Franzosenkaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war. Ich will ums Brot singen! ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern versossen. Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euren heruntersingen.

Doch selbst wenn diese nicht sehr Goethischen Worte wirklich in einer hocherregten Stunde gesprochen wurden, sie galten ja zunächst und zumeist dem Verluste des kleinstaatlichen Vaterlandes. War dieses nicht mehr bedroht, so konnte sich Goethe beruhigen, wie sich so viele Fürsten und Minister, wie sich Millionen deutscher Männer in den Rheinbundstaaten beruhigt hatten.

Und woher sollte bei ihm jener tödliche Haß gegen die Franzosen kommen, der bei den Söhnen und Enkeln der von 1806 bis 1813 mißhandelten und geplünderten Preußen noch 1870 nicht ganz erloschen war? Mit Ausnahme der einen ungemütlichen Nacht des 14. Oktobers 1806 hatte Goethe persönlich unter der Raubsucht der französischen Eroberer nicht zu leiden gehabt: er gehörte auch in dieser Hinsicht zu den Volkshäuptern, nicht zu den ‚Achivern', die die Schuld der Könige büßen müssen. Und endlich trifft zu, was er über sein Verhältnis zu den Freiheitskriegen als Achtzigjähriger zu Eckermann gesagt hat (14. 3. 1830):

Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

In demselben Gespräch fielen die berühmten Worte über das innerste Wesen seiner Poesie:

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott danke, als wir sie os waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge und Bedeutung sind, jene Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke!

Goethe war in jenem Jahrhundert aufgewachsen, als der Gedanke eines über den Vaterländern stehenden Weltbürgertums die Herzen der Besten erfüllte, — am lebendigsten die Herzen der Deutschen: denn welches andre Vaterland zum Stalzdrauflein als die ‚Welt' bot ihnen das lächerliche Gebilde, das sich Deutsches Reich nannte und nicht einmal mächtig genug war, gewalttätigen Landraub eines

frechen Nachbarn zu rächen? Bei aller Teilwahrheit, die in Goethes Worten kurz vor der letzten tödlichen Krankheit liegt, welcher andre Dichter als ein deutscher könnte sie gesprochen haben:

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Preußen oder Sachsen! als ob sich's um solche Unterschiede handelte! Doch Goethe wußte natürlich wie wir alle, daß selbst die erhabenste Kunst, ja grade sie, nicht vaterlandslos ist, daß zu ihrer Größe das Ausatmen des besondern Volksgeistes im Künstler durch das Kunstwerk gehört, und daß er selbst, Goethe, in diesem Sinn ein durchaus vaterländischer Dichter zu nennen war. Bleiben wir uns dessen stets bewußt, so können wir Goethes Ausspruch gelten lassen: ‚Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft', um so mehr als patriotisch und vaterländisch gottlob nicht genau das Gleiche sind.

Ganz ohne Eindruck auf Goethe ist übrigens die gewaltige Volkserhebung von 1813 doch nicht geblieben. Es gab in dem Weltenmeer dieser Seele einen verborgenen Unterstrom, den die Außenwelt nicht gewahrte. Der gewissenhafte Jenaer Geschichteprofessor Luden hat uns aus einem langen bewegten Gespräch im November 1813 (Werke 18, 144) über die deutschen Dinge Worte Goethes aufbewahrt, an die wir uns halten wollen, nach unserm grausigen Zusammenbruch noch fester als zuvor, wenn uns andre, meist zusammenhangslose Aussprüche schmerzen:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das ja achtbar im Einzelnen und ja miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn ja fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt.

Von noch greifbarerer Gegenwärtigkeit erfüllt sind die Seherworte, die er mit fast 80 Jahren zu Eckermann über Deutschlands Zukunft gesprochen hat:

Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten wird, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutsch-

land sei ferner eins in Maß und Gewicht, im Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum (23. 10. 1828).

Siebenter Abschnitt.

Ein vaterländisches Festspiel

und andre dramatische Gelegenheitsdichtungen.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergossnen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts.

Am 7. Mai 1814 richtete Iffland, der Leiter des königlichen Schauspielhauses in Berlin, an Goethe die Bitte, er möge ‚irgendeine Art theatralischer Einleitung zu jenen Festen geben, die man der Rückkehr der Monarchen (aus Paris) und ihrem Aufenthalt in Berlin bereitete'. Wie sich Friedrich Wilhelm 3. die Siegesfeier seines Heldenvolkes dachte, beweist die Anordnung, daß ‚die zu veranstaltenden Festlichkeiten nichts enthalten sollten, was sich auf die Zeitverhältnisse bezöge'. Also je farbloser, zeitfremder, undeutscher, desto besser. Daß man sich an Goethe wandte, verstand sich von selbst: einen andern großen deutschen Dramatiker gab es um 1814 nicht, und der für Menschen hohen Sinnes so nahe liegende Gedanke, mit Kleists Hermannschlacht, dem gewaltigsten Rache- und Siegesdrama der Weltliteratur, die Errettung des Vaterlandes von gleichem Geschick zu feiern, wie es einst Germanien durch die Römer gedroht, konnte den Zeitgenossen des unglücklichen preußischen Dichters nicht kommen, der seit drei Jahren unter dem Hügel am Wannsee ruhte. Es war damals nur sehr Wenigen bekannt, erschien ja auch erst 1821 zuerst im Druck.

Goethe folgte einem richtigen Gefühl, als er zuerst Ifflands Bitte ablehnte. Dann besann er sich anders; die Verwandlung der ihn störenden Wirklichkeit in ein abgeklärtes Denkgebilde war geschehen, und im Juni ging ein Teil seines Festspiels **Des Epimenides Erwachen** nach Berlin ab. In dem Begleitbrief an Iffland dankte Goethe für die ‚so würdige Gelegenheit, der Nation auszudrücken, wie ich Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde'. Im Juli war das Stück fertig; die Aufführung verzögerte sich bis zum 30. März 1815, dem Jahrestage des Einzuges der Verbündeten in Paris. Napoleon bereitete in den Tuilerien fieberhaft seinen letzten Feldzug vor.

Man hat den Epimenides als Goethes ‚Drama der Selbstbeschämung' bezeichnet. Das ist natürlich falsch: Goethe war nicht der Mann, sich vor dem deutschen Volke als einen Siebenschläfer anzuklagen, der die große Zeit nur verträumt habe. In vollem Ernst hielt er, der doch keinen tätigen Anteil an der Selbstbefreiung des Vaterlandes genommen, sich für berufen, die ruhmreiche

jüngste Vergangenheit zu verherrlichen und Ausblicke in die Zukunft zu tun. Daß er um diese Zeit keine andre Form als die Sinnbilddichtung wählte, erscheint uns, die wir seine Entwicklung kennen, selbstverständlich; daß er glaubte, deutsche Not und deutsche Erhebung nur unter dem Bilde von Schattengestalten der griechischen Sage vorführen zu dürfen, ist eine Tatsache seines Geisteslebens, söhnt uns aber mit dem Erzeugnisse selbst nicht aus.

Nach der Sage geriet Epimenides, Sohn einer Nymphe auf Kreta, beim Suchen eines verirrten Schafes in eine Höhle, fiel in einen vierzigjährigen Schlaf und fand natürlich bei seinem Erwachen alles verändert. Goethe wandelte die Sage für seinen Zweck: ‚Die Götter lassen den weisen und hilfreichen Mann zum zweiten Male einschlafen, damit er eine große Unglücksperiode nicht miterlebe, zugleich aber auch die Gabe des Weissagens, die ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen möge‘.

In Goethes Festspiel schläfern gute Geister den Epimenides ein; während er schläft, kämpfen die Unholde des Krieges, der List, der Unterdrückung, der Pfaffe, Jurist, Diplomat, Hofmann gegen die Huldgeister der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung, der Einigkeit einen sinnbildlichen, recht unklaren Kampf, bis sich die Pforten des Schlafgemachs des Epimenides wieder auftun und der Schläfer heraustritt. Der Jugendfürst naht unter kriegerischer Musik, ein mutiger Chor singt:

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! — vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde getan!

Das Werk ist schon getan. Die Einigkeit verkündet: ‚Von der Gefahr, der ungeheuren, Errettet nur gesamte Kraft‘. Epimenides jubelt: ‚Und wir sind alle neugeboren, Das große Sehnen ist gestillt‘. Ein Chor beschließt: ‚So rissen wir uns ringsherum Von fremden Banden los. Nun sind wir Deutsche wiederum, Nun sind wir wieder groß‘. In einer letzten Chorstrophe wird — für Berlin Friedrich Wilhelm, für Weimar Karl August gefeiert: ‚Nun töne laut: Der Herr ist da‘.

Nach einem Briefe Goethes an Knebel sollte das Drama ‚symbolisch wiederholen, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit haben‘, und als die Achse, worauf das Stück sich herumdrehe, bezeichnete er die getrennte Fesselung von Glauben und Liebe durch den Dämon Unterdrückung. ‚Ohne diesen furchtbaren Knoten wäre das Ganze eine Albernheit‘ (an Zelter). Auch mit ihm ist das Festspiel keine Herzensdichtung, sondern ein uns frostig anhauchendes Abfinden mit einem Gegenstande geworden, dem, sagen wir es nur rückhaltlos, der Lebensdichter Goethe nicht, oder nicht mehr, gewachsen war. Wer den Jammer des Gesamtvaterlandes so wenig am eignen Leibe und im eignen Empfinden gespürt, wer

ſo wenig die Hände zur Befreiung gerührt hatte wie Goethe, der durfte die ihm angetragene Aufgabe nicht übernehmen.

Dem Dichter ſelbſt war bei der Sache nicht wohl zu Mute; zu Knebel nannte er den Epimenides ‚ein ſeltſames Dokument einer ſo merkwürdigen Epoche‘, und mit launiger Selbſtkritik ſchrieb er der Herzogin Luiſe: ‚— ob man gleich dem gemeinen Menſchenverſtand gemäß wohl ſagen könnte, der weiſe Mann hätte früher aufwachen oder länger ſchlafen ſollen‘. Darum dürfen wir des Epimenides Worte:

Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin —

als ein ſehr perſönlich gefühltes Wort Goethes deuten, denn Epimenides, der Schläfer nach der Götter Willen, hatte keine Urſache zum Schämen. Es iſt denn doch undenkbar, daß Goethen ſein laues Verhalten zu den Kämpfern von 1813 und 1814 garnicht zum Bewußtſein gekommen und in einem ſolchen Stück nicht irgendwo verkörpert worden wäre.

Epimenides iſt das einzige größere Werk, das Goethe ohne vollen Herzensanteil, vielmehr in einer Art öffentlicher Pflichterfüllung abgefaßt hat, und die Folgen liegen zu Tage. Was an Begeiſterung mit lauten Tönen daraus ſpricht, klingt nicht ganz echt. Wenn der Chor ſingt: ‚So erſchallt nun Gottes Stimme, Denn des Volkes Stimme, ſie erſchallt‘, ſo ſingt er nicht aus Goethes Herzen. Und die an ſich großartigen Verſe:

Komm, wir wollen dir verſprechen
Rettung aus dem tiefſten Schmerz,
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann

haben einen falſchen Nebenton für den, der ſich erinnert, daß dies nicht als Anfeuerung zum kriegeriſchen Widerſtande, ſondern aus dem gemächlichen Port des Friedens hinterher geſchrieben ward, gleichwie der dröhnende Marſch: ‚Brüder auf! die Welt zu befreien‘. — Unecht klingt auch die Rückwärtsprophezeiung:

Doch was dem Abgrund kühn entſtiegen,
Kann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück —

doppelt unecht aus der Feder eines Bewundrers Napoleons, der die freiwilligen Heldenjünglinge hatte zurückhalten wollen: ‚Rüttelt nur an euren Ketten! Der Mann iſt euch zu groß!‘

Und mußte ſich der deutſche Dichter durchaus ans griechiſche Altertum wenden, um die ruhmwürdige deutſche Gegenwart zu feiern? Warum fiel dem Bewundrer der Griechen nicht das unſterbliche Beiſpiel eines griechiſchen Sieges-

festdichters ein, der die Bewahrung seines Volkes vor ähnlicher Gefahr mit einem lebendigen Drama aus der jüngsten Vergangenheit gefeiert hatte: — ‚Die Perser' des Aeschylos? Zu welchen Unmöglichkeiten das Eingießen jungen deutschen Weines in die altgriechischen Schläuche führen mußte, beweisen Verse wie:

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt;
Bei Friedrichs Asche war's geschworen
Und ist auf ewig nun erfüllt

im Munde des kretischen Schäfers und Siebenschläfers Epimenides! Forderte die Sinnbilddichterei durchaus Schattengestalten, — nun, die Schatten teurer deutscher Toten, Scharnhorsts, Kleists und Körners, wären des deutschen Dichters Beschwörungsrufe gefolgt, und Schauer der Ergriffenheit würden uns noch heute aus einem deutschen Festspiel Goethes anwehen, während das jetzt eisig vor uns liegende nicht ein Wort des Dankes an die Tausende der aus freier Liebe fürs Vaterland gefallenen Männer und Knaben enthält.

*

Der Mensch, auch der hundertseitige, ist in seinen Grundfasern Einer. Wandeln sich von diesen einige in Stoff oder Form, so wandeln sich alle ihre Lebensspuren. Wir wissen, welche Erweckung der Dichter Goethe einst durch den Anhauch Shakespeares erfuhr. Das Verhältnis zu diesem gehörte zu den Gerüstpfeilern seines geistigen Aufbaues; es konnte beim Wandel vom anschauenden Menschengestalter zum sinnbildernden Begriffsdichter nicht so bleiben wie in den Jünglingstagen von Straßburg und Frankfurt.

Schon mit 18 Jahren hatte sich Goethe damit getragen, ‚einen neuen Plan zu Romeo und Julia zu machen' (S. 44). Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle: mit 63 Jahren konnte er Shakespeares erstes großes Trauerspiel nicht nur umarbeiten, sondern auf der ihm unterstehenden Bühne aufführen (30. 12. 1812). Was aber war unter Goethes Altershänden aus diesem Jugenddrama Shakespeares geworden!

Ein Teil des Winters ist damit zugebracht worden, das Shakespearische Stück Romeo und Julie zu konzentrieren und diesen in seinen Hauptteilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen: welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehört. — Ich habe wohl niemals dem Shakespeare tiefer in sein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch wohl unergründlich (an Reinhard, 13. 2. 1812).

In einem andern Briefe heißt es, er habe ‚alles, was nicht zur Hauptbehandlung gehört, entfernt'. Darunter verstand er das Streichen des größten Teiles der Rollen von Mercutio und der Amme, dazu die Entstellung dieser Gestalten bis zur Wertlosigkeit. Nach seiner Ansicht zerstöre Shakespeare ‚den tragischen Gehalt von Romeo und Julia beinahe durch die zwei komischen Figuren, — diese beiden Figuren und was an sie grenzt, treten nur als possenhafte Intermezzisten auf, die uns bei unserer folgerechte Übereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen'. Mit solchen Gründen könnte man Lust und

den Wachtmeister in Minna von Barnhelm, die Volksauftritte im Götz und Egmont, den Auerbachskeller, die Hexenküche und Frau Martha Schwerdtlein im Faust streichen oder verkümmern. Der Brief an Reinhard vollends klingt verblüffend ähnlich der Stelle in Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur, worin Shakespeare und Goethes Götz verworfen wurden: ‚Dem Shakespeare kann man indessen seine sonderbaren Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reise von denselben erwarten konnte.‘ Einen Satz wie Goethes an Karoline von Wolzogen, daß ‚Shakespeare nach seinem Genie, seiner Zeit und seinem Publikum viele disharmonische Allotria zusammenstellen durfte, ja mußte, um den damals herrschenden Theatergenius zu versöhnen‘, hätte auch Friedrich schreiben können. In dem Maße wie sich Goethe vom eigentlichen Menschendrama abwandte, mußte er sich von Shakespeares Lebensfülle entfernen. Den meisterlichen Eingangsauftritt Shakespeares mit den streitenden Dienern der beiden feindlichen Häuser ersetzte er durch eins seiner tändelnden, höfisch gestillten Singspielliederchen; die Dienerschaft im Hause der Capulet singt:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus!
Ehret die nächtige
Feier mit Tanz und Schmaus!
Capulet der Prächtige
Richtet sie aus.

Selbst die unentbehrliche, tiefergreifende Versöhnung der hadernden Eltern am Schlusse war gestrichen worden.

Goethe als Verunstalter Shakespeares — es ist zum Weinen. Doch es kam fast noch schlimmer: in einem zwischen 1813 und 1816 entstandenen Aufsatz *Shakespeare und kein Ende* (Werke 16, 39). Shakespeares Größe wird nicht bestritten; aber: ‚Er gehört notwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf!‘ Und warum? ‚Genau genommen, so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet‘. Zwar gebe es hier und da Symbolisches bei Shakespeare; ‚dieses sind aber nur Momente, ausgesäte Juwelen, die durch viel Untheatralisches [lies: Unsymbolisches!] auseinandergehalten werden.‘ Schließlich kommt Goethe zu dem ungeheuerlichen Satze, Shakespeare sei gar kein Dramatiker im strengsten Sinn, und: ‚Will man ein Shakespearesches Stück sehen, so muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen‘, Schröders, der den Hamlet mit versöhnlichem Ausgang für das Hamburger Theater bearbeitet hatte!

*

Der dramatischen Form bediente sich Goethe nach Schillers Tode nicht mehr für die Bühne, sondern für das Sinnbild, das Festspiel oder die Oper. Seine

Dramendichtung wird von da ab Gelegenheitsarbeit im engsten Sinn. — Aus den Jahren 1813 und 1814 sind Bruchstücke einer Oper Der Löwenstuhl geblieben: es handelt sich um den in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen behandelten Stoff.

Als die Weimarischen Freiwilligen im März 1814 ausmarschierten, dichtete Goethe einen Auftritt als Einschiebsel zu Wallensteins Lager. Darin trägt ein Sänger den Soldaten ein sehr empfindsames Lied vor mit der Strophe:

Ins Feld hinaus! das heißt nicht meiden;
Denn meine Seele scheidet nicht.
Ja, mich erwarten hohe Freuden,
Und ich erfülle meine Pflicht.

Nein fürwahr, Kriegslieder zu schreiben war des alten Goethe Sache nicht.

Das einaktige Lustspiel Die Wette entstand 1812 in Teplitz auf Wunsch der österreichischen Kaiserin: sie stellte Goethen ‚die Aufgabe, das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden' zu schildern. An einem Tage entstanden, diente das Stückchen einem Tage und hätte nur eben nie gedruckt werden sollen. Aus einem Briefe Goethes an Christiane kann man schließen, daß die Kaiserin daran mitgeschrieben hat.

Von den Theaterreden in Versen wurde die zum ‚Essex' schon erwähnt (S. 673). Diese ziemlich ausführliche zur Eröffnung des Berliner Hoftheaters (1821) zeigt, wie wenig sich Goethe für solche höfische Tagesware anzustrengen liebte. Er tat wohl daran; nur hätte er Sorge tragen sollen, daß dergleichen nicht in die Werke geriete.

Wertvoller sind zwei seiner **Maskenzüge:** Die romantische Poesie zum 30. Januar 1810 (dem Geburtstage der Herzogin Luise) in kunstreichen Stanzen, mit anmutigen, wenngleich nicht grade tiefen Selbstschilderungen von Gestalten der mittelalterlichen Dichtung, Siegfrieds, Brunhildens, Königs Rother usw., — und der über Weimar hinaus Aufsehen erregende Maskenzug von 1818 (Werke 5, 292) für die anwesende Zarin-Mutter, an dem über 150 Personen mitwirkten: ‚Einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens' darstellend, wie der Hof gewünscht hatte. Die Weimarischen Dichter, Wieland, Schiller, Goethe, wurden durch einige Hauptgestalten ihrer Werke vertreten, Goethe durch Götz und Faust, Schiller u. a. durch Tell, und in Goethes Erklärung zu dieser Gruppe heißt es: ‚Ja sogar die Gestalt Geßlers wagt es, versöhnt unter seinen Widersachern aufzutreten.' Unendliche Mühe wandte Goethe auf die richtige Wahl der Gewänder, die Anordnung der Gruppen, Tänze usw. Sein Sohn erschien in der Maske des Mephistopheles, ein Sohn Schillers als Götz. Würdige Verse werden Schiller geweiht, dem ‚Sinnenden, der alles durchgeprobt'. Über Goethe spricht die Ilm:

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,

Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens.

Goethe selbst wahnte weder diesem Maskenzuge noch sartan ähnlichen Hofvorstellungen mehr bei.

Achter Abschnitt.

Der Hofmann und seine Gemeinde.

Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr als einem Dichter ziemt. (Beethoven an Breitkopf und Härtel, 9. 8. 1812).

Einen sehr großen Teil seines Weimarischen Lebens, besanders des vorital-schen, hat Goethe am Haf oder im steten Verkehr mit den Hofkreisen zugebracht. Es wäre gegen Goethes, es wäre gegen die Menschennatur, wenn aus dieser Lebensweise nichts in seine Dichtung übergegangen wäre. Goethe, der Dichter der allgemeinen Menschlichkeit, ist zugleich der höfische Dichter, der häfischste in unsrer ganzen Literatur. Diese Tatsache leugnen oder vertuschen zu wallen, gehärt zum Gätzendienst, nicht zur Wissenschaft. Das ist ja eben Goethes Größe, daß ihr die strengste Untersuchung selbst salcher Seiten seines Auslebens nichts von dem rauben kann, was uns ewig mit ihm verbinden wird.

Im Wilhelm Meister (5, 16) läßt Goethe seinen Serla über das Wesen des vornehmen Hofmannes sagen: ‚Man soll sich nie vergessen, immer auf sich und Andere acht haben, sich nichts vergeben, Andern nicht zu viel, nicht zu wenig tun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen, wie es will.‘ Lauter nützliche Fertigkeiten, dach nicht gerade die wichtigsten für den Dichter. In seinen vorweimarischen Fastnachtspielen, die für niemand und für alle bestimmt waren, hatte sich Goethe um das äußere Gleichgewicht bei inneren Stürmen nicht gekümmert; in Weimar dichtete er sie alle für die Hasgesellschast, dichtete für diese sagar die alten Singspiele um; ja es kannte nicht ausbleiben, daß er bei all seiner Arbeit — wenn überhaupt an die Leser ader Hörer, wie jeder Dichter, dann zunächst an die des Hases dachte.

Wie furchtbar der Druck der Amtsgeschäfte bis zur Flucht nach Italien auf ihm gewuchtet, haben wir gesehen. Der Druck wäre nicht so schwer gewesen, hätten nicht die Stein und die höfischen Pflichten ihm einen sa großen Teil seiner amtsfreien Zeit geraubt. ‚Wenn ich nicht sinnen ader dichten soll, Sa ist das Leben mir kein Leben mehr‘, und wie selten kam er im Wirbel des Haftreibens zum Sinnen oder Dichten. Nach einem Besuch in Weimar 1779 sall Merck aus eignem Augenschein des zerstreuten Lebens Goethes geäußert haben: ‚Was Teufel fällt dem Walfgang ein, hier in Weimar am Hase herumzuschranzen und

zu scherwenzen. — Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu tun?' Aber Goethe selbst hatte ja als freier Dichter seinen Götz dem Weislingen zurufen lassen: ‚Da hielt dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scherwenzeln mit den Weibern.' Wir brauchen nur zu beobachten, wie Goethe jedesmal menschlich und dichterisch auflebt, so oft er für Tage oder Wochen dem Hofe den Rücken kehrt, auf Ausflügen, auf kleinen oder größeren Reisen.

Die gefährlichste Folge des dauernden Verkehrs mit der Welt des Hofes war die Entfremdung vom Volksleben. Das bißchen Tanzen mit Bauernmädchen, das Plaudern mit Färbern, Bergleuten, Wegebauern, Handwerkern tat's nicht; da war er der vornehme Herr, der hohe Vorgesetzte, der Freund des Herzogs, nicht der Bürger mit dem Bürger. Er selbst, der menschlichste der Menschen, wie ihn Wieland so schön genannt, fühlte den belebenden Einfluß des schlichten Umganges von Mensch mit Mensch, und seine Reisen unter angenommenem Namen hatten nebenbei den Zweck, ins einfache Menschenwesen unterzutauchen. Von seiner Winterharzreise 1777 schreibt er der Stein: ‚Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich.' So durchtränkt vom Blutstrom der Wirklichkeit Goethes größte Dichtungen sind, saftiges Menschenleben blüht doch vor allen in denen seiner Frankfurter Schöpferjahre, als er mit seinesgleichen verkehrte, mit zu teilen Lust und Qual; als er noch erfüllt war von Herders Lehre, daß die Dichtkunst eine Welt- und Volksgabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feiner, gebildeter Männer. Nach einem Menschenalter in Weimar war er so weit, an Knebel zu schreiben (12. 1. 1798): ‚Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von rechtswegen die beste Wirkung der Poesie sein.'

Was ihm, was uns das Hafleben Goethes gekostet hat, wieviel reines Dichterwerk es ganz oder halb verhindert, verbogen, gefärbt hat, das läßt sich ahnen, nicht berechnen. Schon von der Zerstreuung des Lebens vor Weimar durch den gewaltigen Erfolg des Werther heißt es:

Es lagen angefangene Arbeiten genug vor ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu tun gewesen, wenn er mit hergebrachter Liebe sich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Produktionen begünstigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man sich in Andern verliert (Dichtung und Wahrheit, Buch 13).

Und dies schrieb Goethe in Weimar nach einem Hofleben von mehr als 40 Jahren! In seinem Tagebuch von 1778 lesen wir:

In stiller Trauer [um den Tod der Laßberg, vgl. S. 347] einige Tage beschäftigt um die Szene des Todes, nachher wieder gezwungen zu theatralischem Leichtsinn. Verschiedene Proben [zu Hofaufführungen]. — Oder: Mir ist dieser ganze Winter für das poetische Fach ungenutzt verstrichen. Geschäfte, Theater, Sozietät haben mir alle meine Stunden entweder weggenommen oder unbrauchbar gemacht (an W. Schlegel, Februar 1798). — Oder: Es käme jetzt nur auf einige ruhige Monate an, so sollte das Werk [Faust] zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen (an Schiller, 1. 7. 1797). — Oder: Sie sagten neulich, daß zur Poesie nur die Poesie die Stimmung gäbe, und da das sehr wahr ist, so sieht man, wie viel Zeit der Dichter verliert, wenn er sich mit der Welt abgibt, besonders

wenn es ihm an Stoff nicht fehlt (an Schiller, Juli 1797). — Oder: Ich befinde mich in einem ganz zerstückelten Leben (an denselben, Dezember 1799). — Oder: Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen gedenkt (Wilhelm Meister 4, 2).

Mit urkundlichen Beweisen ähnlichen Inhalts lassen sich ganze Seiten füllen.

Allgemeines Reden vom Hofleben Goethes erzeugt kein Bild; wir müssen ihn für den Hof dichten, zeichnen, proben, Masken erfinden, Gruppen ordnen, Musik wählen, sich ankleiden, umkleiden, verkleiden, mitspielen sehen. Hier einer von den vielen Zeitberichten über Goethe inmitten der Hoffestlichkeiten:

Goethe und Herr von Stein stellten bei einer Repräsentation Zauberer vor. Frau von Fritsch und Fräulein Voß wurden in Portechaisen hinter ihnen hergetragen, baten aus den Chaisen herausgehen zu dürfen, welches geschah, und die Zauberer tanzten mit den beiden Damen. Hierzu kamen, nachdem die Zauberer vor Müdigkeit eingeschlafen waren, zwei Helden, der Herzog und Herr von Schardt, tanzten um die eingeschlafenen Zauberer herum; letztere erwachten, wollten mit Gewalt die Helden vertreiben, diese zuckten ihre Schwerter, worauf sie bezaubert wurden und auf ihrem Platz unverrückt bleiben mußten. Die Tänzerinnen wunden endlich die Zauberstäbe den Zauberern aus den Händen, befreiten die Helden, und die Zauberer wurden in den Portechaisen hinausgetragen. Kleidung, Vorstellung und Musik waren sehr gut gewählt (1782).

Goethe hat in derlei geistreichen Maskeraden mitgewirkt, für die er sich in einer Stunde dreimal umkleiden mußte. Für ein elendes Stück ‚Kalliste' von Seckendorf hatte der Dichter der Iphigenie selbst ein paar Rollen auswendig zu lernen und darzustellen. Beim Vorführen des Neuesten von Plundersweilern (S. 365) erklärte Goethe als Bänkelsänger die einzelnen Gruppen eines großen Jahrmarktbildes, spielte außerdem den Hamann und den Mardochai des Zwischenspiels und mußte sich dreimal umziehen. Unter seinen höfischen Maskenzügen sind solche vom Umfang eines mittleren Dramas; der von 1818 ist so lang wie alles Fertiggewordene der Pandora.

Wie wenig Goethen bei dieser Arbeit für die ‚Feste der Torheit' wohl gewesen, sagen uns zahllose Briefe und Tagebuchstellen. Den ‚Großmeister der Affen' nennt er sich einmal mit galligem Humor, und Karoline Herder, die boshafte, bezeichnet ihn kurzweg als Directeur des menus plaisirs des Herzogs. Er weiß, ‚man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigne und fremde Not', versucht sich jedoch zu trösten: ‚Ich traktiere diese Sachen als Künstler, und so geht's' (an Lavater, 1781). ‚Ich werde auch Balletmeister', schreibt er 1782. Er ist es allerdings geworden und geblieben: die Märsche und Tänze des großartigen Maskenzuges von 1818 waren sein Werk, das Ergebnis tagelanger Arbeit. ‚Ich bin mit theatralischen Arbeiten und Sorgen beschäftigt. Die drei Geburtstage [der herzoglichen Herrschaften], die zu Anfang des Januars und Februars so schnell aufeinander folgen, machen uns viel zu schaffen.' — Und was ist die Frucht all der vielen Arbeit? ‚Mit der größten Pfuscherei in dem gedankenlosesten Raum die zerstreutesten Menschen zu einer Art Nachdenken zu nötigen.' Man stelle einmal alles zusammen, was Goethe für den Hof, allein

oder überwiegend für den Hof, gedichtet hat, und vergleiche es mit dem Gesamtumfang seiner dichterischen Weimarwerke: man wird erschrecken. War ja doch selbst die Iphigenie in Prosa ursprünglich zu einem Festspiel bestimmt gewesen!

Wie der Hof auf Goethes Schreibweise abgefärbt hat, lehrt die Untersuchung seiner Sprache. Hier eine einzige überzeugende Probe. Der freie Dichter des Urfaust hatte seinen Mephistopheles sprechen lassen: ‚Ich sag euch, es sind Sachen drein, Um eine Fürstin zu gewinnen‘; der Minister und Hofmann Goethe änderte dies in: ‚Ich tat euch Sächelchen hinein, Um eine Andre zu gewinnen‘, und so ist's stehn geblieben. Über Goethes hoffähige Sprache hat sich sogar der immer natürliche Herzog gelegentlich lustig gemacht: ‚Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen. Es ist gar possierlich, wie der Mensch feierlich wird‘ (an Knebel, 1797).

Nicht irremachen lassen wir uns durch Goethes Formelsprache in Hofsachen. Mußte er denn einmal bei Hofe leben, so mußte er des Hofes Sondersprache reden. Es steht uns frei zu lächeln, wenn wir in der ‚Campagne‘ lesen, daß ihm ‚der Fürst Reuß der Dreizehnte immer ein gnädiger Herr gewesen‘; oder wenn in einem Bericht über den Maskenzug von 1818 steht: ‚Als Ihro kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen- und Weimar-Eisenach hiernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchstdieselben‘ usw.; oder wenn die Annalen erzählen: ‚Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexandra kaiserliche Hoheiten im Geleit unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin kaiserliche Hoheit vergönnten, einige poetische Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen.‘ Das alles ist ja nicht der Goethe, der uns angeht. Erinnern wir uns lieber seines Ausspruches über den Respekt vor der bloßen Fürstlichkeit (S. 684), und hören wir ihn sich selbst gegen törichte Vorwürfe verteidigen:

> Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern (zu Eckermann, 27. 4. 1825).

Dagegen hat sich Karl August wiederholt über seines Ministers ‚Tyrannei‘ und ‚Herrschsucht‘ beklagt.

*

Goethe glaubte an die Notwendigkeit einer Ständegliederung der Gesellschaft, forderte von jedermann die Achtung vor den Kennzeichen ihrer Stufenfolge und legte sie als vorbildliche Pflicht sich selber auf. Hierdurch erklärt sich manches uns heute befremdliche äußere Formelwesen in Schriften und Briefen, ohne daß seine innere Freiheit dadurch gemindert scheint.

Die Masse und deren dummes Urteil verachtete er: dies freut uns, denn es schützte ihn in seiner Höhe. Aber er verachtete das ‚Publikum' überhaupt und zuletzt jedes nicht unbedingt einstimmende Urteil: daraus ist vielen seiner Werke im Entstehen und fürs Dauern unermeßlicher Schaden erwachsen. Goethes Verachtung war alt und ruhte auf traurigen Erfahrungen: welche Albernheiten und Roheiten hatte die öffentliche Meinung gegen seinen Werther begangen! Und ähnliches wiederholte sich fast bei jedem bedeutsamen Werk, bei den Römischen Elegien, dem Wilhelm Meister, den Wahlverwandtschaften. Wendungen wie die vom ‚Berliner Hundezeug', von ‚einer Herde Schwein' in jungen Jahren; wie die aus späterer Zeit: ‚Ich verwünsche alles, was diesem Publikum irgend an mir gefällt'; oder: ‚Eigentlich ist das, was *nicht* gefällt, das Rechte' — sie beweisen ein gleichbleibendes Gefühl des sich in sich selbst zurückziehenden Schöpfers, dem alles fremde Urteil gleichgültig ist. In der Zueignung zum Faust steht der Vers gegen die bunte Menge: ‚Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang'.

Indessen der größte Künstler schafft *nicht* ausschließlich für sich, und der Dichter, der drucken läßt, beweist eben dadurch, daß er auf Andre wirken will. Ihr Beifall oder Mißfallen darf ihm nicht gleichgültig sein, natürlich mit der Einschränkung: Beifall oder Mißfallen der Besten. Leider kam Goethe bald dahin, kaum einen Unterschied zwischen den Besten und den Dümmsten zu machen, vielmehr das Urteil der Welt ganz allgemein zu verwerfen. Knebel sagte zu Luden, der sich mit Freimut zu Goethe über den Faust geäußert hatte: ‚Dem da drüben ist ganz Recht geschehen, daß ihm einmal eine freie Meinung ausgesprochen worden ist, gleichviel ob sie richtig war oder nicht. Er hört sonst nur Schmeicheleien' (1806). — Ähnliches vernahm Luden von dem gewissenhaften Hufeland:

Goethe ist an Bewunderung, ja an Anbetung gewöhnt. — Er betrachtet sich wie ein geheiligtes Haupt und verlangt, daß ein jeder ihm seine unbedingte Huldigung und Hingebung darbringen soll. Wer das nicht tut, wer ihm sogar widerspricht, den betrachtet er als seinen Feind. Das glaube ich, und ich habe gute Gründe zu diesem Glauben.

In einem Briefe Goethes an Reinhard (31. 12. 1809) heißt es von Jachaben: ‚Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos; es bildet sich ein, wirklich eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses und jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt.' Aber zum Publikum, das heißt zur Lesergemeinde, gehörte ja Goethe selbst, gehörten alle Menschen mit einem Urteil, und wie sollte denn die Lesergemeinde eines Volkes anders verfahren?

Im allgemeinen hielt er sich die Bücherbesprechungen vom Leibe, las sehr wenig von dem, was über, was gegen ihn geschrieben wurde. Selbstverständlich erkannte er die Berechtigung, ja die Notwendigkeit eines Urteils der Mitwelt an:

Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder (an Schiller, 7. 12. 1796).

Wagten aber die Schlegel, Goethes Faust über seine späteren Werke zu stellen, so fuhr er mit äußerster Grobheit los:

Da loben sie den ‚Faust'
Und was noch sunsten
In meinen Schriften brauſt,
Zu ihren Gunsten.
Das alte Mick und Mack,
Das freut sie sehr;
Es meint das Lumpenpack,
Man wär's nicht mehr!

Ja er setzte gar noch den Trumpf drauf: ‚So sei doch höflich! — Höflich mit dem Pack? Mit Seide näht man keinen groben Sack.'

Und doch war dieses Verachten von Publikum und Kritik zugleich eine gute Wehr und Waffen gegen die Urteilslosen im Publikum und die Böswilligen in der Kritik. Im letzten Grunde hat Goethe über beide ‚Instanzen' nicht anders gedacht als alle großen Künstler. Mitfühlende, verstehende, genießende Menschen zu liebevollen Teilnehmern am Kunstwerk zu haben, — welchem noch so gewaltigen Meister könnte das jemals gleichgültig werden! ‚Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben!' und: ‚Ich möchte keinen Vers geschrieben haben, wenn nicht tausend und abertausend Menschen die Produktion läsen und sich etwas dabei, dazu, heraus oder hinein dächten', heißt es bei Goethe, dem Verächter der Menge. Wie schmerzlich hat er den Widerhall bei seinen edelsten Gebilden entbehrt: ‚Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie und Tasso geschrieben haben' (zu Eckermann, 23. 3. 1825). Und ganz allgemein schon in einem Brief an Rochlitz, einen Leipziger Schriftsteller (30. 1. 1812):

Mehrere meiner spätern Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahre, bis sie sich ein größeres Publikum unmerklich erschmeichelten; wie denn ja mein Tasso über zwanzig Jahr alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine solche Langmut ist nur dem zuzumuten, der sich beizeiten den Dédain du succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Staël in mir gefunden haben will. Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen Succès meint, so hat sie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bei allen meinen Arbeiten.

In dem wichtigen Aufsatz ‚Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort' (Werke 16, 209) hat sich Goethe zusammenfassend über das Verhältnis zwischen ihm und der Leserwelt ausgesprochen:

Widersacher kommen nicht in Betracht, denn mein Dasein ist ihnen verhaßt, sie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Tun gerichtet ist, und die Mittel dazu achten sie für ebensoviel falsches Bestreben. Ich weise sie ab und ignoriere sie, denn sie können mich nicht fördern ..., von Freunden aber laſſ' ich mich ebensogern bedingen als ins Unendliche hinweisen.

Also im Grunde dasselbe Verhältnis wie zwischen selbstherrlichen Fürsten und ihren Freunden oder — Schmeichlern. Erst durch den Widerstand der Widersacher ringt sich die künstlerische und jede andre Wahrheit ans Licht; alles andre führt unfehlbar zum Klüngel und zum Größenwahn.

Das Dichten für einen kleinen Kreis, zunächst ohne einen Gedanken an die große Lesermasse, gehörte von frühauf zu Goethes Wesen: den Clavigo dichtete er für die Mariage-Gesellschaft einiger Freunde und Freundinnen (S. 217), und wie

vieles hat er in Weimar für seine Mittwochs-, Donnerstags-, Freitagsgesellschaften geschrieben! ‚Geselle dich zur kleinsten Schar!' lautet eine seiner Künstlerregeln. Von seinen Dichtungen allgemein heißt es zu Eckermann: ‚Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.' Dies kann nicht einmal für alle in Weimar entstandene Werke gelten. Indessen, hätte Goethe wenigstens die Sicherheit gehabt, daß die kleinste Schar in seiner Nähe wirklich die feinste Auslese der Auslese darstellte! Der Herzog, die Herzoginnen, beide Herder, Knebel, Meyer, nun gar weit hinter allen die Stein, später die anbetenden dienenden Geister Riemer und Eckermann: vereinigten sie etwa das Höchste an Welt- und Kunstanschauung, das Tiefste an Einblick in die Absicht und Ausführung des Dichters? Nicht einer Augenblickslaune entsprungen war Goethes Wort über seine Vereinsamung inmitten des vielgepriesenen Weimarer Geisteskreises: ‚In der Welt, in der ich lebe, klingt nichts Literarisches weder vor noch nach' (an Schiller, 29. 1. 1797). Hätte er nur für e i n e n Leser, den höchsten, geschrieben, für Schiller, so ließe sich wenig einwenden, obwohl selbst Schillers Urteil bei der Gemeinsamkeit vieler ihrer Untersuchungen über Gehalt, Stil und Form nicht ganz unbefangen blieb.

Zuletzt erlitt Goethe einiges von dem Schicksal, das keiner schärfer als er verurteilt hatte: ‚Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst', und wir erinnern uns seines Satzes in Dichtung und Wahrheit über das ‚wechselseitige Schöntun, Geltenlassen, Heben und Tragen', oder des andern: ‚Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden, was man ihnen zuliebe unternimmt und dichtet.' Ach wie vieles hat Goethe zunächst und überhaupt nur für die ja immer dankbar vorliebnehmende kleine Schar der Freunde und Gönner geschrieben! Ihres Beifalls konnte er stets sicher sein, und das Mißfallen derer da draußen, die nicht zum Vorliebnehmen verpflichtet waren, verachtete er. Ohne dieses sehr weitgehende Vorliebnehmen wäre ein gutes Dutzend kleinerer Dichtungen, wäre manches Befremdende in größeren nicht da. Gewiß hat Schiller so wenig wie Goethe für den Beifall der urteilsfähigen Masse geschaffen; nie aber hat jener den Blick auf die ganze große Leserwelt Deutschlands verloren, nie sich mit dem Urteil eines so kleinen und oft so klein denkenden Kreises wie des Weimarischen begnügt. An Wolzogen schrieb er 1803: ‚Ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist.' Die Nachwelt, soweit sie nicht aus einigen Götzendienern besteht, nimmt nicht vorlieb; sie wird von Geschlecht zu Geschlecht strenger, und für sie lebt nur, was auch für die größere, ja für die größte Welt ist.

Digitized by Google

Neunter Abschnitt.

Lebensbeschreibungen.

Dichtung und Wahrheit. — Tag- und Jahreshefte. — Tagebücher. Italienische Reise. — Campagne in Frankreich, usw.

Dichtung und Wahrheit.

Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet;
Aber wachsend umfaßt dieser am Ende die Welt. (Hebbel.)

An seinem 59. Geburtstage, dem 28. August 1808, faßte Goethe den Entschluß, sein Leben zu schildern. Auf der Schwelle zum Greisenfrühalter, zum 60. Jahr, erschien er sich selbst geschichtlich genug, um den Versuch zu wagen, und sinnbildlich genug, um hinter seiner merkwürdigen Entfaltung etwas Allgemeines, Höheres zu erblicken. Der Jüngling hatte Rousseaus Bekenntnisse gelesen und nicht vergessen; der selbstschildernde Roman Anton Reiser seines Freundes Moritz hatte ihm lebhafte Teilnahme erregt, Cellinis eigne Lebensgeschichte ihn zum Übersetzen getrieben. So schrieb er denn im Oktober 1809, laut Tagebuch, das ‚Schema einer Biographie' auf, das sich erhalten hat: 76 Blättchen verteilen den Stoff der Zeit bis 1809. Bestärkt wurde Goethe in diesem Vorhaben durch den Abschluß seiner Lebensgeschichte des Malers Philipp Hackert im Anfang des Jahres 1811 (S. 668).

Die Arbeit begann am 29. Januar 1811. Über die Schwierigkeit, sich die ersten Jugendjahre nach beinahe 60 Jahren ins Gedächtnis zu rufen, heißt es:

Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk unternehmen sollen, damals hätte ich selbst noch jenen Kinderszenen näher gestanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem notwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen.

Eine der Hauptquellen für die Kinderjahre waren die Berichte Bettina Brentanos aus dem Munde der Frau Rat. Goethe bat sie (25. 10. 1810) um Mitteilungen:

Ich will dir bekennen, daß ich im Begriff bin, meine Bekenntnisse zu schreiben; daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehn; aber in jedem Fall bedarf ich deiner Beihülfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche Andre, die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der teuren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtnis. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht.

Und Bettina setzte sich hin und schrieb, Dichtung und Wahrheit, nach ihrer Art sicher mehr Dichtung als Wahrheit, und dessen sollten wir uns stets bewußt bleiben.

Die Arbeit zog sich bis kurz vor Goethes Tode hin. Im Oktober 1812 wurde das 10. Buch beendigt, im Januar 1814 das 15te. Dann ruhte das Lebenswerk einige Jahre; erst im Oktober 1831 wurde der letzte Federstrich am 20. Buche

getan. Die Bücher 15 bis 20 kamen 1833 heraus. Der erste von den 4 Bänden war Ende 1811 erschienen.

Die Darstellung schließt leider schon mit dem Antritt der Reise von Heidelberg nach Weimar im November 1775. Daß Goethe sich mit einer Fortsetzung getragen, beweist das Versprechen eines fünften Bandes von Dichtung und Wahrheit: ‚Bis in den September 1786' [Flucht nach Italien] in seiner Anzeige der Ausgabe letzter Hand noch von 1826. Das hohe Alter und die Rücksichten auf noch Lebende — die innigsten Freunde und Zeugen seiner Weimarischen Jugend lebten ja noch alle, der Herzog, die Herzogin, die Stein, Knebel — ließen ihn von der Weiterführung abstehen. Zum Kanzler Müller äußerte er sich über die Möglichkeit: ‚Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder des Märchens darstellen; als wirkliche Tatsache würde die Welt es nimmermehr glauben.' Einiges vom Schema der beabsichtigten Fortsetzung hat sich erhalten. Über den Eintritt in Weimar heißt es:

Mein früher dargestelltes Naturell. — Wie es in dieser Lage zur Erscheinung kammt. — Art von Valtärischem Huranen. — Verwunderung, anregend und beluftigend. — Den Frauen und Jünglingen gefällig. — Zutrauenerregend durch die Schriften, welche viel gaben und viel versprachen. — Mein Wesen, so durchsichtig es war, älteren Personen apprehensiv [bedenklich] und unbequem.

Als Beamten wollte sich Goethe nach diesem Entwurf schildern:

Tätiges Selbstvertrauen. — Sisyphisches [hoffnungsloses] Übernehmen. — Unbegriff des zu Leistenden. — Sichere Kühnheit, daß es zu überwinden sei. — Eigentlich konstruktiv, nicht empirisch tätig. — Zum technischen Geschäft gleichsam untauglich. — Nicht homme à ressources [findig in Hilfsmitteln]. — Geschickter zu allem, was aufgebaut, planmäßig behandelt werden sollte. — Dabei sehr schnell im Entschließen wie im Antworten. — Tat sieht mit Reue, Handeln mit Sorge in immerwährendem Bezug. — Hauptaperçu, daß zuletzt alles ethisch sei.

Für Stimmung, Erlebnisse, Vorsätze nach der Rückkehr aus Italien sollte dieses Schema dienen:

Lust der Gereisten, von ihrem Erfahrenen und Bemerkten zu sprechen. — Tick der Zuhausegebliebenen, minderen Anteil zu zeigen (vgl. S. 441), wodurch das Glück dessen, [was] man entbehrte, nur desto lebhafter wird. — Die vier ersten Bände meiner Schriften finde ich gedruckt. Aufnahme derselben in Deutschland. — Gleichgültigkeit gegen alles, nach dem Verluste des römischen Glückes. — Isolement [Vereinsamung]. — Neues Verhältnis nach innen. — Vorsätze nach außen. — Fortsetzung des drinnen angefangenen Praktischen. — Nur gar zu schnelles Gewahrwerden, daß man aus dem Elemente gefallen sei. — Reflexion über das Erlebte. — Schwierigkeit, die große Masse zu ordnen.

Dem ersten Teil setzte Goethe den griechischen Spruch Menanders voran: *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* (Der nichtgezüchtigte Mensch wird nicht erzogen). Der Haupttitel lautete Aus meinem Leben und bekam den Untertitel **Dichtung und Wahrheit**. Den Vorschlag Riemers: ‚Wahrheit und Dichtung' verwarf Goethe wegen des Zusammenstoßes der zwei D. In Jena gab es um die Zeit ein Unterhaltungsblättchen ‚Wahrheit und Dichtung'; sicher schreibt sich Goethes Titelwahl daher.

*

Über Biographie und Selbstbiographie hat sich Goethe oft ausgesprochen, zuletzt noch mit einem zustimmenden Worte zu Cellinis Rat, die eigne Lebensbeschreibung im vierzigsten Jahr zu beginnen:

Cellini hat ganz recht; denn es ist keine Frage, daß die anmutige Sinnlichkeit [später] verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmut nicht ersetzen kann. Auch müsse man [fügt Goethe hinzu] den eigenen Irrtümern und Fehlern noch nahe genug stehn, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, unsere Mängel mit Nachsicht betrachten und mancher Fehler uns nicht schämen mögen.

Oder in Dichtung und Wahrheit selbst (4, 18): ‚Überhaupt fehlt dieser gegenwärtigen Darstellung [seines Sturms und Dranges] im Ganzen die Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll.' Zum Glück haben wir seine Briefe und vor allem die Dichtungen aus jener Zeit; aus der Schilderung in Dichtung und Wahrheit allein bekämen wir kein gefühltes und fühlbares Bild. Und so fast in allen andern wichtigsten Punkten. Goethe selbst war sich bewußt, er habe ein Werk dieser Art in einem viel zu weit vorgerückten Alter begonnen, und seine schlichten Verehrer pflichten ihm bei. Der Vierzigjährige hätte die Geschichte des Knaben und Jünglings bis zum 26. Jahre mit größerer Frische, darum stilgerechter erzählt. Friedrich der Große hat alle seine Denkwürdigkeiten unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben; seine Geschichte des Siebenjährigen Krieges wurde schon 1763 fertig.

Ursprünglich doch wohl überwiegend als bloße Lebensgeschichte, wenngleich natürlich mit dem Blick aus der Höhe, beabsichtigt, wurde dem Greise zwischen 60 und 80 sein eignes Lebensbild mehr und mehr zu einem Sinnbilde des Geistesweges der Menschheit:

Es sind auter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen. — Ich dächte, es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung', weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Religion einer niederen Realität erhebt. — Ein Faktum unsers Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte (zu Eckermann, 30. 3. 1831).

In ähnlichem Sinne erklärte er Titel und Inhalt an Zelter:

Was den freilich einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben: Wahrheit und Dichtung betrifft, so ward derselbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hege. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermaßen ohne Rat, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben; denn es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben abgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben; so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und heraarheben werde. — Dieses alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte: Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können. Ob ich ihn erreicht habe, überlaß ich dem günstigen Leser zu entscheiden, da denn die Frage sich heraartut: ab das Vargetragene kangruent sei? ob man daraus den Begriff stufenweiser Ausbildung einer, durch ihre Arbeiten schon bekannten, Persönlichkeit sich zu bilden vermöge? — Man bedenke, daß mit jedem Atemzug ein

ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern. Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt (15. 2. 1830).

Ergänzend hierzu ist der dem Werke vorausgehende, von Goethe selbst herrührende ‚Brief eines Freundes' (Werke 13, 3) zu beachten und die Bemerkung auf S. 91 dieses Buches. Endlich noch die Erklärung Goethes in einem erst jüngst veröffentlichten Brief an König Ludwig 1. von Bayern (17. 12. 1819):

Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentlich Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben abgewartet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und, wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde.

Völlige Klarheit über seine Darstellung grade sehr wichtiger Ereignisse ergibt sich auch hieraus nicht.

Halten wir aber fest: Goethe war weder gewillt noch verpflichtet, die lautere Urkundenwahrheit über sein Leben aktengetreu zu berichten. Nicht als ein Geschichtewerk, sondern als ein Kunstgebilde lebensbeschreibenden Inhalts haben wir Dichtung und Wahrheit zu lesen und zu würdigen. Jede andre Auffassung tut Goethen Unrecht, läßt seinen Wahrheitstrieb in falschem Licht erscheinen und schädigt unsre Kenntnis vom wirklichen Verlauf der Dinge in diesem Leben. Wir dürfen, ja wir sollten zunächst die urkundliche Richtigkeit der meisten bestreitbaren Angaben in Dichtung und Wahrheit anzweifeln, ohne daß dem Werte des Buches und dem Charakter Goethes dadurch der mindeste Abbruch geschieht. Denn welchen Zwang konnte er der Mit- oder Nachwelt gegenüber fühlen, z. B. sein jugendliches Herzens- und Sinnenleben haarklein und polizeimäßig treu zu berichten? Nur ihn ging das etwas an, und wo er von der geschichtlichen Wirklichkeit abwich, da hatte er seine menschlichen und schriftstellerischen Gründe, die wir zu achten haben. Dazu kommt, daß es sich um Angaben, meist ohne schriftliche Grundlagen, aus dem Gedächtnis handelt, die ein Greis zwischen 62 und 82 über die Lebenseinzelheiten eines Knaben, Jünglings und Jungmannes zwischen Frühzeit und 26 macht.

Die eindringende Forschung hat erwiesen, daß sehr viel bewußte oder unbewußte Dichtung der Wahrheit beigemischt ist. Vischer meinte, es sei gefährlich, wenn ein Dichter sein Leben beschreibe: Art lasse nicht von Art, er werde schwer dem Reize widerstehen, zu erfinden, hinzuzudichten. Und Goethe selbst sprach einmal, in einem Brief an die Stein, von seinem ‚Lebensmärchen'. Betrachten wir Dichtung und Wahrheit ruhig als einen geschichtlichen Roman oder eine Novellenreihe, ungefähr wie Kellers Grünen Heinrich; bedenken wir namentlich das Nachlassen des Gedächtnisses, das ihn knebeln um Aufschluß zur Geschichte des ersten Zusammentreffens in Frankfurt und Mainz bitten ließ (‚Über diese sowie einige andere Epochen hat der Fluß Lethe so ziemlich seine Gewalt ausgeübt'): dann werden die ganz unberechtigten Vorwürfe gegen die Unglaubwürdigkeit so vieler

Einzelheiten in dieser Lebensdichtung verstummen. Bismarcks um seine 80 verfaßte ‚Gedanken und Erinnerungen' leiden an ganz ähnlichen Gedächtnisfehlern.

Goethe war in einem solchen Werke nicht verpflichtet, uns von dem Hufschmied und dem Schneider unter seinen Vorfahren zu berichten, obwohl das garnichts geschadet hätte. Manche Auslegung seiner frühesten Versuche krankt am Treppenwitz; vieles in der Geschichte seiner Jünglingsliebschaften ist kühler als die Wirklichkeit, weil der Greis garnichts mehr dabei empfand. Aus Dichtung und Wahrheit erfahren wir nichts von der glut- und qualvollen Leidenschaft, sondern nur von einer sanftheitern Freundschaft für Käthchen Schönkopf. Die Schlüsse, die wir aus solcher Umwandlung der Tatsachen auf das Trauerspiel in Sesenheim ziehen dürfen, liegen auf der Hand. Dabei ist allgemein zu bemerken: Goethe hat über keine entscheidende Frage eine bewußte Unwahrheit geschrieben; er hat verschleiert oder verschwiegen und er hat für den mit Goethes eigentümlichem Umhüllungstil vertrauten Leser meist alles gesagt, was zu wissen nötig ist, oft eigentlich weit mehr, als wozu er verpflichtet war.

Daß trotz allem der lebenschildernde Wert von Dichtung und Wahrheit unschätzbar ist, braucht kaum gesagt zu werden; nur übertreibe man nicht die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Buches. Es stünde um unsre Kenntnis des Innenlebens Goethes schwach, wären wir allein oder überwiegend auf seinen Bericht angewiesen und besäßen nicht seine Briefe für die Zeit bis 1775. Wie wenig hören wir über den Faust, nun gar über dessen Herzstück: Faust und Gretchen! Über Stella nicht ein Wort, und auch vom Inhalt, von den Menschen des ersten Egmont erfahren wir nichts Rechtes.

*

Einer andern herkömmlichen Übertreibung: von dem außerordentlichen erzählerischen Kunstwerte des Buches, von dem ‚vollkommnen Kunstwerk', wie die nichtgefühlte Redensart lautet, widerspricht die unbestreitbare Tatsache, daß Dichtung und Wahrheit nicht zu den durchweg lebendigen, von jedem Verehrer des Dichters Goethe immer wieder ganz gelesenen Werken gehört. Überall, wo wir solches Zurücktreten eines Goethischen Buches gewahren, dürfen wir auf Gebrechen des Inhalts oder der Form schließen. In diesem Falle ist der Inhalt der bedeutendste: der äußere und innere Lebensgang des Größten unter unsern Großen, und ein Buch solches Inhalts müßte unbedingt zu den meistgelesenen gehören.

Verhindert wird dies durch Mängel der Kunstform, die zumeist der viel zu späten Abfassung zur Last fallen. Goethes Erzählerkunst steht nur an einigen Stellen ganz auf ihrer Höhe; dazwischen dehnen sich dürre Flächen, ja Sandbänke. Zum nicht geringen Teil rührt dies daher, daß er zu viel Stoff herbeigezerrt, der an sich gleichgültig und langweilig war. Das Bild des alten Frankfurts ist keineswegs so dichterisch lebensvoll, wie Goethe es ein Menschenalter zuvor gezeichnet haben würde. Die ermüdend lange Beschreibung der Kaiserkrönung ist ein Füllsel, das nur recht lose mit Goethes geistigem Jugendwachstum zusammenhängt. Nicht anders steht es mit dem ausführlichen Vortrag über

die katholischen Sakramente im 7. Buch, der nichts aufhellt, nichts fördert; mit den eingehenden, seitenlangen Geschichten von der Sesenheimer Verwechselung mit Georg, dem Taufkuchen usw., während wir doch, ganz abgesehen vom geschichtlichen Gewinn, in einem Liebesroman wie dem zu Sesenheim ein ernstes Gespräch zwischen den beiden Liebenden erwarten dürfen. Goethe beschreibt Friederike, aber wir hören sie selbst so gut wie garnicht. Manches Selbstverständliche wird mit großem Nachdruck ausgesprochen; manche nicht unbedingt nötige Abschweifung gerät zu lang; wir lesen sehr ausführlich von mancher Persönlichkeit, die für Goethe selbst von keinem nachhaltigen Einfluß erscheint. Und wenn er seine Ansicht von den ältesten Zeiten jüdischer Geschichte nach den Büchern Mosis auf nahezu einem Druckbogen in das 4. Buch einschaltet, so beruhigt sich nicht jeder Leser bei der Antwort, die Goethe auf die von ihm selbst aufgeworfene Frage gibt, warum er ‚diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage'. Auch ohne diese Umständlichkeit war es Goethen möglich, begreiflich zu machen, daß er sich aus dem Wirrsal von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion ‚gern nach jenen morgenländischen Gegenden flüchtete'.

Karl August schrieb an die Gräfin O'Donell: ‚Goethe diktiert seine Lebens- und Liebesgeschichte. Er frägt mich dabei öfters um Rat, ob er auch nicht zuviel dem Papier anvertraue? Da predige ich ihm denn stets Vorsicht, Mäßigung und etwas Verschwiegenheit.' Diese drei guten Dinge hätten nichts geschadet, wenn sie nur nicht im 4. Teil des Werkes zur argen Schnörkelei geführt hätten. Hier empfindet man besonders, daß Goethe über die wichtigste Zeit seiner dichterischen Jugendblüte viel tiefer Aufschließendes hätte sagen können und müssen, und daß hier ein sehr alter Mann über einen sehr jungen schreibt. Was wird z. B. aus dem Verlöbnis mit Lili, wenn sich an die Stelle schlichter Klarheit der Schnörkel setzt —: ‚Sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbnis wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise.' Oder, gleichfalls über Lili, der Satz: ‚Wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde —'.

Wie sich's rächt, wenn erst der Siebzig- oder Achtzigjährige die Eindrücke des Fünfundzwanzigjährigen auszusprechen unternimmt, zeigt besonders schlagend diese Stelle im 18. Buch:

> Das Einzige, was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir nun zu treten gewillt sind; wo wir dann nach und nach, Stufe für Stufe immer in wachsendem Verhältnis, die Höhen mühsam erreichen sollen.

Natürlich hatte Goethe auf seiner ersten Schweizerreise beim Anblick des Rheinfalles nichts dergleichen gedacht, sondern wie wir alle unter dem unmittelbaren überwältigenden Anblick des Gewaltigen staunend gebebt.

Die Sprache in den ersten drei Teilen ist von wundervoller Klarheit, wo sie klar sein *soll*, und über den zum Verhüllen bestimmten Abschnitten schwebt es

wie ein silbriger, sonnbeschienener Nebelglanz. Wo Goethe aus tiefer Herzensergriffenheit schreibt, wie namentlich über Friederike, da stimmt er Töne an, die auch uns ergreifen, und wo die unvergeßbare Vergangenheit deutlich vor seinem innern Auge steht, da läßt er uns schauen und hören. Viele kleine Bilder sind unserm Volke so gegenwärtig, wie gewisse Gedichte oder dramatische Auftritte. Das Gemälde des Literaturzustandes um die Mitte des 18. Jahrhunderts (im 7. Buch) ist von keiner noch so gelehrten Literaturgeschichte an Überzeugungskraft überboten worden, wenngleich sich manches Einzelurteil seit Goethes Bericht gewandelt hat. Ihm kam eben zugute, daß er, der erste berufene Geschichtschreiber der deutschen Literatur, ziemlich genau so alt war wie sie selbst. Er hatte das eine Geschlecht versinken sehen, das nächstzukünftige selbst emporgeführt und stand verehrungsvoll bewundert inmitten eines zweiten Geschlechtes, das neue Bahnen wandelte, ohne ihn zu verleugnen.

*

‚Als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse' überschreibt Goethe seine Tag- und Jahreshefte, die kurzweg **Annalen** genannten Aufzeichnungen, denen unsre Lebensgeschichte des Meisters für die Zeit nach der italienischen Reise so viel verdankt. Die Jahre bis 1788 durchmißt er im Fluge; erst von 1789 wird der Bericht ausführlicher. Er reicht bis ans Ende des Jahres 1822. Das Verhüllen geht hierin noch weiter als in Dichtung und Wahrheit: erstaunlicher, aber zugleich sehr begreiflicher Weise kein Wort über Frau von Stein; über Christiane und Marianne Willemer nur entferntes Andeuten ohne Namennennung. Zahlreiche Irrtümer in der Zeitfolge der Geschehnisse erklären sich durch Gedächtnisfehler und nicht genügendes Befragen der Tagebücher. Der geschichtliche Wert der Annalen ist trotzdem größer als der künstlerische; die von Herzensleben erwärmten Stellen sind selten; das schönste Stück ist das Bild von Goethes Zustand nach Schillers Tode (S. 634). — Die Arbeit an den Annalen dauerte von 1817 bis 1826.

Daß Goethe den eingehenden Bericht seines Lebens mit dem Jahr 1775 nicht für abgeschlossen hielt, wurde schon erwähnt. Zur Ergänzung hat er in verschiedenen Lebensaltern allerlei beigetragen, was unter dem Gesamttitel Biographische Einzelheiten (Werke 12, 160) in den meisten Ausgaben auf Dichtung und Wahrheit folgt. Die wichtigsten dieser Aufsätze: Erste Bekanntschaft mit Schiller, Ferneres in Bezug auf mein Verhältnis zu Schiller, Herder, Jacobi, Unterredung mit Napoleon, sind in diesem Buche ausgiebig benutzt worden, um Goethe nach Möglichkeit selbst von sich berichten zu lassen.

Der im Nachlaß gefundene Aufsatz Aristeia der Mutter — der Titel nach einer Überschrift zu Stellen der Ilias, etwa ‚Tugendbild' — beruht auf Niederschriften Bettina Brentanos von 1810 und kann kaum als eine Arbeit Goethes bezeichnet werden. Eine volle Würdigung seiner Mutter ist uns Goethe schuldig geblieben; zum Glück spiegeln die Briefe der Frau Rat ihr Wesen urlebendig wieder.

Auf Goethes **Tagebücher** wird hier nur hingewiesen. Sie liegen in 13 Bän-

den der großen Weimarer Ausgabe vor, sind also nicht jedermann leicht zugänglich. Ihr geschichtlicher Wert versteht sich von selbst; ausführlichere Einträge über Ereignisse und Stimmungen finden sich fast nur in dem ersten, bis zur italienischen Reise reichenden Bande.

Die **Italienische Reise**, mit dem Leitspruch ‚Auch ich in Arkadien', erschien 1816 und 1817; die Ausarbeitung hatte sich durch die Jahre 1814 bis 1817 hingezogen. Er schrieb das Buch um nach ‚Tagebüchern, Briefen, kleinen Aufsätzen, unendlichen Skizzen' und verbrannte nach dem Abschluß den größten Teil der zugrunde gelegten Urkunden aus der Zeit des Aufenthaltes in Italien. Einiges davon blieb erhalten und erschien 1886 unter den Gaben der Goethe-Gesellschaft. Wer die ursprünglichen Niederschriften in ihrer Frische und Unmittelbarkeit genießen will, muß sich an diesen Band halten. Goethes Bearbeitung war das altersgemäße Umkünsteln aus dem lebendig bewegten Stil in die höfisch vornehme Abgeschliffenheit; ein großer Teil des Reizes wurde dadurch unwiederbringlich zerstört. Ein wahres Unglück, daß Goethe nicht sogleich nach der Rückkehr aus Italien dieses aus den Tagebüchern und Briefen so leicht herzustellende Buch herausgegeben hat. Wie die Reise nach Italien jetzt vorliegt, spricht sie nicht die Sprache des 37jährigen, sondern des 65jährigen, mit Ausnahme der Stellen in den Berichten an die Freunde, die Goethe wenig oder garnicht verändert hat.

Das andre Stück Lebensgeschichte: **Campagne in Frankreich 1792** und **Belagerung von Mainz** entstand wohl erst 1821 und 1822, wird aber der Zugehörigkeit wegen schon hier angeschlossen. Der Vortrag ist viel frischer als in der Italienischen Reise, und wir begreifen Knebels begeistertes Urteil: ‚Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon.' In den höheren Schulen Frankreichs dient das Werk in einer vortrefflichen Bearbeitung von Chuquet als deutsches Lesebuch. Der Vorzug des lebendigern Stils erklärt sich leicht dadurch, daß Goethe seine alten Niederschriften weniger umgestilt hat.

Ähnliches gilt von den Beschreibungen seiner Schweizreisen, die zum großen Teil aus Tagebüchern und Briefen lose zusammengestellt wurden und so den Reiz des Augenblicks bewahrten, — gleichwie von den Berichten über seine letzten größeren Reisen: am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815.

Zehnter Abschnitt.

Vermischte Prosaschriften zur Literatur und Kunst.

Gebt mir zu tun.
Das sind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben!

Goethes Aufsätze in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften über die Literaturen aller Völker, die bildenden Künste aller Zeiten sind so zahlreich, daß hier nur von den hervorragendsten dieses Lebensabschnittes gesprochen werden

kann. Von allen gilt, wie ja schon von den Besprechungen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (S. 224; Werke 16, 10), daß ihn nicht das einzelne Buch, das einzelne Kunstwerk reizte, zur Feder zu greifen, sondern die Zusammenhänge mit einem größern Ganzen, die Gelegenheit, sich über allgemeine Fragen des Geschmackes zu äußern. Derselbe Trieb zur Gerechtigkeit wie in den Frühzeiten seiner Besprechertätigkeit, dasselbe Wohlwollen einem wirklichen Können gegenüber, dieselbe leuchtende Klarheit sprechen aus der kleinsten wie der umfangreichsten Arbeit dieser Art. Goethe besaß eine wunderbare Lehrgabe; er bietet uns in diesen Aufsätzen vor allem den Gegenstand, daneben und danach seine Ansicht darüber. Seine nahezu alle Gebiete der Geisteswissenschaften umfassenden Kenntnisse schlagen Weberfäden von dem scheinbar unbedeutendsten Buch oder Gebilde zu den scheinbar fernliegendsten Dingen, wenn dadurch ein besseres Verständnis der Einzelerscheinung zu gewinnen ist.

Da schreibt er über den Iffländischen Theateralmanach auf das Jahr 1807 einen kleinen Aufsatz, in dessen Eingang er dem alten, so oft gezausten Gegner Nicolai eine Freundlichkeit sagt: ‚Dieser unermüdliche Greis zeigt sich auch als Mitarbeiter dieses Almanachs tätig', und wendet sich dann gegen ein Verballhornen des Schillerschen Franz Moor durch Vertuschen seiner seelischen Abscheulichkeit;

denn eigentlich wird jene rohe Großheit, die uns in dem Schillerschen Stücke in Erstaunen setzt, nur dadurch erträglich, daß die Charaktere im Gleichgewicht stehen — gereicht's dem Teufel zum Vorteil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt? — dem Auge, das nach Charakter späht, erscheint er nunmehr als ein armer Teufel.

Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano, das 1806 mit einer Widmung an Goethe erschienen war, besprach dieser so liebevoll wie eingehend (Werke 16, 35). Er begann mit dem Abweisen aller Kritik an einem solchen Werke; es sei erste Pflicht der Landsleute, den Herausgebern ‚mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken'. Dann folgt die berühmte Empfehlung: ‚Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein.' Er führt jedes bedeutsamere Gedicht der Sammlung einzeln auf und erregt unser freudiges Bewundern durch die Feinheit der Kennzeichnung des Inhaltes und Wertes mit wenigen Worten: ‚Großmutter Schlangenköchin. Tief, rätselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt. — Lindenschmidt. Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte. — Das Mädchen und die Hasel. Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.'

Um auch in diesem Zusammenhange Goethes Aufsatz Shakespeare und kein Ende (Werke 16, 39; vgl. S. 693) zu erwähnen, sei auf die Stelle hingewiesen, wo er das durchaus Englische von Shakespeares Dramen hervorhebt. In manchen Punkten fordert er zum Widerspruch heraus; doch das ist ja keine der schlechten Wirkungen einer Goethischen Schrift. ‚Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht, es sind lauter eingefleischte Engländer; aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl

auch die römische Taga.' Der Carlalan allerdings ist so römisch, wie ein neuerer Dichter überhaupt römische Menschen darstellen kann.

In einem Aufsatz Über das deutsche Theater (1812) stehen seine Winke über Schillers Verhältnis zum neusten Drama, über dessen spätere Beurteilung der eignen Jugenddramen, über die Möglichkeit, ‚sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen'. Goethe meint: ‚Hätte manche Beratungen [zwischen ihm und Schiller] ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel produktiver Kritik besitzen.' Seine Behauptung, Schiller habe Lessings Dramen nicht geliebt, ist wohl ein wenig einzuschränken. Schiller würde den Nathan ohne starken innern Anteil nicht für die Bühne bearbeitet haben. Goethe, dem das Herz bei der Erwähnung des Nathan aufgeht, bricht in den Ruf aus: ‚Möge das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben!'

Ein höherer bayrischer Unterrichtsbeamter Niethammer regte im Auftrage seiner Regierung 1808 bei Goethe die Herausgabe eines ‚Nationalbuches' an, einer Auswahl der besten klassischen deutschen Gedichte für die weniger gebildeten Volksklassen. Goethe schrieb seine Gedanken über den Gegenstand nieder in dem sehr lesenswerten Aufsatz: Plan eines lyrischen Volksbuches (Werke 16, 33). Er dachte an ein vierbändiges Werk und wollte keinen Stoff ausgeschlossen sehen, mit Ausnahme des ‚Abstrusen, Flachen, Frechen, Lüsternen, Trockenen, Sentimentalen'.

Von 1815 bis 1819 erschien bei Cotta eine neue, 20bändige Ausgabe von Goethes Werken. Der Dichter gab ihr einen Geleitaufsatz (Werke 16, 50) mit, worin er den lautgewordenen Wunsch nach einer Anordnung in zeitlicher Folge zurückwies. Goethes Gründe verdienen natürlich ehrerbietige Beachtung, wenngleich sie uns durchaus nicht überzeugen. Er schrieb seltsamerweise, seine Arbeiten seien ‚Erzeugnisse eines Talentes, das sich nicht stufenweis entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkt sich nach allen Seiten hin versucht'. Goethes Aufsatz beruhte auf einem Mißverstehen der Wünsche schon der damaligen Leser, die nur innerhalb der einzelnen Gruppen die Zeitfolge des Entstehens oder Vollendens erkennen wollten. Goethe glaubte, man wünsche ein Drama, einen Roman, ein Lied, dann wieder ein Drama usw. in bunter Folge nacheinander. So ist es denn gekommen, daß wir lange nicht einmal für die Gedichte eine Ausgabe besaßen, die uns das Werden des Lyrikers Goethe klarmacht. In meinem ‚Volks-Goethe' wurde diese Lücke endlich ausgefüllt.

*

Die Aufsätze und größeren Schriften zur bildenden Kunst füllen mehre Bände; vieles daraus wurde schon in den früheren Lebensräumen wiederholt betrachtet. Nach der Rückkehr aus Italien schwoll dieser Teil von Goethes

schriftstellerischem Werk von Jahr zu Jahr an; im letzten Vierteljahrhundert seines Daseins allein hat er Dutzende von einzelnen Arbeiten über alle Gebiete der Kunst verfaßt.

Goethes Verhältnis zu den bildenden Künsten blieb nicht unveränderlich: man braucht nur an die Pendelschwünge seiner Vorliebe für die verschiedenen Stile zu denken. Vom unreifen Bewundern eines zierlichen französischen Griechentums bei Oeser zur Gotik des Straßburger Münsters; dann in und nach Italien zur Baukunst der Römer, zur Bildnerei der Griechen, übrigens immer mit liebevollen Abstechern zu niederländischen und altdeutschen Malern; mit vorschreitenden Jahren zurückkehrend zur Anerkennung der Gotik, über die dann doch wieder die klassische Kunst siegte — so sehen wir Goethe an allen ‚Tafeln schmausend', an keiner ganz gesättigt, nach seinem eignen Lebenswort: ‚Seien wir doch vielseitig!'

Dennoch läßt sich ein durchgehender Zug seiner Kunstbetrachtung nicht verkennen: die Ehrfurcht vor der großen Persönlichkeit des Künstlers. Er heiße Erwin von Steinbach oder Phidias, Raphael oder Rembrandt, Michelangelo oder Cellini, Mantegna oder Dürer: steht nur hinter dem Werk ein großer Mensch, so gehört Goethe diesem an und fragt nicht nach dem Stil. Als ihn 1814 Boisserée mit Memling und den Eycks bekannt macht, da gerät er in Entzücken: ‚Das waren andre Kerle als wir! Ja Schwerenot! die verdienen, daß alle Nationen ihnen huldigen.' Er weiß längst, daß Winckelmann nicht das letzte Wort über Kunst gesprochen; jedoch das ‚ewig Tüchtige und Kräftige' in ihm bleibt unvergänglich, und ‚von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft'. Ja, man darf sogar seine, außer allem Verhältnis zum Werke des Mannes ausführliche, Schrift über Philipp Hackert (Winter 1810/11) als eine Huldigung für die Persönlichkeit des mittelmäßigen Malers betrachten, der sich aber im Kampfe des Lebens tüchtig bewährt und aufrecht erhalten hatte.

Goethes sich bis zur Manneshöhe hinziehende Ungewißheit, ob Dichter, ob Maler, steht grade in unsrer Literatur nicht vereinzelt da. Den gleichen Kampf haben zu kämpfen gehabt Mörike, Keller, Heyse, Scheffel, Anzengruber, um nur die Bekanntesten zu nennen. ‚Ich kann's nicht lassen, ich muß immer bildeln', schrieb Goethe 1780 an Lavater, und erst nach 1810 erstarb ihm diese Lust.

Durchaus abweisend verhielt sich Goethe, der sonst so manches an der Romantik gelten ließ, ja selbst verarbeitet hatte, gegen die Kunst der sogenannten Nazarener (Overbeck, Veit usw.). In einem zusammen mit seinem Meyer verfaßten Aufsatz ‚Die neudeutsche religios-patriotische Kunst' (1816) verteidigt er die wahre Religiosität, will aber aufs entschiedenste ‚alle falsche Frömmelei aus Poesie, Prosa und Leben' beseitigt sehen.

Wie wenig veraltet Goethe als Kunstkritiker ist, das beweist ein ganz kurzer Aufsatz aus seinem Nachlaß: Denkmale (Werke 16, 157). In unsrer Denkmalwütigen Zeit mit ihren wilden Riesenbauten für schlichte geschichtliche Personen verhallte allerdings sein mahnendes Wort:

Das beste Monument des Menschen ist der Mensch. Eine gute Büste in Marmor ist mehr wert als alles Architektanische, was man jemandem zu Ehren und Andenken aufstellen kann; ferner ist eine Medaille von einem gründlichen Künstler nach einer Büste oder nach dem Leben gearbeitet, ein schönes Denkmal, das mehrere Freunde besitzen können und das auf die späteste Nachwelt übergeht.

Elfter Abschnitt.

Goethes Weltanschauung.

Naturwissenschaft, Philosophie, Religion.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend;
Nah und fern, und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend —
Zum Erstaunen bin ich da. (1820).

In der Überschrift dieses Abschnittes dürften Philosophie und Religion zur Not fehlen, denn Goethes philosophische und religiöse Weltanschauung floß aus der naturwissenschaftlichen und mündete in sie. Eine Philosophie oder Religion abseits der Naturkunde war ihm unfaßbar. Jeder, der sich mit Goethes denkender oder fühlender Weltanschauung beschäftigt, langt sogleich bei seiner **Naturwissenschaft** an; so wird denn hier von dieser der Ausgang genommen.

Man versuche, sich einen ganz unbefangenen Leser von Goethes sämtlichen Werken, mit Einschluß der Annalen und Tagebücher, vorzustellen, der zum erstenmal, ohne je von einem Schriftsteller Goethe gehört zu haben, Band für Band durchliest, — müßte der nicht zu dem Urteil kommen: dies war ein überaus fruchtbarer Naturforscher mit einer für einen deutschen Gelehrten auffallend reinen Sprache und schönem, klarem Vortrag; nebenbei noch ein gewaltiger, aber nicht ungewöhnlich fruchtbarer Dichter und feinsinniger, vielseitiger Kunstliebhaber? Zumal die Durchsicht der Annalen und Tagebücher müßte solchem Leser den Eindruck hervorrufen, daß ihr Verfasser den größten Teil seines Tages an naturwissenschaftliche Versuche und Berichte gesetzt hat. In der Tat, das Naturforschen war für Goethe in der zweiten Lebenshälfte keine Nebentätigkeit, sondern der Mittelpunkt seines Geisteswesens, und wohl darf man die Frage aufwerfen, wie Goethe gewählt haben würde, wäre ihm die Notwendigkeit aufgezwungen worden, das Dichten oder das Forschen aufzugeben.

Was Einer wird, das war er schon: ohne den mitgebarenen Urtrieb zum Eindringen ins Innere der Natur ist Goethes Hingabe an die Wissenschaft von ihr nicht zu erklären. Mit aller Kraft trat jener Urtrieb erst später auf als der zur Dichtung; an ausdauernder Stärke übertraf er diesen: Goethe hat in zahl-

Digitized by Google

reichen Fällen die drängendſten, die ſchönſten dichteriſchen Aufgaben zurückgeſtellt hinter die naturwiſſenſchaftlichen, ja jene ganz fallen laſſen, wenn ihn die Ausſicht auf einen neuen Fund in den Reichen der Natur lockte. Das ſchlagendſte Beiſpiel iſt die Opferung der Nauſikaa für den Palmengarten in Palermo (vgl. S. 435).

Solche Knabentriebe wie das Spielen mit einer Elektriſiermaſchine beweiſen nicht viel, denn welcher Knabe hat ſolche Spiele nicht geübt? Beweiskräftiger iſt ſchon der Beſuch der ärztlichen und chemiſchen Vorleſungen in Leipzig und Straßburg durch den Studenten der Rechte, ſpäter die Mitarbeit an Lavaters Phyſiognomiſchen Fragmenten. Dann gewinnt die Poeſie die Oberhand, doch nur für einige Jahre; der Eintritt ins wirkende Leben eines Kleinſtaates, mit dem Zwange, ſich um das Kleinſte zu kümmern, ehe man entſcheidet, lähmt den dichteriſchen Trieb durch den Mangel an Sammlung und fördert mächtig den andern zur Erkenntnis der Kräfte der Natur. In einem ſeiner ſchönſten naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze, Geſchichte meines botaniſchen Studiums (1817; Werke 16, 185), gibt Goethe Antwort auf die vielfach aufgeworfene Frage:

Wie ein Mann von mittlerem Alter, der als Dichter etwas galt und außerdem von mannigfachen Neigungen und Pflichten bedingt erſchien, ſich habe können in das grenzenloſeſte Naturreich begeben und dasſelbe in der Maße ſtudieren, daß er fähig geworden, eine Maxime zu faſſen, welche, zur Anwendung auf die mannigfaltigſten Geſtalten bequem, die Geſetzlichkeit ausſprach, der zu gehorchen Tauſende von Einzelheiten genötigt ſind?

Mit klaſſiſcher Einfachheit erzählt er, wie ſeine erſte Geiſtesbildung in größeren Städten ihn auf das Geſellig-Sittliche und auf das Angenehme hinweiſen mußte, ‚was man damals ſchöne Literatur nannte‘. Dann aber folgte der Eintritt ‚in das tätige Leben ſowohl als in die Sphäre der Wiſſenſchaft, als der edle Weimariſche Kreis mich günſtig aufnahm, wo außer andern unſchätzbaren Vorteilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmoſphäre zu vertauſchen‘. Wie ſich daraus nach und nach das Erforſchen der Pflanzenwelt ergab, wie er ſich der Ähnlichkeit mit einem andern Dichter, Rouſſeau, erfreute, der zugleich ein Pflanzenkenner war, wie dann Italien auf das Entſtehen ‚einer Neigung, einer Leidenſchaft wirkte, die durch alle notwendigen und willkürlichen Geſchäfte und Beſchäftigungen auf meiner Rückreiſe durchzog‘, das muß man ſelbſt nachleſen. Der ganze Aufſatz iſt geſchrieben zur Zerſtörung des Vorurteils, ‚wie ein Poet ſich einen Augenblick von ſeinem Wege abwenden und, in flüchtigem Vorübergehen, eine ſolche bedeutende Entdeckung [der Geſetze der Pflanzenbildung] habe gewinnen können‘. Ehrlich bekennt er: ‚Nicht durch eine außerordentliche Gabe des Geiſtes, nicht durch eine momentane Inſpiration, noch unvermutet und auf einmal, ſondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem ſo erfreulichen Reſultat gelangt‘.

Die Zunftgelehrten hatten nicht gewußt, oder nicht wiſſen wollen, daß Goethe mindeſtens ſo viel Fleiß und Folge an ſeine Unterſuchungen gewandt hatte wie ſie, daß er ein Fachmann war wie ſie; aber ein freier Forſcher, nicht ein von dieſem Fach als der melkenden Kuh ernährter feſtbeſoldeter Beamter, was vielen

deutſchen Gelehrten bis heute für das Hauptzeichen des wiſſenſchaftlichen Fachmanntums gilt, — und daß er obendrein für ſein Fach noch etwas mitbrachte, was ihnen fehlte: den Welt-überſchauenden und in die Tiefen dringenden Blick des mit Phantaſie begnadeten Dichters.

Niemals hat Goethe das Naturforſchen bloß liebhaberiſch, ſpieleriſch betrieben, wie man das mit Grund von manchem Beiwerk ſeines dichteriſchen Lebenswerkes ſagen darf, z. B. von ſeinen Sing- und Feſtſpielen. Eifrig wie ein Student, der ſich zur ärztlichen Prüfung vorbereitet, hört er bei Loder in Jena Anatomie: ‚Wir Genannten [die Brüder Humboldt und Meyer] wandelten des Morgens im tiefſten Schnee, um in einem faſt leeren anatomiſchen Auditorium dieſe wichtige Verknüpfung aufs deutlichſte nach den genaueſten Präparaten vorgetragen zu ſehen.‘ So vollkommen gewinnt er die Herrſchaft über den Stoff, daß er den Weimarer Zeichenſchülern das Erlernte in Vorleſungen mitteilen kann. Er beginnt zu ahnen, daß Albrecht von Hallers abſchreckender Satz, kein erſchaffner Geiſt vermöge ins Innere der Natur zu dringen, falſch ſei: ‚Die Natur hat kein Geheimnis, was ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtellt.‘ Goethe, von den Geiſteswiſſenſchaften ausgegangen, landet bei der Naturforſchung; Schiller, der Medizin- und Phyſik-Schüler auf der Karlsſchule, wird ein Metaphyſiker. Aber ſchließlich war es doch die Naturwiſſenſchaft, die beide zuſammenführte (vgl. S. 540), und Goethe ſegnete ſein Studium ſchon um deswillen: ‚Die nähere Verbindung mit Schiller bin ich dieſen erfreulichen Erſcheinungen ſchuldig; ſie beſeitigten die Mißverhältniſſe, welche mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.‘

*

Den Naturſinn hatte Goethe nach Weimar mitgebracht; zur Naturleidenſchaft erwuchs er ihm erſt dort. Die Verſe ‚Wer mit ſeiner Mutter, der Natur, ſich hält, Find't im Stengelglas wohl eine Welt‘ ſtammt aus den Frankfurter Schöpferjahren. Wie viele Nächte durchſchlief er in den erſten Weimarer Jahren in ſeinem Gärtchen und vernahm den Einklang der Natur. In den Briefen an die Stein nennt er ſich einmal, nach einem altdeutſchen Schwank, ein ‚Erdkulin‘ (Erdkühlein) und ſpricht von ſeinem ‚Erdgefühl‘. Man beachte, wie ſehr faſt all ſeine Dichtung, zumal die dramatiſche, Freiluftleben iſt: Götz, Egmont, Fauſt, Iphigenie, Taſſo, Natürliche Tochter, dann Werther, Wilhelm Meiſter, Hermann und Dorothea, Wahlverwandtſchaften. Für den Fauſt dichtete er auf der Höhe ſeiner Naturleidenſchaft das Selbſtgeſpräch, womit ‚Wald und Höhle‘ beginnt:

Nicht kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt,
Wie in den Buſen eines Freundes zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.

Als ein Stück der Natur empfindet er ſich gelähmt, wenn ſie ihn nicht belebt: ‚Das Wetter iſt immer ſehr betrübt und ertötet meinen Geiſt; wenn das Barometer tief ſteht und die Landſchaft keine Farben hat, wie kann man leben?‘

(an Herder). Ehe Schiller in die Tiefe dieſer Seele geſchaut, mißkannte er Goethes Einklang mit den Weltkräften und bekrittelte deſſen ‚bis zur Affektation getriebenes Attachement an die Natur‘. Das Höchſte, was Schiller zugeſtand, war: ‚Es gibt Augenblicke in unſerm Leben, wo wir der Natur in Pflanze, Mineralien, Tieren uſw. uſw., nicht weil ſie unſern Sinnen wohltut, ſondern bloß [!] weil ſie Natur iſt, eine Art [!] von Liebe und von rührender Achtung widmen‘ (Naive und ſentimentaliſche Dichtung). Damit vergleiche man den großartigen Pſalm Goethes auf die Natur (S. 371; Werke 16, 159). Ja, dieſer berühmte Dichter ſchreibt aus dem Lande der Kunſt an die Herzogin Luiſe: ‚Bei den Kunſtwerken iſt viel Tradition, die Naturwerke ſind immer wie ein friſch ausgeſprochenes Wort Gottes‘ (Rom, 1786).

Sogenannten Naturſinn hatten ſie alle beſeſſen, Klopſtock und Leſſing, Wieland und Herder; ſie empfanden und genoſſen die Schönheiten der Natur; doch keiner ſpürte den Trieb, keiner gebot über die Mittel, in ihre Geheimniſſe einzudringen und neues Blut für ſeine Kunſt daraus zu ſaugen. Wieland machte ſich luſtig über den verrückten Menſchen Goethe, ‚einen übrigens ganz vernünftigen Mann, der ein ſo groß Belieben daran finden kann, acht Tage lang in einen Walfiſchkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Naſenlöcher in der Naſe ſitzen‘. Goethe ſah in den Knochen des Walfiſchkopfes eines der Glieder der Lebenskette, die alle Weſen in eine ungeheure Einheit ſchlingt.

Kaum je hat Goethe von einer Leidenſchaft für die Dichtkunſt geſprochen; von der für die Naturwiſſenſchaft mehr als einmal. Für die Morphologie iſt er ‚wie von einer Leidenſchaft eingenommen und getrieben‘, und ‚ich mußte mich, wo nicht ausſchließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch damit beſchäftigen‘. Die menſchliche Anatomie iſt gar zu anſpruchsvoll: ‚Wer doch nur einen aparten Kopf für die Menſchen hätte!‘ Die Weimarer Edelleute, mit Ausnahme Wedells, und die Schriftſteller begreifen nicht, warum Goethe überall umherklettert; er aber weiß es: ‚Wir ſind auf die hohen Gipfel geſtiegen und in die Tiefen der Erde gekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächſte Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Menſch, der darüber klar ſieht. Wir wollen ihm vorarbeiten‘ (aus Ilmenau, 7. 9. 1780). Und wenige Monate vor ſeiner Flucht nach Italien: ‚Das Pflanzenreich raſt einmal wieder in meinem Gemüt, ich kann es nicht einen Augenblick los werden‘ (9. 6. 1786).

Auf dem Rückzuge aus Frankreich, wo alle Welt hungert und jammert, tröſtet er ſich mit der Unterſuchung — der grünen Schimmelfarbe des Brotes. Wenn andre, z. B. Schiller, ſich beim Kartenſpiel zerſtreuen, ſo ‚entſchädigen mich in ſolchen Augenblicken mancherlei wiſſenſchaftliche Spiele wie Mineralogie und dergleichen‘. Als man ihm von dem großen Pariſer Ereignis im Sommer 1830 ſprechen wollte und die Juli-Revolution meinte, kannte er nur ein großes Ereignis: die durch den Streit zwiſchen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire herbeigeführte Revolution der Naturforſchung in Goethes Sinne, und jubelte über ‚dieſes Ereignis von unglaublichem Wert‘, über den Sieg einer Sache, ‚der ich mein Leben gewidmet habe‘. Bis in die letzten Tage vor ſeiner töd-

lichen Krankheit beschäftigte ihn diese Lebenssache: in einem Schälchen am Fenster des Arbeitszimmers liegt noch der farbige Sand, den er im März 1832 untersucht hatte.

Von der Vielseitigkeit, man darf sagen Allseitigkeit seines Naturforschens haben die absichtlich durch mehre Abschnitte dieses Buches verstreuten Auszüge aus den Annalen und Tagebüchern schon einen Begriff gegeben. Mit Ausnahme der Sternkunde, zu der ihm sein geringes mathematisches Wissen und Wissenwollen den Weg versperrte, — doch sei an seine Mondbeobachtungen erinnert —, hat er kein damals bekanntes Gebiet der Naturkunde unbetreten gelassen. Nichts ist ihm zu groß, nichts zu klein; die unermeßliche Fülle der Welt möchte dieser Weltforschergeist umfassen: ‚Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut' ich mich, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich auszudehnen' (1786). Noch ist er der verzehnfachte Oberbeamte Weimars, Iphigenie und Tasso bedrängen ihn, die Unruhe nach Italien zu gelangen durchrast ihn; aber ‚meinen gewöhnlichen Beschäftigungen gesellt sich so manche Liebhaberei zu, daß ich oft nicht weiß, wo hinaus. Botanik und Mikroskop sind jetzt Hauptfeinde, mit denen ich zu kämpfen habe' (Juni 1786).

Nach der Rückkehr aus Italien, noch voll von seinem Gedankenfunde der Urpflanze, wird er von einer neuen Leidenschaft gepackt: ‚Ich habe mir durch das optische Studium eine große Last aufgeladen, oder vielmehr der Genius hat's getan; ich bin hineingegangen, Schritt für Schritt, eh ich die Weite des Feldes übersah!' (an den Herzog, 1791). Und da er einst bei Loder Knochenlehre getrieben, so studiert er nun bei ihm, zusammen mit Alexander von Humboldt, Syndesmologie (Bänderlehre), denn wenigstens den Menschen muß er durch und durch kennen.

Botanik, Anatomie, Osteologie, Zoologie, Mineralogie, Geologie, zuletzt noch Meteorologie: alles mit einem Eifer, wie ein nur für sein Fach begeisterter Zunftgelehrter. Bei dem zuletzt ergriffenen Wissenszweige, der Meteorologie, kommt ihm sogleich der, so viel später von Nachfahren verwirklichte, Plan, eine große Zahl von Wetterkarten anzulegen, um hinter die Gesetze der Luftbewegung zu dringen. Mitten in den Untersuchungen über Epos und Drama, mitten in der Arbeit an Hermann und Dorothea, heißt es: ‚Ich habe diese Tage angefangen, die Eingeweide der Tiere näher zu betrachten.' Und um der Natur durch Gewinn oder Verlust irdisch persönlich anzugehören, erwirbt er 1798 ein eignes Landgut.

*

Zwei Grundtatsachen hatten sich Goethen schon auf den frühesten Stufen seines Forschens im Buche der Natur erschlossen. Die erste, die Voraussetzung jeder andern, war die der lückenlosen Einheit des Weltenbaues, die Einheit vor allem der belebten Welt. Auf den Höhen und in den Tiefen, am Schädel und Gehirn des Menschen wie in den Eingeweiden des Wurmes, sucht er ‚das ewig Eine, das sich vielfach offenbart, klein das Große, groß das Kleine, alles nach der eignen Art'. Wo ihn die Geschäfts- oder Büchermenschen nur

müßig-neugierig umherklettern sehen, da heißt es bei ihm: ‚Hier bin ich auf und unter den Bergen, *suche das Göttliche in herbis et lapidibus*‘ (an Jacobi, 9. 6. 1785). Alles ist gleich und alles ist verschieden; über allem thront die höhere Einheit, die es zu erkennen gilt. Die unabsehbare Welt der Erscheinungen ist doch nur *eine*, sie alle sind Kundgebungen des unerforschlichen Natur-Alls, der Gott-Natur, sind der Gottheit lebendiges Kleid:

Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern:
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz.

Erschütternd wirkt der Eintrag schon des Zwanzigjährigen in sein Straßburger Merkbuch: ‚Wir erkennen Gott nur durch die Natur. *Alles was ist, gehört notwendig zum Wesen Gottes*, da Gott das einzig Seiende ist‘. So unabänderlich wirkt in ihm selbst das Gesetz, wonach er angetreten, sein langes wechselvolles Leben hindurch. ‚So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.‘ Gott und Natur stehen einander nicht gegenüber, nicht eines über dem andern, sondern sie sind ein und dasselbe, und Goethe prägt für diese allumfassende Einheit das Wort *Gott-Natur*:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?

Und an der Philosophie läßt er nur das gelten, was ‚unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöhet, sichert‘.

Einmal überzeugt von der Einheit aller Wesen, macht Goethe keinen Unterschied zwischen Groß und Klein, denn die Natur kennt keinen. Ob es sich um den Bau des Menschen oder des Flossenkrebses, den Schädel des Walfisches oder die Verpuppung der Wolfsmilchraupe handelt, alles ist von gleicher Wichtigkeit, denn aus allem spricht zu ihm die *Einheit des Lebendigen*.

Aus der Einheit fließt das zweite Urgesetz: *die Entwicklung*. Sie allein erklärt ja die Mannigfaltigkeit gegenüber der Gemeinschaft des Bestehenden. Bis zu Goethe hatten fast alle Forscher ein unveränderliches Fertigsein aller Naturgebilde und ihrer einzelnen Glieder angenommen. Man hatte gezählt, geordnet, getrennt, — ein einheitliches Naturgesetz blieb in der Überfülle der Erscheinungen unerkennbar. Hier nun beginnt *Goethes bahnbrechende Entdeckertätigkeit*. Beseelt von dem Glauben an die Einheit der Welt als einer Ausstrahlung der mit ihr wesensgleichen Gottheit, schaute er alle Einzelgebilde als verwandt, aus einander geformt, unbegrenzt wandlungsfähig an und wurde so zum ersten Meister der *Entwicklungslehre*. Mehr als 60 Jahre vor Darwin hat Goethe mit geringern Hilfsmitteln, ohne Vorgänger und Mitarbeiter, gegen den Widerstand der gesamten besoldeten Wissenschaft in Ämtern und Würden, den Grundbau geschichtet, über dem sich jetzt die stolze Kuppel der Naturlehre, die von der Entwicklung, emportürmt. Zuerst von all den Tausenden, die sich dem Erforschen der Natur gewidmet, hat Goethe ‚die ewige Mobilität aller ihrer Formen‘ erkannt. Zuerst einen Satz ausgesprochen wie diesen in den ‚Vorträgen über eine allgemeine Einleitung in die vergleichende Anatomie‘ von 1796:

Dies alſo hätten wir gewonnen, ungeſcheuet behaupten zu dürfen, daß alle vollkommneren organiſchen Naturen, worunter wir Fiſche, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzten den Menſchen ſehen, alle nach einem Urbilde geſarmt ſeien, das nur in ſeinen ſehr beſtändigen Teilen mehr oder weniger hin und her weicht und ſich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.

[Ähnlich in den Apharismen, 1807]: Die Natur kann zu allem, was ſie machen will, nur in einer Folge gelangen: ſie macht keine Sprünge. Sie könnte z. B. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere vorausgingen, auf denen ſie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heraufſteigt.

Und mit einem kühnen Aufſchwung des ſeheriſchen Dichters im Naturforſcher wagt Goethe die Andeutung: ‚Wer weiß, ob nicht auch der ganze Menſch wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele iſt?‘ Hierin trifft er wunderbar mit einem Gedanken Leſſings in ſeiner ‚Erziehung des Menſchengeſchlechts‘ zuſammen.

Helmholtz hat über dieſe ganze Seite in Goethes Entdeckerleben geurteilt (1853): ‚Jedenfalls gebührt Goethen der große Ruhm, die leitenden Ideen zuerſt vorausgeſchaut zu haben, zu denen der eingeſchlagene Entwicklungsgang der Wiſſenſchaften hindrängte und durch welche deren gegenwärtige Geſtalt beſtimmt wird.‘

Die zünftigen, d. h. feſtangeſtellten und feſtbeſoldeten naturwiſſenſchaftlichen Zeitgenoſſen Goethes ſahen ihn nicht für voll an. Sie hätten ſchwerlich einen andern Grund anführen können als den, daß er ein Dichter, ein Miniſter ſei, kein zum Naturforſchen allein durch Beſtallung verpflichteter und dafür bezahlter Univerſitätsbeamter. Daß er ſich mit der Natur auf die gleiche ſtrengwiſſenſchaftliche Weiſe, mit denſelben Hilfsmitteln beſchäftigte wie ſie, hätten ſie leicht erfahren, ja an dem ſchlichten Vortrag ſeiner Beobachtungen merken können. Die heutige Naturwiſſenſchaft zählt Goethe unter ihre erſten Bahnbrecher; unſre größten Forſcher haben ſeinen und ſeiner Entdeckungen hohen Rang anerkannt. Für Goethe war die Fähigkeit des Menſchen, Entdeckungen zu machen, eine ‚aus dem Innern am Äußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt‘. Er iſt einer der vielen Beweiſe, daß ohne Phantaſie ſelbſt die Wiſſenſchaft nur ein ſammelnder, nicht ſchöpferiſch entdeckender Trieb iſt. Wie berechtigt Goethes alle ſeine Eingeweide bewegende Freude am Auffinden der Knochennähte eines Schafſchädels war, das beſtätigt das Endurteil von Helmholtz:

Ein glücklicher Blick auf einen halbgeſprengten Schafſchädel, welchen Goethe im Sande des Lido von Venedig 1790 zufällig fand, lehrte ihn auch den Schädel als eine Reihe ſtark veränderter Wirbel aufzufaſſen. — Über die Zahl und die Zuſammenſetzung der einzelnen Schädelwirbel ward und wird noch viel geſtritten, der Grundgedanke hat ſich aber erhalten.

Nach Virchow geht Goethes Entdeckung im weſentlichen darauf hinaus, daß die knöcherne Kapſel, welche das Gehirn umſchließt, nach demſelben Grundtypus zuſammengeſetzt und aufgebaut iſt wie die knöcherne Röhre, welche das Rückenmark umlagert, ſo daß jene Kapſel, der Schädel, eine höhere Entfaltung dieſer Röhre, des Rückgrates oder der Wirbelſäule, darſtellt, gleichwie das Gehirn ſelbſt als eine höhere und vollkommenere Entfaltung des Rückenmarkes zu betrachten iſt.

Virchow bekannte, seine Ansichten über die Schädelbildung der Wirbeltheorie zu verdanken, die Goethe geschaffen habe. Ähnlich haben die Naturforscher Johannes Müller und Alexander von Humboldt zugestanden, von Goethe entscheidende Antriebe für ihre Untersuchungen empfangen zu haben.

Ja Goethe war, wie ein Vorläufer Darwins, so schon ein Vorwegnehmer der Virchowschen Zellenlehre. In einem seiner Aufsätze ‚Zur Botanik', in dem Vorwort des ersten Heftes ‚Zur Morphologie', steht der ahnungsvolle Satz:

Wir machen auf eine Maxime des Organismus aufmerksam, die wir folgendermaßen aussprechen. Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung aan lebendigen selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind teils ursprünglich schan aerbunden, teils finden und aereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Praduktion auf alle Weise und nach allen Seiten.

Hätte Goethe schon damals ein vervollkommnetes Mikroskop besessen, so hätte er geschaut, was er nur ahnen konnte, und hätte Virchows Entdeckung um mehr als ein halbes Jahrhundert beschleunigt.

*

Der Kern der Goethischen Pflanzenmetamorphose steckt in dem Satz des Tagebuches: ‚Hypothese. Alles ist Blatt, und durch diese Einfachheit wird die größte Mannigfaltigkeit möglich', was an andrer Stelle die Form bekommt: ‚Sämtliche Blütenteile der Pflanze sind umgeformte Blätter.' Auf der Reise nach Italien, in Padua, wird ‚jener Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne'. Wahrscheinlich ist er durch einen Satz bei Linné: ‚Principium florum et foliorum idem est' (Das Grundwesen der Blüten und der Blätter ist dasselbe) darauf gekommen, nur daß bei Linné die Gedankenkette hiermit zu Ende war, bei Goethe anfing. Auch hierüber wollen wir einen andern Fürsten der Wissenschaft hören. Helmholtz faßt Goethes Verdienst um die Entwicklungslehre von der Pflanzenwelt zusammen:

Die meisten Organismen zeigen eine vielfältige Wiederhalung einzelner Teile. Am auffallendsten ist das bei den Pflanzen; eine jede pflegt eine große Anzahl gleicher Stengelblätter, gleicher Blütenblätter, Staubfäden usw. zu haben. Gaethe wurde zuerst, wie er erzählt, beim Anblick einer Fächerpalme in Padua darauf aufmerksam, wie mannigfach die Übergänge zwischen den aerschiedenen Farmen der sich nacheinander entwickelnden Stengelblätter einer Pflanze sein können, wie, statt der ersten einfachsten Wurzelblättchen, mehr und mehr geteilte Blätter und schließlich die zusammengesetzten Fiederblätter sich entwickeln; es gelang ihm auch später, die Übergänge zwischen den Blättern des Stengels und denen des Kelches und der Blüte, zwischen letzteren und den Staubfäden, Nectarien und Samengebilden zu finden und so zur Lehre aon der Metamarphose der Pflanzen zu gelangen, welche er 1790 veröffentlichte. Auch diese Anschauungsweise Goethes ist gegenwärtig in der Wissenschaft aallständig eingebürgert und erfreut sich der allgemeinen Zustimmung der Bataniker, wenn auch über einzelne Deutungen gestritten wird, z. B. ob der Samen ein Blatt oder ein Zweig sei.

Und abschließend heißt es bei Helmholtz:

Unverkennbar stützt sich Darwins Theorie von der Umbildung der organischen Formen vorzugsweise auf dieselben Analogien und Homologien im Baue der Tiere und Pflanzen, welche der Dichter, als der erste Entdecker, zunächst nur in der Form ahnender Anschauung seinen ungläubigen Zeitgenossen darzulegen versucht hatte.

Nur beiläufig sei bemerkt, daß Goethes geologische Grundlehre von der Veränderung der Erdrinde durch langsame Wirkungen in ungeheuren Zeiträumen noch bei seinen Lebzeiten bestätigt wurde durch den Begründer der neueren Geologie Charles Lyell, in dessen Principles of Geology (1830), von denen Goethe leider nichts erfuhr. Ebenso daß Goethe schon vor Darwin genaue Versuche mit den Insekten-fressenden Pflanzen anstellte.

Helmholtz hat neidlos ausgesprochen, aus welcher stärksten Wesenswurzel Goethes Forscherglück erblühte: aus der des Poeten als des ersten Entdeckers, aus ‚des Menschen Geist im Dichter offenbart'. Goethe untersuchte wie der strengste Fachgelehrte und folgerte wie ein die Zusammenhänge unmittelbar schauender Dichter: dies machte ihn zum größten Naturforscher seiner Zeit, zu einem der ersten aller Zeiten. Der Dichter verleugnet sich in wenigen seiner naturwissenschaftlichen Schriften ganz. Von dem herrlichen lyrischen Prosagedicht ‚Die Natur' (S. 371; Werke 16, 159) bis zur ‚Farbenlehre' hören wir aufmerksamen Ohres immer den Unterton des Dichters, der über dem beherrschten Gegenstande schwebt. Die deutschen Fachgelehrten, die zumeist von jeher, außer elendem Deutsch, Dunkel, Trockenheit und Langeweile für die sichersten Beweise der Wissenschaftlichkeit einer Darstellung gehalten haben, nahmen schon an der Vorrede der ‚Farbenlehre' Anstoß, worin es hieß: ‚Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten. Die Farben sind die Taten des Lichts, Taten und Leiden.'

Goethen ging der mathematische Sinn ab, eine den Überschätzern der Mathematik immer wieder entgegenzuhaltende Tatsache. Auf diesen Mangel sind Irrtümer zurückzuführen, besonders in der Farbenlehre; doch wie überreich werden sie aufgewogen durch seine Entdeckungen, die grade aus seiner unmathematischen Betrachtungsweise flossen. So scharf wie mit menschlichen Augen nur möglich, doch zugleich so dichterisch wie nur ihm möglich, blickte er auf die Erscheinungen der Natur. Dichterisch ist seine lebendige Freude an allen ihren Gebilden. In Venedig sieht er an den Häusermauern die Taschenkrebse emporkrabbeln, vor denen sich die meisten Reisenden ekeln, und ruft ‚herzlich entzückt' aus: ‚Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding!' In der Schweiz erblickt er 1797 einen vom Efeu umklammerten absterbenden Apfelbaum, und ihm erblüht daraus die ergreifende Elegie Amyntas (S. 563). Er schaut einer purpurnen Abendwolke nach, und das lieblich-traurige Bild Euphrosynens schwebt aus ihr hervor. So entstand ihm aus einem Nebeltage an der Saale bei Jena die ‚Zueignung: Der Morgen kam'; ‚Die Idee dazu habe ich hier im Tale gefunden.'

Die Naturforschung war Goethen nichts außerm Zusammenhang mit der Kunst Stehendes. Sein welterobernder Trieb zur Einheit und Ganzheit schlug ihm die Brücken zwischen den Geheimnissen der Natur und der Bildnerei in jeder Form. Einen ganzen Versroman über das Weltall hat er einmal geplant, wohl in der Art des Gedichtes ‚Metamorphose der Pflanze'. Ohne Naturwissenschaft keine Wissenschaft vom Menschen:

Hätt' ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben, so hätt' ich die Menschen nie kennen lernen. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird es dem Ernsten, Redlichen gar bald deutlich, was das für Personnagen sind, die der Natur Unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht, und sogar wenn sie vom Menschen schon ausgesprochen ist. (An Zelter, 29. 1. 1831.)

Ja, dieser große Künstler, der in Rom zum erstenmal zwischen den Kunstschätzen des Altertums und der Renaissance schwelgt, er stellt die Werke der Natur noch über das vollkommenste Kunstwerk von Menschenhand:

Das geringste Produkt der Natur hat den Kreis seiner Vollkommenheit in sich, und ich darf nur Augen haben, um zu sehen, so kann ich die Verhältnisse entdecken, ich bin sicher, daß innerhalb eines kleinen Zirkels eine ganze, wahre Existenz beschlossen ist. Ein Kunstwerk hingegen hat seine Vollkommenheit außer sich, das ‚Beste' in der Idee des Künstlers, die er selten oder nie erreicht, die folgenden in gewissen angenommenen Gesetzen, welche zwar aus der Natur der Kunst und des Handwerks hergeleitet, aber doch nicht so leicht zu verstehen und zu entziffern sind als die Gesetze der lebendigen Natur. Es ist viel Tradition bei den Kunstwerken, die Naturwerke sind immer wie ein erstausgesprochenes Wort Gottes. (An die Herzogin Luise, Rom, 23. 12. 1786.)

Und weil das so ist, darum kann der Freude am Forschen kein Ende sein. Ganz wie Lessing von den Geheimnissen der Geisteswissenschaften geschrieben hatte, daß nicht im Ergebnis, sondern im Wege der Genuß des Forschers liege, so heißt es bei Goethe (1818 an Voigt): ‚Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte. Wir wüßten für Unteilnahme und Langerweile nicht, was wir anfangen sollten.'

*

Kein Zweig seiner Naturstudien hat ihm so viel Freude, zugleich aber so viel Ärger bereitet wie seine neue **Farbenlehre**. Sie allein hat zeitlich gerechnet mehr Arbeit gekostet als beide Teile des Faust. Auf der Höhe des Dichterruhmes war Goethe stolzer auf seine Farbenlehre als auf irgendeine andre Leistung. ‚Für alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute.'

Ein Abwägen des Wertes von Goethes Farbenlehre gegenüber der seines bedeutendsten Vorgängers, Newtons, und ein wissenschaftlicher Nachweis des Irrtums, in dem Goethe befangen war, ist hier unmöglich, weil dazu nur ein Fachmann hohen Ranges fähig wäre; doch zum Glück überflüssig, weil es zur Beurteilung Goethes gar nicht drauf ankommt, ob er Recht oder Unrecht gehabt.

Für uns Laien ist sein unablässiges Forschen die Hauptsache, nicht seine Lehre. In einem Briefe vom 15. Juli 1793 faßte er für den Laien Jacobi den Kern des Gegensatzes so zusammen:

Newtonsche Lehre: Das Licht ist zusammengesetzt: heteragen.
Resultate meiner Erfahrungen: Das Licht ist das einfachste, unzerlegbarste, homogenste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt.

Die heutige Wissenschaft ist darüber einig, daß Goethe sich in der Farbenerklärung geirrt hat. Auch hier hat Helmholtz die Leistungen und Endlichkeiten Goethes feinsinnig festgestellt:

Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in Anschauungsbildern sich ergehenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt; wo nur die bewußt durchgeführte induktive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert. Aber wiederum, wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältnis der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen.

Goethes Irrtum in der Farbenlehre und die leidenschaftliche Art seiner Kämpfe um sie wird von Helmholtz erklärt und entschuldigt: ‚Seine Farbenlehre müssen wir als den Versuch betrachten, die unmittelbare Wahrnehmung des sinnlichen Eindrucks gegen die Angriffe der Wissenschaft zu retten.‘ Es war das der Geistestrieb, der Goethen über Fragen der Tonwelt schreiben ließ: ‚Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers?‘

In den Kämpfen für seine Farbenlehre gegen die ganze fachwissenschaftliche Gemeinde ist Goethe bis an die Grenzen des Unliebenswürdigen und drüber hinaus gegangen; hier ist er von einem streitbaren, rechthaberischen deutschen Professor nicht zu unterscheiden. Er, der Duldsame, gebraucht gegen seine Widersacher Ausdrücke wie ‚unglaublich unverschämt, baarer Unsinn, Hokuspokus, Taschenspielerei, Newtanscher siebenfarbiger Schmutz, Lüge‘ usw. Schon vor der Farbenlehre war er auf die Herren von der akademischen Gilde sehr übel zu sprechen: ‚Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinnen ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon gesagt hat‘ (an Merck, 8. 4. 1785). Und Soret erzählt aus vertrautem Umgang: ‚Er nimmt Bemerkungen über seine literarischen Arbeiten gern entgegen, während er ärgerlich wird, wenn man seine wissenschaftlichen Meinungen anrührt; dann kommt Feuer in das Pulverfaß, und man muß eine schreckliche Explosion befürchten.‘ Was ihn empörte, ihn zur Wut entflammte, war das dünkelhafte Totschweigen seiner Arbeiten durch den beamteten Fachklüngel. Sachliche Angriffe auf seine Farbenlehre hätte er ertragen, sie hätten ihn zu tieferem Nachprüfen gezwungen. Das akademische Totschweigen, unter dem nachmals Schopenhauer so furchtbar gelitten hat, reizte ihn aufs äußerste. In dieser einzelnen Frage hat er sich geirrt; dauernd gültig geblieben sind seine Äußerungen über das Verhalten der ‚Gilden und Sozietäten‘:

Zwei Oktav-Bände und ein Quart-Heft sind seit dreiundzwanzig Jahren [Farbenlehre] gedruckt, und es gehört zu den wichtigsten Erfahrungen meines hohen Alters,

daß seit jener Zeit die Gilden und Sozietäten sich dagegen immer wehren und in gräulicher Furcht davor begriffen sind. Sie haben Recht! und ich lobe sie darum. Warum sollen sie den Besen nicht verfluchen, der ihre Spinnweben früher oder später zu zerstören Miene macht. Damals schwieg ich, jetzt will ich doch einige Worte nicht sparen. — Was ist ein Minister anders als das Haupt einer Partei, die er zu beschützen hat und von der er abhängt? Was ist der Akademiker anders als ein eingelerntes und angeeignetes Glied einer großen Vereinigung? Hinge er mit dieser nicht zusammen, so wär' er nichts; sie muß aber das Überlieferte, Angenommene weiter führen und nur eine gewisse Art neuer, einzelner Beobachtungen und Entdeckungen hereinlassen und sich assimilieren, alles andre muß beseitigt werden als Ketzerei. (An Zelter, 4. 2. 1832.)

Goethes Farbenlehre wird von Laien nicht gelesen, von Fachleuten wenig beachtet. Daß selbst in dem wissenschaftlichen Teile manche Perle verborgen liegt, zeigt ein Satz, der wie von heute klingt: ‚762. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondere Gemütsstimmungen geben.' Und wenigstens den Entwurf einer Farbenlehre (Werke 16, 234) und die Geschichte der Farbenlehre (Werke 16, 240) sollte jeder Verehrer Goethes einmal lesen: er wird darin überall auf Abschnitte treffen, die zu Goethes vollendeter darstellender Prosa gehören, und wird Belehrung in edelster Form dazu gewinnen.

Angeschlossen wird hier eine kleine Auslese solcher naturwissenschaftlicher Schriften Goethes, die auch der Laie mit Genuß, zumeist mitverstehend, lesen kann. Zur Morphologie: Metamorphose der Pflanze; Geschichte meines botanischen Studiums; Einwirkung der neuern Philosophie; Bedeutende Fördernis usw. — Zoologie: Versuch über die Gestalt der Tiere; Abhandlung über den Zwischenkieferknochen beim Menschen. — Mineralreich: Über den Granit. — Allgemein: ‚Die Natur' (vgl. S. 371). Hierzu vergleiche man die Aufsätze unter C im 16. Bande der Werke.

*

Nur noch einmal in der Weltgeschichte hören wir von einem großen Künstler, der zugleich ein großer Forscher gewesen: von Lionardo da Vinci. Goethe empfand seine Verwandtschaft mit diesem Meister, dessen ‚Tiefsinn gar bald bemerkte, daß hinter der äußeren Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimnis verborgen liege, nach dessen Erkenntnis er sich unermüdet bestreben sollte'. An Goethes wissenschaftlichem Fürstenrange kann kein Zweifel bestehen, und hätte er sich nicht als Dichter unsterblichen Ruhm erworben, die Geschichte der Naturerkenntnis würde seinen Namen unter die berühmtesten reihen. Auch daran wird hier nicht gerüttelt, daß Goethes Gesamterscheinung durch seine wissenschaftliche Forscher- und Entdeckertätigkeit ins Großartige, fast Übermenschliche emporragt. Vollends braucht keinem Leser von Goethes Gedichten gesagt zu werden, welche erhabenen Psalmen vom Wesen und Wirken der Natur wir seinem wissenschaftlichen Forschen verdanken: dessen ist vor allem Zeuge die Gruppe ‚Gott und Welt' (Werke 2, 229). Goethe blieb stets durchdrungen, daß alle echte Wissenschaft etwas Künstlerisches, ja Dichteri-

sches haben müsse, daß ‚alle Wissenschaft der Menschheit aus der Poesie hervorgegangen sei und ewig [mit ihr] zusammenhängen müßte'.

Trotzdem ist die Frage erlaubt: waren Goethes naturwissenschaftliche Leistungen für die Menschheit von höchster Notwendigkeit? Wurde nicht das Gesamtergebnis dieses kostbaren Lebens eher vermindert als vermehrt durch das Aufopfern so vieler Jahre, darunter noch sehr schaffenskräftiger, für menschliche Errungenschaften, die auch ohne Goethe sicherlich einmal gewonnen worden wären? Er selbst war keineswegs immer so überzeugt, daß er recht getan, sein Leben zwischen Kunst und Wissenschaft zu teilen. An Meyer schreibt er verblüffend: ‚Für uns anderen, die wir doch eigentlich zum Künstler geboren sind, bleiben doch immer die Spekulation sowie das Studium der elementaren Naturlehre falsche Tendenzen.' Was Goethe mit ‚falschen Tendenzen' meint, steht auf S. 916. Wenn er aus Neapel schreibt: ‚Eigentlich sollte ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden, ich würde manches auffinden, was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte', so hat ja die Folge die Richtigkeit dieser Voraussage erwiesen. Dennoch bleibt es wahr, daß Goethes Forschen und Finden, so natürlich für die Urtriebe seines Wesens, für die Menschheit keine unabweisbare Notwendigkeit war. Jede seiner Entdeckungen, auch die großartigste, die von der Einheit und Entwicklung der Lebewesen, wäre ohne ihn gemacht worden; ja sie ist unabhängig von ihm gemacht worden, vor ihm und nach ihm! Darwin kannte nur einen Dichter Goethe, als er sein Werk vom Ursprung der Arten schrieb, den Naturforscher Goethe nur vom Hörensagen; und Goethe selbst hat erst nach seiner Entdeckung des menschlichen Zwischenkiefers einen früheren Entdecker, den Franzosen Vicq d'Azyr, aufgefunden und ins Licht gestellt. Ja schon 1764 war ein, Goethen lange unbekannt gebliebener, Kaspar Friedrich Wolff auf die Metamorphose der Pflanzen gekommen, was Goethe später öffentlich mitteilte.

Wie sollte es auch anders sein! Die Rätsel der Natur sind ja immer und für jeden da, und unter den Zehntausenden von Forschern aller Zeiten und Völker wird sich irgend einmal einer, oft genug zwei zugleich, finden, denen die Natur ihr Geheimnis offenbart. Hierzu braucht es nicht jener allerseltensten Eigenschaften, wie sie nur im Dichter beisammen sind, sondern der zwar wertvollen, doch minder seltnen, wie sie die Wissenschaft, auch die höchste, fordert. Was Goethe fand oder nicht fand, mußten früher oder später Männer der Wissenschaft finden, und haben es gefunden, die — vielleicht nicht zu Hunderten, aber zu Dutzenden geboren werden. Jedes Kunstwerk hingegen, das Goethe um einer naturwissenschaftlichen Untersuchung willen unvollendet oder ungeschrieben ließ, bleibt für alle Ewigkeit ungeschaffen, und kein um ein Menschenalter beschleunigter Fortschritt der Wissenschaft tröstet uns über diesen unersetzbaren Verlust an ewiger Kunst. Die Lehre vom Blatt als der Urpflanze war mehr als 20 Jahre vor Goethe verkündet worden; sie wäre, auch ohne seine fruchtbaren Beobachtungen in Padua und Palermo, nicht untergegangen. Das köstliche in Sizilien aufgekeimte Gewächs aber des Trauerspiels einer adligen Mädchenseele, das

durch die Metomorphose der Pflonze verdrängt wurde, die Nouſikoo, iſt der Menſchheit für immer verloren. Goethe, das wiſſen wir, konnte nicht onders; daß er ſo mußte, iſt ein Schmerz, den keine noch ſo geſchichtliche Betrachtungsweiſe zu lindern vermog.

*

Sein Verhöltnis zur Philoſophie hat Goethe ausführlich in dem Aufſotz ‚Einwirkung der neuern Philoſophie‘, in den Nachträgen zur Metomorphoſe der Pflanze, dorgeſtellt. Er beginnt:

Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen genötigt war, mußte mich auf eine Philoſophie führen, durch die ich die Meinungen der Philoſophen, eben auch als wären es Gegenſtände, zu faſſen und mich daran auszubilden ſuchte.

Die letzten Gründe dieſer Unzugönglichkeit für die Philoſophie als rein gedankliche Welterklärung woren hauptſöchlich zweierlei. Ihm log vor allem andern an den Gegenſtönden, nicht on den Begriffen; und er haßte die Wortmocherei, die von dem philoſophiſchen Sprachgebrauch, zumol in Deutſchland, unzertrennlich wor und iſt: ‚Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten, Mit Worten ein Syſtem bereiten‘, und: ‚Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört, Es müſſe ſich dabei doch auch was denken loſſen‘. Schon der Dichter des Urfauſt läßt ſeinen Mephiſto ſpotten:

Nachher von allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphyſik machen,
Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt,
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.

Er wußte, daß die philoſophiſch geſchulteren Freunde ihn als Philoſophen über die Achſel anſohen, mochte ſich aber nichts draus: ‚Ich hobe immer mit ſtillem Löcheln zugeſehen, wenn ſie mich in metaphyſiſchen Geſpröchen nicht für voll onſohen; do ich aber ein Künſtler bin, ſo kann mir's gleich ſein‘ (Oktober 1786 aus Italien). Und zum Konzler Müller noch 1827: ‚So viel Philoſophie, als ich bis zu meinem ſeligen Ende brouche, habe ich noch allenfalls; eigentlich brauche ich gor keine.‘ Hatte er doch die Noturwiſſenſchaft, die ihm alle Philoſophie oufwog. Welch eine Beruhigung gewöhrte ihm dos ‚Lehrbuch der Anthropologie‘ des Arztes Heinroth in Leipzig, der on Goethe das gegenſtändliche — dos Wort ſelbſt iſt von Compe — Denkvermögen gerühmt hatte (Werke 16, 208). Ein Denker von dieſer Art bedarf der gedanklichen Philoſophie ollerdings weit weniger als ſolche, denen die Gegenſtönde fremd oder im Nebel bleiben.

Ausſprüche grundſätzlichen Widerwillens gegen die Metophyſik ziehen ſich durch Goethes ganzes Leben. Beſonders in den Briefen on Fritz Jacobi, der ſich ouf ſeine Philoſophie etwas zugute tat, begegnen wir dieſer ſpottſüchtigen Abneigung immer wieder, z. B. im Moi 1786: ‚An dir iſt überhaupt vieles zu beneiden! — Dagegen hat dich ober auch Gott mit der Metaphyſik geſtroft und

dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde.' — ‚Was machst du, alter Metaphysikus?' scherzt späterhin Goethe. ‚Wenn dir mit Infusionstierchen gedient wäre, könnte ich dir einige Millionen verabfolgen lassen.' — Oder einmal: ‚Ehe ich eine Silbe μετὰ τὰ φύσικα [über die Natur hinaus, daher ‚Metaphysik'] schreibe, muß ich notwendig die φύσικα [Naturdinge] besser absolviert haben.'

Gegen die Kerle, die da spekulieren, indessen ringsumher die grüne Weide des Lebens lacht, entsandte schon der 25jährige die Pfeile seines Hohnes. Nach früher, aus Straßburg, schrieb Goethe einem jungen Freunde: ‚Wenn ich Ihnen raten darf, so werden Sie mehr Vorteil finden, zu suchen, wo Schönheit sein möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist.' Man erinnere sich auch seiner Verse im Faust über die Logik als Unterricht im Denken, über ihre ‚spanischen Stiefeln', einer Ansicht, der er bis zuletzt treu blieb:

Wie hast du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, du habest es gut vollbracht.
Mein Kind, ich hab es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Die ‚cimmerischen Nächte der Spekulation' flößen ihm Grauen ein, und er bestreitet allen philosophischen Systemen die Möglichkeit, zur Wahrheit zu gelangen: ‚Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Anschauungen liegt die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen.'

Will man Goethe für irgendein sogenanntes System philosophischer Weltauffassung in Anspruch nehmen, dann muß er ein Spinazist heißen. Er wurde nicht erst Spinazist, nachdem er ihn gelesen, was zuerst 1773 geschah; er war es, bevor er einen Band von Spinoza in die Hände genommen, wenngleich er vordem aus Unkenntnis das törichte Vorurteil jener Zeit über den ‚Atheisten Spinoza' nachgesprochen hatte. Goethe hat als die drei Männer, die auf ihn den stärksten Einfluß ausgeübt, Shakespeare, Spinoza und Linné bezeichnet (1816 an Zelter), und von diesen Dreien ist er bis ans Ende des Lebens nur dem Philosophen von Amsterdam ganz getreu geblieben. ‚Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten [Spinoza] und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt.' Im Nachlaß hat sich eine kurze ‚Philosophische Studie' aus den letzten Jahren vor der italienischen Reise gefunden, die einen Gedanken Spinozas ausführt, das Dasein Gottes bedürfe keines Beweises, denn das Dasein selbst sei Gott.

Am wertvollsten war ihm Spinozas Ethik; auf verschiedenen Lebensstufen hat er sich mit immer erneutem sittlichem Entzücken gelesen; und Spinozas menschlicher Kern: Entsagung ohne Weltverzicht, Reinigung von Leidenschaften, und gar die großartige Uneigennützigkeit, die in dem Satze gipfelt: ‚Wer Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe', rissen ihn zur Bewunderung hin.

Das die Geisterwelt bewegende philosophische Ereignis seiner Zeit war Kant. Ihm konnte Goethe nicht entgehen: Jena war der Hochsitz der Kantischen Philo-

sophie, Schiller ihr Hauptprophet. Goethe berichtet uns selbst in dem Aufsatz ‚Einwirkung der neuern Philosophie' (Werke 16, 202), auf welche Weise er sich nach und nach mit Kants Hauptwerken vertraut zu machen gesucht hatte, zum großen Teil schon vor seiner Freundschaft mit Schiller. Kants Kritik der reinen Vernunft (1781) hatte er zunächst nicht gelesen; die unvermeidlichen Gespräche darüber hatten ihn eher abgeschreckt. Dagegen bekennt er, der Kantischen Kritik der Urteilskraft ‚eine höchst frohe Lebensepoche schuldig' zu sein. Am meisten sagte ihm Kants Verwerfung der ‚Endursachen' zu, der sogenannten ‚teleologischen' Welterklärung; und daß Kant auch aus der Kunst allen bewußten Zweck ausgeschieden haben wollte, dessen freute sich Goethe:

Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten [der Kunst und der Natur] sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. Ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen.

Ähnlich, noch zugespitzter, heißt es in der ‚Campagne' von Kants Beiseitestellung der ‚Endursachen', dieser habe damit andeuten wollen: ‚ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt, und der Wert eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden.' — Nebenbei sei bemerkt, daß Kant sich nie im geringsten um Goethe gekümmert hat.

Dazu kam Kants Sittenlehre. Den ‚kategorischen Imperativ' der Pflicht eignete er sich als wohlvorbereiteter Spinozist sogleich an und dankte ihm überdies, daß er ihn vor dem Überschätzen der rein persönlichen Betrachtung der Dinge bewahrt habe. Auch in dem Dankwort an Schiller, den Schüler Kants: ‚Sie haben mich von der allzu strengen Beobachtung der äußerlichen Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anschauen gelehrt' — spricht sich diese Sinnesart freimütig aus.

Den Hauptgegensatz zwischen Kants und Goethes philosophischer Welterklärung bildete der Gottbegriff. Kant trennte die Welt in Anschauendes und Angeschautes; für Goethe gab es nur eine Welt, die Einheit von Gott und Natur, somit von Gott und Mensch. Als den ‚Grund seiner ganzen Existenz' bezeichnete er die ‚reine, tiefe, angeborene und geübte Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte'. Schon in Straßburg hatte er sich über Giordano Bruno, den italienischen Blutzeugen des Pantheismus und Vorläufer Spinozas, in sein Merkheft geschrieben: ‚Je ne trouve ni d'impiétés ni d'absurdités dans les passages qu'il cite' (nämlich Bayle aus Brunos Schriften). Dann folgt die schon erwähnte italienische Stelle aus Bruno selbst vom Uno, Infinito, Ente (S. 214). Unfaßbar, ja entsetzlich schien ihm ein außerweltlicher Gott, und am Abend seines Lebens dichtete er das Glaubensbekenntnis:

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Diese Auffassung von der Gottheit ist darum nicht minder Goethes Eigentum, weil sich ein fast wörtlich gleicher Satz bei Platon findet.

Den Mittelpunkt seiner Weltauffassung hat Goethe ausgesprochen in einem Brief über jenes ‚Fragment von der Natur' (S. 371) an den Kanzler Müller (24. 5. 1828):

Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht [im Vergleich mit einer noch jugendlicheren] einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man sieht [in jenem ‚Fragment'] die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist. — Die Erfüllung aber ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen.

Für die Polarität aller Erscheinungen, für das immerwährende Anziehen und Abstoßen gebraucht Goethe noch die Kunstwörter für die Herztätigkeit: Systole und Diastole (Zusammenziehung und Ausdehnung), denkt dabei an Einatmen und Ausatmen, erklärt sich das gesamte Naturleben als solch ein alldurchdringendes Pulsen. In der Farbenlehre (§ 739) wird dies zusammengedrängt in das Weltbekenntnis: ‚Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.'

Diese Erklärungsweise dehnt Goethe auf das Geistesleben aus: ‚Die Systole und Diastole des menschlichen Geistes (Synthese und Analyse) war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend.'

Tiefdurchdrungen war Goethe von der Unmöglichkeit, Ursprung und Idee der Welt zu erfassen. Man könne sich ‚der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum Grund liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge'. Vor der ungelösten Schwierigkeit, Idee und Erfahrung mit einander zu verbinden, flüchtet sich Goethe ins Bereich der Dichtkunst und wandelt eine berühmte Stelle des Faust in die Verse um:

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Daß Goethe mit seinem Glauben an die Einheit der Welt sich niemals von der Willensfreiheit des Menschen überzeugen ließ, ist selbstverständlich. Sie erschien ihm ein Unding, ja eine Lästerung der Gott-Natur. Sein wiederholt erwähnter Glaube an die unheimliche Kraft des Dämonischen hängt hiermit zusammen. Nicht minder seine Überzeugung von der Unabänderlichkeit des auf die Welt mitgebrachten Schicksals:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Daher auch seine große Duldsamkeit gegen Andre, die gleich ihm unterm Zwange ihrer unentrinnbaren Natur handelten, — im Gegensatze zu dem viel unduldsameren Schiller mit seinem Glauben an die menschliche Willensfreiheit.

*

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ein Naturforscher von der Höhe Goethes nicht **Religion** im Sinne irgendeiner der Offenbarungskirchen gehabt haben kann. Anderseits wird niemand, der Goethe wirklich aus Goethe kennt, bestreiten, daß er Religion in ihrem schrankenlosesten Sinne so viel oder mehr als irgendwer besessen hat. ‚Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie noch religiös sind', heißt ein Wort Goethes (26. 3. 1814, zu Riemer). In einer seiner Jugendschriften, dem ‚Brief des Pastors' (vgl. S. 227), läßt er seinen weitherzigen Priester an einen engherzigen Herrn Konfrater schreiben:

Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus, auf einem kleinen Stückchen Welt, eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit. — Ich subtilisiere die Materie nicht, denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

So alt wie Goethes Ruhm ist der Vorwurf gegen ihn: Du hast kein Christentum. War Goethe ein Christ? Um mit Ja oder Nein zu antworten, müßte man genau wissen, wer heute ein Christ zu heißen verdient. Goethe hat sich für einen Christen gehalten: ‚Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet!' (zum Kanzler Müller). Allerdings waren ihm Christentum und christliche Kirche oder Kirchen gar sehr zweierlei. Man halte sich nicht an den

Wortlaut eines abſichtlich zugeſpitzten Satzes wie des an Lavater: ‚Ich bin zwar kein Widerchriſt, aber ein dezidierter Nichtchriſt‘, oder man füge hinzu, was Goethe und Lavater innerlich hinzufügten: Im Sinne der Kirche! Mit noch beſſerm Recht könnte man ſagen, was der Kloſterbruder von Nathan ſagt: ‚Ihr ſeid ein Chriſt, bei Gott ihr ſeid ein Chriſt, ein beſſrer Chriſt war nie!‘ — ‚Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut!‘ iſt doch wohl alles Chriſtentums Ausgang und Ziel, und Goethe hat das Wort nicht nur geſchrieben, ſondern gelebt. Eine Kirche von der Art der in den Evangelien gewünſchten, geahnten würde Goethen als einen ihrer Beſten anerkennen:

Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es iſt in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirkſam, die von der Perſon Chriſti ausging und die ſo göttlicher Art, wie nur je auf Erden erſchienen iſt. Fragt man mich, ob es in meiner Natur ſei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweiſen, ſo ſage ich: Durchaus. Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchſten Prinzips der Sittlichkeit. Mag die geiſtige Kultur nun immer fortſchreiten, mögen die Naturwiſſenſchaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachſen, und der menſchliche Geiſt ſich erweitern, wie er will, über die Hoheit und ſittliche Kultur des Chriſtentums, wie es in den Evangelien ſchimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. (Zu Eckermann, 11. 3. 1832.)

Der ‚Stern vom Oſten her‘, der ‚Held und Heilige auf Golgatha‘ iſt ihm Chriſtus, und mit dieſer Verehrung ſteht ſein bekanntes Wort gegen die drei verdrießlichen Dinge, darunter das Kreuz, nicht im Widerſpruch. Garnichts hat es mit Chriſtus und dem Chriſtentum zu tun; nur das ſich ihm überall aufdrängende formloſe, ſtarre Holzgeſtell war ihm entſetzlich, ‚das leidige Marterholz, das widerwärtigſte unter der Sonne‘ (an Zelter). Unſer feinſter Lyriker nach Goethe hat ſich in einem tiefernſten Gedicht ganz ähnlich ausgeſprochen: Storm! Und ſelbſt jenes Wort Goethes gegen das Kreuz war nur einer Augenblicksregung entfahren. Wäre er der Dichter mit der tauſendfachen Seele geweſen, wenn er nicht auch das ergreifende Symbol des Marterholzes verklärt hätte? In den ‚Geheimniſſen‘ ſtehen die Verſe:

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz und ſchlägt die Augen nieder.
Er fühlet neu, was dort für Heil entſprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt.

Ob Goethe an die Bibel glaubte? ‚Ich halte ſie lieb und wert; denn faſt ihr allein war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig, und die Begebenheiten, die Lehre, die Symbole, die Gleichniſſe, alles hatte ſich tief bei mir eingedrückt, es war auf die eine oder andre Weiſe wirkſam geworden‘ (Dichtung und Wahrheit). Nur ſoll man von ihm nicht den Glauben fordern an alle Geſchichten, die in der Bibel erzählt werden: ‚Du hältſt das Evangelium, wie es ſteht, für die göttlichſte Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Waſſer brennt und das Feuer löſcht, daß ein Weib ohne

Mann gebiert, und daß ein Toter aufersteht, vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur' (an Lavater, 9. 8. 1782). Ähnlich zu Eckermann: ‚Fragt man mich, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!'

Von dieser Denkart ist er niemals abgewichen, so duldsam er gegenüber jedem einfältig frommen Glauben war. Nur Widerwillen empfand er, ‚wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirn-Empfindung zu vergöttern'. Besonders gegen Lavater, den er in Religionsfragen nicht für ganz redlich hielt, vertrat er aufs schroffste den eignen Standpunkt: ‚Ich weiß, daß du dich darin nicht ändern kannst und daß du vor dir selbst Recht behältst; doch finde ich auch nötig, da du deinen Glauben wiederholt predigst, dir auch unsern als einen ehernen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen.'

‚Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt', hat Goethe stets für eines seiner seelischen Urrechte erklärt. Was waren ihm Worte wie Christentum, Heidentum, Pantheismus? Worte!

Die Frömmler habe ich aan jeher verwünscht, die Berliner, so wie ich sie kenne, durchaus aerflucht, und daher ist es billig, daß sie mich in ihrem Sprengel in den Bann tun. Einer dieser wollte mir neulich zu Leibe rücken und sprach von Pantheismus; da traf er's recht! Ich versicherte ihm mit großer Einfalt: daß mir noch niemand vorgekommen sei, der wisse, was das Wort heiße. (An Zelter, 31. 10. 1831.)

Und dem Urfreunde Jacobi, der nicht abließ, ihn zu einem Glauben bekehren zu wollen, erwiderte er:

Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Palytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen (6. 1. 1813).

Seinem lieben Katholiken Boisserée, der den Andersgläubigen drum nicht minder verehrte, schrieb Goethe ein Jahr vor dem Tode:

Von der Erschaffung der Welt an hab' ich keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier (im 4. Jahrhundert), welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu bewundern, zu verehren. — Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren.

Mit welchen Gefühlen mußte ein Mann mit solcher Religion alles Vollkommensten im 74sten Jahr den flachen, überhebungsvollen Bekehrerbrief der nie mit Augen geschauten Jugendfreundin Auguste von Stolberg lesen: ‚Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut. Wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch sie so leicht Andern Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist! Bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden.' — Goethes Antwort vom 17. April 1823 (Werke 18, 74) ist nach Inhalt und Form eines seiner edelsten Prosastücke:

Lange leben heißt vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. — Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Gaethe schließt mit den bei ihm nicht formelhaften Worten: ‚Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!‘

Sein Zukunftsglaube gipfelte in den Worten des 81jährigen: ‚Wir werden alle nach und nach aus einem Christentum des Glaubens und des Wortes zu einem Christentum der Gesinnung und der Tat kommen‘, und dann wird es ‚endlich dahin kommen, daß alles nur eins ist‘. Also die Vorwegnahme des neuzeitlichen redensartlichen ‚praktischen Christentums‘!

In den Wanderjahren (2, 7) läßt Gaethe aus der eignen Seele aussprechen, die Hausfrömmigkeit des Einzelnen für sich reiche nicht mehr hin, man müsse den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, ‚nicht nur unsern Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen‘.

Goethe glaubte an die Unsterblichkeit, in seiner, nicht in irgendwelcher Kirchen Weise. ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen! Das Ew'ge regt sich fort in allen.‘ Beweise kann er nicht geben, sucht auch keine; er vertraut seinem Gefühl:

‚Du hast Unsterblichkeit im Sinn:
Kannst du deine Gründe nennen?‘
Gar wohl! der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

Die Unsterblichkeit ist notwendig, also ist sie: ‚Mir entspringt die Überzeugung von unserer Fortdauer namentlich aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.‘

Nur als eine grenzenlose Fortsetzung irdischer Tätigkeit ist ihm die Unsterblichkeit denkbar und wert: ‚Ich wüßte mit der ewigen Seligkeit nichts anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt: wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken.‘ Gaethes Glaube an Seelenwanderung stammt schon aus der Jungmannszeit, wie die Verse an die Stein bekunden: ‚Ach du warst in abgelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau!‘ Doch erscheint ihm die Beschäftigung mit den zukünftigen Dingen Sache müßiger Geister; der Tätige hat andre Aufgaben:

Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben. — Allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. — Ein tüchtiger Mensch läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.

Der große Geltenlasser kannte kein Gegner eines inniggläubigen Katholiken sein. Wohl aber war ihm die Glaubensechtheit von Menschen wie Friedrich

Schlegel und Werner verdächtig. Als sie katholisch wurden, waren sie für ihn abgetan, nicht wegen ihres Katholizismus, sondern wegen ihrer geistigen Unzuverlässigkeit. Fritz Stolbergs Übertritt entschuldigte er mit dessen innerer Hilflosigkeit noch dem Tode der geliebten Gattin. Als sich in der Blütezeit der Romantik die Übertritte mehrten, schrieb er an Rochlitz 1817: ‚Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern.‘

Für sein Verhältnis zu Luther wurde schon eine kröftige Äußerung angezogen (S. 664). Eine ausführlichere lautet: ‚Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit; wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen.‘ Und als das Reformationsfest 1824 eingeläutet wurde, schrieb er an Zelter: ‚Ein Schall und Ton, bei dem wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!‘

Über den 23jährigen Goethe berichtete Kestner (1772): ‚Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. — Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand.‘ Und schon im Urfaust heißt es in dem Religionsgespräch zwischen Faust und Gretchen:

Gretchen: Ach, wenn ich etwas auf dich könnte,
Du ehrst auch nicht die heilgen Sakramente.
Faust: Ich ehre sie.
Gretchen: Doch ohne Verlangen.
Wie lang bist du zur Kirch, zum Nachtmahl nicht gegangen?

Goethe mied jeden kirchlichen Gottesdienst: ‚Legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Schweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung irgend jemandem wider Willen aufzunötigen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte.‘ Ihm stand die Gottheit zu hoch, um sie durch irgendeine äußerliche Handlung zu vermenschlichen. Der Taufe von Schillers Söhnchen wohnte er nicht bei, er entschuldigte sich (13. 7. 1796): ‚Viel Glück zum guten Fortgang alles dessen, was sich aufs neue Lebendige bezieht. — Zur Taufe hätte ich mich ungebeten eingestellt, wenn mich diese Zeremonien nicht gar zu sehr verstimmten. — Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche: mein Ehestand ist eben acht Jahre alt‘, der Ehestand ohne Zeremonien. Man darf bestimmt sagen: ohne den Zwang zu einer kirchlichen Trauung hätte Goethe Christianen schon viel früher zu seiner bürgerlichen Gattin gemacht. Er vermißte an der christlichen Kirche, daß sie nicht genug von Christus hätte, und ließ diesen schon im Ewigen Juden auf seinem Weltengange sprechen:

Der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,
Und man vor lauter Kreuz und Christ,
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.

Kein Kirchenpomp mit Weihrauch, Gewändern, Musik machte ihn in diesem Widerwillen gegen alles Äußerliche der Religion wankend. Aus Neapel schreibt er:

Gestern war Fronleichnam. Ich bin nun ein für allemal für diese kirchlichen Zeremonien verdorben. — Die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir, auch sogar wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß.

Schon das ewige wortreiche Reden von Gott war ihm zuwider, erschien ihm als Verletzung der schuldigen Ehrfurcht vor dem unfaßbar Geheimnisvollen: ‚Gott wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen‘ (zu Eckermann, 31. 12. 1823). Wie bezeichnend ist es für seine Ansicht vom wahren Priestertum, daß der Pfarrer in Hermann und Dorothea durch nichts bestimmt verrät, ob er Katholik oder Protestant sei. Und aus dem Abschnitte der Schrift über Winckelmann mit dem Titel ‚Heidnisches‘ (Werke 16, 106) darf man mit Fug herauslesen, daß Goethe sich selbst zu Winckelmanns ‚heidnischem Sinn‘ bekannte, wie e r ihn erklärte: ‚Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, — die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal‘, und das alles zusammen als ein unzertrennliches Ganze, das sich ‚zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens bildet‘.

Was wußten die oberflächlichen Schwätzer, die ihn einen H e i d e n schalten, von der hehren Religion Goethes, der Religion aller großer und guter Menschen! Soll unter dem ‚Heiden‘ Goethe ein religionsloser Mensch verstanden werden, so ist das ein frecher Unsinn. Aber als einen tieffrommen Heiden, der sich, wie Schiller, ‚aus Religion zu keiner der Religionen bekennen‘ will, mögen wir ihn in Gottes Namen ansehen, denn aus solcher Seelenverfassung hat sich Goethe selbst manchmal einen alten Heiden genannt. So schon 1777 zu Lavater: ‚Du bist übler dran als wir Heiden, uns erscheinen doch in der Not unsere Götter‘, und 1808 über Werner an Jacobi: ‚Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.‘ Heine hat mitempfindend diese Seite in Goethes Wesen sehr fein gekennzeichnet:

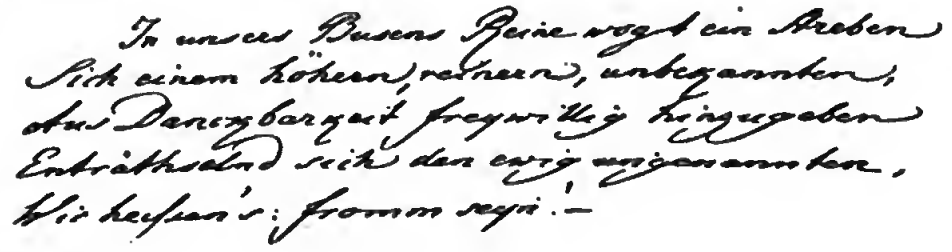
Goethes Heidentum ist wunderbar modernisiert. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christentum hat ihn zugleich mit einem tiefern Verständnis begabt: trotz seines Sträubens hat es ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt.

E h r f u r c h t heißt Goethes Religion, wenn sie durchaus einen Namen haben soll; Ehrfurcht vor etwas unermeßlich Großartigem, worüber phrasenhaft wegzuschwätzen ihm ein Greul war. ‚Das Schaudern ist der Menschheit bestes

Teil', heißt es im zweiten Fauſt, und da wir von Gott nichts ſicher wiſſen können, ſo möge uns genügen, ihn zu ahnen:

Wer Gott ahnet, iſt hochzuhalten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Aber von Goethe rührt ja die ſchönſte Erklärung des Urgrundes alles religiöſen Gefühles her, die von jeder offenbarten Religion anerkannt werden muß, da ſie allen gemeinſam iſt, die Verſe in der Elegie von Marienbad (1823; Werke 1, 201):



Zwölfter Abſchnitt.

Marianne Willemer.

Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand. (Diwan).

Aus dem Beinhaus der Wiſſenſchaften noch einmal in den blühenden Garten des Lebens, der Liebe, der Lieder hinaus zog der jugendliche Greis, als er ſich im Juli 1814, kurz vor ſeinem 65. Geburtstag, auf die Reiſe an den Main, Rhein und Neckar begab. Seiner Beſchreibung dieſer und der im Jahre drauf wiederholten Reiſe hat er die Verſe vorangeſetzt:

Zu des Rheins geſtreckten Hügeln,
Hochgeſegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß beſpiegeln,
Wein-geſchmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Eine Zeit des Verjüngens beginnt für Goethe, die mehr als zwei Jahre währt, Blüten anſetzt, Früchte reift und ihm bis ans Ende unvergeßlich bleibt. ‚Allerſchönſte Zeit' nennt er ſie mit 82 Jahren.

In glücklichſter Erwartungslaune hatte er Weimar verlaſſen. Die kurz zuvor mit dem perſiſchen Lyriker Hafis gemachte Bekanntſchaft hatte ihn von innen heraus erwärmt und ihn erinnert, daß er nicht bloß ein Sammler und Naturforſcher, ſondern ein Dichter ſei. In manchem ein dem Perſer nicht unähnlicher: edler Lebensgenuß und Übergang vom Genuß zum Betrachten des Höchſten

Marianne Willemer.

Ulrike von Levetzow.

waren ja auch seine stärksten dichterischen Antriebe. Schon unterwegs im Wagen flogen ihm die Lieder zu, wie ja fast immer, sobald er der Weimarer Stickluft entronnen war. In heitrer Schöpferstimmung kam er nach Frankfurt, fuhr nach Wiesbaden, sah hier am 5. August den Frankfurter Willemer und seine Pflegetochter Marianne, machte vergnügt das Rochusfest an der Kapelle bei Bingen am 16. August mit und weilte nach den früher berichteten Fahrten (S. 674) im Oktober auf der Gerbermühle, dem Sommerlandhause Willemers. In diesen Oktobertagen trat ihm Marianne entgegen, die jetzt den Namen Willemer trug, und es knüpfte sich ein Band wechselseitiger Neigung, so rein und zart, zugleich so innig stark und dauernd wie keines, das ihn zuvor geistig mit einer Frau verbunden hatte.

Der Bankherr Johann Jakob **Willemer**, 1760 in Frankfurt geboren, 11 Jahre jünger als Goethe, bei der nähern Bekanntschaft mit diesem 54 Jahre alt, war einer der angesehensten Bürger der Reichsstadt, früheres Mitglied des Rats, eines der Vorstandsmitglieder des Frankfurter Nationaltheaters, künstlerisch und literarisch hochgebildet, sogar schriftstellerisch zuweilen für öffentliche Fragen tätig. Geheimrat und geadelt wurde er 1816. Beim Theater hatte er 1800 die am 20. November 1784 in Linz geborene, damals kaum sechzehnjährige Tänzerin Marianne Jung kennen gelernt und sie aus Teilnahme für ihre mannigfachen Gaben, aus Mitleid mit ihrer unsichern Zukunft zu sich genommen, als Hausgenossin seiner Töchter aus der ersten von zwei durch den Tod gelösten Ehen. Willemer war 1796 zum zweitenmal Witwer geworden. Mit der Frau Rat Goethe war er schon lange befreundet, und als Goethe 1797 mit Christiane bei der Mutter weilte, lernte er den hochstrebenden jüngern Landsmann freundschaftlich kennen.

Marianne Jung-**Willemer** stand bei ihrer Begegnung mit Goethe im 30. Jahr. Ihre Bilder aus etwas späterer Zeit zeigen uns nicht grade überwältigende Schönheit, doch heitre Anmut, Güte, Klugheit, dazu so viel Liebreiz, wie zur Heldin eines zarten Liebesromans gehört. Clemens Brentano hatte das blutjunge Mädchen angeschwärmt: zu der Biondetta in seinen ‚Romanzen vom Rosenkranz' hatte ihm Marianne als Vorbild gedient. Dichterisch hochbegabt, schon vor ihrem persönlichen Verkehr mit Goethe sich in zierlichen Gelegenheitsgedichten versuchend, treffliche Sängerin, in ungewöhnlichem Grade tonkünstlerisch, leidenschaftliche Bewundrerin Beethovens: so muß sie unbedingt als die geistig höchststehende unter den Frauen in Goethes Leben gelten. Man lese ein paar ihrer Briefe nach denen der Stein!

Goethe sah sie zuerst als Mädchen, kurz vor ihrer Heirat mit Willemer, die am 27. September 1814 erfolgte. Von der Beteiligung an der Hochzeit hatte er sich entschuldigt. Als er im Oktober auf der Gerbermühle wohnte, so am 18. Oktober, wo sie zusammen die Feuer auf den Höhen um Frankfurt am Gedenktage der Leipziger Schlacht sahen, war Marianne schon Willemers Frau.

Wir haben zwei Schilderungen von Goethes Persönlichkeit um jene Zeit im Willemerschen Kreise. Eine von dessen Töchtern schreibt im September 1814:

Tag mit Goethe auf der Gerbermühle. Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als schroffen, unzugängtichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüt gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Es ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm, Tau, Wart und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. — Und wie wenig imponiert seine Nähe, wohltätig freundlich kann man neben ihm stehen. Es ist ein glücklich von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein.

Marianne berichtete später über ihren Gast Goethe von 1815; auch die kleinen Nebenzüge ihres Bildes sind uns lieb:

Morgens blieb er allein; jeden Vormittag um 10 Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung nachmittags auf Spaziergängen; gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden täfte. Abends, wenn er seinen weißflanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig. Sehr schön las er vor, wie er auch schön sprach. Aus seinem Munde glaubte man manches erst recht zu verstehen; leicht ward er selbst beim Lesen zu Tränen gerührt. Vor Tische ließ er sich gern Lieder von mir singen.

Wir sehen diesen in den trüben, kaltfeuchten Thüringer Norden verschlagenen heitern Rheinfranken aufleben beim Berühren mit dem Mutterboden, begreifen sein Wort von der zweiten Pubertät genialer Naturen und sinnen den endlosen Möglichkeiten nach, die sich Goethen aufgetan hätten, wäre er nie seinem geliebten deutschen Süden entwichen.

Am 19. Oktober verabschiedet er sich von Willemers; Mariannen hinterläßt er sein Stammbuch; am 27. Oktober war er in Weimar zurück. ‚Liebe Kleine' hatte er Marianne genannt, die sich ein Lieblingswort Goethes gemerkt hatte: ‚Das ist lang wie breit'; so schrieb sie sich denn in das Stammbuch ihres teuren Gastes mit einem geistreichen Gedichtchen ein, dessen zweite Strophe ihr Gefühl verehrungsvoller Liebe ausspricht:

Als den Größten nennt man dich,
Als den Besten ehrt man dich.
Sieht man dich, muß man dich lieben.
Wärst du nur bei uns geblieben!
Ohne dich scheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Goethe ist in Weimar und denkt der Liebe und der Lieder. Der Diwan gewinnt Masse und Form; Marianne wird zur weiblichen Mittelpunktgestalt; Suleika nennt er sie, wie die Geliebte des Persердichters Dschami heißt:

Daß Suleika von Jussuph entzückt war,
Ist keine Kunst;
Er war jung, Jugend hat Gunst,
Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
Schön war sie, konnten einander begtücken;
Aber daß du, die so lange mir erharrt war,

Feurige Jugendblicke mir ſchickſt,
Jetzt mich liebſt, mich ſpäter beglückſt,
Das ſollen meine Lieder preiſen,
Sollſt mir ewig Suleika heißen. (Werke 2, 296.)

Das nächſte Gedicht im Diwan beginnt:

Da du nun Suleika heißeſt,
Sollt' ich auch benamſet ſein.
Wenn du deinen Geliebten preiſeſt,
Hatem! das ſoll der Name ſein.

Dieſe beiden Gedichte ſind aus dem Mai 1815, vor dem Wiederſehen mit Marianne, Zeugen ſeiner ſehnſüchtigen Gedanken an die ferne Herzensfreundin.

*

Für den 12. Auguſt 1815 kündigte ſich Goethe von Wiesbaden aus bei Willemers an; in der Gerbermühle — eine halbe Stunde mainaufwärts bei Frankfurt — verweilte er bis zum 8. September. In dieſer Zeit ſchlang ſich um Goethe und Marianne das doppelte Zauberband ſchuldloſer Neigung und gegenſeitig ſteigernden Wechſelgeſanges. Goethe, ganz erfüllt von ſeiner Schwärmerei für den Oſten und deſſen Dichtkunſt; Marianne mit reizender Anpaſſung ſpieleriſch oder ernſt darauf eingehend, und Beide glückerfüllt an einer Feſttafel des Lebens ſchwelgend, die ſo nicht wiederkehren würde. Goethes Geburtstag, der ſechsundſechzigſte, wurde gefeiert; Marianne ſang ihm ſeine ſchönſten Lieder: Kennſt du das Land, Gott und Bajadere. Goethe las neuentſtandene Gedichte vor, ſchuf weiter am Diwan, machte Beſuche in der Stadt, wohnte eine Woche in Willemers Frankfurter Hauſe, vom 15. bis 18. September nochmals in der Gerbermühle. Am 21. September trifft er mit Boiſſerée in Heidelberg ein; am 23. kommen ihm Willemer und Marianne nach. Drei einzigſchöne, ſchmerzlichwonnige Tage des herzlichſten Zuſammenlebens in Heidelberg folgen; am 26. wird Abſchied genommen. Wortkarg wie immer verzeichnet Goethe dieſe unvergeßlichen Stunden in ſeinem Merkbuche:

September 23. Schloß. Diwan. Mittag Familie. Kam Willemer. Kamen die Frauenzimmer. Erſt über die Brücke, dann zum Karlstor. Den Neckar aufwärts.
24. Auf dem Schloſſe. Nebel. — Mittag Willemer.
25. Auf dem Schloſſe. — Die Geſellſchaft. — Mittag Familie und Geſellſchaft. Abend Muſik. Geſpräch. Abſchied.
26. Abreiſe der Freunde. Blieb zu Hauſe. — Arabiſche Grammatik. — Früh zu Bett.

Am 24. September, auf der Höhe der Heidelberger Sonnentage, ſchuf Goethe das großartigſte Gedicht des Diwans (Werke 2, 314):

Wiederfinden.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach! was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaud'r ich vor der Gegenwart.

Dann schwingt sich der Dichter aus der Wiederfindensfreude an diesem einen Weibe empor zur Welt-Erklärung und -Verklärung, zu Gottes Einsamkeit am ersten Schöpfungstage, und mündet mit der Schlußstrophe in die Weltschöpfung durch die Liebe:

So, mit morgenroten Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: ‚Es werde!'
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

Goethe weilte noch bis zum 30. September in Heidelberg. Ein abermaliges Wiedersehen in Frankfurt war geplant; doch nun regte sich bei Goethe die Furcht vor dem Ausgang dieses Spätglückes. Am 30sten sandte er an Marianne das Diwan-Gedicht:

Locken, haltet mich gefangen,
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Hatem steht natürlich durchsichtig verschleiernd für Goethe.

Marianne, die Einzige, die mit dem Dichter in seiner Liebessprache zu verkehren wagen durfte, antwortete dem zum Verzicht Bereiten:

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.
Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist.
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Mit Karl August, der am 29. September in Heidelberg eingetroffen war, reiste Goethe für ein paar Tage nach Mannheim; dann kehrte er nach Heidelberg zurück und entschloß sich plötzlich, wie Boisserée berichtet (‚Er ist sehr angegriffen, hat nicht gut geschlafen'), zur Flucht. Statt über Frankfurt, reiste er über Würzburg nach Hause, nachdem er an Willemers einen entschuldigenden Abschiedsbrief geschrieben, worin es hieß:

Ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse. Doch das ist schon zuviel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe.

Mit verhaltenem Schmerz empfing Marianne Goethes Absage; an Boisserée schrieb sie ruhig, sie wohne jetzt in der Stadt, ‚denn der Westwind hat sein Amt angetreten und hat uns Regen gebracht'. Dann aber vertraute sie einem zur Unsterblichkeit geweihten Liede an Goethe den vom Westwind in ihr erregten Schmerz:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht, wir sehn uns wieder.

Geh denn hin zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verschweig ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm nur, doch sag's bescheiden!
Seine Liebe sei mein Leben:
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

(In der ursprünglichen Fassung.)

Goethe nahm dieses schönste von Mariannens Gedichten, wie manches andre, mit geringfügigen Änderungen in den Diwan auf (Werke 2, 313).

Goethe und Marianne haben sich nicht wiedergesehen. Im Juli 1816 wollte er dem sehnenden Verlangen folgen: mit seinem getreuen Meyer trat er die Reise nach Frankfurt an; doch als zwei Stunden von Weimar der Wagen umstürzte, betrachtete er dies als einen Schicksalswink und kehrte um. — Marianne ist, so innig sie sich's wünschte, nie nach Weimar gekommen; Goethe vermied, sie einzuladen. Ihre Sehnsucht dauerte wie die seinige fort, aber sie wußte: ‚Die Vergangenheit gab mir viel, zu viel! Es wäre ungerecht, wenn ich von der Zukunft noch etwas erwarten wollte.' Immer wann sich die Tage des letzten Beisammenseins jähren, hofft sie auf ein Wiedersehen; indessen ‚Das Gleiche wiederholt sich nie im Leben, selten das Ähnliche'.

Ein Briefwechsel zwischen den Beiden geht hinüber und herüber, der sich bis zu Goethes Tode fortsetzt. Goethes Briefe sind, mit Ausnahme eines, leidenschaftlos in der Form, — sie sollten allenfalls von Willemer gelesen werden können. Im Juli 1819 schreibt ihm Marianne aus Baden einen bewegten Brief: ‚Ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit.' Sie hofft noch einmal, Goethe werde den ‚vortrefflichen Eigenschaften Badens den Vorzug vor Karlsbad geben', und diesmal durchbricht Goethes nicht erloschene Liebe die ängstlich gehüteten Schranken. Am 26. Juli 1819 schreibt er ihr zum ersten- und letztenmal ein Du:

Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen, daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward, was er uns so gern und edel gönnt?

Willemer war im März 1819 in Weimar gewesen, ohne Marianne.

Goethe sendet der geliebten Frau den Diwan, dessen lange unbekannt bleibende Mitdichterin sie ja gewesen, und Marianne, die sich in dem Buche findet und der vergangenen Tage mit dem ‚Silberblick' erinnert, legt sich und ihre zärtliche Bewunderung an sein Herz:

Ich habe den Diwan wieder und immer wieder gelesen; ich kann das Gefühl weder beschreiben noch auch mir selbst erklären, das mich bei jedem verwandten Ton ergreift; wenn Ihnen mein Wesen und mein Inneres so klar geworden ist, als ich hoffe und wünsche, ja sogar gewiß sein darf, denn mein Herz lag offen vor Ihren Blicken, so bedarf es keiner weiteren ohnehin höchst mangelhaften Beschreibung. Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein Rätsel; zugleich demütig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wieder erkennt und sich alles gerne gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande liebens- und lobenswert spricht und tut. Ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat.

Haben Sie Nachsicht mit mir und meinen verworrenen Begriffen, das größte Glück ist immer am unbegreiflichsten. Sie verzeihen mir wohl, daß mein Dank für alles Übersendete später kommt, als die Freude über den Besitz. (Oktober 1819.)

Noch einmal empfängt Goethe von der holden Dichterin einen künstlerischen Gruß aus dem geliebten Heidelberg; an seinem Geburtstag 1824 schreibt sie für ihn das schöne Gedicht ‚Zu Heidelberg': ‚Euch grüß' ich, weite, lichtumflossne Räume'. Darin gedenkt sie des ‚freud- und leidvoll schönen Lebenstraumes' und schließt an den nunmehr Fünfundsiebzigjährigen mit dem stolzen Bekenntnis nach neun Jahren:

Schließt euch um mich, ihr unsichtbaren Schranken;
Im Zauberkreis, der magisch mich umgibt,
Versenkt euch willig, Sinne und Gedanken;
Hier war ich glücklich, liebend und geliebt!

Am 3. März 1831 versiegelte Goethe Mariannens Brief zur Rückgabe nach seinem Tode und schrieb darauf die Abschiedsworte:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben —
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.
Weimar d. 3. März 1831. J. W. v. Goethe.

Willemer starb 1838; Marianne hat bis zum 6. Dezember 1860 gelebt. Erst nach ihrem Tode erfuhr die Welt durch einen Aufsatz Herman Grimms, dem Marianne das Geheimnis 1849 anvertraut hatte, daß sie die als Suleika im

Diwan beſungene Geliebte geweſen, und daß eine Anzahl der Lieder im Buche Suleika von ihr gedichtet, von Goethe mit kleinen Änderungen in den Diwan aufgenommen worden. Man konnte aus Goethes eignen Worten eine Mitdichterin am Diwan ahnen; in dem Gedichte ‚Behramgur‘ (im Buche Suleika; Werke 2, 311) preiſt er dankend die Geliebte:

Haſt mir dies Buch geweckt; du haſt's gegeben;
Denn was ich froh aus vollem Herzen ſprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, ſo Reim dem Reime nach.
Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne
Das Wort erreicht, und ſchwände Ton und Schall.
Iſt's nicht der Mantel noch geſäter Sterne?
Iſt's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Außer den ſchon erwähnten oder abgedruckten Diwan-Liedern rühren beſtimmt von Marianne Willemer her: ‚Hoch beglückt in deiner Liebe‘ mit der ſtürmiſchen Strophe:

Was ſo willig du gegeben,
Bringt dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Ferner: ‚Was bedeutet die Bewegung?‘, deren vierte Strophe bei Marianne treffender lautete als jetzt im Diwan (Werke 2, 311). Man vergleiche ſelbſt:

Und mich ſoll ſein leiſes Flüſtern
Von dem Freunde lieblich grüßen,
Eh noch dieſe Hügel düſtern,
Sitz ich ſtill zu ſeinen Füßen.

Endlich noch das Gedicht ‚Suleika‘ (Wie mit innigſtem Behagen —, Werke 2, 317), zu dem Goethe nur die dritte Strophe beitrug. Die ganz hingebende zweite iſt von Marianne:

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen ſchenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Mit ihren zwei ſchönſten Gedichten (‚Was bedeutet die Bewegung?‘ und ‚Ach, um deine feuchten Schwingen‘) gehört Marianne Willemer zu unſrer großen Lyrik; unter unſern Liederdichterinnen iſt ſie die erſte. Ihre lyriſche Ernte war kurz, nur die paar Herbſttage der Erwartung, der Gegenwart, der Trennung hat ſie gedauert. Die ganz perſönliche Art des Entſtehens ihrer beſten Lieder ſchloß ein Fortſtrömen des Quelles aus: ſie konnte nur unter dem Anhauch eines aufrührenden Empfindungſturmes ein vollwertiges Gedicht erleben und ausſprechen; nach der Trennung von Goethe hat ſie nichts mehr von gleicher Kraft der Liedbeſeelung erfahren.

Dreizehnter Abschnitt.

Westöstlicher Diwan.

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläub'ger Nadel sticht,
Überall soll gutes Wort ihn freuen.

Über die äußere Geschichte des Diwans berichtet Goethe in den Annalen für 1815:

Schon im vorigen Jahre waren mir die sömtlichen Gedichte Hafis' in der von Hammerschen Übersetzung zugekommen, und wenn ich früher den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgeteilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen produktio verhalten, weil ich sonst vor der möchtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können. — Alles, was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Ähnliches verwahrt und gehegt worden, tat sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nötig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten.

[Weiterhin heißt es]: Ein heilsamer Badeaufenthalt [in Wiesbaden, Sommer 1815], tömdliche Wohnung in bekannter, von Jugend auf betretener Gegend [Frankfurt und Gerbermühle], Teilnahme geistreicher liebender Freunde [Willemers] gedieh zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Diwan bordieten muß.

Goethes frühe Neigung zur morgenländischen Literatur kennen wir (vgl. S. 228). Insanderheit auf Religion und Dichtung der Muhamedaner hatte ihn ja der Plan seines Dramas Mahamet hingewiesen; auch den Koran kannte er seit Straßburg. All das hatte lange geschlummert, das klassische Griechentum hatte sich darüber getürmt und es so gut wie erdrückt. Durch die Hingabe an romantische Staffe und Farmen war die Alleinherrschaft des reingriechischen Stils in ihm erschüttert warden, und um 1814 war dieser eine der vielen Schlangenhäute am Lebenswege Gaethes. Mit der persischen Paesie war er schan 1808 bekannt geworden: durch eine Übersetzung des Liebesromans ‚Medschnun und Leila' von Dschami. Dann las der jedem neuen Eindruck offne Dichter 1814 Joseph von Hammers Übersetzung der Liedersammlung van Hafis, erkannte in dem alten Perser, dem Sänger der irdischen Lebensfreude und zu Gott strebenden Lebensvertiefung, einen verwandten Geist, fühlte sich durch ihn verjüngt und dichterisch befruchtet.

Einmal auf dieser neuen Bahn, ergriff Gaethe seinen Staff mit aller ihm eignen Wärme: ‚Nicht ganz fremd mit den Eigentümlichkeiten des Ostens, wandt' ich mich zur Sprache [zur arabischen], insofern es unerläßlich war, jene Luft zu atmen, sagar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen.' Vor mehr als zwanzig Jahren hatte er, nach einer englischen Übersetzung, die Moallakat (uralte arabische Lobgefänge) umgedichtet; sie wurden wieder vargenammen, desgleichen eine Lebensgeschichte Muhameds. Wer die Schwierigkeiten der arabischen Sprache, ja schan der Schrift, kennt, wird den Entschluß des 65jährigen bewundern; und es blieb nicht beim Entschluß: Goethe hat für seinen Zweck

genügend Arabiſch leſen und ſchreiben gelernt, ins Perſiſche mehr als bloß hineingeblickt.

Unter dem ſtarken Eindruck der Bekanntſchaft mit dem größten Liederſänger des Morgenlandes, nach ohne Plan und Ziel, entſtanden ihm ſogleich einige Hafiſiſch gefärbte Gedichte. ‚Erſchaffen und Beleben‘ (Hans Adam war ein Erdenkloß), ‚Beiname‘ (ſpäter das erſte des Diwan-Buches ‚Hafis‘), ‚Elemente‘ (Aus wie vielen Elementen Soll ein echtes Lied ſich nähren?) wurden ſchon im Juni und Juli 1814 geſchrieben. Unterwegs nach Wiesbaden begann ihm der Liederquell immer reicher zu ſtrömen. Sein Tagebuch verzeichnet: ‚25. Juli (1814). Hafis. Herrlicher Tog. — 26. Juli. Fünf Uhr [früh] aon Eiſenach. Herrlicher Tag.‘ Am 31. Juli heißt es, ſchon in Wiesbaden: ‚Diwan. Geordnet. Gebadet. In Obigem fortgefahren. — Fortſetzung des Obigen.‘ Der Gedanke an einen ‚Diwan‘, d. h. eine Sammlung dieſer Lieder, iſt ihm gekommen, damit ein neuer Antrieb.

In Wiesbaden ſchrieb er, angeregt durch ein Hafiſiſches Gaſel, deſſen letzte Verſe lauten: ‚Bis du nicht wie Schmetterlinge Aus Begier aerbrenneſt, Kannſt du nimmer Rettung finden Van dem Gram der Liebe‘, — ſchrieb er eines ſeiner tiefſten Diwan-Lieder: ‚Selige Sehnſucht‘ (Schlußgedicht des Buches des Sängers) mit der berühmten Endſtraphe:

Und ſo lang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werdei
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Bei der Rückkehr nach Weimar hatte der Diwan ſchon Geſtalt angenommen: mehr als dreißig Lieder hatte er auf dieſer ſchänen Sammerreiſe in den Blütengärten ſeiner Jugend eingeerntet.

Die Weisheit, die aus Hafis' Liedern ſprach, brauchte er dem Perſer nicht zu neiden; die veredelte Trinkſeligkeit des Hafiſiſchen Diwans war dem deutſchen Dichter nicht fremd, der, wie wir wiſſen, einen guten Trapfen würdigte. Doch Hafis war auch der abwechſelnd geiſtreiche und leidenſchaftliche Sänger der Liebe, gleichwie Goethes Lied ſeine ſtärkſten Antriebe aam Neigen des Herzens zum Herzen empfing. Mit einer Lücke im Leben und Liederdichten trat er die zweite Rhein- und Mainreiſe on; die innere Stimme träſtete ihn:

So ſollſt du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben;
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt du lieben.

Und in Marianne Willemer ſand der deutſche Hafis ſeine Suleika. Sa hatte Goethe die Heldin ſeines damals erſt erdachten Liebesromans in Liedern ſchon im Mai 1815, vor dem zweiten Beſuche, genannt. Donn aber trat ſie ihm leibhaftig entgegen, wie Pandora dem Epimetheus, wie Minna Herzlieb dem alternden Goethe: ‚Mir erſchien ſie in Jugend-, in Frauengeſtalt.‘ Dach reicher mit den edelſten Gaben der Gätter geſchmückt, als Suleika dem Hafis, ols alle Frauen auf Gocthes bisherigen Liebeswegen:

Selbſtgefühltes Lied entquillet,
Selbſtgedichtetes dem Mund.
Von euch Dichterinnen allen
Iſt ihr eben keine gleich.

Nun erſt hat der Dichter die Krone des Lebens und dieſes neuen Liederſommers gewannen, nun erſt ſeine wachſende Sammlung ihren Mittel- und Höhepunkt. Ein ‚Buch der Liebe‘ für den Diwan war ſchon angelegt; doch darin war nur von der Liebe im allgemeinen tändelnd geſungen warden. Jetzt jedoch entſteht das Buch Suleika (Werke 2, 296), das herrlichſte von allen; die dichtende Geliebte hilft es füllen, im Umſehen ſchwillt es herrlich an und begabt den Diwan mit ſeinem käſtlichſten Schmucke. In der ‚Ankündigung‘ umſchleiert Gaethe, nach ſeiner Art verhüllend und enthüllend, die reizende Wahrheit:

Das Buch Suleika, leidenſchaftliche Gedichte enthaltend, unterſcheidet ſich vom Buche der Liebe dadurch, daß die Geliebte genannt iſt, daß ſie mit einem entſchiedenen Charakter erſcheint, ja perſönlich als Dichterin auftritt und in froher Jugend mit dem Dichter, der ſein Alter nicht verleugnet, an glühender Leidenſchaft zu wetteifern ſcheint. Die Gegend, worin dieſes Duodrama ſpielt, iſt ganz perſiſch. Auch hier bringt ſich manchmal eine geiſtige Bedeutung auf, und der Schleier irdiſcher Liebe ſcheint höhere Verhältniſſe zu verhüllen.

*

Urſprünglich hatte Gaethe dieſe neue Liederſammlung ‚Deutſcher Diwan‘ nennen wollen; erſt 1816 wurde zum Bezeichnen der eigentümlichen Verſchmelzung der beiden Stoff- und Formgattungen der Titel **Weſtöſtlicher Diwan** gewählt, genauer: ‚Der Diwan des Oſtens vam Dichter des Weſtens.‘ Das Werk erſchien 1819, dazu die umfangreichen Noten und Abhandlungen zum Einführen in Geiſt und Geſchichte der margenländiſchen Denkweiſe und Paeſie. Der Titel mit ſeiner Fremde und Mehrdeutigkeit hat ſich als ein Unglück für das allgemeine Bekanntwerden erwieſen. Nicht jeder Gebildete weiß aber braucht zu wiſſen, daß Diwan auf Perſiſch Sammlung bedeutet; ein Weſtöſtliches Liederbuch wäre bekannter gewarden. Der Diwan fehlt in den meiſten kleineren Auswahlausgaben: ein ſchweres Unrecht gegen den Dichter Goethe; denn dieſe Gedichte ſeines beginnenden Greiſenalters ſind einer der unentbehrlichen Beſtandteile ſeines Geſamtlieberwerkes. Was Gaethe darüber an Zelter ſchrieb (11. 3. 1816), erſchöpft bei weitem nicht den innern Gehalt des köſtlichen Werkes:

Der Diwan iſt angewachſen und ſtark. Die Dichtart, die ich ohne weitere Reflexion ergriffen und geübt habe, hat das Eigene, daß ſie faſt, wie das Sonett, dem Geſang widerſtrebt; auch iſt es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Indeſſen iſt es eine Dichtart, die meinem Alter zuſagt, meiner Denkweiſe, Erfahrung und Umſicht, wobei ſie erlaubt, in Liebesangelegenheiten ſo albern zu ſein, als nur immer die Jugend.

Über das liebenswürdige Spiel mit den margenländiſchen Formen und Gedanken, ſelbſt über das Herzensleben im Buche Suleika hinaus, wollte Gaethe als den eigentlichen Kern des Diwans den religiös-philoſaphiſchen verſtanden wiſſen. Das Liederbuch des reinen Menſchentums im Gegenſatze zu allen engen Glaubensbekenntniſſen, öſtlichen ader weſtlichen, ſollte er ſein; denn:

Gattes iſt der Orient,
Gattes iſt der Okzident,
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Zum Kanzler Müller hat er als den geheimen Sinn des gräßten Teiles des Diwans erklärt, daß er, Goethe, in der Ahnung, ein Bürger jenes geiſtigen Reiches zu ſein, wovan wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermägen, das Geheimnis finde des ewigen Fartſtrebens nach einem unbekannten Ziele, den Hebel unſers Farſchens und Sinnens, das zarte Band zwiſchen Paeſie und Wirklichkeit.

In Wahrheit iſt denn auch vam Diwan, außer den Liedern Mariannens im Buche Suleika, nichts ſo lebendig geblieben wie die verſchwenderiſch darin ausgeſtreute tiefſinnige Spruchdichtung lyriſchen Schwunges. Kein andres Liederbuch, ja keine Spruchſammlung Gaethes übertrifft den Diwan an goldener Weltweisheit. Er iſt das Werk eines jung gebliebenen Alten und ſa recht das Lieblingsbuch aller friſch empfindenden Gereiften unter Gaethes Verehrern. Da grüßen uns die Sprüche: ‚Was bringt zu Ehren? Sich wehren!‘ im Buch der Betrachtungen; ‚Übers Niederträchtige Niemand ſich beklage, Denn es iſt das Mächtige, Was man dir auch ſage‘ im Buch des Unmuts; die dichtgereihten im Buch der Sprüche, z. B.:

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wa niemand wirken kann. —
Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit iſt mein Beſitz. Mein Acker iſt die Zeit.

Getretner Quark
Wird breit, nicht ſtark —

ja ſelbſt im Buch Suleika der Spruch:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie geſtehn zu jeder Zeit,
Hächſtes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Perſänlichkeit —

und der im Buch des Paradieſes (‚Einlaß‘):

Nicht ſa vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Mancher Leſer wird erſtaunt ſein, alles das in dieſem oft mißkannten Werke beiſammen zu finden. Gelegentlich ſogar übermütigſten Humar, ſeuchtfröhlichen, wie bei — Scheſſel:

Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte
Schleichſt du heut' aus deiner Kammer;
Perſer nennen's Bidamag buden,
Deutſche ſagen Katzenjammer.

Für das Masken- und Verſteckſpiel Gaethes war der Diwan ſa recht die Farm, und es iſt kein geringer Reiz dieſes Liederbuches, daß es unbekümmert alle Gedankenwelten und Dichtungsfarben durcheinander miſcht. Der Kern iſt durchaus weſtlich, das Öſtliche daran ein dünner Firnis; denn es kam Gaethe

nicht bei, mit dem üppigen Formenreichtum der Morgenländer zu wetteifern, wie das ſo viele Nachahmer grade des Diwans verſucht haben. Anmutig ſpielend ſchwebt der Geiſt des deutſchen Dichters über den öſtlichen Gedankenbahnen und Farben. Rückert, Platen, Bodenſtedt, Schack, alle dieſe Schüler des Diwan-Sängers, ſind echter in allem Äußerlichen, doch um wieviel dünner an Gehalt!

Mit gleicher Selbſtherrlichkeit wie mit der Form ſchaltet Goethe im Diwan mit dem Inhalt: das Liederbuch wurde zum Gefäß, in das er das Gegenwärtigſte wie das Vergangene ergoß. Napoleons Flucht aus Rußland hatte ihn gleichgültig gelaſſen; jetzt, in der Diwan-Stimmung, las er ein Buch über den Winterfeldzug des Welteroberers Timur (Tamerlan), — ſogleich erblickte er darin ein ‚Parallelſtück zu Napoleons Moskowitiſchem Feldzug‘ und dichtete ‚Winter und Timur‘.

Man hat den Diwan, nicht ohne Grund, als die Frucht einer ſpätſommerlichen oder frühherbſtlichen zweiten Blüte bezeichnet, als die Ernte eines Johannistriebes. Für eine ſolche iſt er erſtaunlich; nur darf nicht gehimmelt und nicht die zweite Jugend mit der erſten verwechſelt werden, wie das gelegentlich gealterten Beurteilern des Diwans widerfährt. Goethes ſcherzender Brief an Zelter (S. 746) weiſt uns zur Würdigung des Diwans auf den richtigen Weg. Ergänzend möge ein ſpäteres Wort des Meiſters (zu Eckermann, 11. 3. 1828) über das unverrückbare Vorrecht der erſten Pubertät hier ſtehen: ‚Ich habe meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entſteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden.‘

Vierzehnter Abſchnitt.

Gedichte und Sprüche.

Manch Sprüchlein hat er neu geprägt,
Das abgegriffen am Wege lag,
Nun, da es ſeinen Stempel trägt,
Im Kurs bleibt bis zum jüngſten Tag. (Paul Heyſe.)

Die ſpürſinnige, treufleißige Goethe-Forſchung hat für die meiſten ſeiner Gedichte das Jahr, oft den Tag des Entſtehens ermittelt. Hierdurch iſt unſer unbefangenes Urteil über die Dauer ſeines lyriſchen Vermögens verwirrt worden; denn gar zu leicht vermiſchen wir unſer geſchichtliches Wiſſen mit unſerm Kunſtgeſchmack und entdecken Altersſpuren in Gedichten dieſer Zeit, nur weil wir ihr die Gedichte zuzuſchreiben gelernt haben. Bevor die Wiſſenſchaft die Urſprungszeiten mit ſolcher Sicherheit feſtgeſtellt hatte, wurden viele Lieder und Balladen des hier zu betrachtenden Zeitraumes unbedenklich in Goethes beſte Jahre verſetzt. Manches der hier behandelten Stücke gehört erſt in die Zeit nach 1816; doch haben wir Goethes eigne Entſchuldigung für ſolch vorwegnehmendes Zuſammenfaſſen (vgl. S. 7).

Wiederum, wie schon in dem vorigen Abschnitt über Goethes Lyrik, muß das Erstaunen ausgesprochen werden über den Reichtum an eigentlichen Liedern noch aus dieser Spätzeit. Gedichte wie ‚Blumengruß' (Der Strauß, den ich gepflücket, 1810), — ‚Gegenwart' (Alles kündigt dich an!) und ‚Die Lustigen von Weimar' (Donnerstag nach Belvedere), beide von 1813, ‚Lust und Quai' (Knabe saß ich, Fischerknabe, 1815) klingen fürwahr nicht im mindesten wie Alterspoesie. Ebenso wenig die noch späteren: ‚März' (Es ist ein Schnee gefallen, 1817), ein schon beim Lesen in Gesang übergehendes Lied, und das in die ‚Wanderjahre' hineingedichtete Wanderlied:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

In dem Abschnitt mit dem abschreckenden Titel Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten steht diese Perle reinsten Liedgesangs des nahezu Achtzigjährigen:

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern.
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh'.
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Im achtzigsten Jahr dichtet Goethe den Vers: ‚Wie es auch sei, das Leben, es ist gut' (in dem geheimnisvollen Liede ‚Der Bräutigam'), und ‚dem aufgehenden Vollmonde' ruft er auf der Dornburg im August 1828 zu:

So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

Sogar einige seiner munterſten geselligen Lieder rühren aus der Wende vom Mannes- zum Greisenalter her. ‚Vanitas, vanitatum vanitas' (Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt) wurde 1806, ‚Ergo bibamus!' im März 1810 gedichtet, und der Vierundsechzigjährige schrieb in seinem Liedchen ‚Gewohnt, getan': ‚Ich habe geliebet; nun lieb ich erst recht' und mahnte die Freunde:

Drum frisch nur auf's neue! Bedenke dich nicht!
Denn wer sich die Rosen, die blühenden, bricht,
Den kitzeln fürwahr nur die Dornen.
So heute wie gestern, es flimmert der Stern;
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Eine der klassischen Balladen ist in dieser Spätzeit nicht mehr entstanden; doch immerhin drei oder vier wohlbekannte Stücke, dazu einige nicht so volks-

beliebte, an Lebens- und Kunstgehalt immer noch reiche. Die Ballade auf den Heldentod der siebzehnjährigen Menschenretterin Johanna Sebus stammt aus dem Mai 1809 und darf sich, obwohl weniger pomphaft beredt, gar wohl zu Bürgers Lied vom braven Mann gesellen. — Nach einem ihm von seinem Schreiber John auf der Reise erzählten Thüringerwaldmärchen wurde 1813 die Ballade vom getreuen Eckart gedichtet, ein Meisterstück ihrer Art und immer noch eines unsrer beliebtesten Kindergedichte. — Durch sprachliche Steifheiten getrübt, sonst höchst wirksam ist die gespenstische Geschichte von der Wandelnden Glocke (Teplitz, 1813), die Frucht eines lustigen Einfalls, die zu einem richtigen Kinderschreck gedieh.

Die Ballade Der Totentanz (Leipzig, 1813) verrät gewiß nichts vom Alter des Dichters, und das um einige Jahre jüngere Gedicht Wirkung in die Ferne ist ein allerliebstes, sicher irgendwo miterlebtes Hofgeschichtchen.

Die nach dem Sinnbildstil des Alters einfach Ballade überschriebene Erzählung vom vertriebenen und wiederkehrenden Grafen (Herein, o du Guter, du Alter, herein!) mit dem Kehrvers: ‚Die Kinder, sie hören es gerne' entstand im Herbst 1813 um die Zeit, als Goethe sich mit der Oper ‚Der Löwenstuhl' trug. Der Dichter selbst fühlte: ‚Die Ballade hat etwas Mysteriöses', und gab in seiner Zeitschrift ‚Kunst und Altertum' eine Erklärung von annähernd gleicher Länge wie das Gedicht. Darin berichtete er, daß selbst geistreich-gewandte Personen beim Vortrag nicht gleich zum erstenmal ganz zum Verständnis der dargestellten Handlung gelangten. In jüngern Jahren hätte er hieraus doch wohl die Notwendigkeit eines klareren Ausdrucks gefolgert.

Edle Schönheiten leuchten aus den drei Paria-Gedichten (Werke 2, 145): Des Paria Gebet, Legende, Dank des Paria. Goethe hatte sich mit dem Stoffgehalt seit 1783 getragen, gelangte aber erst mit 75 Jahren zur Ausführung. Besonders die Legende steht auf dem Gipfel seiner lyrischen Kraft; bewundernswert ist die Sinnenhaftigkeit dieser erhabenen Mischung aus Ballade und Gedankenlyrik:

Ihm ist keiner der Geringste.
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild verstärtem Geiste,
Düster ohne Hülf' und Rettung,
Sei er Brahma, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehret,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Gegen Fritz Jacobis ihm so zuwidere Schrift ‚Von den göttlichen Dingen' (vgl. S. 668) schrieb Goethe nicht nur schroff verweisende Briefe an Knebel und Jacobi, sondern der Gegensatz gegen eine seiner Grunddenkformen reizte ihn zur Dichtung. Zu Jacobi bekannte er sich als

einen der Ephesischen Goldschmiede [nach der Apostelgeschichte Kap. 19], der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der

Göttin und der Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgendein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdringen will.

In seinem Gedicht Groß ist die Diana der Epheser (Werke 2, 137) wird dieser Gedanke erweitert und zugleich vertieft. Wie stark Goethes Erregung dabei gewesen, lehrt uns das Versmaß: Goethe kehrt darin zu den Hans Sachsischen Versen seiner jünglingshaften Fastnachtspiele zurück.

Drei schmerzliche, ja tragische Liebesleidenschaften mit Zwischenräumen von sieben und acht Jahren haben den alternden Mann, den jungen Greis und noch den Vierundsiebzigjährigen in der Tiefe aufgewühlt, wie es eben nur dieses Menschen- und Dichterherz so spät und doch so überwältigend noch erleben konnte. Minna Herzlieb, Marianne Willemer, Ulrike von Levetzow sind die drei Frauen, denen Goethes Altersgesang einige an Glut hinter keiner Jugenddichtung zurückstehende Werke verdankte. Ja, alle Gedichte dieses Ursprungs haben für uns noch einen besonders ergreifenden Unterton: es weht durch ihre lodernden Flammen ein Eiseshauch der Hoffnungslosigkeit dieses gealterten Liebenden.

Am wenigsten Gefühlstiefe spricht aus den **Sonetten**, die Ende 1807 und Anfang 1808 entstanden und größtenteils Minna Herzlieb galten, zum andern Teil angeregt sein mochten durch die ihn umgaukelnde Scheinverliebtheit Bettinens. Im Sonett hatte er sich schon zweimal versucht, einmal zu dessen künstlerischer Anzweiflung (S. 566), dann ernsthaft in der Natürlichen Tochter (Werke 5, 206). Diesmal schien ihm die strenge Form grade für das Besingen einer solchen Liebe berechtigt; kurz zuvor hatte er Petrarcas Sonette an eine ja gleichfalls hoffnungslos Geliebte gelesen, — so setzte er denn über diese Gruppe den Spruch: ‚Liebe will ich liebend loben; Jede Form, sie kommt von oben.‘ Etwas Gemachtes, nicht durchweg tief Empfundenes, ja Spielerisches haftet fast allen diesen Sonetten an, selbst dem ‚Epoche‘ überschriebenen:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Eben so, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundert Sieben.

Bettina bezog komischerweise auf sich grade das Sonett, das unzweifelhaft nur die Lösung ‚Herzlieb‘ zuläßt, die ‚Charade‘: ‚Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen‘ —. Ja sogar das noch eindeutigere: ‚Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!‘

Das schon erwähnte längere Erzählungsgedicht ‚Das Tagebuch‘ in Stanzen, von Goethe absichtlich zurückgehalten, erst 1861 gedruckt, stammt aus dem April 1810. Man mag es als einen Beweis ansehen, daß dem Dichter Goethe kaum irgendein Stoff oder eine Form ganz unmöglich war. Er selbst nannte den Zustand, in dem er es geschrieben, pathologisch.

*

Der Masse nach wiegt in diesem Lebensabschnitt Goethes die Gedankendichtung vor, schon wegen der großen Zahl von Versprüchen, die allein einen Band füllen. Da ist zunächst der Abschnitt **Gott und Welt** mit seinem Reichtum an Gedichten, die man Goethes naturphilosophische Psalmen nennen möchte. Sie werden wegen des aus ihnen hervorleuchtenden einheitlichen Weltbildes hier zusammengefaßt, wiewohl einige Stücke aus Goethes letzten sechzehn Jahren stammen. Wer sein abschließendes Wort über Gott, Natur und Welt vernehmen will, ohne sich mit seinen naturwissenschaftlichen Schriften zu befassen, der liest es zu dauerndem Gewinn aus den erhabenen Gedichten dieser Gruppe, dem feierlichen Prooemion: ‚Im Namen dessen, der sich selbst erschuf'; dann aus den berühmten Versen über seinen Begriff Gott-Natur: ‚Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße —'.

Hierher gehört das im achtzigsten Jahr entstandene Vermächtnis, Goethes Bekenntnis zur Unsterblichkeit in seinem Sinne: ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen! Das Ew'ge regt sich fort in allen', mit dem tiefen Wort über den Urgrund aller Sittlichkeit:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Sodann die Parabase des Einundsiebzigjährigen, dem noch immer die unaussprechlich hohen Werke der Natur herrlich sind wie am ersten Tag, und der gesteht: ‚Zum Erstaunen bin ich da' (S. 713) —. Endlich die mit Anlehnung an die griechische Mythologie als ‚orphisch' bezeichneten Urworte (von 1817), für die er sein zum Ausdruck der Erhabenheit beliebtestes Versmaß, die achtzeilige Stanze, wählte, mit der Eingangstrophe Dämon: ‚Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen', deren Sinn er selbst erläuterte: ‚Daß angeborne Kraft und Eigenheit mehr als alles Übrige des Menschen Schicksal bestimme', also ‚die Unveränderlichkeit des Individuums' ausspreche.

Sonderausgaben von Goethes **Sprüchen**, z. B. die nach Vollständigkeit strebende ‚Weisheit Goethes' von E. Engel, haben in neuerer Zeit diese zu den dauerhaftesten Erzeugnissen seines dichterischen Lebenswerkes gehörende Hinterlassenschaft ins rechte Licht gestellt. Zum Kanzler Müller sagte er über diese Spruchdichtung (14. 2. 1824):

> Ich gebe gern von Zeit zu Zeit eine Partie solcher Reimsprüche aus; jeder kann nach eigener Lust eine Erfahrung, einen Lebenszustand hineinlegen oder daran knüpfen; sie kommen mir oft in der wunderbarsten Anwendung wieder zurück und bilden sich lebendig immer weiter aus. Hat man doch aus der Bibel, aus Horaz und Virgil Denksprüche auf fast alle Ereignisse des Lebens.

Goethes Versprüche bilden zusammen eine wahre Bibel höchster Lebensweisheit, und wer sinnend in ihnen blättert, wird oft betroffen stutzen vor der unverwüstbaren Geltung vieler jetzt über hundert Jahre alter Sprüche fürs Leben des heutigen Tages. Goethe und immer wieder Goethe wird angeführt, wenn

wir mit unübertrefflich schlagenden Sätzen reden vom Verhältnis zwischen Kaiser und verantwortlichem Kanzler (S. 564), von einem übersparsamen Finanzminister als dem ‚Mann mit zugeknöpften Taschen', vom ‚getretenen Quark' für wichtigtuende Pfuscherei, vom Philister als einem ‚hohlen Darm', vom ‚Narren auf eigne Faust'. Und was sagt man zu einem Prosaspruch wie diesem: ‚Es ist nicht zweckdienlich, daß Äußerungen eines Herrschers in die Presse kommen. Der Mann soll handeln und nicht reden' —?

Wer in Goethes Sprüchen blätternd zu lesen, sich festzulesen pflegt, den überkammt angesichts eines Tagesereignisses, einer Entdeckung, eines neuen Kunstwerkes, einer wissenschaftlichen Verirrung der Gedanke: Was würde Goethe hierzu sagen? Zur Photographie, zum Fernsprecher, zum Phonographen, zur neuesten Philologie mit ihrem Ergründen des Geheimnisses des Dichtens? Ebenso ergeht es den Goethe-Verehrern bei ihrer eignen Lebensführung.

Da sind die muntern und die ernsten Sprüche, die hellen und die dunkeln, die leichtfertigen und die tiefen, die weltklugen und die weltüberfliegenden, die ganz persönlichen und die allumfassenden, die überraschend geistreichen und gelegentlich auch die spielend witzigen. Goethe war in der Unterhaltung so witzig wie einer, machte aber mit der Feder auf dem Papier ungern vom Wortwitz Gebrauch. Am seltensten ist bei ihm der Witz im Briefwechsel mit Schiller; greift er aber einmal danach, so kommt es zu etwas so Gutem wie: ‚Mich schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, finde ich heute weder Sitz noch Stimmung' (9. 7. 1799).

An den meisten Sprüchen gehört Goethe nur die Wort- und Versform; dieses ‚nur' bedeutet aber alles oder doch die Hauptsache, denn ‚Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden', und wer es so neu prägt, daß es zu neuem Leben erwacht, dem gehört es zu eigen. Goethe war von jeher ein eifriger Leser alter und neuer Spruchweisheit gewesen. Die Bibel, Agricolas Sprichwörter aus dem 16. Jahrhundert, Zincgrefs Apophthegmata, Grimmelshausens Simplizissimus, lateinische Übersetzungen von griechischen Epigrammen, Luthers Flugschriften, neuere Sprichwörtersammlungen und wie vieles andre hat er zur geistigen Erfrischung immer wieder durchblättert. An der schöpferischen Gewalt, womit Goethe seinen Quellen gegenüber verfuhr, kann man leichter als an den größeren Werken die Hand des Meisters erkennen. Hier ein Beispiel für unzählige. Bei Luther heißt es (in dem Sendschreiben an die Ratsherren deutscher Städte): ‚Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin das Messer des Geistes steckt.' Wer aber vor Goethe hatte dieses vergrabene Lutherische Bild sonst benutzt? Zu lebendigem Sprach- und Gedankengut wurde es erst durch sein Spruchgedicht:

Das mußt du als ein Knabe leiden,
Daß dich die Schule tüchtig reckt.
Die alten Sprachen sind die Scheiden,
Darin das Messer des Geistes steckt.

Das übereifrige Nachforschen, woher jeder Goethische Vers-spruch wohl stammen mag, erinnert ein wenig an die Tätigkeit von Polizeibütteln, die hinter Dieben oder Hehlern her sind. Goethe hat sich immer von neuem gegen dieses Erschnüffeln seiner sogenannten ‚Quellen' erklärt, und seine Sprüche gegen diese Steckbriefgelehrsamkeit sind die gräbsten, die er je geschrieben, z. B. ‚Woher hat es der Autor?':

‚Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt.'
Ich habe niemals darnach gefragt,
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Kapaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchlein han gemästet.
So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Oder auch dieser:

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen;
Doch was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Ein dritter, der allergröbste, schon aus den Jungmannsjahren stammend, erschien ihm selber für den Druck zu fastig. Er steht in den vollständigen Ausgaben unter der Überschrift ‚Ein Reicher, dem gemeinen Wesen zur Nachricht'.

Am fruchtbarsten in der Spruchdichtung war Goethe im Jahr 1814, beflügelt durch seine Bekanntschaft mit der Kunst der Morgenländer. Aus jener Zeit stammen die meisten Gedichtchen in den Gruppen Gatt, Gemüt und Welt und Zahme Xenien.

Angeschlossen sei schon hier ein Wort über Goethes Sprüche in Prosa. Ein Buch voll so reicher und tiefer Lebensweisheit wie Goethes Spruchsammlungen gibt es von keiner andern Menschenhand. Man kann es wirklich mit Goethes Sprüchen so halten, wie er im Diwan vom Karan schreibt:

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläub'ger Nadel sticht,
Überall soll gutes Wort ihn freuen.

Das Überhandnehmen der Zeitung für die verschiedenen Tageszeiten; zahllose Erscheinungen der Gegenwart, worüber sich neuere Schriftsteller mit dem Glauben, etwas Neues zu sagen, gewichtig ausgesprochen haben — alles bei Goethe schon dagewesen. Und wievieles bei ihm klingt verblüffend prophetisch:

Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen [Lichtscheren] brennten.

Wie sich Goethe über das elektrische Licht gefreut haben würde!

In aller Bescheidenheit hat er sich über die stete Vertiefung seines Gedankenlebens im Alter selbst ausgesprochen: ‚Ich darf dir wohl ins Ohr sagen, ich er-

fahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl wert wäre' (an Zelter), und ein andermal: ‚Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.'

Fünfzehnter Abschnitt.

Goethe der Lyriker.

Nicht hab' ich sie, sie haben mich gedichtet.

Wesensmittelpunkt des Dichters Goethe, Krone seiner Dichtung, unvergänglicher deutscher Kunstschatz ist *seine Lyrik*. Sie ist die ihm durch zwei, durch drei Menschenalter treueste Jugendkunst; der nach bald anderthalb Jahrhunderten dauerhafteste und volksgeliebteste Teil seiner Werke, der Faust nicht ausgenommen. Allem Stilwechsel Goethes und der Zeiten, allen Ermüdungen und Wandlungen des Geschmackes, allem Wettbewerb echter und schöner Lyrik nachgeborener Dichter hat sie bis heute siegreich widerstanden. Die Möglichkeit ist auszudenken, daß nach Jahrhunderten, nach einem Jahrtausend deutscher und außerdeutscher Geschichte fast alle Werke Goethes verblaßt sind, die Menschheit auf ganz andern Stufen ihres Zusammenlebens in Familie und Staat befremden oder ihr gleichgültig scheinen. Doch das Drama vom rastlosen Emporringen der Menschheit, Faust, wird auch dann noch gelten, und der bezwingende Ausdruck der ewigen Gefühle des Menschenherzens in Goethes schönsten Liedern wird Menschenherzen im Tiefsten rühren, solange unsre Sprache geredet oder gelesen wird.

Einzig in seinem Liede blieb Goethe bis zuletzt der völlig freie Dichter, unbeirrt, ungemodelt durch irgendwelches außer ihm liegende Ziel eines vermeintlich höheren, höchsten Stiles. ‚Ich singe, wie der Vogel singt': nach dem unbewußten innern Einklang von Gefühl und Ausdruck und Form; nach dem ewigen Gesetz, wonach die Rose blühet. In jeder andern Dichtung, schon im Götz, selbst im Faust, wie er in Weimar fortgebildet wurde, hat Goethe nach einem fremden Stilgesetz geschaffen; es zwar mit neuem, eignem Leben erfüllt, doch nicht so gewandelt, daß wir es nicht als fremdgefärbt nachweisen könnten. Im Liede ist Goethe ganz und gar nur er selbst und nur deutsch; zugleich etwas durchaus Neues in der Weltliteratur: für seine zehn, zwanzig vollkommensten lyrischen Gedichte gibt es bei keinem früheren Liederdichter ein Vorbild. Mit Goethe schwang sich das Kunstlied der Welt auf einen Gipfel; an seiner Liedesdichtung prüfen wir jetzt jede andre, die des eignen Volkes und der Fremden, auf ihr reines Gold des Gesanges.

Goethes gesamtes Dichten war sich kundtuendes Innenleben; keine Gattung so sehr wie sein Lied, denn es ist nach dem Worte des großen Lyrikers Hebbel

‚das Elementarſte der Poeſie‘. Das Allerwertvollſte an Goethe, ſein Ewiges, wird uns, mehr als aus allen übrigen Werken, aus ſeinem Liede offenbar: in ihm ſpricht die Seele mit ſich ſelbſt, und wir dürfen lauſchen. Dieſem Herausheben der Geſangsdichtung aus dem Geſamtwerke Goethes widerſpricht nicht der inhaltliche und künſtleriſche Wert ſeiner andern Schöpfungen: Goethe iſt in jedem ſeiner größten Werke der Sänger; ja dieſes Lebensblut ſeiner Kunſt durchpulſt ſeine beſte Proſa, bis in die wiſſenſchaftliche hinein. Es iſt kein übertreibendes Verallgemeinern: alles Lebendigſte in Goethes Schriften, ohne Unterſchied der Art, iſt lyriſch. Götz und Egmont, Werther und Fauſt, Iphigenie und Taſſo, Pandora und Epimenides, die Faſtnachtſpiele und Singſpiele, Wilhelm Meiſter und Wahlverwandtſchaften, ſelbſt Hermann und Dorothea, ſelbſt die Verſprüche, die Briefe, die Kunſt- und Wiſſenſchaftsproſa — wo uns eine Stelle als beſonders ſchön im Gedächtnis haftet, da iſt ſie reinlyriſch oder lyriſchgefärbt. Goethes ſingende Seele zieht ihre Zauberkreiſe um uns; durch alle Haheit dauernder Gedanken, alle Menſchenklugheit des weitſchauenden Türmers, durch alle Wiſſenſchaft und alle ſarmende Kunſt hindurch hören wir ihren bezwingenden Klang, der vom Dichter ausgeht und doch unſerm innern Ohre ſo tönt, als bringe er aus dem eignen Herzen.

Das Geſangliche in Goethes Vers- und Proſadichtungen liegt für den Leſer mit empfänglicher und erwidernder Seele ſo offen da, daß Beiſpiele überflüſſig ſind. Zu den Goethiſchen Gedichten aber muß man im allerweiteſten Sinne rechnen ſolche aus dem Mittelpunkt ſeines Empfindens gefloſſene Aufſätze wie Von deutſcher Baukunſt (S. 67) oder Die Natur (S. 371). Ein lyriſches Gedicht ſteht bei ihm mitten in einer Buchbeſprechung (vgl. S. 225), und was andres als ein lyriſches Gedicht in Proſa iſt eine Stelle wie dieſe aus dem Aufſatz Über den Granit (Werke 16, 161):

Auf einem hohen, nackten Gipfel ſitzend und eine weite Gegend überſchauend, kann ich mir ſagen: Hier ruhſt du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefſten Orten der Erde hinreicht; keine neuere Schicht, keine aufgehäufte, zuſammengeſchwemmte Trümmer haben ſich zwiſchen dich und den feſten Boden der Urwelt gelegt: du gehſt nicht wie in jenen fruchtbaren, ſchönen Tälern über ein anhaltendes Grab, dieſe Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verſchlungen, ſie ſind vor allem Leben und über alles Leben. — — Hier auf dem älteſten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut iſt, bring' ich dem Weſen aller Weſen ein Opfer. Ich fühle die erſten, feſteſten, Anfänge unſers Daſeins; ich überſchaue die Welt, ihre ſchrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über ſich ſelbſt und über alles erhaben und ſehnt ſich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durſt und Hunger, ſeine menſchlichen Bedürfniſſe, zurück. Er ſieht ſich nach jenen Tälern um, über die ſich ſein Geiſt ſchon hinausſchwang, er bemerkt die Bewohner jener fruchtbaren, quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeſchlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreiſe ruhig befriedigen. Vorbereitet durch dieſe Gedanken, dringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinauf, ſie vergegenwärtigt ſich alle Erfahrungen ſorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geiſter.

Man darf bei Goethe nicht von einer bloßen Gefühls- oder allenfalls Gedanken-Lyrik ſprechen; es gibt bei ihm erzählende und handelnde Lyrik: Werther

und die Balladen, Lieder wie den Fiſcher und das Veilchen. Es gibt Lyrik der Buchanzeige und des Geſprächs, der Wiſſenſchaft und des Streites, der Weisheit und der bewußten heitern Torheit.

Denn alles, alles, was dieſe Hand ſchreibt, wird zuerſt vom Herzen, nicht vom Verſtande eingegeben, iſt und ſoll ſein ‚innere Wärme, Seelenwärme, Mittelpunkt', und es iſt kein bloßer Augenblickseinfall, wenn Goethe einmal alles Sprechen, Schreiben (‚Schreiben iſt ein Mißbrauch der Sprache'), Drucken von Gedichten verwirft, wie es keiner iſt, wenn er ſeinen Liedern das Geleitwort mitgibt: ‚Nur nicht leſen, immer ſingen!'

*

Wir ſchwelgen heute in den Schätzen neudeutſcher Liedkunſt, zu denen fünf Dichtergeſchlechter ihre Kleinode beigeſteuert haben, und wenn wir von unſerm ‚erſten Lyriker Goethe' hören und ſelbſt ſprechen, ſo denken wir an ſeinen immer noch überragenden Rang inmitten der ſtolzen Schar der Liederdichter nach ihm, weniger an ſeine geſchichtliche Bedeutung als Deutſchlands erſten, das heißt früheſten Sängers neuerer Dichtung. Dieſe wird beſtehen, ſelbſt wenn dereinſt ein Dichter wie Goethe oder größer als er aus deutſchem Blute geboren werden ſollte. Sehen wir vom Volkslied und vom geiſtlichen Geſange des 16. und 17. Jahrhunderts ab, dem einzigen vollwertigen neudeutſchen Kunſtliede vor Goethe, ſo gähnt uns zwiſchen Walther von der Vogelweide und ihm die ſtumme Öde an. Die Literaturgeſchichtſchreiber müſſen pflichtmäßig für die faſt 150 Jahre von Fleming und Gerhardt im 17. Jahrhundert bis auf Goethe um 1770 allerlei Gedichtemacher aufführen, die elenden und die mittelmäßigen, hier und da einen nicht ganz unbegabten, aber nicht entwickelten, nach den kläglichen Stümpern Opitz und Harsdörffer, Canitz und Beſſer — die Haller, Brockes und Hagedorn. Die Forſcher tun dies immer mit dem Gefühl, daß ſie geſchichtliche Belehrung bieten, keinen Kunſtgenuß vermitteln helfen.

Daß ein Volk wie das deutſche, Volk des Liedes wie des Schwertes, Jahrhunderte hindurch die Gabe des Liedgeſanges wirklich verloren hätte, iſt undenkbar; das Volkslied allein beweiſt ſchon das Gegenteil. Ein Bann aber ſchlug die deutſche weltliche Liedesdichtung in Feſſeln: die eiſernen Ringe der franzöſiſchen Form, ihr aufgezwungen von einem durch und durch muſenloſen Menſchen, der ſich nie hätte mit Poeſie abgeben dürfen, Opitz. Faſt ein Jahrhundert verging nach dem Erſcheinen ſeines öden und blöden Unheilbuches ‚Von deutſcher Poeterei', ehe in Deutſchland wieder echtdeutſch geſungen wurde. Ein Jahrhundert, in dem deutſche Dichter wirklich ſo dichteten, wie es einer von ihnen, ein gewiſſer Sigmund von Birken (1626—1681), mit ſtaunenswerter Offenheit bekannte:

> Das Herz iſt weit von dem, was eine Feder ſchreibet,
> Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet.
> In uns flammt keine Brunſt, ob ſchon die Blätter brennen
> Von liebender Begier. Es iſt ein bloßes Nennen.

Ein Einziger ragt aus der Schar der unlesbaren Verſemacher zwiſchen Opitz und Goethe hervor, ein echter Dichter, dem die künſtleriſche Vollendung durch

leidvolles Leben und frühen Tod versagt blieb: Christian Günther aus Striegau (1695—1723), welchem Goethe die geschichtliche Grabschrift in Dichtung und Wahrheit gewidmet hat: ‚Ein Poet im vollen Sinne des Worts.' Er bewunderte an ihm, was ihn selbst das Höchste dünkte: ‚in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen'. Von dieser Art sind Günthers Verse auf ein Geigenspiel:

Hört doch, hört die reinen Saiten
Zittern, wechseln, jauchzen, streiten!
Ihre Herrschaft zwingt die Brust
Bald zum Hasse, bald zum Leide,
Bald zur Liebe, bald zur Freude,
Bald zum Kummer, bald zur Lust!

Und lesen wir bei Günther die Strophe:

Sieh, die Tropfen an den Birken
Tun dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Tränen würken,
Weinen sie um unsern Bund —,

so spüren wir schon ein erstes Erschauern der Naturbeseelung, des Einklangs von Menschenherz und Natur, der dann bei Goethe in so herrlichen Akkorden schlägt.

Die deutsche Liedkunst des 17. und 18. Jahrhunderts bis zu Goethe betrachtete die Natur als etwas Äußerliches, knüpfte an ihre Erzeugnisse, die sie möglichst malerisch beschrieb (‚ut pictura poesis'), erbauliche oder kluge Betrachtungen und ließ damit die Natur auf sich beruhen. Einmal, bei dem Hamburger Brockes, dem unmäßig ausführlichen Besinger des irdischen Vergnügens in Gott, fühlen wir etwas von einem Leben des Menschen mit der Natur; die ehrliche Freude an ihr wird so stark, daß sie bis dicht an die Grenzen der echten Dichtung streift. Aber er sieht und schildert sie nur, er lebt sie noch nicht:

Ich sahe mit betrachtendem Gemüte
Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,
In kühler Nacht beim Mondenschein.

Dort ist die Natur, hier ist der Mensch; zuweilen schlägt die Poesie eine Brücke zwischen ihnen, dann aber bleibt's, wie es war: dort die Natur, hier der Mensch. Das Vermenschlichen der Natur gelingt nicht, die Natur bleibt Stoff, wird nicht Kunst, das heißt erhöhtes Menschenleben. Wie eingefroren liegt sie da, zum Betrachten, zum Erforschen, nicht zum Mitleben. Dann aber weht es von Goethes Lyrik her wie Föhnwind, wie erlösendes Auftauen über die Eishülle, und die Welt beginnt zu ahnen, daß sie im Frühling steht. Nicht mehr mit betrachtendem Gemüte besungen wird die Natur; sie selbst hebt an zu singen, mit der Stimme des Dichters:

O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!
O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

*

Was vor Goethe deutſcher Liederdichter hieß, das hatte Gedichte *gemacht*: das heißt, ſich irgendeinen poetiſch ausſehenden Gegenſtand ausgeſucht, ihn in Verſe geſetzt, die Verſe ſauber geſeilt, die mythologiſche Allerweltstunke drüber gefirnißt und das Ding eine Ode, Epode, Dithyrambe, Epiſtel oder ſonſtwie nach dem Muſter der Griechen und Römer benamſt. Goethe macht keine Gedichte, er lebt ſie; ‚nicht hab' ich ſie, ſie haben mich gemacht'. Alle echten Sänger wiſſen um dieſes Geheimnis der Geburt des Liedes; Uhland unterſchied zwiſchen einem Gedicht, das gedichtet wurde, und einem, das ſich ſelbſt dichtete, von ſelbſt hervorſprang. ‚Was ich nicht lebte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgeſprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte' (Goethe zu Eckermann, 14. 3. 1830).

Goethes Lyrik iſt *Leben*, geſteigert zu jener Höhe, wo es als Kunſt in Worten zu klingen beginnt. Gelebt waren ſelbſt ſolche Goethiſche Gedichte, deren Handlungsinhalt ſcheinbar nur loſe mit ſeinem äußern Leben zuſammenhängt. Als eine Möglichkeit hat auch ſolche Handlung in ſeinem Innenauge einmal zuckendes Leben gewonnen. *Der Erlkönig* z. B. iſt keine bloße Umdichtung einer däniſchen Ballade in Herders Völkerſtimmen. Goethe ſelbſt reitet mit dem Knaben der Stein vor ſich im Sattel bei ſinkender Nacht zwiſchen den Erlen der Ilm nach Tiefurt und durchlebt die Schauer der nordiſchen Ballade. Und wir dürfen ſicher ſein: wo *wir* keine ſolche zufällige Kunde des Urſprungs beſitzen, ſelbſt da wo *wir* nur eine Bücherquelle kennen, wie für die Braut von Korinth, den Zauberlehrling, den Gott und die Bajadere, den Sänger uſw., da floſſen dem Dichter Quellen eignen Lebens, da ſprang die Dichtung aus den geheimnisvollen Tiefen des Empfindens, in die kein Senkblei der Wiſſenſchaft reicht.

Die gelehrten Nichtdichter, die das Erforſchen des Geheimniſſes des Dichters für ihre heilige Aufgabe halten, erkennen nichts Unerforſchliches an. Alle Verfertiger der ſo lächerlich überflüſſigen ‚Poetiken' haben zuverſichtlicher als die Dichter gewußt, was die Poeſie iſt. Bei Gottſched iſt ſie ‚eine Gemütskraft, welche die Ähnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen und alſo eine Vergleichung zwiſchen ihnen anſtellen kann'; bei ſeinem berühmteſten Nachfahren Scherer iſt ‚die Produktion der Phantaſie im weſentlichen (!) eine Reproduktion', auf Deutſch: ein gutes Gedächtnis, genau wie bei Gottſched, und ein Hauptmittel der Forſchung iſt ihm ‚die wechſelſeitige Aufhellung' (Gottſcheds Vergleichung). Wem ſollen wir glauben? Vielleicht nicht doch lieber den Dichtern, obwohl dieſe über die Wiſſenſchaft vom Dichten bei uns nicht mitſprechen dürfen? ‚Unmittelbar von innen heraus wirkendes Leben' nennt Hebbel die Poeſie. ‚Mit horchenden Augen beſehen und ſehenden Ohren behorchen', heißt es bei Storm an Keller. ‚Gehalt des eignen Lebens' iſt nach Goethe alle Poeſie. Eine Ausgabe von Goethes Gedichten nach der Urſprungsfolge bietet dem Herzen des auf Goethe geſtimmten Leſers ein ſo unmittelbares Abbild ſeines Innenlebens, wie kein Werk *über* die Gedichte. Noch immer bin ich froh, daß ich eine ſolche Ausgabe als der Erſte habe veranſtalten dürfen.

Allerdings wer aus der urſprünglichen Überſchrift des Gedichtes ‚Dem

Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen' einen Schluß zieht wie den: ‚Da dieses Gedicht Märzschnee überschrieben ist, dürfen wir den Märzschnee als das Erlebnis des Dichters bezeichnen', der wird schwerlich in das Wesen des Goethischen Liedes oder des Liedes überhaupt eindringen. ‚Rastlose Liebe' heißt dieses an einem eisigen Maitag, nicht im März, entstandene Gedicht. Heiße Liebe im Herzen wandert der Dichter dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen. Was aber sind diese Wetterwiderwarte dem Liebenden? Und was hülfe ihm die Flucht durch Dampf der Klüfte, durch Nebeldüfte wälderwärts?

Alles gegeben!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Man hat sich in den Kreisen der Wissenschaft eifrig bemüht, die einzelnen Erlebnisquellen der Goethischen Lyrik aufzugraben, schnurstracks gegen des Meisters Rat und Willen: ‚Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild; die Menge [i] will das Bild wieder zu Stoff verwandeln.' Goethe hat sich bemüht, alles Stoffliche aus seiner Liederdichtung zu tilgen, und an einigen in zwiefacher Form überlieferten Gedichten können wir ihn beim Werke sehn. Die Dunkelheit des ersten Liedes an den Mond (S. 347) rührt von den stofflichen Bestandteilen her, die nur dem Dichter selbst ganz verständlich waren. Im Sturmlied des Wanderers stutzt man bei den Versen: ‚Soll der zurückkehren Der kleine, schwarze, feurige Bauer?', bis man die naheliegende Erklärung findet. Doch dieses Stutzen hat uns einen Augenblick gestört; der kleine, schwarze Bauer, der Goethen auf der Landstraße überholt, ist ein Fleck in dem herrlichen Gedicht.

Den Vers im Urmeister: ‚Laß mich mit dir, o mein Gebieter, ziehn' änderte Goethe später mit Bedacht, nicht durch einen Schreibfehler, in ‚o mein Geliebter': erst hierdurch gewann das Lied seinen allgemeinmenschlichen Inhalt. Um den ‚Gebieter' zu verstehen, muß man Wilhelm Meister gelesen haben.

Gradezu prosaisch wirkt das Einflechten eines so persönlichen Stückes Rohstoff wie der genauen Zeitangabe in dem Sonett an Minna Herzlieb:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust, vor allen andern Tagen
Karfreitag. Eben so, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Adaent von Achtzehnhundertsieben.

Doch das sind Ausnahmen; die schönsten, die allgemeingültigen Gedichte Goethes bedürfen gar keines gelehrten Dreinredens. Seine urpersönlichen Lieder fühlen wir bis in ihre feinsten Gefühlswellen in uns wiederschwingen. In seiner ganz ungelehrten, aber klassisch klaren Sprache hat Goethe den Urgrund dieser Erscheinung offenbart:

Ich empfing in meinem Innern Eindrücke und zwar sinnlicher, lebensfraher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.

Wie einfach, wie leicht ist das, — wenn man's kann! Der's aber kann, ist ein Dichter.

Trostlos wär's, brauchten wir zum vollen Verständnis von Goethes Liebdichtungen der weitschweifigen ‚Ausdeuter der Mären', wie sie Gottfried von Straßburg zum Verständnis Wolframs von Eschenbach mit Recht tadelnd für notwendig erklärte. Etwa genau zu wissen, wer Plessing war; was es mit Christel von Laßberg für ein Bewenden hatte; in welchem Zusammenhang Charlotte von Stein dazu stand; Goethes Tagebücher über Christel: alles dies, um das Lied an den Mond genießend zu verstehen. Oder wenn wir uns bewußt sein müßten, welchem jammervollen Liebesbunde Mignon entsproß, welche Schicksalslast den Harfenspieler erdrückte, um ‚Kennst du das Land?' und ‚Wer nie sein Brot mit Tränen aß' im Innersten mitzuerleben. Es ist durchaus entbehrlich zu wissen, daß Lieder wie Rastlose Liebe und Wanderers Nachtlied ursprünglich für Frau von Stein gedichtet waren, denn an die ganze mitfühlende Menschheit sind sie gerichtet. Ja, es ist ernstlich zu fragen, ob sich nicht in den reinen Genuß eines so reinmenschlichen Liedes wie ‚Der du von dem Himmel bist' etwas peinlich störend Fremdes mischt, wenn wir erfahren, daß es nicht das Aufstöhnen des leidmüden Menschenherzens nach dem Frieden ist, der vom Himmel kommt, sondern die Sehnsucht des Weimarischen Geheimen Rates Goethe nach Erlösung aus der Unrast der Liebe für die Oberstallmeistersgattin Charlotte von Stein. ‚Man verdirbt dadurch die Poesie, Man zieht die Poesie zur Prosa herab': so lauten Goethes gewichtige Urteile über solches Ausspüren und Aufnötigen persönlicher Beziehungen. Wer einmal weiß, daß Goethes Dichtung im Großen wie im Kleinen kunstgewordenes Leben ist, der liest die Verse des Gedichtes ‚An Lida':

Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern —

so, wie sie empfunden wurden: als ‚lebendige Darstellung eines Eindrucks', und braucht keine überflüssige Belehrung, daß um die Zeit der Niederschrift in Weimar ein Nordlicht sichtbar war. Das Gedicht ‚Gefunden' ist eine der ganz vereinzelten Ausnahmen (vgl. S. 444).

Wie wenig die schönsten Erklärungen helfen, wo ein Gedicht seinen vollen Sinn nicht selber kundtut, lehrt uns Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen (vgl. S. 664). Der Dichter hat eine zwei gedruckte Seiten lange Erklärung veröffentlicht, ‚um ihr mehr Klarheit zu geben und den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben'. Die Ballade gehört, trotz manchen Schönheiten, nach wie vor zu den wenig genießbaren, unbekannten. Von einem seiner Gedichte, ‚Des Mädchens Held', gestand der alte Goethe, er verstehe es selber nicht mehr.

*

Durch die mondbeglänzte Waldlandschaft an der Ilm wandelt der Dichter, erfüllt von schmerzlichen und seligen Gefühlen in dem Gemisch, wie es das Leben

erzeugt. Die Empfindungsflut quillt auf, sinkt nieder, ringt nach Ausdruck, nährt sich von des Dichters Herzblut, vom Mark seiner Nerven, indessen sein Auge gebannt wird von dem flutenden und zitternden Mondeslicht ringsum. Anschauen und inneres Miterleben steigern sich zu fast schmerzlicher Stärke, bis sie sich beruhigend in Kunst lösen und durch den Mund des Dichters sprechen: Füllest wieder Busch und Tal Still mit Nebelglanz —.

Im kleinen Kahne sitzen drei Männer, einer von ihnen ein junger Liedersänger, und lassen sich von den Fluten des Rheins stromab tragen, an Oberlahnstein vorbei, dort wo auf beiden Uferseiten die zerfallenen alten Burgen den Schiffer grüßen. Der angehende Liedesmeister blickt hinauf zu den Trümmern, hinaus auf den fließenden Strom, erfüllt sich ganz mit diesen Daseinsbildern, und ein Abglanz des vorübergehenden Menschenlebens, des ruhelosen Wechsels der Menschengeschlechter steigt seinen Seheraugen daraus hervor:

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt. — —
‚Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
Und du, du Menschen-Schifflein dort,
Fahr immer, immer zu.'

Die beiden andern Männer im Kahne, Lavater und Basedow, haben die Trümmer gleichfalls gesehn, vielleicht an Deutschlands mittelalterliche Geschichte gedacht, sonst aber nichts Absonderliches empfunden.

‚Es ist der Reiz der Sinnlichkeit, den keine Kunst entbehren kann' (Goethe zu Eckermann, 4. 2. 1829), und: ‚Die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichtes besteht in der Situation.' Es ist das dieselbe Ansicht vom Wesen des echten Liedes wie bei Storm, der von einem vollendeten Gedicht forderte ‚zunächst eine sinnliche Wirkung, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt wie aus der Blüte die Frucht'. So durch und durch sinnhaft ist Goethes Liedeskunst, daß selbst seine gespenstischen Gedichte voll greifbarer, augenfälliger Wirklichkeit sind: Der Erlkönig, Die Braut von Korinth, Der Fischer, Der Zauberlehrling, Das Hochzeitslied, und noch aus sinkenden Jahren: Die wandelnde Glocke, Der getreue Eckart, Der Totentanz. Schillers Gedichte gehen von einem innen aufsteigenden Gedanken aus und suchen für diesen die sinnliche Form; Goethe schaut mit allen Sinnen und erweitert das Anschauen zum Gedanken. Auf seiner letzten Schweizreise vermerkt er im Tagebuch: ‚Der Baum und der Efeu.' Dieses Bild hat sich seiner Seele eingegraben, lebt von seinem Leben, Baum und Efeu werden zum Gegenbilde seines Liebesbundes mit Christiane: die Elegie Amyntas erwächst ihm aus jenem Sinneseindruck.

Goethe bildert nicht, wie man das vor ihm getan und wie die schlechten Dichter noch heute tun: den dürftigen Gedanken mit draufgesetzten poetisch sein sollenden Bilderchen ausschmückend. Goethe fühlt und dichtet in Gebilden; er sieht was er schreibt, und schreibt nur was er sieht, ändert im ‚König in Thule'

(vgl. S. 216): ‚Er sah ihn stürzen, trinken Und sinken tief ins Meer‘; findet noch mit 65 Jahren solch bezwingendes Bild wie ‚Der Sterne zitternd Heer‘ (im ‚Epimenides‘), wie er mit 22 die bis in jeden Vers, in jedes Wort mit Bildlichkeit getränkte Strophe gedichtet hatte:

Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah —

oder mit 26 die durch und durch sinnhaften Verse:

Und dein Herz,
Aus Aschenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf, —

die wörtlich so schon im Urfaust stehen.

Untersuchte man Goethes Liedersprache auf ihr Verhältnis der sichtigen Wörter zu den unsichtigen, und vergliche man das Ergebnis mit dem bei Sängern zweiten oder geringern Ranges, so würde man staunen. Goethe kennt keine Flickwörter, keine stehende Eigenschaftswörter. ‚Ein *rosenfarbes* Frühlingswetter Umgab das liebliche Gesicht‘ heißt es in einem Gedicht an Friederike, und wir sehen, wie Goethe es gesehn, den rosigen Anhauch sich über dieses Gesicht verbreiten.

Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephir meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Wie leicht hätte Goethe den schlechten Reim durch irgendein Flickwort vermeiden können, etwa: ‚Und die Birken, düftereichen, Streun den süßten Weihrauch auf.‘ Dabei sähe man aber nichts, und Goethe hat die Birkenzweige sich *neigen* sehen.

Selten sind bei Goethe Gedichte wie ‚Das Bergschloß‘: ‚Da droben auf jenem Berge, Da steht ein altes Schloß.‘ Dem Dichter steigt aus dem Anblick einer alten Burg des Saaletals ganz nach der Art der Romantiker ein buntes Bild einstigen deutschen Ritterlebens auf; er läßt uns nicht ohne Frohlaune das lustige Treiben schauen, und der Schluß klingt auffallend ähnlich manchen Gedichten Heines. Zum Glück wissen wir, daß Heine zur Zeit des Niederschreibens dieses Gedichtes erst vier Jahre alt war.

Wie sich Goethes lyrische Bildlichkeit nicht durch das sinnliche Wort allein, sondern mit gleicher Stärke im Versschritte kund tut, werden wir noch erfahren.

*

Der unvermeidliche Ausdruck für Goethes Lyrik, wie für jede gute Lyrik, ist *Echtheit*. Wann ist ein lyrisches Gedicht goldecht? Wenn es nichts von irgendeiner Absicht des Dichters verrät; wenn es uns, die es bewegt hat, dünkt

wie nicht von Menschenhand für Menschenaugen geschrieben; überhaupt nicht geschrieben, sondern aus dem empfindenden Herzen hervorgehaucht. Das vollendete lyrische Gedicht muß ein Selbstgespräch sein, darf sich gar nicht an einen Leser, geschweige an eine Lesermenge wenden; des Dichters Seele hält Zwiesprach mit sich selbst. Von dieser Art ist die beste deutsche Lyrik, sehr selten die französische; diese setzt meist einen Hörer oder eine Hörerschar voraus, die vom Dichter angeredet wird. ‚Ich ging im Walde so für mich hin, — Der du von dem Himmel bist, — Über allen Gipfeln ist Ruh‘: lauter Selbstgespräche, vollkommne Lyrik. Claudius' und Kellers Abendlied, Heines Loreley. C. F. Meyers ‚Am Himmelstor‘, Storms ‚Heute, nur heute bin ich so schön‘, Hebbels ‚Gebet‘ (Die du über die Sterne weg —) gehören zu dieser goldechten Lyrik. Wo der Liedesfänger bewußt für den Leser dichtet, da kommt es zu solchen eitlen Selbstbespiegelungen wie oft bei Heine und seinen Nachahmern.

Aus der Echtheit seines Gefühls entspringt die Notwendigkeit jedes guten lyrischen Gedichts. Nicht anders, als es dasteht, dürfen wir es uns denken; ja die Möglichkeit, es könnte nicht dasein, muß undenkbar sein. Wie wenn die Natur uns eine ihrer Offenbarungen vorenthielte, muß es uns dünken, daß ‚Über allen Gipfeln ist Ruh‘ aus der Poesie der Menschheit verschwände. Wie überflüssig erscheint uns fast die ganze deutsche Liederdichtung des 18. Jahrhunderts vor Goethe! Man erinnere sich seines Vergleiches der höchsten Kunstwerke mit den Werken der Natur und ihrer beider Kennzeichnung als ‚Notwendigkeiten‘.

Noch eine scheinbare Äußerlichkeit scheidet Goethes Lyrik scharf von der seiner Vorgänger: sie ist kurz, die der andern lang, endlos lang, weil sie — so wenig zu sagen haben. Goethe schöpft sein auf einen Punkt gesammeltes Gefühl in wenigen Strophen, oft nur in wenigen Versen aus: Über allen Gipfeln besteht aus 24 Worten, Der du von dem Himmel bist aus 8 Versen. Die Haller und Brockes, die Hagedorn und Gleim leiern 10, 20 acht- bis zwölfzeilige Strophen daher, und man wundert sich, warum sie überhaupt aufhören. In dem Maße, wie das deutsche Lied an Echtheit zunahm, verminderte sich die Länge der Gedichte. Das unechte Gefühl bedarf vieler Worte, um wenigstens durch Masse zu wirken; das echte, nicht beredte, ist wortkarg. Lyrik und Beredsamkeit schließen einander aus; die französische Lyrik, mit wenigen wertvollen Ausnahmen durchweg beredt, erscheint germanischen Lesern fast durchweg unecht.

Nicht beredt, darum nicht nach außen aufgeputzt, ist Goethes gesangliche Rede. Ein so wenig ‚poetischer‘ Sprachgebrauch wie in seinen schönsten Liedern findet sich selbst bei unsern größten nachgeborenen Lyrikern nicht wieder. Keine Redeblumen; keine hochtönenden, aber nur tönenden, Worte; keine Moderedensarten. Wenn er sagt: Götterl so sieht er sie vom Himmel niedersteigen, und wir sehen sie mit ihm. Seine höchste Poesie klingt fast wie schlichteste Prosa: ‚Süßer Friede, Komm, ach komm in meine Brust! —, Die Sterne, die begehrt man nicht —, Edel sei der Mensch, Hilfreich und gut! —, Ach, du warst in ab-

gelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau [Frau, nicht Weib, nicht Gattin] —, Wie kommt's, daß du so traurig bist —, Was hör' ich draußen vor dem Tor, Was auf der Brücke schallen? —, Wer nie sein Brot mit Tränen aß, Wer nie die kummervollen Nächte Auf seinem Bette weinend saß, Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!' — wäre nicht in diesen Versen des letzten Gedichtes der Reim, wer vermöchte bestimmt zu sagen, daß dies als Gedicht beabsichtigt war?

Die sprachliche Schlichtheit seiner ergreifendsten Stücke, z. B. ‚Ach neige, du Schmerzensreiche —, Meine Ruh' ist hin, Mein Herz ist schwer' ist so kunstvollendet, daß sie bei unkundigen Lesern die Täuschung hervorruft, so etwas müsse jeder hinschreiben können. Bloß schmückende, aufgeklebte, nicht aus Anblick und Gefühl fließende Beiwörter gibt es in Goethes Lieddichtung nicht; ja, die Beiwörter fehlen in manchen seiner vollkommensten Lieder überhaupt, so in Rastlose Liebe und Über allen Gipfeln. In Wanderers Nachtlied steht ein einziges: Süßer Friede!

Das Siegel der Wahrheit ist Einfachheit. In einem seiner weltüberfliegenden Gedichte ‚Meine Göttin' folgt auf die kühnsten Bilder, auf die wildeste Begeisterung das ganz schlichte feierliche Gebet:

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

An die Gräfin O'Donell schreibt Goethe einmal (24. 11. 1812), daß ihm viele Menschen versicherten, er rede enthusiastisch, wenn er doch nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte. ‚Es kann sein, daß, wie jener Prosa machte, ohne es zu wissen [Molières Bürgerlicher Edelmann], ich unbewußt poetisch rede.'

Nicht ‚Geist' atmet sein Lied, nur Gefühl, denn ‚Gefühl ist alles'. Sie will nicht verblüffen, will nicht witzig sein; daher die äußerst seltnen Überraschungsreime. Bei Heine erwarten wir sie, bei Goethe klingt ein Reim wie Karfreitag-Maitag störend. Aber ganz allgemein: wie ergreifend wirkt auf den Kenner Goethes als des weisesten der Menschen, daß dieser alle Weisheit vergißt und Lieder schreibt, in denen nichts als einfältige Empfindung lebt, wie auch wir sie haben, ohne sie mit Allgemeingültigkeit aussprechen zu können.

*

‚Eigentümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst', lehrt uns der Meister, und bekannt ist sein Rühmen ‚eigensten Gesangs'. Es gibt für jeden Begriff in der Dichtkunst ein einziges Wort; ‚das Wort finden, heißt die Dinge selbst finden' (Hebbel). Gefunden wird es, nicht gesucht. Daneben greifen wird auch der größte Dichter, denn er ist ein Mensch, und ihm ward nichts Vollkommnes; vergreift er sich ganz und merkt es nicht, so verdirbt

er sein Werk. Solch Danebengreifen kommt bei Goethe vor; völliges Fehlgreifen kaum je. Aus dem ungeheuren Schatze deutscher Rede, aus den zehn, zwanzig, hundert ähnlichen, verwandten, sich in einem Punkte berührenden Wörtern für einen Gegenstand, eine Bewegung, ein Gefühl das eine einzige Wort zu treffen, das macht aus dem tastenden Empfinder den dichtenden Künstler. ‚Die originalsten Naturen sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden.‘ Unzählige Menschen, Dichter, und Nichtdichter, hatten vor Goethe zum Sternenhimmel emporgeseufzt: Friede! Dieser Eine steigerte den Seufzer zum kunstadligen Gebet, und — kein einziges neues Wort steht darin, nicht ein einziges seltsames oder besonders dichterisches, und doch empfinden wir das Lied ‚Der du von dem Himmel bist‘ wie etwas niemals vorher Gesagtes.

Goethes Lieder, Vers für Vers, ohne Schulfuchserei, mit künstlerischem Nachempfinden auf ihre Sprachzauber zu prüfen, ist einer der feinsten Genüsse, die uns seine Gesangskunst bereitet. Kann es einen einfacheren, man darf sagen abgedroschneren Gedanken geben als: Glück und Leben jedes Menschen nimmt einmal ein Ende? Was ist Dichterisches daran? Das haben wir ja längst gewußt und mehr als einmal ausgesprochen, ohne uns für Dichter zu halten. Nun aber drückt ein großes Menschenschicksal das bestätigende Siegel allgemeiner Richtigkeit auf den Gedanken; dieser steigert sich dem Dichter zu einer neuen Entdeckung, und als solche stempelt er sie durch den eigentümlichen Ausdruck:

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
(Prolog zum ‚Grafen Essex‘.)

Er sei auch wer er mag, — also der Höchste, Elisabeth von England, Napoleon; ein letztes Glück, ein letzter Tag: klirrend rollt die lange Kette der Lebenstage ab, schwer rasselt ihr letzter Ring zu Boden.

Goethes dichterisches Hervorbringen vollzog sich nicht am Schreibtisch; an diesem wurde das innerlich empfangene und vollendete Gedicht nur aufgeschrieben und in die letzte Form gebracht. Daher zeigen seine Handschriften nicht so viel Änderungen wie bei Dichtern, die nur mit der Feder in der Hand schaffen können. Um so reizvoller ist es, Goethe ändern zu sehen, und ein paar Beispiele nach den Urschriften werden willkommen sein.

Im ‚Epilog zur Glocke‘ (zweite Strophe der Wiedergabe auf S. 635) setzt er an: ‚von jenem Glauben, daß ...‘; doch sogleich sagt ihm das innere Dichterohr, dieses ‚daß‘ wirkt nüchtern, prosaisch, zwingt zu einem verstandesmäßigen Satzgefüge. Er ändert es in ‚der‘ und läßt den Inhalt des ursprünglichen daß-Satzes in den letzten zwei Versen mit einem ‚damit‘ folgen, unvergleichlich wirksamer und dichterischer. — In der dritten Strophe stand zuerst: ‚Hat er doch dies Gerüste nicht verschmäht.‘ Zu matt, empfindet er, zu wenig Gegensatz zu ‚vollgehaltig‘. Er wandelt den Vers in: ‚Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht‘,

— nun ſteht Schillers Vollgehalt des Lebens gegenüber dem bretternen Gerüſte der Bühne, und dieſes Bild wirkt mit all ſeiner gegenſätzlichen Kraft.

In der 20. Strophe der Marienbader Elegie iſt der letzte Vers durch folgende Verſuchsformen hindurchgegangen:

Wohl gäb's ein Kraut, des Körpers Qual zu ſtillen —
Wohl gäb es Kräuter, Körpers Qual zu ſtillen —
Wohl Kräuter gäb's, die Körperqual zu ſtillen —

bis endgültig niedergeſchrieben wurde:

Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen —

Für den Anfang der 14. Strophe liegen drei Verſuche vor: ‚Im Tiefſten edler Herzen — In unſres Herzens Adel — In jedes Buſens Reine wohnt ein Streben‘; bis zuletzt die Form getroffen wurde: In unſers Buſens Reine wogt ein Streben.‘

Der Sprachzauber des Lieddichters fängt mit dem Anfang an. Goethes Kunſt des Einſetzens hat nicht ihresgleichen, wenn auch alle ſpäteren Lyriker von ihm gelernt haben. Vor ihm beſaß ſie Walther von der Vogelweide, deſſen Gedichtanfänge allein ſchon den Meiſter beweiſen. Man darf ſagen: den großen Lieddichter erkennt man an ſeinem Eingangsvers. Keine Vorbereitung, nichts Mattes, um dann zu ſteigern. Auf der Höhe des Gefühls, da wo es in Kunſt überſtrömt, hebt das Lied an. Nach Ausdruck ringendes Empfinden iſt ihm vorangegangen, und wenn das erſte Wort erklingt, ſo wiſſen wir, hier iſt Notwendigkeit, hier iſt Natur. So einfach, ſo klar, aber ſo ſtark wie möglich ſetzt Goethes Lyrik ein: ‚Ach wer bringt die ſchönen Tage —, Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich —, Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde! —, Wie herrlich leuchtet mir die Natur! —, Und friſche Nahrung, neues Blut‘ mit dem an die vorausgehende Empfindung unmittelbar verknüpfenden ‚und‘ — Dem Schnee, dem Regen —, Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühn?‘ Doch man müßte ja faſt das ganze Inhaltsverzeichnis ſeiner Gedichtanfänge abſchreiben!

*

‚Die Kunſt iſt eine Vermittlung des Unausſprechlichen; darum erſcheint es eine Torheit, ſie wieder durch Worte vermitteln zu wollen‘. Eine größere Torheit, die Art dieſer Vermittlung im Einzelnen genau ergründen zu wollen; doch lockt es, ihr wenigſtens taſtend nachzugehen. Von einer auszubildenden Wiſſenſchaft dieſes Nachgehens kann keine Rede ſein, es bleibt beim Vermuten und Ahnen; denn hier ſind wir ganz im Reiche des Unbewußten und des Unwißbaren.

Traumwandelnd trifft der wahre Dichter ſein Ziel: mit den einfachſten Mitteln die ſtärkſten Wirkungen. Wir ahnen einen Zuſammenhang zwiſchen der Gefühlswelt des Liedes An den Mond, beſonders in den Eingangsverſen, und dem Vorklingen des L, dem Fehlen eines ſcharfen Zungen-R:

Füllſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Wir ahnen etwas ähnliches in ‚Über allen Gipfeln, In allen Wipfeln' —, ‚Der du von dem Himmel bist, Alles Leid und Schmerzen stillest' und in einigen andern Stücken. — Wir vermuten in den Selbstlautern eines Verses wie ‚Mit hundert schwarzen Augen sah' oder ‚Umsausten schauerlich mein Ohr' künstlerische Ausdrucksmittel für die Finsternis und die Winde. Wir glauben in den zwei, drei betonten I und im Takte des Verses ‚Warum ziehst du mich unwiderstehlich' das Ziehen zu fühlen; aus der stabreimenden Wiederholung des Anlauts in ‚Nach ewigen, ehernen großen Gesetzen' das unwandelbare Gesetz zu spüren; aus dem Herrscherklange der vollen Selbstlauter über die Mitlauter in ‚Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn, Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn' den lebensvolleren Süden atmen zu hören; beim hohlen Ton vom ‚wesenlosen Scheine' in eine gleichförmig graue Ferne zu blicken; bei den Umlauten in ‚Nun glühte seine Wange rot und röter' die Farbe der Begeisterung aufglühen zu sehen. Doch wie ungreifbar ist dies alles, wie geheimnisvoll-dämonisch! ‚Wollte man darüber nachdenken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande' (Goethe zu Eckermann).

‚Nur nicht lesen, immer singen!' — Musik schlummert zwischen den Druckzeilen der Goethischen Verse: beginnt man gewisse Lieder laut oder leise zu lesen, so geht die Stimme unwillkürlich in Gesang über. Gedichte wie: ‚Trocknet nicht, trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe', — ‚O gib vom weichen Pfühle, Träumend ein halb Gehör', — ‚Über allen Gipfeln ist Ruh', — ‚Ich denke dein' und wieviel andre sind aus innerm Gesange des Dichters geboren. Vertonte man, was ja ohne weiteres möglich ist, die berühmtesten Stücke von Goethes Lyrik einfach so, daß man ihre Selbstlautfolge nach der Klanghöhe in Noten setzte, so würde man ein Tongrundgerüst mit wundersamen Melodien gewahren.

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick —

lauter helle, klingende Selbstlauter, die in dem aufsteigenden I gipfeln.

Horchen wir auf das viermalige I, das aus der Tiefe des dumpfen O emportönt in dem Verse: ‚Lockt dich der tiefe Himmel nicht' —, oder in der Symphonie ‚Grenzen der Menschheit' auf die Eingangstakte des ersten Satzes, die aus dem feierlichen A ins grollende O sinken, dann sich über das helle E schrill zum zuckenden I zuspitzen:

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze —

und sich wie in einen Strichregen auflösen in den letzten zwei Takten dieses ersten Satzes: ‚über die Erde sät', — dann fühlen wir, daß dieser Dichter Musik hat in sich selbst.

In einer andern hochberühmten Liederfuge, ‚Ganymed', spielt der Tönemeister im ersten Satz auf den Saiten G, L, N, U, und es ist keine Selbsttäuschung, wenn wir uns vom ersten Sonnenleuchten angestrahlt fühlen:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!

Solche sich jedem Ohr aufzwingende Tonmittel wie in den Versen: ‚Töne, Schwager, ins Horn, Rassle den schallenden Trab', oder: ‚Wenn die Räder rasselten, Rad an Rad, rasch ums Ziel weg' brauchen nicht hervorgehoben zu werden, denn dergleichen findet sich auch bei geringeren Dichtern. Nur den ganz großen aber gelingt die Verzauberung des Lesers, stärker noch des Hörers, durch die ihn wohlig umflutende Sprache im Fischer:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her? —

oder durch die traumhaft ahnungsvollen Klänge in den feierlichen Versen:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Warum band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten,
Meine Schwester oder meine Frau.

Ob Gedanken- oder Gefühls- oder Handlungslied, für Goethes Sinnensprache und Wortmusik macht das keinen Unterschied. Seine Gedankendichtung ist von ebenso quillendem Blutleben durchglüht, ist ebenso sehr Anschauen geworden, wie jede andre Gattung seines Liedes. Man prüfe hierauf Gedichte wie Gesang der Geister über den Wassern, Meine Göttin, Wanderers Sturmlied, Grenzen der Menschheit, Das Göttliche, z. B. in diesem die ganz sinnhaften Strophen:

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den Andern.
Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Schädel.

*

Es gibt eine Technik des Dramas, es gibt keine des Liedes. Tiefe Empfindung haben und mit den Mitteln der Sprache tiefe Nachempfindung erzeugen, das ist die ganze Kunst der Lyrik. Mit allen Mitteln der Sprache, also nicht bloß mit ihren Lauturklängen, sondern ebensowohl mit dem endlos reichen Wechsel der Lauthöhe und des Lautschrittes. Wir lesen die zwei Gedichte Meeresstille und Glückliche Fahrt mit nachdrücklicher Hervorhebung der Hochtonsilben und bekommen diese zwei Tonbilder:

˘ ⏑ / ˘ ⏑ // ˘ ⏑ / ˘ ⏑ Tiefe Stille herrscht im Wasser,
˘ ⏑ / ˘ ⏑ // ˘ / ⏑ ˘ Ohne Regung ruht das Meer,
˘ ⏑ / ˘ // ⏑ ˘ ⏑ / ˘ ⏑ Keine Lust von keiner Seite!
˘ ⏑ / ˘ ⏑ // ˘ ⏑ ⏑ Todesstille fürchterlich!

⏑ ˊ ⏑ / ⏑ ˊ ⏑ Die Nebel zerreißen,
⏑ ˊ ⏑ / ⏑ ˊ ⏑ Der Himmel ist helle,
⏑ ˊ ⏑ ⏑ / ˊ ⏑ Und Aeolus löset
⏑ ˊ ⏑ ⏑ / ˊ Das ängstliche Band.

Schon das Auge zeigt uns einen völlig verschiedenen Pulsschlag in den zwei zusammengehörigen Gedichten, und ohne weitere Erklärung begreift man Grund und Wirkung dieser Verschiedenheit. Goethe ist noch den heutigen mit Recht strengeren Ansprüchen keiner unsrer vollkommnen Meister des Reims, hat es nicht sein wollen; in der Meisterschaft des Rhythmus steht er immer noch unübertroffen da. ‚Der Rhythmus hat etwas Zauberisches', heißt es in seinen ‚Maximen und Reflexionen', und in der Tat gibt es von schlechten Dichtern das eine und andre Gedicht, das nur durch seinen Rhythmus schwebend über den Abgrund getragen wird. Das Zauberwort der Wirkung der beiden soeben betrachteten Gedichte ist leicht gefunden: ruhiges, gleichmäßiges, schweres Versmaß zur Malerei der Meeresstille; lebhaft hüpfendes für die muntere Fahrt. Indessen das sind die auch Kunstliebhabern geläufigen Anfangsgründe rhythmischer Kunst. Nun aber vertiefe man sich in Goethes Zauberkünste in Gedichten wie: Harzreise im Winter, Mahomets Gesang, Ganymed, Grenzen der Menschheit, Kennst du das Land?, Über allen Gipfeln, Der du von dem Himmel bist, Wonne der Wehmut, Das Veilchen, Die Braut von Korinth. Doch eigentlich gibt es keins von Goethes lyrischen Hauptstücken, aus dem sich nichts für die Kunst des Rhythmus gewinnen ließe; gar am Faust allein, dem ersten und zweiten, kann man ein Jahr lang deutsche Versmusik lernen und lehren.

Goethes rhythmische Malerei bedient sich der einfachsten, der scheinbar selbstverständlichsten Mittel, verschmäht die Kunststückchen der Versedrechsler und erzeugt Wirkungen, die jedes neue Leser-, Sänger- und Hörergeschlecht entzücken. Sehen will er uns den Geier lassen (Werke 1, 139), der auf schweren Morgenwolken mit sanftem Fittich ruhend, nach Beute schaut, — also gleich ihm schwebe das Lied:

⏑ ˊ ⏑ ˊ
⏑ ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑
⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑ ˊ ⏑
⏑ ˊ ⏑ ˊ
ˊ ⏑ ⏑ ˊ

Wir sehen, wir fühlen die sanften, ruhigen Fittichschwingungen, und erst mit den zwei starken letzten Schlagtakten hebt sich das Lied über die schweren Wolken empor und schaut auf die Lande ringsum. In derselben ‚Harzreise' achte man auf den Übergang vom anapästischen zum trochäischen und daktylischen Takt, da wo der Dichter, ähnlich wie in ‚Meine Göttin' (S. 358), die Hände zum Gebet erhebt: ‚Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton —'.

Gibt es ein wirksameres rhythmisches Mittel für das Auffauchzen der Seele und der Kehle als die kurzen, stoßweise hinausgejubelten Verse: ‚Wie herrlich leuchtet mir die Natur'? — Können Elfenfüßchen leichter trippeln:

Auf Wiesen, an den Erlen
Wir suchen unsern Raum
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum —?

Hören wir nicht das leise Ein- und Ausatmen der Seele in den wechselvollen Pulsen von Über allen Gipfeln ist Ruh —? Fühlen wir nicht des Fischers Sehnsucht hochaufschwellen: Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll (zu lesen: (⏑ ⏓ / ⏑ ⏑ ⏑ ⏓ – –)? Und wie still bewegt wellt der Rhythmus in Wanderers Nachtlied auf und nieder, bis er sich in den zwei Schlußversen plötzlich in ein lauteres Aufseufzen des Herzens steigert: Süßer Friede, Komm, ach komm in meine Brust!

Wir hören im Ganymed den Flügelschlag des Adlers schon im ersten Vers: ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑; hören ihn mächtiger: Daß ich dich fassen möcht (⏑ ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ –) und hoch über die Erde entrücken den Liebling des Gottes und uns die Schwingen der letzten Strophe.

Goethes Gedichte in freien Rhythmen dünken manchen leicht, weil sie reimlos sind. Der Reim wäre ein Zuviel an Kunstmitteln; der Rhythmus allein ist so wirksam, daß man an die Möglichkeit des Reims gar nicht denkt. In Mahomets Gesang z. B. mehrt sich im letzten Drittel von ‚Kommt, ihr alle!' das Versübergreifen (das ‚Enjambement'). Das Schwellen und Stürzen des weiter rauschenden Flusses überflutet alle Dämme; Satzzeichenpausen hemmen den Strom der Rede nicht, — bis er in das einsilbige hochtonige ‚Herz' mündet.

Oder wie das leicht und einfach aussieht: ‚Dem Schnee, dem Regen, Dem Wind entgegen!' Ganz wie gesprochene leidenschaftliche Rede, und ist doch reichster Künste übervoll. Dem Taktschritte des Wanderers entspricht der Gleichtakt des Reims. Jambisch beginnt die rastlose Bewegung, steigert sich anapästisch, geht über in ein Gemisch, worin die Daktylen vorherrschen: der Wanderer blickt ins sturmbewegte Herz. Das Gedicht schließt mit einem daktylischen Abgesang in kurzen, zum Schlusse noch mehr verkürzten Versen: das Herz bescheidet sich, vergebens die Flucht, denn ‚Krone des Lebens, Glück ohne Ruh, Liebe — bist du!'

Wilhelm Schlegel hat den Rhythmus in der Braut von Korinth sehr fein als ein leises Geisterschweben bezeichnet. Den vorsichtigen Leisetritt des Liebenden empfinden wir in dem Gedicht: ‚Meine Liebste wollt ich heut' beschleichen'; das zitternde Erwachen, das atemlose Lauschen auf ein Tasten und Trippeln in den ‚Morgenklagen' (O du loses leidig liebes Mädchen). Und hören, ja sehen wir nicht aus den sich durchkreuzenden Rhythmen in dem Gedichtchen ‚Allerdings':

Ins Innre der Natur' —
O du Philister! —
‚Dringt kein erschaffner Geist!' —
Mich und Geschwister —

die beiden Streitenden, die salbungsvollen, selbstsicheren, gleichmäßigen Jamben, denen der Einwand mit ‚O du Philister' (⏓ ⏑ ⏑ ⏓ ⏑) kurz und scharf begegnet —?

Für die Kunst Goethischer Zäsur nur ein Beispiel von zahllosen, die der Leser Gedicht für Gedicht finden kann. Im ‚Veilchen' hat der kurze Vers

‚Gebückt / in sich / und unbekannt' zwei Einschnitte: sieht man nicht das arme Veilchen sich ruckweise ducken und bücken? Ebenso hat der Vers ‚Es sank / und starb / und freut' sich noch' zwei Einschnitte: das Käpschen sinkt, das Veilchen stirbt, nicht auf einmal, zweimal rührt der Tod es an. Mozarts vollendete Vertonung dieses leider einzigen Goethischen Gedichtes, an das er seine Kunst gewandt, bescheidet sich, alle schon darin schlummernde feinste Musik zu entbinden.

*

Das Formgesetz des deutschen lyrischen Dichters heißt Freiheit. Die Romanen, besonders die Franzosen, sehen im Versmaß eine eiserne Silbenklammer, die niemals, zu keinem noch so dichterischen Zweck, abgestreift werden darf. Wählt ein Franzose, selbst der kühnste und freieste, ein Victor Hugo, ein Musset, den uralten zwölfsilbigen jambischen Vers, so darf keine Silbe fehlen, keine drüber hinausgehn. Goethe achtet die freigewählte Form, wird aber nicht ihr Sklave. Es gibt nicht viele ganz genau ‚stimmende' lyrische Gedichte Goethes, denn über der Regel und der Zahl stehen ihm die innere Echtheit und der künstlerische Eindruck. Der Dichter, der wahrhaft empfindet, bleibt Herr der Empfindungsform, und die wunderreiche deutsche Dichtersprache folgt willig ihrem wahren Herrn. Schiller schreibt an Goethe einmal sehr fein darüber: ‚Es hat mit der Reinheit des Silbenmaßes die eigne Bewandtnis, daß sie zu einer sinnlichen Darstellung der innern Notwendigkeit des Gedankens dient, da im Gegenteil eine Lizenz gegen das Silbenmaß eine gewisse Willkürlichkeit fühlbar macht', und er rät dem Freunde, ‚in einer Vorrede, oder wo es sonst schicklich ist, seine Grundsätze darüber auszusprechen, daß man das für keine bloße Lizenz oder Übertretung halte, was aus Prinzipien geschieht' (9. 8. 1799). Goethes rhythmische Freiheit ist allerdings keine bloße Lizenz oder Übertretung, wie sie manche Dichter sich aus Bequemlichkeit, aus Ohnmacht gegenüber der Schwierigkeit erlauben. Man prüfe in ‚Gott und Bajadere' den plötzlichen Wechsel des Rhythmus der drei Schlußzeilen in der vierten Strophe: glaubt man, daß diese Daktylen an Stelle der sanftigen Anapäste nur aus Versehen gewählt wurden?

Mahomets Gesang (Werke 1, 118) beginnt mit einer Reihe von Versen in der losen Reimverschlingung: a a b c d e f f g h h; dann aber, wie der Strom mächtiger anschwillt, verschwindet der Reim ganz.

In des Epimetheus Sehnsuchtsklage um Pandora (Werke 5, 280): ‚Der Seligkeit Fülle, die hab ich empfunden' unterbricht mitteninne ein Vers mit noch bewegterem Rhythmus: ‚Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden' den ebenmäßig beflügelten Gesang. Ja in einem scheinbar so kunstlosen Liede: ‚Wie herrlich leuchtet Mir die Natur' bis ‚Aus dem Gesträuch' stimmen von den 4 weiblichen Zeilen nur 3, von den 4 männlichen nur 2 rhythmisch genau überein, wenn wir auf die Hebungen achten. Die strengen alten Versschulmeister, besonders Voß, fanden dergleichen sehr tadelnswert. Goethe machte sich mit Recht über die ‚Cyklopen und Silbenfresser' lustig und meinte: ‚Ich habe nichts von euch gelernt; Ihr wußtet's immer besser.'

Die verwickelten Strophenformen liebte Goethe nicht: die Reimnot des Deutschen, aber auch der andauernde Zwang der Reimstellung schreckte ihn. Nur für Gedichte mit feierlichem Gehalt oder als Nachahmer solcher Italiener wie Ariosts, z. B. im ‚Tagebuch', wählte er die achtzeilige Stanze mit dem dreifachen Reim; die im Deutschen besonders schwierige Terzine nur zweimal. Auch eine Reimfülle wie im Hochzeitslied (a b a b c c c d d) steht bei Goethe ganz vereinzelt da; ebenso eine Reimspielerei wie in dem Gedichtchen Der Goldschmiedsgesell (Werke 1, 182).

Mit der Reinheit des Reimes nahm er es nicht streng:

Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime wert.

(Zahme Xenien.)

Seine Verstöße gegen den reinen Reim sind zum Teil bewußte Gleichgültigkeit; zuweilen absichtliches Annähern an das hierin lässige Volkslied; oft Folge seiner Frankfurter Aussprache, wie ja auch Schiller häufig schwäbische, nichtschriftdeutsche Reime hat. ‚Und hab' ich gleich die Gabe nicht Von wohlgeschliffnen leichten Reimen', so gesteht Goethe schon im Ewigen Juden. Er reimt auf Götter: Wetter und Übertreter; auf schaden: raten; im Faust auf Höhe: Nähe, auf dämmert: flimmert. Es gibt bei ihm ja böse Dinge wie: Vergnügen und Griechen, hin und schön; solche Willkürlichkeiten wie: gleich und unordentleich, Schuld und hold, kühn und hin. In dem Gedicht ‚Nur wer die Sehnsucht kennt' sind alle a-Reime rein, die b-Reime vielfach trübe.

Zweifellos stört ein falscher Reim um so ärger, je schöner das Gedicht; den Mißklang in den herrlichen Versen: ‚Nun glühte seine Wange rot und röter — Von jenem Mut, der früher oder später' empfinden wir schmerzlich, und Vischers feiner Rechtfertigungsversuch überzeugt uns nicht. Grade in einem Gedicht wie diesem wollen wir durch nichts erinnert werden, daß ein Mensch mit menschlichen Unvollkommenheiten es geschrieben habe. Man muß Hebbel beistimmen: ‚Das Schwerste soll in der Kunst das Leichteste scheinen, und nirgends darf auch nur eine Spur des Meißels sichtbar bleiben, denn das würde jeden Genuß zerstören. Wir würden nicht mehr ein in freier Schönheit dastehendes Götterbild, sondern den mühseligen Kampf eines Menschen mit dem widerspenstigen Marmor erblicken.'

*

Wir nennen Goethe mit Recht unsern größten Lyriker, und unsre besten Liederdichter nach ihm verehren ihn als den ersten Meister ihrer Kunst. Das darf uns nicht blind dagegen machen, daß mehr als hundert Jahre deutscher Lyrik nach ihm dem vielstimmigen deutschen Liederchor manchen neuen Ton beigemischt haben, daß bei unsern echten nachgoethischen Lyrikern, bei Eichendorff, Uhland, Rückert, Heine, Annette; bei Mörike, Geibel, Lingg, bei Keller, Storm, Meyer, Heyse; bei Liliencron, Falke, Hesse, J. Kurz und manchen Andern Stim-

men erklingen, die wir von Goethe nicht oder nicht in seiner höchsten Kunst vernehmen. Verzweiflungsvollen Schmerz um unwiederbringlich verlorenes Lebensglück: um ein totes Kind, ein totes Weib; Jubel über langersehnten, endlich errungenen Liebesbesitz; Stolz auf eisernbesiegte eiserne Daseinsnot; Abschiedswehmut um die Heimat, Dankgefühl für ihre Gaben — und so manche andre tiefe Regung des Menschenherzens: all dies hat Goethe nicht oder nicht in vollen Tönen besungen, wiewohl er vieles davon empfunden hat, gewiß nicht minder stark und tief als die Lyriker nach ihm.

Ist Goethes Lyrik volkstümlich? Nicht in dem Maße wie Uhlands Ich hatt' einen Kameraden, Heines Loreley, Haufs Morgenrot. In den mittel und höher gebildeten Schichten ist der Lyriker Goethe entschieden volkstümlich und gehört noch immer zu unsern meistgesungenen Dichtern. Zu manchem Goethischem Liede gibt es über hundert Vertonungen. Nach Max Friedländers Ermittelungen ist ‚Über allen Gipfeln' 107 mal, ‚Der du von dem Himmel bist' 117 mal in Musik gesetzt worden. Der eigentliche Goethe-Vertoner war Franz Schubert: kaum eins der berühmtesten Lieder, das nicht mit Schubertscher Musik noch heute gesungen wird; die zum Erlkönig, sein Meisterstück, hat er mit 18 Jahren geschaffen.

Wer wird den liebenden Lesern Goethes endlich einmal eine wirklich brauchbare Ausgabe seiner Gedichte, nur der Gedichte, darbieten? In streng zeitlicher Folge, allerdings den Diwan und die Sprüche beisammen lassend; mit so wenig, wie ja in Wahrheit nur nötigen, kurzen Sachaufhellungen; mit Beiseitelassen aller ‚Quellen' und ‚Vorbilder', und mit einiger Achtung vor dem, was der Meister selbst so nachdrücklich verwarf oder empfahl:

> Ich habe nun noch eine besondere Qual, daß gute, wohlwollende, verständige Menschen meine Gedichte auslegen wollen und dazu die Specialissima, wobei und woran sie entstanden seien, zu eigentlichster Einsicht unentbehrlich halten; anstatt daß sie zufrieden sein sollten, daß ihnen irgendeiner das Speciale so ins Allgemeine emporgehaben, damit sie es wieder in ihre eigene Spezialität ohne weiteres aufnehmen können (an Zelter, 27. 3. 1830).

[Ich lasse das Voranstehende unverändert. Da sich durchaus kein Veranstalter solcher Ausgabe finden wollte, habe ich sie in meinem Volks-Goethe von 1913 selbst besorgt.]

Man hat glücklich entdeckt, daß das feine Gedichtchen ‚Eigentum':

> Ich weiß, daß mir nichts angehört,
> Als der Gedanke, der ungestört
> Aus meiner Seele will fließen,
> Und jeder günstige Augenblick,
> Den mich ein liebendes Geschick
> Von Grund aus läßt genießen —

vielleicht angeregt wurde durch einen Satz von Beaumarchais: ‚Sicher gehört mir nichts wahrhaft auf Erden an als der Gedanke, den ich forme, und der Augenblick, wo ich seiner genieße.' Aber dieser prosaische Satz war aller Welt unbekannt geblieben; erst durch Goethes Gedicht ist er unser Besitz geworden, und man beraubt uns durch solche Entdeckungen. All dergleichen Regenwürmerfund

sollte unter den Gelehrten allein und nur in lateinischer Sprache verbreitet werden. Dies entspräche wenigstens Goethes Rate: ‚Die Modernen sollen nur lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts Etwas zu machen haben.‘

Oder glaubt man z. B. für Goethes ‚Über allen Gipfeln ist Ruh‘ tieferes Verständnis zu erschließen, wenn man die Leser mit der Gelehrsamkeit belästigt: 1. daß Goethe in einem Brief an die Stein vom Kickelhahn spricht; 2. in einem andern vom Sonnenuntergang daselbst; 3. daß in Versen des Griechen Alkman etwas Ähnliches steht; 4. daß Goethe einmal das Wort Kickelhahn ins Griechische zu übersetzen versuchte —?

Wie kläglich muß es doch mit dem Verständnis des ungelehrten Lesers für ein Gedicht wie ‚Wirkung in die Ferne‘ stehen! Wahrscheinlich beruht es auf einem ergötzlichen Vorkommnis am Weimarischen Hof; aber wie hieß die Hofdame, wie der Page, wo und wann ereignete sich die so merkwürdige Begebenheit? Nichts davon wissen wir, und doch glauben wir das Gedicht vollkommen zu verstehen. Ist solcher Glaube wissenschaftlich berechtigt? — Und als ein wie kunstohnmächtiger Dichter erscheint Goethe einem seiner gelehrtesten neueren Erklärer, Burdach, der unter dem dünzernden Wust von drei großen Merkerseiten das durchsichtige Gedichtchen ‚Gingo biloba‘ im Diwan erdrückt, ohne dem Leser auch nur zu enthüllen, was Gingo biloba bedeutet; unter sechs Seiten das andre ‚Selige Sehnsucht‘ begräbt, sintemalen sich Goethe entweder nicht klar auszudrücken wußte, oder der gebildete Leser ohne die Nachhilfe dieses einen grundgelehrten Doktors Allwissend Goethes Deutsch nicht verstände.

Sechzehnter Abschnitt.

Der dichtende Künstler.

Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Bis auf wenige Gedichte der letzten Jahre und auf Faust, der aber schon wiederholt näher betrachtet wurde, sind jetzt alle eigentlich schöpferische Werke Goethes, die großen und die kleinen, an uns vorübergezogen, und der Augenblick ist da, wo wir rückblickend uns klar zu machen haben, wie der dichtende Gesamtkünstler Goethe vor uns steht.

‚Und so spalt' ich mich, Ihr Lieben, Und bin immerfort der Eine.‘ Doch selbst aus der großen Ferne der sichtenden Jahre ist es schwer, von dem Künstler Goethe ein klarumrissenes Bild zu gewinnen. Durch seine zeitliche Stellung inmitten der eben erwachten deutschen Literatur wie durch sein langes Leben ist er nicht ein Dichter wie alle andern; sondern in ihm spiegelt sich die ganze Entwicklung unsrer Poesie in der frühen Neuzeit wider, von Klopstock bis in die

Tage des Jungen Deutschlands hinein. Dazu kommt Goethes rastloser Wandlungstrieb, der ihn zwang, nahezu für jedes größere Werk eine neue Form zu finden, Form nicht nur im äußern, sondern im innerlichsten Sinne. Aus welchen Tiefen die trotz allen Wechseln an ihm erkennbare dichterische Einheit floß, wird in einem spätern Abschnitt (S. 784) untersucht; hier überwiegend die Form, die Goethe über jede andre stellte: die innere.

Begriff und Ausdruck der inneren Form waren von dem englischen Philosophen Grafen Anthony Shaftesbury (1671—1713) in den europäischen Denk- und Sprachgebrauch eingeführt worden; die Worte ‚the inward form' stehen in seinem Zwiegespräch ‚The Moralities'. Weder in England noch in Frankreich wirkte sie fruchtbar fort; erst in Deutschland wurde sie zum Merkwort höchster Kunstvollendung: der Einheit von Gehalt und Gepräge. Schiller spricht einmal von der ‚inneren Notwendigkeit des Gedankens', die in einer bestimmten Ausdrucksform zutage tritt, und meint das Gleiche.

Einheit von Leben und Form, also Echtheit des Kunstgebildes: sie ist die über alle Stufenschritte Goethes hinweg erkennbare Einheit seiner Künstlerschaft. Auch in solchen Fällen, wo ihm das ärgste Unglück eines Dichters widerfahren war: sich zu vergreifen, sehen wir das Ringen um die innere Form. Mehr als einmal ist sein Stilgefühl abgeirrt; doch nicht so wie bei andern berühmten Dichtern, z. B. bei Wieland, der die feinsten Formkünste an die nichtigsten Stoffe wandte; oder bei Heine, der seine Spaßmacherei selbst da nicht lassen konnte, wo der geringste Sinn für Stil jeden Spaß ausschließt. Goethe hat niemals einen mittelmäßigen oder geringen Stoff durch eine große Form scheinbar aufzuhöhen gesucht. Er hat in seinen Singspielen gespielt, in seinen Theaterreden meist gemütlich, oft ein bißchen nüchtern geredet, so wie die damaligen Zuhörer es verstanden und damit sie es verständen; kurz, er hat an ein vergängliches Werk keine unvergängliche Form verschwendet. Da, wo der große Stoff die große Form forderte, hat er diese allemal gewählt, außer wo ihm Zerstreuung und Zersplitterung den letzten Schmuck der Kunst verdarben. Die blühende Prosa des Egmont, die erste Gestalt der Iphigenie waren Notbehelfe im Drange der Weimarischen Elf Jahre.

Am sichersten leitete ihn sein künstlerisches Stilgefühl zur Höhe der innern Form, wo er sich ganz seinem Genius überließ. In Straßburg hatte er den gewichtigen Satz geschrieben: ‚Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien.' Bis zur Reise nach Italien handelte er nach diesem Satze; später dichtete er nach Prinzipien, und da erlitt er den Stilschaden altgriechischer Sprach- und Versform für einen so grunddeutschen Stoff wie Hermann und Dorothea, oder das Anrufen griechischer Schatten zur Verkündung des zukünftigen Bildungsweges der Menschheit, oder zur Siegesfeier des deutschen Volkes nach dem Abschütteln des französischen Joches. Und er, der sich in der Jugend seinem Genius vertrauend nichts aus Regeln gemacht hatte, erklügelte sich selbstquälerisch Regelfesseln: ‚Sollte dieses Erfordernis [das ‚Retardieren' im Epos] wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, würden alle Plane, die gerade hin nach dem Ende hinzuschreiten, völlig zu verwerfen sein' (an Schiller).

Überall, wo Goethe mit ganzer Kraft wollte, gelang ihm das Größte. Leider sind uns zu viele Arbeiten erhalten, bei denen er nicht mit ganzer Kraft gewollt hat. Es gibt keinen zweiten großen Dichter, von dem so viel Minderwertiges aufbewahrt ist, wie von unserm größten Dichter Goethe. Geringere hätten sich gehütet, selbst an flüchtige Gelegenheitsstückchen so wenig Kraft zu setzen, wie Goethe das im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit oft genug getan. Eingangsverse wie: ‚Der Anfang ist an allen Sachen schwer; Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge' (vgl. S. 519) wird man bei Dichtern zweiten und dritten Ranges schwerlich finden. Man kennt Goethe nicht ganz, wenn man diese Hintergrundseite seines Wesens gar nicht beachtet; auch sie gehört, richtig beurteilt, mit zu seiner Größe.

Wer solche Hobelspäne gehässig gegen ihn aufhebt, der handelt wie Cham an der Blöße seines schlafenden Vaters. Der beste Künstler, grade er, läßt manchmal seine Hand spielend walten; von wie vielen großen Bildhauern und Malern haben wir allerhand Späße, Kritzeleien, Seltsamkeiten. Solchen unerheblichen Spielereien Goethes gegenüber halte man sich an die Hauptsache dieser strotzenden Künstlerkraft: daß nicht zwei unter den bedeutenderen Werken Goethes eine gleichartige Gruppe bilden, nicht zwei den gleichen Stil verkörpern. Wie anders bei Schiller und bei Kleist, ja selbst bei Shakespeare! Das Wort von den abgeworfenen Schlangenhäuten auf dem zurückgelegten Lebenswege, ein Lieblingsbild Goethes, war mehr als ein geistreiches Gleichnis: Goethe hat sich in der Tat von Werk zu Werk gehäutet, und jedes seiner größeren Gebilde vertritt eine Gruppe für sich.

Gebt ihr euch einmal für Poeten, So kommandiert die Poesie! Bis zu hohem Grade hat Goethe nach diesem Worte selbst gehandelt. Die Gabe gespanntesten Sammelns besaß er in einem Maße, das uns in den von ihm selber beurkundeten Fällen in Erstaunen setzt. Mitten im Kriegsgetümmel, auf dem Wege durch die marschierenden Heere nach Dresden, schrieb er im Sommer 1813 das Lied: ‚Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht', wie er zwanzig Jahre zuvor im Felde den Reineke Fuchs, 1779 inmitten der Rekrutengeschäfte an der Iphigenie gedichtet hatte. In neuerer Zeit hat ein Goetheschnüffler eine Aufgabe erfunden, doch ja die Örtlichkeiten des Entstehens aller Goethischer Gedichte zu erforschen, um endlich mittels solcher köstlichen Gelehrsamkeit in das allerletzte Geheimnis dichterischen Schaffens einzudringen. Wäre diese Aufgabe überhaupt lösbar, was würden wir gewinnen? Nur die schon vorher feststehende Überzeugung, daß jeder große Dichter seine Kunstwelt in sich hegt, gleichviel wohin die Füße ihn tragen. Auf den sonnig heitern Fluren der römischen Villa Borghese wurde die Hexenküche zum Faust, im trüben Thüringen ‚Kennst du das Land?' und die klassische Helena geschrieben!

Noch mehr: durch allen gewollten und ungewollten Stilwandel hindurch bewahrt sich Goethe, wo er's nur will, ein Stück seiner ersten Jugendfrische. Sie muß sich allerdings auf der zweiten, mehr noch auf der dritten Stufe seiner Schriftstellerei aus den großen Dichtungen in die Versprüche, die Briefe und

Gespräche flüchten; denn für die hohe Poesie fordert er von sich den hohen, den sinnbildlichen Stil. Mit welcher Meistergewalt er jedoch seinen Jugendstil nach Belieben kommandieren konnte, das hat er in den Ergänzungen des ersten Faust noch als Fünfziger bewiesen.

Goethe hat sich, namentlich der jüngern Dichterwelt gegenüber, gern als den Befreier angesehen. Er war es in jedem Sinne dieses Wortes, am stärksten und längsten fortwirkend als Befreier der Kunst von jedem Nebenzweck. ‚Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerks in und an sich selbst; jene denken an dessen Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringt' (an Zelter, 29. 1. 1830), und er ist entsetzt, als er findet, Aristoteles habe ‚an den Effekt gedacht'. Darum war ihm Kant so wert geworden, weil der alle Nebenzwecke aus der Kunst verbannt wissen wollte:

> Es ist ein grenzenloses Verdienst unsres alten Kant um die Welt, und ich darf auch sagen um mich, daß er, in seiner Kritik der Urteilskraft, Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht: aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen geglaubiget. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nötig, denn Bezüge gibt's überall, und Bezüge sind das Leben (an Zelter ebenda).

Was für Kämpfe hat Goethe sein Leben lang um diese reine Kunst ohne unkünstlerische Nebenzwecke führen müssen, vom Werther zu den Wahlverwandtschaften!

*

In neuster Zeit erklärt die Literaturwissenschaft es für ihren unerläßlichen wichtigsten Zweck, die Vorgänge in der dichterischen Phantasie zu ergründen. Der sehr gelehrte, aber völlig undichterische Wilhelm Dilthey, der neben Scherer als Vertreter einer ganzen Schule gelten darf, rühmte von sich und seinesgleichen: ‚Wir [wer?] haben über den Vorgang, in welchem einzelne dichterische Schöpfungen Goethes entstanden, den wünschenswertesten Aufschluß.' In Wahrheit haben wir darüber nichts als einige rein äußerliche Angaben, die das Zeugungsgeheimnis in seinem unergründlichen Dunkel lassen. Solchem überheblichem Gerede gegenüber ist es vom Wert, den Meister selbst über diese Kernfrage zu hören. Von der Unerforschlichkeit des Geheimnisses der dichterischen Zeugung war Goethe so tief durchdrungen, daß er in Ausdrücken religiöser Ehrfurcht davon zu sprechen pflegte:

Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerspitzen hervor?
Daß ich mit Götterssinn
Und Menschenhand
Vermöge zu bilden.

Oder in Prosa: ‚Die dichterische Schöpfung ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt.' — ‚Jede Produktivität höchster Art

ſteht in niemandes Gewalt.' — ‚All unſer redlichſtes Bemühen Glückt nur in unbewußten Momenten.'

Von ſeiner eignen Dichtung erklärte Goethe:

Aber ihr wollt beſſer wiſſen,
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich befliſſen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Oder wiederum in Proſa:

Hätte ich nicht die Welt durch Antizipation in mir getragen, ſo wäre mir alles Erforſchen und Erfahren nichts geweſen als ein ganz totes oergebliches Bemühen (zu Eckermann). — Was ich geworden und geleiſtet, mag die Welt wiſſen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenſtes Geheimnis (zum Kanzler Müller). — Freilich haben die Menſchen überhaupt gewöhnlich nur den Begriff oom Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl vom In- und Durcheinander, denn man begreift nur, was man ſelbſt hervorbringen kann (an Zelter, 28. 4. 1804). — Die Frage: Woher hat's der Dichter? geht nur auf das Was; oom Wie erfährt dabei niemand etwas. — Die Deutſchen haben von jeher die Art, daß ſie es beſſer wiſſen wollen als der, deſſen Handwerk es iſt, daß ſie es beſſer verſtehen als der, der ſein Leben damit zugebracht hat. — Ein Kunſtwerk ſollte nur genoſſen, nicht kritiſiert, das heißt zerlegt werden (zu Riemer). — Die Wiſſenſchaft wird dadurch ſehr zurückgehalten, daß man ſich abgibt mit dem, was nicht wiſſenswert, und mit dem, was nicht wißbar iſt.

*

Den ganz großen Künſtler erkennt man neben vielem andern an der Wahl der kleinſten Mittel, natürlich der richtig bemeſſenen. Goethe war ein Feind des Unterſtreichens, im wörtlichen wie bildlichen Sinne. Die Gegenſtände ſollten ſprechen, nicht der Dichter; ‚Bilde, Künſtler, rede nicht!' Wer Goethe nicht bloß lieſt, um ihn ſtoffſüchtig in ſich aufzunehmen; wer ſich die noch höhere Freude bereiten will, den Künſtler am Werke zu ſehen, der gewöhne ſich, beim wiederholten Leſen längſt bekannter Schöpfungen Goethes das Verhältnis zwiſchen den Eindrücken und den Mitteln zu empfinden. Bis in ſeine Greiſenwerke wird man die äußerſte Einfachheit ſeiner Kunſtmittel bewundern können. Welch einen Wortſchwall würden Dichter der Wortberauſchung, etwa Platen oder Hamerling, aufgeboten haben, um das göttliche Vorrecht des Dichters vor allen Andern auszuſprechen; Goethe braucht dazu nur die zwei Verſe:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual oerſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.

Man erinnere ſich an das eine Wort ‚Ewig!' in Alexis und Dora (S. 562); an Eliſabeths ‚Bis in den Tod!' im Götz, das ſchon Wieland ‚unendlich mehrſagend fand als alle die ſchönen Tiraden, die der beſte franzöſiſche Poet hätte herdeklamieren laſſen'; und gar an die paar Worte, mit denen die Gretchen-Tragödie ſchließt.

Zu den Hauptmitteln des Künſtlers gehört die Steigerung, im Herrichten des Rohſtoffes wie auf allen Stufen des Geſtaltens. Erſt durch Goethes ſteigernde Dichterkraft wurde aus der Geſchichte eines empfindſamen Müßiggängers, Werthers, an deſſen Daſein oder Tod der Welt nichts gelegen war, eine Lebensdichtung von erſchütternder Gewalt für ganze Menſchengeſchlechter. Aus den erbärmlichen Fehderaufhändeln eines ſchon dem 17., nun gar dem 18. Jahrhundert

ganz gleichgültigen fränkischen Ritters des 16ten wurde ein deutsches Weltbild, das uns bis heute längst vergangenes Leben mit einer Glaubwürdigkeit vor die Augen stellt, wie keine noch so umfassende gelehrte Forschung. Ein gemütliches Geschichtchen aus dem kleinbürgerlichen Leben wird zu dem Heldensang des deutschen Hauses: Hermann und Dorothea. Und aus einem abgeschmackten fahrenden Schwindler, der wahrscheinlich Zabel (Sabellicus) hieß, sich großartig Faustus nannte und umherschmarotzend von der Leichtgläubigkeit des Pöbels und der Mächtigen lebte, ward unter Goethes Zauberhand das Weltgedicht Faust von der rastlos ringenden Menschheit.

Goethes Erzählerkunst wurde in diesem Buche wiederholt nicht nur gerühmt, sondern im Einzelnen nachgewiesen. Mit den Jahren büßte er sie nicht etwa ein, aber er schaltete mit ihr unerlaubt willkürlich und ohne jede Rücksicht auf die Leser, für die doch der größte Schriftsteller seine Werke drucken läßt. Da dienten ihm denn die Füllsel und Stopfsel, im Wilhelm Meister die Bekenntnisse einer schönen Seele, schon im Urmeister die endlosen Abhandlungen des 2. Buches zwischen Wilhelm und Werner, in den Wahlverwandtschaften Ottiliens Tagebuch, in den Wanderjahren Makariens Archiv und die Novellen. In Goethes künstlerischstem Erzählerwerk, dem Werther, gibt es dergleichen nicht, wenn man nicht die Übersetzungen aus Ossian als Vorspuk dazu betrachten will. In den späteren Romanen ist der Vortrag ebenmäßiger, abgeklärter als im Werther, doch grade darum zuweilen stilwidrig. Die edle Ruhe tut wohl, aber es befremdet, wenn eine verheerende Feuersbrunst mit derselben Gemächlichkeit geschildert wird wie ein Gartenfest:

Zwei bis drei Häuser standen in vollen Flammen. — Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht, die Kinder zu verlassen, und sah das Unglück sich immer vergrößern [wir sehen nichts!]. Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. — Endlich hatten die getroffnen Anstalten dem Feuer Einhalt getan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren. (Wilhelm Meister).

Goethe ist unser erster Verskunstmeister. Er ist es, obgleich er im Beherrschen der schwierigen, besonders der fremden Formen von vielen späteren Versdichtern übertroffen wird; er ist es mit all seinen Läßlichkeiten und Lässigkeiten. Höher als die vollkommenste Form stand ihm doch der vollkommne Gehalt; höher der reine Gedanke als der reine Reim (vgl. S. 773). Ja, er ging so weit, als das ‚eigentlich tief und gründlich Wirksame dasjenige zu bezeichnen, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird', wie Luther das an den poetischen Büchern des alten Testaments erwiesen habe. Was so vielen Südländern der Gipfel der Meisterschaft dünkt: ‚die besiegte Schwierigkeit', war Goethen gleichgültig. Er hat sich niemals eine Verskunstaufgabe um ihrer selbst willen gestellt; sogar die Sonette um die Wende von 1807/08 versuchte er nur, weil er sie nach dem Lesen Petrarcas für die geeignete Form solcher hoffnungsloser, den Gegenstand umspielender Liebesdichtung empfand. Ebenso wählte er

die schwierige Terzine für sein Gedicht auf ‚Schillers Reliquien‘, nicht um zu zeigen, daß er dieser Schwierigkeit gewachsen sei; sondern weil ihm nach dem Lesen Dantes jenes erhabene Versmaß als das würdige Gefäß des würdigsten Inhaltes erschien.

Der eigentliche Goethe-Vers ist der deutsche. Daß dieser sich in alle Höhen und Tiefen schmiegt, beweist der Faust, auch im Versbau das größte dichterische Kunstwerk der Weltliteratur (vgl. S. 813). Über dem Aufspüren von Goethes ‚Quellen‘ ist bisher seine Kunstmeisterschaft bei den Goethe-Forschern zu kurz gekommen; und hier, wie in dem vorangehenden Abschnitt, duldet der Raum nur Andeutungen. Der gebildete Leser wird bei aufmerksamer Prüfung des Faust auf seine Form von selbst zum Entdecker vieler geheimnisvoller, zarter Schönheiten werden, mit mehr Freude, als wenn ihm dieses Buch alle solche Findergenüsse vorwegnähme. Durch alle Schwankungen seines Formensinnes hindurch blieb Goethes Liebe für den deutschen Vers unzerstört; immer wieder kehrte er zu ihm zurück, und die schönsten Gedichte des morgenländernden Diwans sind deutsch geformt. Mit der genialen Unbekümmertheit des seiner selbst sichern Künstlers wagt Goethe jedes wirkungsvolle Abweichen vom gleichmäßigen Hammertakt der jambischen oder trochäischen Maße. Weder von Moritz noch von Voß hatte er das Urgesetz des deutschen Verses gelernt: Die Hebungen führen die Herrschaft, die Senkungen müssen sich fügen. Eingeborener musikalischer Dichtersinn und Übung am Volksliede ließen ihn höchst regelwidrig, doch höchst wirksam und darum richtig schreiben, oder vielmehr singen:

Und als er kam zu sterben,
Zählt er seine Städt' im Reich —
⏑ ⏑ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –

und es ist eigentlich zu bedauern, daß man in neueren Ausgaben von Hermann und Dorothea die von Goethe stehengelassene ‚siebenfüßige Bestie‘ (vgl. S. 587) um einen halben Fuß gekürzt hat.

Goethes Jambenverse im Drama sind von andrer Art als Schillers. ‚Sie drängen nicht fürbaß, man hat nicht das Gefühl des Stoßes nach vorwärts‘, meinte Vischer. Goethes Jamben fließen, aber sie schreiten nicht. Ihre Atempausen sind regelmäßig, ruhig, nähern sich denen der Prosa. Die Zahl der Sinnhebungen im fünftaktigen Jambus ist bei Schiller wesentlich größer als bei Goethe; jener unterstreicht gedanklich mehr als dieser. Will Goethe ein lebhafteres Gefühl durch den Vers ausdrücken, so greift er lieber zu einem besondern Maß. Von wie geheimnisvoller Wirkung ist der Übergang aus dem Zusammenbruch des Erschöpften zum erregten Fieberwahn in der Iphigenie (3, 2), wo der erwachte Orest nach dem Betrachten des eignen Hinsterbens seine Traumgebilde in kurzatmigen jambischen Takten anredet.

Goethes Hexameter und Pentameter sind vom Standpunkte deutscher Verskunst vortrefflich, wenngleich nicht untadelig. Sie sind viel natürlicher als Vossens, und dem an sich natürlich fließenden Verse sieht man sogar ein Abwechseln von Länge und Kürze von ‚Strumpf‘ in derselben Zeile nach:

Digitized by Google

So hab ich von Herzen
Rotstrumpf immer gehaßt und Violetstrumpf dazu.

Mit seiner von jeher aller einseitiger Ausschließlichkeit widerstrebenden Art hat Goethe sogar noch in der Zeit der Vollreife den von aller Welt verlästerten Alexandriner zugelassen. Ganz verschmäht hat er eigentlich keine Form:

Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener toten Form ein Ende macht.

Das Wort ‚Jede Form sie kommt von oben' ist so recht Goethisch.

Nur ausnahmsweise, in und kurz nach der italischen Zeit, legt Goethe Wert aufs Vermeiden des Hiatus nach der überstrengen französischen Lehre. Allerdings geht er nicht wie die Franzosen so weit, sich die unvermeidlichen Satzwendungen zu versagen, weil sie einen Hiatus enthalten; er schreibt im König in Thule wie in der Iphigenie ‚so oft', ‚du unnütz', doch sind solche Zusammenstöße namentlich in den gehobensten Stellen sehr selten. Besonders peinlich äußerte sich dieses Streben im Tasso.

Das Unsterblichste jedes großen Dichters ist seine Gestaltungskunst. Vortragsweise, Stileigenheiten, überhaupt alle Formen sind vergänglich; dauerhaft allein das, wovon der Poet den Namen hat: das Machen. Durch ihre Gestalten mehr als durch irgend etwas sonst leben Homer und Sophokles, Shakespeare und Cervantes; und wahrhaft lebendig sind von Dante nur einige aus den Schattenreichen der Göttlichen Komödie deutlich heraustretende Menschenwesen. In Goethes Dramen und Romanen gibt es der Zahl nach natürlich weniger bedeutsame Gestalten als die reichlichen hundert in Shakespeares 37 Stücken; an Fülle dichterischen Lebensblutes stehen Goethes Menschen, die des Vorder- und Hintergrundes, nicht hinter Shakespeares Gebilden zurück. Götz und Elisabeth, Adelheid, Georg und Franz; Egmont, Klärchen, Oranien, Alba, Ferdinand, Brakenburg, selbst Klärchens Mutter; Iphigenie; die fünf Menschen im Tasso; Philine und Mignon; Ottilie und Eugenie; Gretchen, Valentin, Mephisto, Martha; Hermann und Dorothea, Hermanns Vater und Mutter; Werther und Lotte; Friederike Brion in Dichtung und Wahrheit — sie alle leben ihr unsterbliches Leben von den Gnaden der Poesie, ganz unabhängig davon, ob sie nach längst Staub gewordenen Menschenkindern gebildet oder dem Dichter von der ewig beweglichen, immer neuen seltsamen Tochter Jovis eingegeben wurden. Goethe hat von seinen Menschen gesagt: ‚Meine dargestellten Frauencharaktere sind alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind', und er begründet dies: ‚Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie' (zu Eckermann, 22. 10. 1828).

In der Tat fühlte Goethe mehr dichterische Zärtlichkeit für seine Frauen. Der einzige wirkliche Held, den Goethe gezeichnet hat, ist ein Mädchen: Egmonts

Klärchen; neben ihr ſtehen auf verſchiedenen Stufen: Götzens Eliſabeth, Gretchen, Dorothea, Eugenie, Friederike in den ‚Aufgeregten‘, Ottilie. Wo bei ihm Mann und Weib nebeneinander auftreten, zuſammen oder gegeneinander wirkend, da iſt das Weib entſchlußkräftiger als der Mann: Eliſabeth als Götz, Adelheid als Weislingen, Iphigenie als Oreſt, Klärchen als Brakenburg, ja ſelbſt als Egmont, Dorothea als Hermann, Ottilie und Charlotte als Eduard, Eugenie als ihr herzoglicher Vater. Luiſe von François ſchrieb einmal an C. F. Meyer über Goethes Helden, daß von ihnen ‚nur immer zwei verſchmolzen einen ganzen Mann abgeben‘. Goethes Schöpferliebe für Männer erſchöpft ſich meiſt an Nebenrollen wie Georg im Götz, dem Bauernburſchen im Werther, Valentin im Fauſt. Mephiſto zählt hier nicht mit. Goethe entſchuldigte ſich halb ſcherzend, Homer habe mit Achill und Odyſſeus, dem Tapferſten und dem Klügſten, alles männliche Heldentum vorweggenommen; ‚die Frauen ſind das einzige Gefäß, was uns neueren noch geblieben iſt, um unſere Idealität hineinzugießen‘.

Neuntes Buch.

Der Menschheitsdichter und sein Gedicht.

Faust.

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Erster Abschnitt.

Einleitung: Goethes dichterischer Wesenskern.

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen nach das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Bis zu Goethe war die neudeutsche Literatur ein Betrieb von Schriftstellern gewesen, die mit mehr oder weniger Begabung selbständige Kunstwerke größern oder geringern Wertes schufen. Die wahrhaften Dichter unter ihnen ergossen in ihre Schöpfungen ein Stück des eignen und des allgemeinen Menschentums, doch blieb auch ihnen das Kunstwerk ein Gebilde abseits der Wirklichkeit. Man machte ein Gedicht, machte einen Roman, machte ein Drama; gelang die Arbeit, so hatten die Leser oder Hörer einen Genuß, es gab ein gutes Buch mehr, der Verfasser gewann einen berühmten Namen. Günther zuerst hatte Leben zu dichten versucht, mit unreinem Geschmack, mit halbem Gelingen. Klopstocks Messias war im Innersten empfunden, war des Dichters Lebensgedicht; der Menschheit bot er nichts dauernd Wertvolles, weil alles Große und Tiefe darin schon vor Jahrtausenden schlichter, wirksamer gesagt worden war, und Klopstocks Jesus durch die Steigerung zur Gottheit alles Menschliche eingebüßt hatte.

Nicht nur nationaler Gehalt, auch allgemeinmenschlicher kam durch Lessing in unsre Literatur, zugleich ein Stück Lebensdichtung; denn, von Minna zur Emilia und zum Nathan sich steigernd, schuf Lessing innerlich gelebte Kunst. Jedoch dieses Dichters, des kühlen, des zweifelnden, Eigenwesen vermochte wohl zu belehren, zu überzeugen, — auf den Sturmfittichen der Leidenschaft hinzureißen, war ihm nicht gegeben. Das Gipfelwerk seines schöpferischen Vermögens, Nathan, ist unser schönstes, menschlichstes Lehrgedicht; wirkliches Menschenleben in Kunst gewandelt ist es nicht.

Zum Menschheitsdichter ist nur auserkoren, wer, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst erfahren und es mit jenem gesteigerten Eigenausdruck zu sagen weiß, den wir Kunst nennen. Nur der ganze Mensch-Dichter, diese höhere Erdeneinheit, wie die überirdische andre von Gott-Natur, vermag der gequälten Menschheit das Wort auf die Zunge zu legen, das die Stumme nicht findet. Weil in Goethe diese Einheit so vollkommen verkörpert war, ist er unser größter Dichter geworden, hat er das Gedicht von dem freud- und leidvollen Erdengange der emporringenden Menschheit geschrieben. Alle ewige Größe seiner Kunst fließt aus diesem Wesenskern, der Dichter des gelebten Menschentums zu sein: ‚Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?‘ Unzweifelhaft bringt freimütigstes Bloßlegen seiner dichterischen Endlichkeiten uns diesen gewaltigen Künstler, der ganz ein Mensch war, näher, als die Götzendienerei, die jeden Unterschied zwischen Vollkommnem, Halbvollendetem und Mißratenem zu verwischen trachtet.

In immer neuen Wendungen, auf allen Stufen seines Emporschreitens hat Goethe die tiefe Einheit seines Menschenlebens und Kunstwirkens ausgesprochen. ‚Die aufbewahrten Leiden und Freuden meines Lebens‘ nennt er schon an Auguste von Stolberg alle seine dichterischen Arbeiten. ‚Poetischer Gehalt ist Gehalt des eignen Lebens‘, — ‚Meine Produktion hielt immer mit meinem Lebensgange gleichen Schritt‘, — ‚Alles, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession‘, — ‚So begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln‘ — was alles bedeutet: Mein Dichten ist mein Leben.

Nehmt nur mein Leben hin in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

An Lavater schreibt Goethe schon 1774: ‚Du forderst ein wunderlich Ding, ich soll schreiben, wenn ich nicht fühle, soll Milch geben, ohne geboren zu haben‘. Aufs Leben kommt es an, Memento vivere ist sein Leitspruch, und in dem Maskenzuge von 1818 sagt er durch Mephistos Mund von Faust: ‚Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben Zum Leben eigentlich gegeben‘. Goethe berichtet, Freunde hätten ihm in seiner besten Zeit gesagt: Was ich lebte, sei besser, als

was ich spreche; dieses besser, als was ich schreibe; und das Geschriebene besser als das Gedruckte. — Daher sein Rat an die jungen Dichter: ‚Fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte und ob das Erlebte euch gefördert habe!‘ Hiermit vergleiche man noch einmal den berühmten Ausspruch Mercks über Goethes ‚unablenkbare Richtung‘ (S. 135).

So schöpferisch Goethes Phantasie gewaltet hat, ein Erfinder aus dem Nichts, aus dem Wolkendunst war er nicht, übrigens ebensowenig wie die großen Griechen oder Shakespeare. Nur aus dem persönlichen Erlebnis, dem äußern oder innern, entkeimte ihm das Werk, das ein Stück Leben war. Schon im Götz läßt er die Poesie aus dem ganz von einer Empfindung vollen Herzen entspringen, und nach 60 Jahren spricht er zu Eckermann: ‚Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten.‘ In den Maximen und Reflexionen über die Kunst verwirft er das sogenannte Aus-sich-schöpfen, weil es gewöhnlich falsche Originale und Manieristen mache. ‚Das Benutzen der Erlebnisse ist mir alles gewesen, das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache. Ich habe die (wirkliche) Welt stets für genialer gehalten als mein Genie.‘ Wieland schrieb Jahr um Jahr in Prosa und Versen seine Geschichten, die ihn innerlich nichts angingen, hatte jedoch für Goethes so völlig andres Wesen den richtigen Blick: ‚Emanationen seines Ichs‘ nannte er dessen sämtliche Schriften.

Während die alte und junge Schriftstellerwelt um Goethe Literatur macht, Bücher der Bücher wegen schreibt, weiß schon der Fünfundzwanzigjährige, Dichten heißt Leben aussprechen: ‚Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich durch die innre Welt‘ (an Fritz Jacobi, 21. 8. 1774). Scherzhaft hat er dies in den Verslein ausgedrückt: ‚Dichter gleichen Bären, Die immer an eigenen Pfoten zehren.‘

*

Goethe ist der Präger des unübertrefflich kurzen Kennwortes für sein dichterisches Wesen: er besaß die ‚sinnliche Phantasie‘. Der empfangene Eindruck erzeugt einen so aufwühlenden Stoß gegen das Sinnen- und Gefühlsleben, daß entweder sogleich oder beliebig lange nachher vollkommen neue Sinnen- und Gefühlsbilder entstehen. Neuschöpfung, also Zeugung, geht vor sich; nicht Wiederholung des schon Vorhandenen, des im Gedächtnis Aufgespeicherten. Goethe hat sich über diese Grundfrage alles Kunstschaffens nachdrücklich ausgesprochen:

> Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder er-innert, gleichsam er-jagt werden; es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen (zum Kanzler Müller, 1823).

Freilich genießt dieses Schöpferglück nur der Begnadete, der künstlerisch zu sehen vermag, und solch ein Seher war Goethe in einem vielleicht nie wieder dagewesenen Grade. Richard Wagner nannte ihn ‚einen ganzen und vollkommenen Augenmenschen‘, und Emerson staunte die Kraft seines Sehens an, ‚als

wäre jede Pore seiner Haut ein Auge'. Was wird einem solchen Menschen der unsinnliche Glaube sein? ‚Wenn du sagst', schreibt er an Jacobi, ‚man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen.' Er hat seinen Gott geschaut und schaut ihn so oft er will:

Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste dünket:
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Der Frankfurter Knabe, der Leipziger und der Straßburger Student steht in einer Bretterbude oder auf offnem Platz vor einem Puppentheater, sieht eine rohe Holz- und Wergpuppe am Tische sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, und hört das ihr in den Mund gelegte platte Zeug von der Nutzlosigkeit aller Wissenschaft, vom Drange nach der Zauberkunst. Zehntausende, darunter mancher spätere Schriftsteller, haben dies vor und neben ihm gesehen und gehört, haben ein kurzes Ergötzen dran gehabt und sind gleichmütig nach Hause gegangen. Jener Eine sieht und hört wie kein Andrer; das Bild, die Worte brennen sich ihm ein; ein neues ureignes Gebilde wird empfangen, schlummert, keimt, sprießt: sich selbst, den verzweifelnden, ringenden Einzelmenschen, zugleich den ernsten Geisteskampf der Menschheit, sieht er hinter dem Bilde des spaßigen Puppentheaters; das Weltdrama vom Faust bereitet sich in ihm vor. ‚Die bedeutende Puppenspielfabel klang und summte gar vieltönig in mir wieder' — in der Frankfurter Krankenstube, wo er in mystischen und sogar kabbalistischen Büchern das erlösende Lebenszauberwort sucht; in Straßburg, wo er sich ‚in allem Wissen umhertreibt und früh genug auf die Eitelkeit derselben hingewiesen wird'. Das Bild jener Puppe des unbefriedigten Forschers am Studiertisch taucht immer wieder aus dem Seelengrunde herauf, bis eines Tages die sinnliche Phantasie den entscheidenden Anstoß empfängt und die erste Zeile des Urfaust hingeschrieben wird: ‚Hab nun ach die Philosophey —'.

Zwanzig Jahre sind vergangen; Goethe begleitet seinen Herzog auf dem Feldzug in Frankreich. Täglich sieht er arme Menschen, die ihre Kinder und Habseligkeiten vor den Feinden oder vor den eignen Landsleuten flüchten. Ein Stück Menschenleben lebt er mit, und es wird ein Teil seines Innern. Dann liest er drei, vier Jahre danach zufällig ein Geschichtchen von flüchtenden Menschen; in das treubewahrte Seelenbild ergießt sich ein warmer Blutstrom menschlichen Lebens; die Sinnenphantasie beginnt zu wirken, zu weben: Hermann und Dorothea, das Gedicht vom festen Beharren im Wechsel des Geschickes, ist fertig und braucht nur niedergeschrieben zu werden.

Weil Goethe ein so durchweg augenhafter Dichter, ist er so dauernd menschlich. Die Gedankenbahnen der Menschheit ändern sich; Philosophie, Glauben, sogar Sittlichkeit sind keine unwandelbare Geistes- und Herzenswerte; das leibliche Auge aber des Menschen des 20. Jahrhunderts empfängt die Lichtstrahlen vom Sternenhimmel und Erdenwesen, wie das Auge Homers und Goethes. Von den mancherlei läppischen Zaubereien, die in den alten Faustsagen und Puppenspielen vorkommen, verwendet Goethe nur eine, die er mit Augen, allerdings nur

im Bilde gesehen: den Faßritt an der Wand des Auerbachkellers. Mit 22 Jahren schreibt er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen über Sulzers rein gedachtes, nicht geschautes Werk ‚Theorie der schönen Künste': ‚Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. — Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genusse versperrt, denn ein schädlicheres Nichts als sie ist nicht erfunden worden.'

Schiller, mit seiner grundverschiedenen Art des Kunstschaffens, nahm Anstoß an Goethes ‚zu vielem Betasten'. Goethe mußte mit Händen fühlen oder mit Augen sehen, um zu bilden: ‚Ich würde nie wagen, einen Gegenstand zu behandeln, bei dem mir das unmittelbare Anschauen fehlt', und ‚das unmittelbar sichtlich Sinnliche' nannte er den Ballast der Fahrt des Dichters. Mittelpunkt seines ganzen geistigen Lebens ist ihm die ‚anschauende Urteilskraft'. Daher seine Freude, als der Naturforscher Heinroth ein längst vorhandenes, von dem verlästerten ‚Puristen' Campe geprägtes deutsches Wort ‚gegenständlich' (statt des vieldeutigen ‚objektiv') zum erstenmal auf Goethes Dichterart anwendet, ‚womit er aussprechen will, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei'. Übrigens hat Schiller später Goethes künstlerischen Grundzug vollkommen gewürdigt: ‚Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten' (an W. von Humboldt).

*

Nicht die von innen heraus wirkende Einbildungskraft macht nach Goethe den Dichter, sondern die Gelegenheit der Sinnenwelt, daher sein Bezeichnen aller echter Poesie als Gelegenheitsdichtung:

Was tut man denn Bedeutendes, ohne durch einen einzelnen Anlaß aufgeregt zu sein? Die Gelegenheiten sind die wahren Musen, sie rütteln uns auf aus Träumereien, und man muß es ihnen durchaus danken (zum Kanzler Müller, 20. 2. 1821).

In demselben Sinne schreibt er seinem Zelter (14. 10. 1821):

Ich hoffe, man wird nach und nach das Gelegenheitsgedicht ehren lernen, an dem die Unwissenden, die sich einbilden, es gäbe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nörgeln und nisseln. Unter den Zahmen Xenien wirst du künftig finden:

Willst du dich als Dichter beweisen,
Mußt du nicht Helden noch Hirten preisen.
Hier ist Rhodus. Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!

Und zu Eckermann nannte er alle seine Gedichte Gelegenheitsgedichte, — ‚Sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von den Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.'

Was der Greis hier als Ergebnis eines halben Jahrhunderts ausspricht, — der Jüngling, der zum erstenmal die Feder fürs wirkliche Schaffen ansetzte, hatte es triebhaft erkannt und geübt. ‚Die Sachen anzusehen, so gut wir können', riet der Straßburger Student einem jungen Frankfurter Freunde (vgl. S. 113), und Herder bestätigte dem Einundzwanzigjährigen: ‚Es ist alles so Blick bei Euch!' ‚Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein', erwiderte Goethe 1779 Lavatern, ‚aber

aus der Wahrheit der fünf Sinne'. Zusammenhängend hat sich Goethe über diesen Trieb seines Denk- und Dichtvermögens ausgesprochen in dem Aufsatz von 1823 (Werke 16, 208): ‚Bedeutendes Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort' (‚Gegenständlich').

An H. Meyer schreibt er 1796: es komme darauf an, ‚die Sachen in sich und nicht sich nur in den Sachen zu sehen'. Jenes ist Künstlers Art, dieses Dilettantenmanier, denn ‚der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern'. Rühmt man ihm seine aus dem Nichts schaffende Phantasie, seinen Genius, schreibt man über ihn die herkömmlichen nichtssagenden, verhimmelnden Redensarten, so erwidert er mit stolzer Bescheidenheit: ‚Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich wirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben. Dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt.'

Damit man aber nicht denke, in dem zufälligen Sinneneindruck erschöpfe sich seine Poesie, müssen wir uns seines Sinnbildglaubens an den Wert des Augenblicks erinnern, seiner Jünglingsverse an die Natur, die ihm ‚dieses enge Dasein bis zur Ewigkeit erweitern soll' (‚Künstlers Abendlied'), und des so viel spätern Wortes: ‚Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Wert, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit.' So unzerstörbar sind in dieser vielseitigsten, wechselvollsten Innenwelt die Grundstreben des ragenden Baues. Der Sprachgebrauch wandelt sich ihm: gegenwärtig, sinnlich, objektiv, gegenständlich werden neben und nach einander gesetzt; die Sache bleibt immer dieselbe. Wenn ihn z. B. an Mantegnas Bildern die ‚scharfe, sichere Gegenwart' entzückt, so fühlen wir ihm nach, wie wir den Ausdruck ‚einer gewissen gutmütigen, ins Reale verliebten Beschränktheit' als den Kern seines eignen Dichtens verstehen.

Indessen, wäre dies das Höchste und Letzte seines künstlerischen Vermögens, so wäre er nicht der Dichter des Allgemeinmenschlichen geworden, sondern ein sauberer Abschilderer des durchs Auge oder Ohr empfangenen Einzeleindrucks. Die Naturalisten und Realisten, oder wie sonst die Schulworte lauten, können sich auf Goethe nicht berufen; er ist keiner der ihrigen. ‚Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.' Die Wirklichkeit an sich ist Rohstoff, sie gehört jedem; sie genau nachzuzeichnen, fordert nur ein gutes Auge und eine geübte Hand: was dadurch entsteht, ist kein Kunstwerk. So genau wie das Licht kann keines Meisters Auge sehen, keine Hand nachzeichnen; doch die Lichtbilderei schafft kein Kunstwerk. Des Dichters sinnliche Phantasie erzeugt eine neue Wirklichkeit über der geschauten: diese neue, höhere Wirklichkeit heißt uns Kunst. Bedeutungslos sind daher einem Künstler wie Goethe gegenüber solche Worthülsen wie Subjektiv und Objektiv als streng trennende Unterschiedsmerkmale. Goethe war ebensosehr mitempfindender wie gegenständlicher Dichter, und jedes bleibende seiner Werke, das kleinste wie das größte, ist ebenso subjektiv wie objektiv, ebenso phantastisch wie realistisch, ebenso idealistisch wie naturalistisch. All diese hohle, formelhafte, unsinnliche, daher fremdwörtelnde Kanzleisprache der Kunst mag

passen auf wen sie wolle, Goethen gegenüber schäme man sich solcher Wortmacherei. ‚Was soll das Reale an sich? — Der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.‘

Goethe sieht, vielleicht an der Ilm entlang nach Tiefurt reitend, einen Burschen angeln. Er mag ihn noch so ‚realistisch‘ beschauen, der Bursche samt der Angel bleibt Stoff, bleibt Prosa. Erst des Dichters sinnliche Phantasie steigert dieses Stück Wirklichkeit bis zu einem allgemeinen Naturempfinden, und es entsteht daraus ‚Der Fischer‘. — Was nützte alles noch so realistische und naturalistische Anstarren eines Efeu-umrankten Apfelbaumes in der Schweiz, würde dieses einzelne Sinnenbild nicht gesteigert und erweitert zum Sinnbilde menschlichen Lebens in der Elegie ‚Amyntas‘? — Lange vor der Reise nach Italien begegnen ihm irgendwo in Deutschland ein Harfner und dessen anmutige Tochter; ein andermal, wer weiß wo, sieht er eine Straßentänzerin: an sich wenig bedeutende Eindrücke. Doch die liebevolle Phantasie steigert ihm diese Gestalten aus der Alltäglichkeit des Wirklichen hinauf in die höhere Wirklichkeit der Poesie, ruft diese Schattenwesen durch das Erwärmen an der Dichterbrust ins unsterbliche Leben der Kunst, und es entstehen solche Gebilde wie der Harfenspieler und Mignon.

Der Dichter findet zufällig in einem Heft ein Bildchen und vermerkt sich's im Tagebuch: ‚Artig Kind, das einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt.‘ Hunderte hatten dieses Bild gesehen und wieder vergessen; einzig der Dichter erblickt hinter diesem Bildchen eine Welt mit köstlicheren Schätzen als den gemünzten, und der Knabe mit der Schale ruft ihm und uns allen zu: ‚Trinke Mut des reinen Lebens! Grabe hier nicht mehr vergebens. Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! frohe Feste! Sei dein künftig Zauberwort.‘

Nach deutscher Art machen wir ein gar groß Wesen, wenn wir bei dem Norweger Ibsen auf eine Erklärung des Dichtens stoßen wie: ‚Gerichtstag halten über sich selbst,‘ oder bei dem Franzosen Zola auf die vom ‚Kunstwerk als einem durchs Prisma eines Temperaments gesehenen Eckchen Natur‘, und bewundern dergleichen als nagelneue Offenbarungen. Jedem solcher Aussprüche lassen sich zehn um ein Jahrhundert ältere von Goethe gegenüberstellen.

Der gegenständliche Dichter zieht das Sinnfällige dem Gedachten vor, die Sache dem Wort. Der Künstler in Goethe handelt nach seinem Leitspruch: er bildet, aber redet nicht. Sichtbar, also bildbar ist nur das Einzelwesen, nicht die Allgemeinheit: ‚Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben.‘ Den Geschichtschreiber Luden, der ihm mit abstrakten Wörtern wie Menschheit anrückte, trieb er in die Enge: ‚Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben.‘ Ihm ist das Einzelwesen schon unerforschlich genug: ‚Individuum est ineffabile [das Einzelwesen ist etwas Unaussprechliches], wor-

aus ich eine Welt ableite' (1780 an Lavater). Er leitet daraus die Weltaufgabe des Dichters ab:

Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Daß es in herrlichen Akkorden schlägt?

Solange Goethes Bildnerkraft durch keine außerhalb seiner geschauten Welt liegende fremde Ziele und Stile irregeleitet und geschwächt war, stellte er sich nicht die Aufgabe, Ideen zu gestalten, sondern allein Menschen und Menschenschicksale. Ein einzig Mal nur will er ‚nach einer durchgreifenden Idee' gearbeitet haben: in den Wahlverwandschaften. Sie sind eben darum kein reines Kunstwerk geworden, so wenig wie noch manches andre nach einer sinnbildlichen Idee geschaffene Werk.

*

Diesem Dichter gehört die ganze Welt zum Einsaugen und Aussprechen; wie hätte er sich da scheuen sollen, sich die ganze vor ihm liegende Kunstwelt anzueignen und in neuen Gebilden wiederzuspiegeln? Dem großen Dichter, ihm allein, steht dies frei, denn er schafft einen neuen Wert daraus; bei den kleinen heißt es mit Recht Plagiat, im unhöflicheren Deutsch Diebstahl.

Klopstock nannte Goethen ‚einen großen Nehmer' und meinte dies mißgünstig krittelnd. Warum hätte der Menschheitdichter nicht alles nehmen sollen, wodurch er das Kunstgut der Menschheit vermehren könnte? Was immer er las oder hörte, betrachtete er als sein Eigentum, genau so wie Molière, der nicht von einem prendre, sondern einem reprendre alles dessen sprach, was er an ihm zusagendem Gute vorfand. Goethe hat sich ausführlich und nachdrücklich über sein Recht an allem ausgesprochen, was er irgendwo Benutzbares anträfe: ‚Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles anzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundstimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue' (in dem letzten Briefe von Goethes Hand, an W. von Humboldt, 17. 3. 1832).

Mit der größten Unbefangenheit, ja mit Unterschätzung dessen, was denn doch ganz sein eigen war, hat er einmal von seinem Gesamtlebenswerk geurteilt:

Was bin ich selbst? Was habe ich getan? Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und benutzt. Meine Werke sind von tausend verschiedenen Individuen genährt; Unwissende und Weise, Geistreiche und Dummköpfe, die Kindheit, das reife Alter, das Greisentum haben mir ihre Gedanken, ihre Fähigkeiten, ihre Hoffnung, ihre Seinsart dargeboten; ich habe oft die Ernte gesammelt, die Andere gesät haben. Mein Werk ist das eines Kollektivwesens und trägt den Namen Goethe.

Goethe verargte es Byron, sich Plagiate vorwerfen zu lassen, die schnüffelnden Gegner nicht mit schwerem Geschütz niederzudonnern:

Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet hat, dem Dichter von Rechts wegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Habe ich nicht auch im Mephistopheles den Hiob [Prolog im Himmel] und ein Shakespeare-Lied mir angeeignet? . . Was da ist, das ist mein! hätte er [Byron] sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! — Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eignes [Lied des Mephistopheles] zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und

eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.

Die Worte des Nostradamus im Faust: ‚Die Geisterwelt ist nicht verschlossen' sind aus einem alten, angeblich von Nostradamus herrührenden Buch aus dem Jahr 1555 entlehnt. — Die berühmte Stelle über Shakespeare im Wilhelm Meister (3, 11) von den ‚aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust', steht ganz ähnlich in Herders Blättern von deutscher Art und Kunst. — Den Stoff zur Braut von Korinth, aber schon aus der Zeit Philipps von Makedonien, findet Goethe in einer alten Quelle und bringt sie uns durch den von ihm hinzuerfundenen Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum näher. — Ottiliens Ausspruch in den Wahlverwandtschaften: ‚Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch' ist die wörtliche Übersetzung eines vormals berühmten Verses von Pope. — Goethes Mutter gebraucht um 1799 besonders gern das biblische Wort ‚Krieg und Kriegsgeschrei': sogleich verpflanzt er's in den Spaziergang vor dem Tor im Faust.

Grade für den Faust hat er mit gesegneter Unbekümmertheit nach seinem Spruche gehandelt: ‚Es steht manches Schöne isoliert in der Welt; doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat.' Ein verschollener Johann Friedrich Schink hatte 1795 und 1796, nach Goethes Faust um 1790, einige Auftritte eines Faust, 1804 einen ganzen ‚Johann Faust' drucken lassen. Ein mattes Ding; doch es stehen ein paar Worte, Wendungen, Rhythmen darin, die Goethe anregen: in Fausts Selbstgespräch nach dem Erklingen der Osterglocken, im Geisterchor, ja bis in den zweiten Faust hinein sind unzweifelhafte Nachwirkungen des Schinkischen Faust zu gewahren.

Vor langen Jahren hatte Goethe in der Vorrede zu Maler Müllers Faust die Worte der Erinnerung an ‚erste Liebe und Freundschaft' gelesen; ihren Ursprung hat er längst vergessen, doch sie klingen herauf, als er die Zueignung seines Faust schreibt.

Goethe liest Thomas Moores jetzt vergessene Versgeschichte ‚Paradies und Peri', worin eine Huri der Peri lange den Einlaß verweigert. Wie gleichgültig ist uns die alte süßliche Erzählung; doch Goethe gewann ihr die ganz ihm angehörende unsterbliche Strophe ab: ‚Nicht so vieles Federlesen —' (S. 747).

In all diesen Fällen muß man hinzufügen: Das ist ganz recht, und der Dichter ist deshalb eher zu loben als zu tadeln; denn was wäre ohne Goethes Verpflanzen aus all den fremden Keimen und Blumen geworden? Er schätzte die freierfundenen Stoffe nicht hoch: ‚Welche Zeit geht nicht an der Erfindung und innern Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zugute tut. — Ich rate sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen' (zu Eckermann).

Ebenso steht diese künstlerische Weltseele allem weit offen, was sich Neues in den Künsten regt, sei es zum Genießen oder zum Verarbeiten. Der Freiherr vom Stein verglich Goethe mit einer Glaskugel von der Straße, in der sich alles

Vorüberfahrende abſpiegelt. Eine ſchöpferiſche Reizbarkeit wie die Goethes zeigt, allenfalls mit Ausnahme Shakeſpeares, kein andrer großer Dichter der Weltliteratur. Darum ſpottete er über die unbedingten Originale, die ‚Narren auf eigne Fauſt‘:

‚Ich hielt mich ſtets von Meiſtern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' alles von mir ſelbſt gelernt.‘ —
Es iſt auch danach!

In den vorausgegangenen Abſchnitten ſind der Beiſpiele genug für dieſe unbegrenzte Fähigkeit Goethes angeführt, Fremdes aufzunehmen und zu einem neuen Gebilde umzugeſtalten. Ja, er hat allgemein ſein Verhalten gegenüber neuen ſtarken Kunſteindrücken als das der produktiven Aufnahme bezeichnet, ſo an der ihn zuerſt überwältigenden Perſönlichkeit des geiſtverwandten Hafis: ‚Ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich ſonſt vor der mächtigen Erſcheinung nicht hätte beſtehen können.‘ Und in einem hinterlaſſenen Selbſtbildnis bekennt er: ‚Ich darf nicht leſen, ohne durch das Buch beſtimmt zu werden.‘

Zweiter Abſchnitt.

Die Arbeit am erſten Teil des Fauſt.

Verſuch ich wohl, euch diesmal feſtzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?

Die Wegſtufen des Fauſt vom erſten Aufkeimen zur Niederſchrift des Urfauſt (S. 229), die ferneren bis zum Druck des Fragments von 1790 (S. 526), das Erſcheinen des vollendeten erſten Teils im Jahr 1808 (S. 797) wurden an den gehörigen Stellen betrachtet. Eine der wichtigſten Strecken, die zwiſchen 1790 und 1808, kommt erſt hier, im Zuſammenhange des ganzen Fauſtwerkes, zur Darſtellung.

Daß ohne Schillers freundſchaftliches Drängen der Fauſt nicht über das Fragment von 1790 hinaus gediehen wäre, läßt ſich angeſichts des Verhaltens Goethes zu ſeinem Hauptwerk und der brieflichen Urkunden mit dem höchſten Grade von Wahrſcheinlichkeit annehmen. Zwiſchen 1790 und dem Ausgang von 1794 tiefes Schweigen in Goethes Briefwechſel und Tagebüchern über den Fauſt. Das erſte Lebenszeichen wieder, ein gar ſchwaches, iſt Goethes arbeitsunluſtige Antwort vom 2. Dezember 1794 auf Schillers Verlangen, ‚die Bruchſtücke, die noch nicht gedruckt ſind, zu leſen‘ (S. 527). Im Jahre drauf verheißt Goethe ‚etwas vom Fauſt, wenn es möglich wäre‘, für Schillers Horen und ſchreibt auf deſſen freudige ‚Fürbitte wegen Fauſt‘: ‚Mit dieſem letzten geht mir's wie mit einem Pulver, das ſich aus ſeiner Auflöſung noch einmal niedergeſetzt hat; ſolange Sie dran rütteln, ſcheint es ſich wieder zu vereinigen; ſobald ich wieder für mich bin, ſetzt es ſich nach und nach zu Boden‘ (17. 8. 1795).

Nun abermals völliges Schweigen bis zum Juni 1797, wo die Xenienreihe ‚Oberons goldene Hochzeit‘ entſteht, doch zunächſt ohne einen Gedanken ans Ein-

ſchieben in den Fauſt. Endlich am 22. Juni bricht Goethe das Eis und ſchreibt Schillern, er habe ſich entſchloſſen, an den Fauſt zu gehen, ‚da es höchſt nötig iſt, daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zuſtande [vor der geplanten zweiten italieniſchen Reiſe], etwas zu tun gebe‘, und er bittet den Freund, ihm ſeine eignen Träume zu erzählen und zu deuten (vgl. S. 550). Er ſei durch ihr gemeinſames ‚Balladenſtudium [wohl hauptſächlich durch die Braut von Korinth und den Zauberlehrling] wieder auf dieſen Dunſt- und Nebelweg gebracht worden‘.

Der fruchtbare Zeitpunkt iſt da, Goethes Aufforderung zur geiſtigen Mitarbeiterſchaft am Fauſt fällt bei Schiller auf wohlbereiteten Boden, und der Freund beginnt zu erzählen und zu deuten (23. 6. 1797):

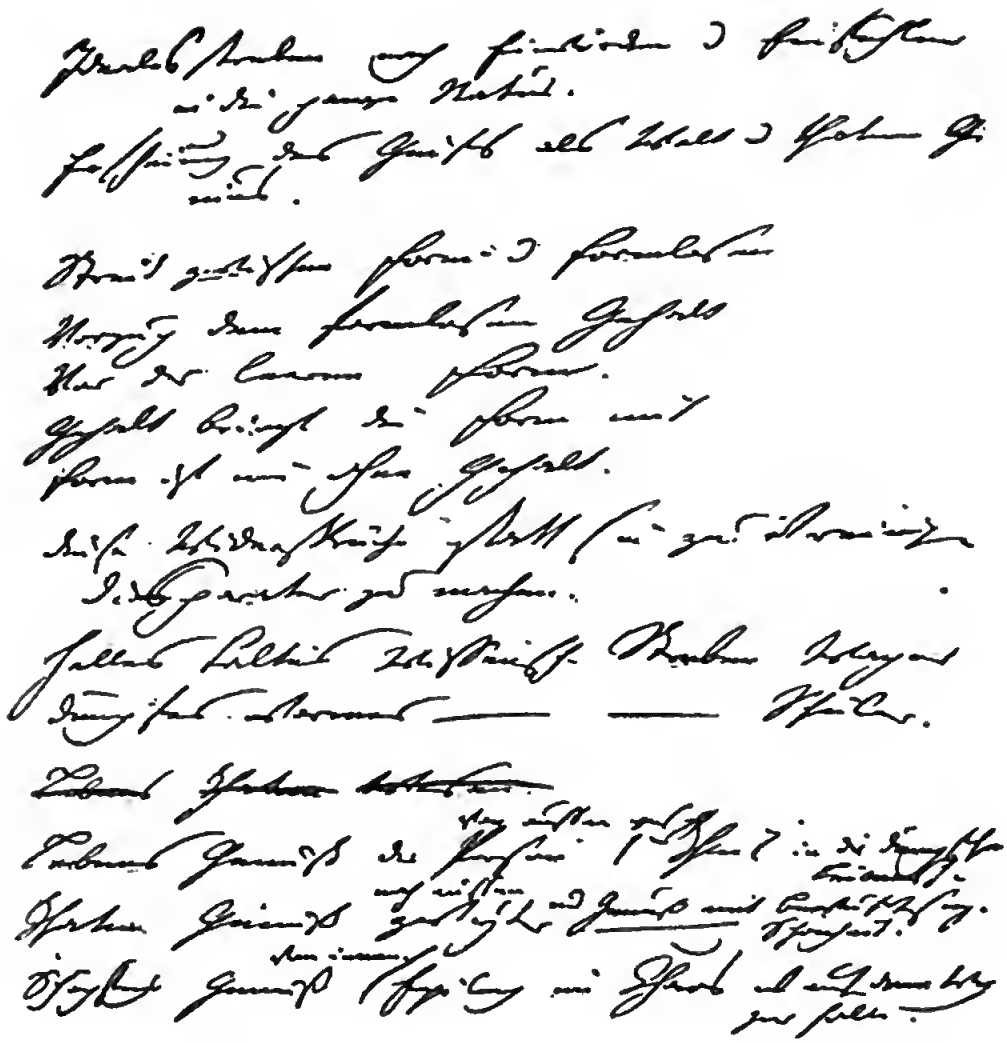
Ihr Entſchluß, an den Fauſt zu gehen, iſt mir in der Tat überraſchend, beſonders jetzt, da Sie ſich zu einer Reiſe nach Italien gürten. Aber ich hab es einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu meſſen, und bin alſo im voraus überzeugt, daß Ihr Genius ſich aallkammen gut aus der Sache ziehen wird.

Ihre Auffarderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Deſideria mitzuteilen, iſt nicht leicht zu erfüllen; aber ſoviel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden ſuchen, und wenn auch das nicht geht, ſa will ich mir einbilden, als ab ich die Fragmente aan Fauſt zufällig fände und ſolche auszuführen hätte. Sa aiel bemerke ich hier nur, daß der Fauſt, das Stück nämlich, bei aller ſeiner dichteriſchen Individualität die Farderung an eine ſymboliſche Bedeutſamkeit nicht ganz aan ſich weiſen kann, wie auch wahrſcheinlich Ihre eigene Idee iſt. Die Duplicität der menſchlichen Natur und das verunglückte Beſtreben, das Göttliche und das Phyſiſche im Menſchen zu aereinigen, aerliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlaſe geht und gehen muß, ſo will man nicht bei dem Gegenſtand ſtille ſtehen, ſandern aan ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anſarderungen an den Fauſt ſind zugleich philaſaphiſch und poetiſch, und Sie mägen ſich wenden, wie Sie wallen, ſo wird Ihnen die Natur des Gegenſtandes eine philaſophiſche Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird ſich zum Dienſt einer Vernunftidee bequemen müſſen.

Dieſer **23. Juni 1797** iſt der wahre Empfängnistag des neuen Fauſt. Sogleich nach dem Eintreffen von Schillers Brief ſetzt Goethe ſich an den Schreibtiſch und entwirft mit ein paar Strichen den *Grundriß* zum Aus- und Umbau; die Handſchrift ſteht hierneben nach dem aufbewahrten Blatt.

Schon am nächſten Tage, dem 24. Juni, dichtet Goethe die **Zueignung** zum Fauſt: ‚Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten‘ und dankt Schillern ‚für ſeine erſten Worte über den wiederauflebenden Fauſt‘. Er werde ‚vorerſt die großen erſundenen und halb bearbeiteten Maſſen zu enden und mit dem, was gedruckt iſt, zuſammenzuſtellen ſuchen und das ſo lange treiben, bis ſich der Kreis ſelbſt erſchöpft‘. Schiller möge fortfahren, ihm etwas über Gegenſtand und Behandlung zu ſagen.

Schiller lieſt das Fragment von 1790 wiederum, und ihm ſchwindelt ordentlich vor der Auflöſung. Er fühlt ſich geängſtigt, weil ‚der Fauſt ſeiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie zu erfordern ſcheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt werden ſoll, und für eine ſo hochaufquellende Maſſe finde ich keinen poetiſchen Reif, der ſie zuſammenhält‘. Dieſer etwas dunkle Satz wird klar durch den Hinweis auf die Hauptſache: ‚Es gehörte ſich meines Bedünkens, *daß der Fauſt in das handelnde Leben geführt würde*‘, und dazu bedürfe es einer zu großen Breite. Man prüfe in Goethes handſchriftlichem Ent-



Entwurf vom 23. Juni 1797 zur Umarbeitung des Fauſt.

wurf die Worte ‚Tatengenuß nach außen, Schöpfungsgenuß von innen', und man wird allerdings in Schiller einen seherischen Traumdeuter erkennen. Goethe antwortete denn auch sehr erfreut: ‚Ihre Bemerkungen zum Faust treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Plänen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Komposition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke.'

Der neue Anstoß ist so mächtig, daß Goethe nach der Zueignung sogleich mit dem Anfang anfängt: das **Vorspiel auf dem Theater** entsteht, wahrscheinlich noch im Juni 1797; bald darauf der **Prolog im Himmel.** Dann wird die Weiterarbeit durch die Reise nach Süddeutschland und der Schweiz für Monate unterbrochen, bis Goethe, heimgekehrt, im Dezember 1797 an Schiller schreibt: ‚Ich werde wohl zunächst an meinen Faust gehen, teils um diesen Tragelaphen [Bockshirsch, also unmögliches Geschöpf] los zu werden, teils um mich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Tell (vgl. S. 642) vorzubereiten.'

Tragelaph, barbarische Komposition, nordische Phantome, große Schwammfamilie, Wust mißverstandener Wissenschaft, bürgerlicher Beschränktheit, sittlicher Verwirrung, abergläubischen Wahns: mit solchen und ähnlichen Worten des Unmuts bedachte Goethe damals und noch lange sein Hauptlebenswerk.

In den Jahren 1798 und 1799 schreitet die Arbeit am Faust unstet und langsam vor. Der Dichter leidet unter der Schwierigkeit, ‚den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen'. Durch Schillers Anstoß bietet sich Cotta für den Faust an, was Goethen befeuert: ‚Ich will meinen Faust auch fertig machen, der seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden muß.' Meyer werde zu dieser barbarischen Produktion Zeichnungen verfertigen. Im Mai 1798 wird die Kerkerszene des Urfaust aus Prosa in Verse gewandelt:

> Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, in Verhältnis gegen das Andere, ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes aber gedämpft wird (an Schiller, 5. 5. 1798).

Schiller hat die Kerkerszene nie zu lesen bekommen: Im Fragment von 1790 fehlte sie.

Um diese Zeit des Ringens mit dem ungeheuren Stoff mögen die Verse aus dem Nachlaß entstanden sein:

> In goldnen Frühlingssonnenstunden
> Lag ich gebunden
> An dies Gesicht.
> In holder Dunkelheit der Sinnen
> Konnt ich wohl diesen Traum beginnen,
> Vollenden nicht.

Im Januar 1799 wird Cotta vertröstet: ‚Mein Faust ist zwar im vorigen Jahre ziemlich vorgerückt, doch wüßt' ich bei diesem Hexenprodukte die Zeit der Reise nicht voraus zu sagen.' — Im April 1800 kommt ein neuer stärkerer Antrieb: ein bestimmtes Anerbieten Cottas, und ‚wirklich habe ich auf diese Veranlassung das Werk heute vorgenommen und durchdacht' (an Schiller, 11. 4. 1800).

Zweifelhaft ist, ob Goethe schon um jene Zeit den im Nachlaß vorgefundenen Abschied zum Faust, das Gegenstück der Zueignung, gedichtet hat. Es setzt einen Abschluß, wenigstens des ersten Teiles, voraus, der damals, den Briefen und Tagebüchern zufolge, noch nicht erreicht war. Da dieser ‚Abschied' in den meisten älteren Ausgaben von Goethes Werken fehlt, so wird er hier wörtlich mitgeteilt:

Am Ende bin ich nun des Trauerspieles,
Das ich zuletzt mit Bangigkeit vollführt,
Nicht mehr vom Drange menschlichen Gewühles,
Nicht von der Macht der Dunkelheit gerührt.
Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?
Und so geschlossen sei der Barbareien
Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien.

Und hinterwärts mit allen guten Schatten
Sei auch hinfort der böse Geist gebannt,
Mit dem so gern sich Jugendträume gatten,
Den ich so früh als Freund und Feind gekannt.
Leb' alles wohl, was wir hiemit bestatten,
Nach Osten sei der sichre Blick gewandt.
Begünstige die Muse jedes Streben,
Und Lieb' und Freundschaft würdige das Leben.

Denn immer halt' ich mich an eurer Seite,
Ihr Freunde, die das Leben mir gesellt;
Ihr fühlt mit mir, was Einigkeit bedeute,
Sie schafft aus kleinen Kreisen Welt in Welt.
Wir fragen nicht in eigensinn'gem Streite,
Was dieser schilt, was jenem nur gefällt,
Wir ehren froh mit immer gleichem Mute
Das Altertum und jedes neue Gute.

O glücklich! wen die holde Kunst in Frieden
Mit jedem Frühling lockt auf neue Flur;
Vergnügt mit dem, was ihm ein Gott beschieden,
Zeigt ihm die Welt des eignen Geistes Spur.
Kein Hindernis vermag ihn zu ermüden,
Er schreite fort, so will es die Natur.
Und wie des wilden Jägers braust von oben
Des Zeitengeists gewaltig freches Toben.

Gegen Ende 1801 heißt es in einem Brief an Rochlitz: ‚Van Faust kann ich nur so viel sagen: daß in den letzten Zeiten wohl manches daran gearbeitet worden; in wie fern er sich aber seiner Vollendung, oder auch nur seiner Beendigung nahen dürfte, wüßte ich wirklich nicht zu sagen.' — Vom 21. März zum 25. April 1806 verzeichnen die Tagebücher eifrige abschließende Arbeit, meist mit Riemers Beistand, am Faust. Die letzten Eintragungen lauten: ‚22. 4. Faust nachmals für mich durchgegangen. — 25. 4. Faust letztes Arrangement zum Druck.'

Die Handschrift geht an Cotta, doch zieht sich der Druck bis ins Jahr 1808 hinein, und erst im Laufe dieses Jahres erscheint als achter Band von Goethes Werken: **Faust, eine Tragödie**, mit dem Vermerk vor dem ersten Auftritt (Faust im Studierzimmer: Der Tragödie erster Teil.

Diesmal begriff die deutsche Bildungswelt sogleich, welch eine außerordentliche Gabe ihr zuteil geworden; eine Leipziger Zeitschrift faßte die Stimmen der ehrerbietigen Bewunderung zusammen: ‚Es ist das Höchste, was der Genius der deutschen Dichtkunst hervorgebracht hat.' Goethes unerschütterliche Geltung als des größten unter allen Dichtern neuerer Zeit begann von jenem Jahr des Erscheinens des vollständigen ersten Faust.

Zum Urfaust hatte Goethe von den eigentlichen älteren Faust-Büchern nichts unmittelbar zu Rate gezogen. Erst fürs Ausfüllen des Bruchstückes von 1790 benutzte er die Bearbeitung des Widmannschen Faust-Buches von 1599 (vgl. S. 235) durch den Nürnberger Pfitzer (1674), bei dem als ein neuer Zug erscheint, daß Faust einer schönen, tugendhaften Magd vergeblich nachstellt. Der Urfaust aber beweist, daß Goethe mit seiner Gretchentragödie aus dem eignen Erleben, nicht aus einer gedruckten Quelle geschöpft hatte. Auf Pfitzers Faustbuch war 1725 gefolgt die ‚in eine beliebte Kürze zusammengezogene' Neubearbeitung des überlieferten Sagenstoffes durch einen unbekannten Verfasser, der sich den ‚Christlich Meynenden' nannte: ‚Des durch die ganze Welt berufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers Dr. Johann Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündnis, abenteuerlicher Lebenswandel und mit Schrecken genommenes Ende.' Diese Fassung wird dem Volksbuche vom Dr. Faust mit zugrunde gelegen haben, das der Knabe Goethe unter ‚der ganzen Sippschaft' gelesen hat. Bei der abschließenden Arbeit wurde manches aus dem ‚Christlich Meynenden' entlehnt, z. B. der Vers ‚Heiße Magister, heiße Doktor gar', wofür im Urfaust gestanden hatte: ‚Heiße Doktor und Professor gar.'

Daß sich durch die Überarbeitung des Urfaust nach einem Menschenalter allerlei Widersprüche einschlichen, ist begreiflich; doch handelt es sich fast nur um Kleinigkeiten, die den meisten Lesern kaum auffallen. Im ersten Auftritt z. B. sagt Faust, er ziehe seine Schüler schon an die zehn Jahr an der Nase herum, während er sich in der Hexenküche dreißig Jahre vom Leibe geschafft wünscht. Fausts Persönlichkeit, im Urfaust dem Jugendalter des Dichters nahestehend, hatte sich ihm inzwischen zu einem Manne seines Alters zur Zeit der Wiederaufnahme und Vollendung des Dramas gewandelt, weswegen der Dichter ihn erst durch die Hexenküche verjüngen läßt, ehe Gretchen ihm begegnet.

Dritter Abschnitt.

Plan und Sinn des Faust.

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Eine Literatur hundertmal größer als Goethes sämtliche Werke handelt von Absichten und Gehalt des Faust. Und doch: an einem Dichterwerk, das, wenngleich mit breiten Lücken, sich durch Goethes langes Leben von den Anfängen schriftstellerischer Arbeit bis in die letzten Tage hinein erstreckt hat, kann

es dem eindringlichsten Scharfsinn, der umfassendsten Gelehrsamkeit nie gelingen, den ursprünglichen Plan zu ermitteln, schon weil es aller Wahrscheinlichkeit nach um die Zeit des Entstehens des Urfaust noch keinen das ganze Gedicht umspannenden Plan gegeben hat. Goethes letzter Brief, vom 17. März 1832 an W. von Humboldt, behandelt den Plan zum Faust: ‚Es sind über 60 Jahre, daß die Konzeption des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag.‘ Der Zusammenhang dieses Satzes und Goethes regelmäßiger Gebrauch der Wendung ‚von vornherein‘ lassen nur die Deutung zu, daß ihm die ersten Stufen von Fausts Erdengang klar vor der Seele standen, die späteren ‚weniger ausführlich‘, also doch wohl unklar, ja selbst in den Hauptlinien unbestimmt.

Schwerlich hat selbst der junge Goethe die Absicht gehegt, Faust zur Hölle fahren zu lassen. Nach Lessings Plan zum Faust (S. 232), den, soweit er erkennbar, Goethe gelesen hatte, sollte Faust gerettet werden, denn ‚die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe [nach Wissen] gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen‘. Dies entsprach durchaus der Überzeugung Goethes, und grade diese Wandlung der alten düstern Sage vom Pakte des Menschen mit der Hölle hat aus dem abgeschmackten Teufelsbündler Faust die dichterische Symbolgestalt der sich über die Schranken ihres gegenwärtigen Wissens hinausseh nenden Menschheit gemacht.

Weder im Urfaust noch im vollendeten ersten Teil gibt es die geringste Andeutung, daß Faust auf ewig verdammt sein sollte. Der erst im Faust von 1808 am Schlusse hinzugefügte Ruf des Mephistopheles zu Faust: ‚Her zu mir!‘ und der Vermerk: (‚Verschwindet mit Faust‘) beweisen natürlich nicht, daß hiermit Fausts Schicksal beendet ist.

Ebensowenig bedeuten die Schlußverse des Vorspiels auf dem Theater:

So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle —,

daß Faust dem Teufel verfallen werde. Dieses Vorspiel wurde ja erst 1797 gedichtet, als Goethes Plan eines zweiten Teiles des Faust, somit die schließliche Errettung des Helden, schon feststand. Überdies hat sich Goethe unter Hinweis auf den letzten Vers über seine Absichten zu Eckermann ausgesprochen: ‚Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas. Aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung‘, — nur daß die Hölle nicht den Abschluß, sondern nur eine Wegestufe von Fausts Durchschreiten der drei Welten bedeuten sollte. Goethe wollte nämlich Faust auch in die Hölle führen, was sicher eines der großartigsten Phantasiestücke des Dramas geworden wäre. Doch nicht um ihr zu verfallen, sollte Faust die Hölle betreten; denn daß Mephistopheles seine Wette mit dem Herrn verlieren müßte, stand bei Goethe über allem Zweifel fest. Auch entspricht jene Aufzählung von Himmel, Welt und Hölle dem dreigeschossigen Aufbau der mittelalterlichen Bühne, der Goethen bei jenem Vers vorschwebte.

Schon hier sei die Frage nach dem Sinn und dem Ausgang der Wette zwischen Himmel und Hölle erörtert, was nur geschehen kann mit Heranziehen der entscheidenden Worte des Paktes. Der Prolog im Himmel und der Pakt im ersten Teil sind bald nacheinander, jedenfalls mit Rücksicht aufeinander entstanden und müssen für die Absicht des Dichters gemeinsam benutzt werden. Der Herr, der seinen Knecht Faust dem Mephistopheles für eine Erdenweile überläßt, kennt jenen ihm jetzt nur verworren dienenden Menschengeist besser als der Teufel:

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren,

und er darf es darauf ankommen lassen:

Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab.

Er weiß voraus, daß Mephisto beschämt bekennen wird:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Ja, ein bißchen Teufelei als Sporn und Würze des Menschenlebens ist dem allwissenden Weltgeist nicht zuwider:

Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Über die Frage, ob Mephisto seine Wette mit dem Herrn nicht eigentlich doch gewonnen habe, ob er nicht im 5. Akt des zweiten Teils von den Himmelsmächten um seine Vertragsbeute, Fausts Seele, betrogen worden sei, ist immer von neuem gestritten worden, sogar von rechtsgelehrten Auslegern. Goethe selbst hat sich darüber einmal geäußert (an K. E. Schubarth, 3. 11. 1820): ‚Mephistopheles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein zum heitersten Schluß des Ganzen.' Mephisto hat aber nach dem strengen Wortlaut des Paktes seine Wette nicht halb, sondern ganz verloren, und das von rechtswegen. Faust hat dem Teufel diese Wette angeboten:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephisto hat eingeschlagen, und Faust erläutert den Sinn der Wette noch schärfer:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Bei ehrlicher Wortauslegung hat Mephisto kein Recht an Fausts Seele, denn der Ausruf gegenwärtiger Selbstzufriedenheit: ‚Verweile doch, du bist so schön!' wird in dem Schlußauftritt des zweiten Teils: Großer Vorhof des Palasts, nicht getan; vielmehr spricht Faust von einer noch nicht erfüllten Zukunft:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Kein weltlicher Richter, geschweige ein überweltlicher, könnte nach Fausts letzten Worten dessen Wette für verloren erklären. Das bestätigt ja Mephisto selbst unmittelbar nach Fausts Tode:

Ihn sättigt keine Lust, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten.

Das ist ja doch der Weisheit letzter Schluß im Faust und macht ihn zum Menschengeistesdrama, daß dem strebend sich Bemühenden keine Lust, kein Glück genügt. Darum empfinden wir das auf der Bühne vor sich gehende Überlisten Mephistos durch die Rosen streuenden, Lüsternheit erregenden Engel, abgesehen von der sonstigen Peinlichkeit des Auftrittes, als ebenso kleinlich wie überflüssig. Es stände übel um den durchgehenden erhabenen Sinn des Faust-Dramas, hinge das ewige Schicksal dieser Menschenseele von solcher Singspiellist ab.

*

In dem Entwurfe Goethes vom 23. Juni 1797 (vgl. zu S. 795) zur Wiederaufnahme des Faust treten als das Grundgerüst zum Ausbau des Dramas diese drei Hauptpfeiler hervor: Erster Teil, Lebensgenuß der Person; — Zweiter Teil, Tatengenuß nach außen; — Schöpfungsgenuß von innen. Hieran hat sich Goethe im Großen und Ganzen bei der Weiterarbeit gehalten, sich's nur nach seiner Art bequem gemacht mit dem ‚Tatengenuß nach außen' (vgl. S. 795 unten). Schon 1797 schrieb er ja an Schiller, er gedenke die höchsten Forderungen — nämlich die Schillers nach Handlung Fausts — mehr zu berühren als zu erfüllen. Immerhin wird für die Zeit nach 1797 durch jene drei stufenweise aufsteigenden Formen menschlichen Genusses die dramatische Einheit als Aufgabe hingestellt und trotz allem Abschweifen festgehalten. Daß dies aber ein erst später in das Faustgedicht hineingebauter Plan ist, daß Goethe ihn nicht schon beim Urfaust vor Augen hatte, das darf als sicher gelten. Gegen solche Beurteiler, die nach dem Einzeldruck des Helena-Bruchstückes auf den Widerspruch dieses Faust mit dem des ersten Teiles hinwiesen, wetterte Goethe spaßhaft zornig:

Seid ihr verrückt? Was fällt euch ein?
Den alten Faustus zu verneinen.
Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Widerwärt'ges [Widersprechendes] zu vereinen.

Auf die vielen kleinen Unſtimmigkeiten im erſten Teil allein ſowie zwiſchen erſtem und zweitem Teil kommt nichts an; denn Goethe hat ſeinen Fauſt nicht für gelehrte, ſondern für unbefangene gebildete Leſer geſchrieben, und dieſe laſſen jeden einzelnen Auftritt mit der vollen Kraft und Schönheit ſeines Gehaltes auf ſich wirken und empfinden das Ganze als eine wohlgefügte Einheit. ‚In der Poeſie gibt es keine Widerſprüche‘, ſagte Goethe einmal zu Luden.

*

Der Fauſt gilt als über alle Maßen ſchwer verſtändlich, und dieſer Glaube wird durch die ſich noch immer höher türmende Erklärungsliteratur beſtärkt. Schon früh, noch bei Lebzeiten Goethes, hat ſich die philoſophiſche Klärwut des Fauſt bemächtigt und einen undurchdringlichen Wolkendunſt aus Begriffſpielerei und Wortgepränge um ein dichteriſches Kunſtwerk verbreitet. Das Suchen nach der ‚Idee‘ des Fauſt, jetzt über hundert Jahre alt, dauert immer noch fort, und die Suchenden ſind froh des immer neuen Findens von Ideen-Regenwürmern. In Schwung gebracht wurde dieſe der lebendigen Wirkung des Goethiſchen Kunſtgebildes ſo gefährliche philoſophiſche ‚Sinnhuberei‘, wie Viſcher ſie nannte, durch Hegel. Bei der ſcheuen Ehrfurcht des deutſchen Leſers vor der halb oder ganz unverſtändlichen Wortmacherei — ‚Denn eben wo Begriffe fehlen, Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein‘ — erregt tiefſinnig klingendes Erläutern noch immer Bewunderung, wie einſt z. B. das Hegelſche des Erdgeiſtes im Fauſt: ‚Es iſt in das Selbſtbewußtſein ſtatt des himmliſch-ſcheinenden Geiſtes der Allgemeinheit des Wiſſens und Tuns, worin die Empfindung und der Genuß der Einzelheit ſchweigt, der Erdgeiſt gefahren, dem das Sein nur, welches die Wirklichkeit des einzelnen Bewußtſeins iſt, als wahre Wirklichkeit gilt.‘ Dieſer wüſte Wortſchwall wurde erſt kurz nach Goethes Tode gedruckt, ſonſt könnten wir die wohlverdiente Züchtigung in einigen urkräftigen Spruchverſen des Dichters genießen.

Gegen den noch ſelbſterlebten Unfug der Ideengräber hat ſich Goethe zu Eckermann nachdrücklich genug erklärt:

Die Deutſchen ſind wunderliche Leute! Sie machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und überall hineinlegen, das Leben ſchwerer als billig. Ei, ſo habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu laſſen, euch rühren zu laſſen, euch erheben zu laſſen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu laſſen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abſtrakter Gedanke und Idee wäre!

Da kommen ſie und fragen, welche Idee ich in meinem Fauſt zu verkörpern geſucht. Als ob ich das ſelber wüßte und ausſprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das iſt keine Idee, ſondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus ſchweren Verirrungen immerfort zum Beſſern aufſtrebender Menſch zu erlöſen ſei, das iſt zwar ein wirkſamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es iſt keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im beſondern zugrunde liege. Es hätte auch in der Tat ein ſchönes Ding werden müſſen, wenn ich ein ſo reiches, buntes und ſo höchſt mannigfaltiges Leben, wie ich es im Fauſt zur Anſchauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

Zum Schluſſe ſpielt Goethe den ſtärkſten Trumpf aus: ‚Je inkommenſurabler und für den Verſtand unfaßlicher eine poetiſche Produktion, deſto beſſer.‘

Selbſt Eckermanns Wiedergabe von Goethes Worten als buchſtäblich genau

angenommen, beweist dieser vortreffliche Satz durchaus nicht, daß ein gutes Gedicht unverständlich sein müsse, geschweige daß Faust zur unverständlichen Poesie gehöre. Er besagt nur, was wir schon wissen oder von Goethe längst gelernt haben sollten, daß der Dichter nicht vornehmlich für den Verstand, sondern für unser Herzensgefühl und Kunstempfinden schafft. Goethes Faust ist weder unverständlich noch besonders schwerverständlich, abgesehen von manchen stofflichen Dunkelheiten, die durch eine Sacherklärung in wenigen Worten aufzuhellen ist. Für nachdenkliche Leser von durchschnittlicher Bücherbildung ist selbst der zweite Teil nicht schwerverständlich; höchstens braucht es hier einiges Auffrischens der griechischen Mythologie. Wäre dies anders, bedürfte Goethes Faust Vers für Vers einer umständlichen philosophischen und geschichtlichen Erklärung, wie sie für Dantes Göttliche Komödie unentbehrlich ist, so wäre sein Schicksal besiegelt: er würde aus der Reihe der lebendigen Kunstschöpfungen verschwinden.

Das ist bis jetzt, Gottlob, trotz der bergehohen Büchertürmerei um den Faust herum, noch nicht geschehen, und hoffentlich wird solches Unglück vom Geistesleben des deutschen Volkes abgewendet. Der unverbildete Leserverstand nimmt den Faust auf als ein klares, liebreiches, ja gemütvoll vertrauliches Dichterwerk, das in immer wechselnden Stimmungen und Formen sich jetzt zu ihm gütig hinabläßt, ihn dann auf die Höhen des Gedankens, in die Abgründe des Empfindens mit sich reißt, ihn geistreich umspielt, feierlich erhebt, überlegen umspottet, alles dies nicht einen Augenblick ermüdend oder durch Unfaßlichkeit verwirrend.

Die schon angezogenen Stellen des Prologs im Himmel und des Paktes, zusammen mit den leicht zugänglichen eignen Erläuterungen des Dichters in späteren Schriften, Briefen und Gesprächen, lassen den Grundgedanken des Faust mit beherrschender Deutlichkeit hervortreten. So namentlich die Worte zu Eckermann vom 6. Juni 1831:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe.

Goethe hätte noch die wichtigen Verse anziehen können: ‚Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er, unbefriedigt jeden Augenblick.'

Von diesem steten Höherstreben und Weiterschreiten Fausts bekommen wir allerdings im ersten Teile nach dem Pakt nicht viel zu spüren. Da führt ihn sein Weg durch rücksichtslosen Genuß, abgeschmacktes Hexenwesen der Walpurgisnacht, unfruchtbare Selbstvorwürfe. Der eigentliche Läutergang beginnt im zweiten Teil; aber in dessen Entstehungszeit war Goethes Kraft für das anschauliche Darstellen schlichten Menschentums erlahmt. — Die Betrachtung des Versuches,

Fauſt ins handelnde Leben einzuführen, muß ſich an die des zweiten Teiles knüpfen.

Goethe hat ſich in ſeiner vornehm beſcheidenen Weiſe über den allgemeinen Menſchheitswert des Fauſt ähnlich geäußert wie über den des Werther, in ſeinem kleinen Aufſatz über Stapfers franzöſiſche Überſetzung des Fauſt:

Sehr entfernt ſind ſolche Zuſtände [wie die im erſten Teil des Fauſt] gegenwärtig von dem Dichter; auch die Welt hat gewiſſermaßen ganz andere Kämpfe zu beſtehen; indeſſen bleibt doch meiſtens der Menſchenzuſtand in Freud und Leid ſich gleich, und der Letztgeborene wird immer noch Urſache finden, ſich nach demjenigen umzuſehen, was vor ihm genoſſen und gelitten worden, um ſich einigermaßen in das zu ſchicken, was auch ihm bereitet wird.

Den erſten Teil des Fauſt ſcheint Goethe für ſchwerer verſtändlich gehalten zu haben als den zweiten: ‚Man muß bedenken, daß der erſte Teil aus einem etwas dunkeln Zuſtande des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieſes Dunkel reizt die Menſchen, und ſie mühen ſich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen‘ (zu Eckermann, 3. 1. 1830). Und wie haben ſich manche Menſchen ſogar abgemüht, tiefgründig zu erklären, was völlig klar iſt! Verführt durch Goethes Hang zum Hineingeheimniſſen und unkundig der Tatſache, daß alles Weſentlichſte im erſten Teil ſchon in der unſymboliſchen Jugendſchöpferzeit entſtanden war, haben ſich gelehrte und ungelehrte Querköpfe mit dem Fauſt ungefähr ſo beſchäftigt, wie die jüdiſchen Kabbaliſten mit dem Alten Teſtament und manche chriſtliche Theologen mit der Offenbarung Johannis. Unſagbare Albernheiten ſind ehemals von den allegoriſchen und ſymboliſchen Sinnhubern verübt worden. Das Faß und der Pfropfenzieher in Auerbachs Keller, das Hexeneinmaleins und die geleimte Krone in der Hexenküche, die zwei Schmuckkäſtchen für Margarete, der Schlüſſelbund Fauſts für Gretchens Kerker — dieſer als ‚die falſche Selbſthilfe moraliſcher und intellektueller Kraft‘! — all das wurde nur als Rätſeldichtung betrachtet und auf einen tiefern Geheimſinn unterſucht. Vollends am zweiten Teil haben ſich einige Deutebolde um ihr bißchen Verſtand erklärt. Goethe hatte zuweilen ganz mephiſtopheliſche Anwandlungen tollen Humors gegenüber ſolchem ſich ſchon damals wichtig tuenden Blödſinn:

Dreißig Jahre haben ſie ſich nun faſt mit den Beſenſtielen des Blocksberges und den Katzengeſprächen in der Hexenküche herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretieren und dem Allegoriſieren dieſes dramatiſch-humoriſtiſchen Unſinns nie ſo recht fortgewollt. Wahrlich, man ſollte ſich in ſeiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen ſolche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen.

Vierter Abſchnitt.

Handlung und Geſtalten.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf.

Goethe hat weder beim Urfauſt noch beim erſten Teil von 1808 an die Bühne gedacht, wohl aber beim zweiten Teil. Trotzdem iſt der erſte, deſſen Wurzeln ja im Fruchtboden der Schöpferjahre von 1771 bis 1775 haften, durchweg dramatiſch gefühlt und ausgeführt, ſo daß man nicht recht begreift, warum er ſo ſpät

auf die Bühne gelangte. Versuche dazu wurden von Goethe selbst seit 1810 gemacht und wieder aufgegeben, obwohl ihm der Gedanke durch den Besuch des Fürsten Radziwill näher gerückt war, der zum ersten Teil eine nicht wertlose Musik geschrieben hatte. Nach dem Abschied Goethes von der Theaterleitung (1817) rückte der Gedanke an eine Faust-Aufführung ganz in den Hintergrund.

In Berlin wurde der Faust mit Radziwills Musik zuerst 1819 am Hofe aufgeführt, 1820 zum zweiten Mal. Die erste öffentliche Aufführung des ersten Teiles geschah auf dem Braunschweiger Hoftheater durch dessen Leiter Klingemann am 19. Januar 1829, ohne daß Goethe an der Vorbereitung teilgenommen. Die Theater von Hannover, Dresden und Leipzig folgten noch in demselben Jahr, und an Goethes achtzigstem Geburtstag schritt der erste Teil über die Bretter des Weimarer Hoftheaters. Heute gehört er zum sichern Bestande aller großer deutscher Bühnen mit klassischem Spielplan.

Der Faust — hier wird immer vom Ersten Teil gesprochen — ist ein Drama, kein Lehrgedicht, kein philosophischer Gedankenbau. Lange herrliche Stellen, namentlich vor der Gretchen-Tragödie, sind allerdings zu schade für die Bühne, können von den meisten Schauspielern nicht so gesprochen werden, daß ihre Schönheit sich den Hörern mitteilt. Das dramatische Rückgrat aber des Faust ist unzerstörbar, Gretchens Lieben und Leiden von allen dramatischen Werken Goethes das lebendigste.

Man kann auch nicht sagen, daß die erste Hälfte des ersten Teiles bis zu Gretchens Erscheinen undramatisch ist. Streng genommen gibt es nicht eine einzige unentbehrliche Abschweifung, nicht eine ‚Länge' darin. Selbst der Auftritt des Schülers gehört notwendig dazu: ohne ihn bekämen wir zu wenig vom Universitätsleben zu sehen, und es ist zu beklagen, daß Goethe seinen Plan fallen gelassen hat, eine öffentliche Doktordisputation einzuschalten. Der Entwurf und eine Anzahl angelegter Verse fanden sich im Nachlaß: Wagner sollte als ‚Opponent' auftreten, Mephisto als ‚fahrender Scholastikus' sich mit Faust über Erfahrungswissen streiten. Mephistos Worte in der Paktszene: ‚Ich werde heute gleich, beim Doktorschmaus, Als Diener, meine Pflicht erfüllen' sind die einzigen erhaltenen Spuren dieses Planes, dessen Ausführung uns ein klareres Bild von Fausts wissenschaftlicher Bedeutung gegeben haben würde.

Von den ersten Worten Fausts im Studierzimmer bis zu Gretchens verhallendem Verzweiflungsruf ‚Heinrich! Heinrich!' zuckt und wogt und fiebert eine ungeheure Spannung durch das einzigartige Gedicht. Die Auftritte mit dem Erdgeist und Wagner, die langen Selbstgespräche, die Chöre der Engel und Geister, die Spaziergänger, die Hexenküche: welch ein zielstrebendes Handlungsleben! Setzt man, wie man in jedem Goethischen Drama muß, äußere und innere Handlung als künstlerisch gleich, so gibt es nicht eine ganz undramatische Stelle im Faust, keine, die nicht ‚zur Sache' gehört und triebkräftig, vorwärtsdeutend wirkt. Die wechselseitige Durchdringung des Dramatischen, des Allgemeinmenschlichen und des Philosophischen, oder sagen wir besser: der Lebensweisheitfülle, macht ja die Größe dieses größten Dichterwerkes der Weltliteratur.

Selbst die Walpurgisnacht ist eine dramatische Notwendigkeit: wer mit dem Teufel einen Blutvertrag schließt, muß durch Teufel- und Hexenwesen hindurch; es war ein Meistergriff Goethes, hierzu die Blocksbergnacht zu wählen. Und welch ein furchtbarer dramatischer Gegensatz: indessen sich Gretchen in ihren Seelenqualen windet, tanzt Faust mit der jungen Hexe den wüsten Reigen. Doch mitten in dem ekellüsternen Treiben steigt vor ihm das grausige Bild eines geköpften Mädchens auf:

Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschlossnen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir deucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Mephisto erklärt sie, lügnerisch wie bei ähnlichen Gelegenheiten, für die Meduse; doch Faust sieht deutlicher:

Fürwahr, es sind die Augen einer Toten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß. —
Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden!
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rotes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

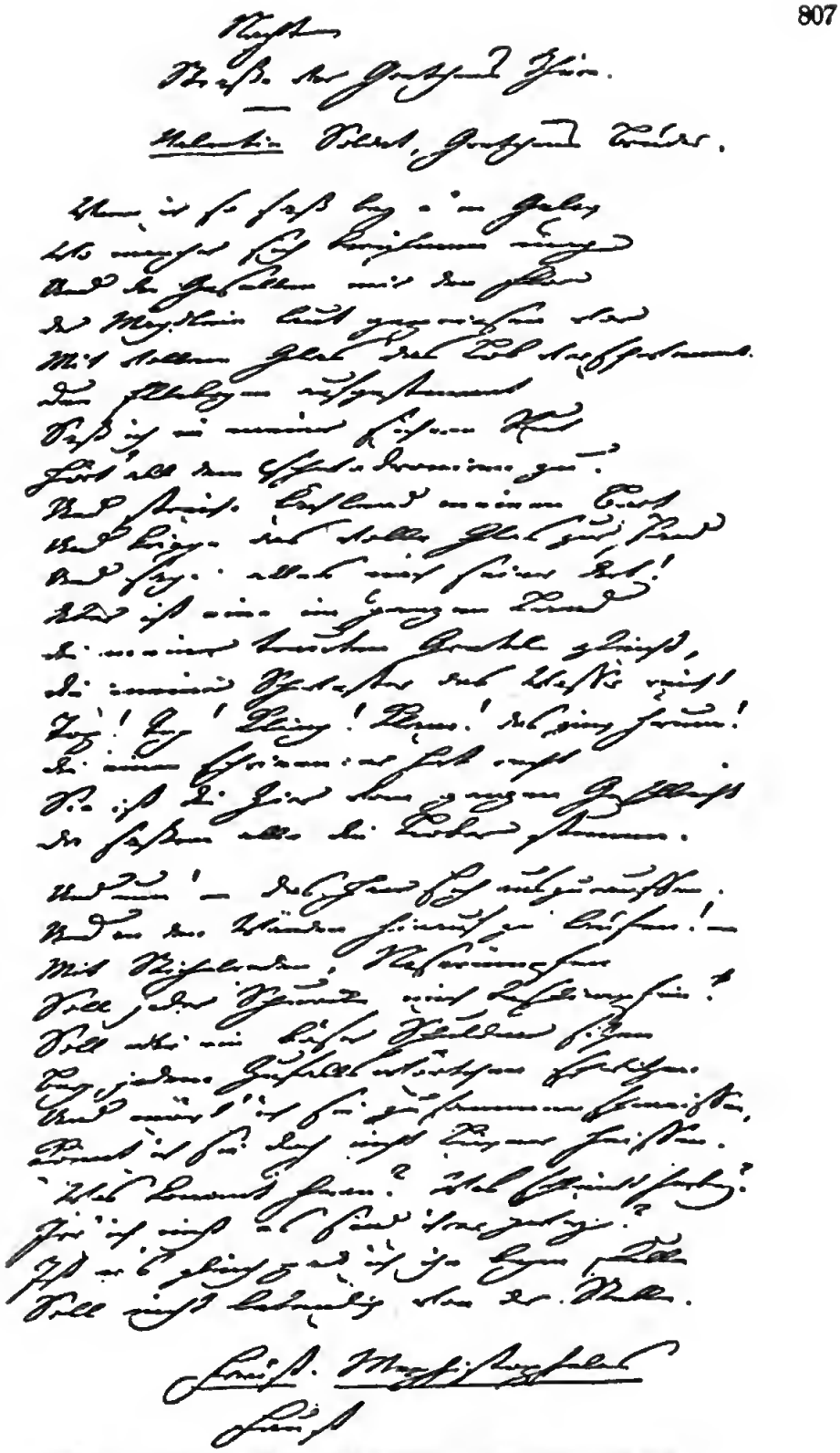
Mit welchen rückwärts gewandten Gedanken, welchen qualvollen Empfindungen muß Goethe diese Verse niedergeschrieben haben!

Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf —
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich.

Von dem Einschiebsel ‚Walpurgisnachtstraum, oder Oberons und Titanias goldne Hochzeit', das sich zwischen die Walpurgisnacht und den Auftritt ‚Trüber Tag. Feld' (Faust: ‚Im Elend! Verzweifelnd!') drängt, ist zu sagen, was Goethe von einem ähnlichen Falle rücksichtlosen Hineinstopfens gesagt hat: hier geschah ein Frevel. Natürlich bleibt dies Zwischenstück bei den Aufführungen des Faust weg; man sollte es nachgrade auch aus den Drucken des Dramas entfernen und unter die Singspiele oder Xenien reihen. Es stört beim Lesen, ja beim bloßen Blättern. Die darin enthaltenen Epigramme waren ursprünglich als Fortsetzung der Xenien gedacht. Das formlose Hineinstopfen in den Faust war eine Wirkung der Vorbilder der Romantik.

Die Gedankenfülle im Faust allein würde das Werk nicht lebendig machen, durchströmte nicht die Gestalten das Blut der Wirklichkeit. Nur noch einmal ist Goethen diese Tat der Schöpferkraft bis zu solchem Grade wie im Faust gelungen: im Götz, dem gleichzeitig empfangenen und getragenen Erzeugnis seiner ersten Dichterjugend.

Am wenigsten von Goethes Menschengestaltungskunst, der ‚charakteristischen', zeigt Faust selbst. Zwar hat ihn der Dichter über alle Fauste vor ihm hoch hin-



Aus der Valentin-Szene. Eigenhändige Niederschrift Goethes, mit einigen Abweichungen von der letzten Fassung.

aus gesteigert; ein deutlich unterscheidbarer Einzelmensch ist nicht daraus geworden, und der deutsche Forscher, der Professor an sich, ist er auch nicht mehr. Der Hauptmangel in Goethes dramatischer Dichtung: die Unfähigkeit, den tatkräftig handelnden Mann im Kampfe mit der Welt zu schildern, tritt an Faust besonders empfindlich hervor, da es sich bei ihm ja um das Leben als aufwärts führenden Kampf mit allen Mächten handelt. Selbständig sehen wir Faust eigentlich nur walten bis zum Pakt; von da ab wird er von Mephisto getrieben und geleitet. Der Mann, der beim Übersetzen der Bibel die Stelle ‚Im Anfang war das Wort' wandelt: ‚Im Anfang war die Tat', rafft sich zu keiner Tat eigensten Entschlusses auf. Selbst Gretchen zu verführen gelingt ihm nur unter Beistand Mephistos, wie er ja Valentin nicht Mann gegen Mann und allein tötet. Im zweiten Teil des Faust, der dazu bestimmt sein sollte, Lebensfluten und Tatensturm zu gestalten, wird der Held wiederum getrieben und geleitet, oder er liegt ohnmächtig, schlafend da, indessen Mephisto für ihn handelt. Der Schlüssel zu den grausigen ‚Müttern' wird ihm ohne sein Zutun geschenkt, und auf dem Gange zu ihnen sehen wir ihn nicht, der geschieht hinter der Bühne. Nicht einmal für das Verbrechen an Philemon und Baucis ist Faust verantwortlich: ‚Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub'; ja selbst Mephisto hatte nichts Böses beabsichtigt: ein Zufall führt das Unglück herbei.

Um so machtvoller offenbarte sich Goethes schaffende Dichterkraft an Mephisto, der großartigsten unter allen seinen Gestalten. Eine ungeheure, kaum lösbare Aufgabe: die Schöpfung eines glaubhaften Wesens aus einer andern als der Menschenwelt, — wie unvergleichlich hat Goethe sie bewältigt! Und schon der Frankfurter Goethe; denn der Mephisto des Urfaust erscheint in der Schülerszene, im Auerbachskeller, in der Gretchentragödie wesentlich so wie im vollendeten ersten Teile des Faust. Schiller, dem nur das Bruchstück von 1790 vorlag, hatte die Schwierigkeit der Aufgabe richtig bezeichnet:

> Zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen; Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen. — Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Teil des Ganzen anschmiegen wird (an Goethe, 26. 6. 1797).

Wie geistlose, langweilige Gebilde waren die Teufel der ganzen Faustliteratur vor Goethe gewesen, und was für einen Kerl stellte er in Mephisto hin! Dieses Schillern zwischen Natürlichem und Übernatürlichem, Menschlichem und Teuflischem, zwischen Satanas dem Höllenfürsten und einem geistreichen, mit allen Wassern vieltausendjähriger Erfahrung gebrannten Weltmann, der jede Rolle vollendet spielen kann, ohne unglaubwürdig zu werden: den Professor mit dem Füchslein, den lockenden Buhler zu Martha Schwertlein, den Allerweltspolitiker am kaiserlichen Hoflager — nie wieder hat Goethe diesen Gipfel der

Neuschöpfung erstiegen. Mephisto ist unklar und muß es sein; die Züge, so mannigfach wie möglich, müssen sich durcheinander schlängeln: Humor, Spottwitz, Lebensklugheit, abgeklärte Weltweisheit, satanische Freude am Bösen, gemütliche Teilnahme am Nützlichen, ja am Guten, — wie käme sonst dieses Geschöpf eines Dichtergehirnes zustande, das nicht begriffen, nur dank einer vollendeten Kunsttäuschung empfunden werden kann?

Mephisto scheint uns eine durchaus einheitliche Gestalt, und setzt sich doch aus lauter Widersprüchen zusammen! Wir erfahren nicht mit voller Sicherheit, ob er aller Teufel Oberster oder nur ein Abgesandter Satans, ob er d e r Teufel oder e i n Teufel ist. Er nennt sich einen ‚Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft', den ‚Geist, der stets verneint', oder:

Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar.

Doch hören und sehen wir von Mephisto keineswegs nur Böses. Aussprüche voll tiefer Wahrheit stehen bei ihm zwischen viehischer Gemeinheit und schneidendem Hohn. Gibt es fruchtbarere Weisheit als Mephistos Lehre an den Schüler: ‚Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, Und grün des Lebens goldner Baum'? Und ertönt nicht von seinen Lippen das Zauberwort alles menschlichen Geistesstrebens nach oben:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt.

Welch ein Hochgenuß müßte es sein, mit solch einem Teufel über Dinge und Menschen zu plaudern! Jedoch mit Vorsicht; denn so überlegen geistreich dieser Geist mit Gedanken und Worten zu spielen weiß, ein feiner Schwefeldunst umflattert, grelle Höllenblitze umzucken ihn bisweilen, und beim scharfen Zusehen gewahren wir an den Händen des vollendeten Philosophen, Gelehrten, Weltmanns und alten Diplomaten stahlharte, messerscharfe Teufelskrallen, die uns mahnen, daß unser grades Genick in steter Gefahr ist.

So sehr Kultur, die alle Welt beleckt, sich auf den Teufel hat erstreckt, so sehr er Kavalier wie andre Kavaliere geworden, — Mephisto ist geblieben, was die Völkersage der Jahrtausende in ihm geschaffen: der Sohn der Hölle. Mit all seiner Macht ist er ein Knecht des Gesetzes der Teufel und Gespenster: wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus, und er bedarf eines Rattenzahnes, um die eine bannende Spitze des Drudenfußes auf Fausts Schwelle zu öffnen. Ihm ist keine unbedingte Gewalt über Menschenherzen gegeben; von Gretchen, die aus der Kirche kommt, muß er gestehen:

Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Über die hab ich keine Gewalt.

Er kann Faust nur Verführungsmittel schaffen: ‚Mit Sturm ist da nichts einzunehmen; Wir müssen uns zur List bequemen'. Über den Blutbann ist er nicht Herr: ‚Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden?' Er kann Gretchen nur

‚mit Menschenhand‘ aus dem Kerker führen, und seine schaudernden Höllenpferde versagen den Dienst vor dem aufdämmernden Morgen.

Der Meisterzauber, durch den Goethe dieses Geschöpf der Phantasie zum Leben rief, ist die in allen Farben flimmernde Ironie. ‚Der Charakter des Mephistopheles ist durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung etwas sehr Schweres‘ (Goethe zu Eckermann). Höhepunkte dieser großen Weltbetrachtung sind solche Stellen wie: ‚O glaube mir, der manche Tausend Jahre, An dieser harten Speise kaut‘ usw., oder: ‚Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, Was keusche Herzen nicht entbehren können.‘ Und wie unübertrefflich spielt Goethes Ironie mit dem wohlgemeinten, aber ganz zwecklosen Rate Fausts an den Teufel:

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anders suche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Worauf Mephistopheles trocken spaßend erwidert: ‚Wir wollen wirklich uns besinnen, Die nächsten Male mehr davon.‘

Wir verstehen Zelters Entzücken nach dem ersten Lesen des Faust von 1808: ‚Für die glückliche Wiederherstellung des Teufels in der moralischen Welt danke ich kühnlich im Namen aller guten Patrioten. Das ist doch ein Kerl, der sich zeigen läßt.‘

Daß Faust zum großen Teil der Wortführer von Goethes eignen Gedanken ist, Mephisto Züge von Merck und Herder aufweist, braucht nicht eingehend wiederholt zu werden.

Über das Urbild Gretchens wurde in den Abschnitten Friederike und Urfaust gesprochen. Goethe sagt in Dichtung und Wahrheit kein Wort davon, daß er beim Faust an das Gretchen seiner Frankfurter Knabenliebe gedacht habe, und ein andrer erkennbarer Zusammenhang zwischen ihr und Gretchen im Faust als der Name besteht nicht. Wie vieles aber, was wir von Friederike Brion durch Goethe wissen, stimmt mit wichtigen Zügen Gretchens überein. Man lese in Dichtung und Wahrheit nach, wie Friederike Goethen ihre kleine Welt schildert, wäge noch einmal die Wucht des Selbstvorwurfes in den Versen: ‚Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen, Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld, Und all ihr häusliches Beginnen Umfangen in der kleinen Welt‘ — und man wird in dieser Gestalt mehr als in irgendeiner andern des Faust die Einheit von Leben und Dichtung Goethes empfinden. Nicht erfunden, sondern erlebt klingt Fausts und Gretchens Religionsgespräch. Natürlich darf man alle solche Züge nur obenhin andeuten, wissenschaftliche Sicherheit gibt es darin nicht. Nach seiner Art, die Menschengebilde seines Herzens aus allen Lebensquellen mit Blut zu tränken, mag Goethe für Gretchen auch von Lotte Buff etwas zum ‚Tingieren‘ entnommen haben, z. B. die schon im Urfaust stehenden Verse über Gretchens Fürsorge für das arme kleine Geschwister.

Ein Wort zum Preise dichterischer Gestaltungskunst an Gretchen würde den Leser beleidigen. Nicht nur künstlerisch, auch menschlich, sittlich steht dieses selig-unselige Geschöpf hoch über Faust: in den lichten Augenblicken des Todesfieberwahns der Kerkerszene steigert sie sich zu der Heldengröße hinauf, die das Kreuz auf sich nimmt:

Ist das Grab drauß,
Lauert der Tod, so komm!
Von hier ins ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —

Diese Worte werden nicht im Wahnsinn gesprochen, so wenig wie die letzten Worte Gretchens:

Dein bin ich, Vater!
Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Scharen,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mit dem sichern Auge des gebornen großen Künstlers für das Entbehrliche und das Notwendige hat schon der Dichter des Urfaust zwischen Gretchens Ohnmachtsworten im Dom: ‚Nachbarin! Euer Fläschchen!' und ihren ersten im Kerker: ‚Weh! Weh! sie kommen. Bittrer Tod!' nichts von den Schrecknissen dargestellt, durch die das arme Kind hindurchgeschritten ist. Ihre Flucht, die Geburt und Tötung des Kindes, ihre Gefangennahme und Verurteilung: all dieser ganze Jammer der Menschheit faßt auch uns an, wenn die Kerkertür der Unseligen sich auftut.

Vor Gretchens ergreifender Gestalt hat sich die lesende Menschheit, haben sich die nachschaffenden Künstler ehrfürchtig gebeugt. Auch die Wissenschaft, mit einer Ausnahme, ist dieser Schöpfung Goethes gegenüber bewundernd verstummt. Nur Wilhelm Scherer fühlte sich verpflichtet, ‚das am Maßstabe der Wirklichkeit gemessen Unwahre der Szenen [Gretchen am Spinnrad singend ‚Meine Ruh ist hin'] anmaßlich überlegen zu tadeln, und er begründete seinen Tadel mit dem in seiner Ungeheuerlichkeit klassischen Grunde: ‚Gretchen selbst kann doch nicht dichten'. — Können etwa Faust, Mephisto, Valentin, Martha dichten? und reden doch alle in Versen. Des Germanisten Scherer germanistische Zeitgenossen hatten sich das Wort gegeben, jene Tollheit, sicher das Dümmste, was je zum Faust geschrieben worden, schamvoll totzuschweigen. Sie soll nicht vergessen werden, denn auch sie gehört zum Gesamtbilde Goethes im Geistesleben des deutschen Volkes.

Die Gestalt Wagners wird auf unsern Bühnen meist zerrbildlich vorgeführt. Bei allem absichtlichem Spott Goethes gegen Wissensdünkel und Wortschwall ist er doch diesem Professorensamulus, nach neuerem Sprachgebrauch Privatdozenten, bewundernswert gerecht geworden. ‚Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen', wünscht dieser Wagner, der später, Professor geworden, überzeugt sein wird, nicht nur alles zu wissen, sondern alles besser als alle Andern. Der z. B. an den unsterblichsten Dichtergestalten das ‚Unwahre' er-

grübelt, dem das Geheimnis dichteriſcher Zeugung ſa leicht iſt wie die Verfertigung des ungezeugten Homunkulus, und der ſich einreden wird, man känne ſich aus den Pergamenten, aus den hachgelabten Quellen in den Geiſt der Zeiten verſetzen, ſich mit dem Stolz einer Zierde der Papierwiſſenſchaft durchdringend: ‚Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.‘

Fünfter Abſchnitt.

Form und perſönliches Mitempfinden.

Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Fauſt iſt das weltumfaſſendſte Drama der Weltliteratur, zugleich unſer ſchönſtes lyriſches Gedicht. Durch ſeine Gedankentiefe zwingt es die Geiſter der reifen Menſchen in ſeinen Bann; durch die in Sprachmuſik aufgelöſte Gefühlsinnigkeit die Herzen der Jungen und der junggebliebenen Alten.

Man beſtaunt die Künſte falcher Dichter, die unſre Sprache in jede nach ſa fremde ſpräde Farm gezwungen haben, Platen, Rückert, Badenſtedt uſw. Van ihren Farmkünſteleien iſt nichts unſer dauernder Beſitz geworden, denn es bleibt dabei: ‚Alle Verſuche, irgendeine ausländiſche Neuerung einzuführen, wazu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der Natian wurzelt, ſind täricht. — Sie ſind ahne Gatt, der ſich van ſolchen Pfuſchereien zurückhält.‘ Sein Meiſterſtück innerer und äußerer Farm hat Gaethe auch ſprachlich und rhythmiſch im Fauſt vallbracht, warauf ja ſchon wiederhalt hinzuweiſen war. Seine Farmenkunſt im Fauſt ſteht um ſo häher, mit je einfacheren Mitteln ſie geleiſtet wurde. Alle Zauber des deutſchen Verſes walten frei und doch anmutig gebunden. Für einen lebensvallen Unterricht in deutſcher Verskunſt gibt es kein beſſeres Lehrbuch als den Fauſt, beide Teile; dach genügt ſchan der erſte, der, abgeſehen von Zueignung und Varſpiel, nichts aus dem fremden Farmenſchaß entliehen hat. Der deutſchen Dichtkunſt muß es nach wie var unverwehrt bleiben, ſich zu beſtimmten Zwecken ahne Farmenſpielerei der ausländiſchen Maße zu bedienen; jedach die Magna Charta echtdeutſcher Dichtfarm wird für alle Zeit Fauſt Erſter Teil bleiben. Dem ſchan auf manche heimliche Schönheiten Gaethiſcher Versſprache hingewieſenen Leſer braucht hier nicht die ganze Kleinadenkammer der Farmenkunſt im Fauſt erläutert zu werden; er wird bei jedem neuen, zumal bei halblautem Wiederleſen unendlich viele Schmuckſtücke erkennen. Daß er ſie bisher für Selbſtverſtändlichkeiten und Alltäglichkeiten gehalten, beweiſt nur, wie vallkammen es Gaethe gelungen iſt, durch die Reinheit der innern Form die bloß äußerliche vergeſſen zu machen.

Man häre auf, vom ‚Knittelvers‘ des Fauſt zu ſprechen, denn mit dieſem Wortklang verbindet ſich unwillkürlich etwas Geringſchätziges. Man ſage fortan: deutſcher Vers, und ſei ſich bewußt, daß man damit ſagt: freieſter, reichſter Vers aller Literaturen. Wie arm gegen dieſe grenzenloſe Bieg- und Schmiegſamkeit iſt

z. B. der Hexameter mit seinen unerschütterlichen 6 Takten, deren letzter unweigerlich zweisilbig, deren vorletzter in der Regel dreisilbig ist; der Hexameter mit seinen nur 32 Möglichkeiten gegen die unbegrenzbare Zahl der zulässigen und wirksamen Formen und Verschlingungen des deutschen Verses!

Feierlich ertönt die achtzeilige Stanze der Zueignung mit ihrem strengen, dreimal weit ausgreifenden, dann in sich zurückkehrenden Maß und Reim. Zwischen Scherz und Ernst wechselt das Vorspiel auf dem Theater, worin der Dichter sein Innerstes zuerst in weihevollen Stanzen ausspricht, dann zur deutschen Liedform übergeht (‚So gib mir auch die Zeiten wieder'), wogegen der Direktor und die Lustige Person sich in gereimten, aber losen Gesprächsversen bewegen. — Einen ähnlichen Wechsel lyrischer Strophen und freier Plauderverse zeigt der Prolog im Himmel. Die Strophen der drei Erzengel sind eins der erhabensten Stücke Goethischer Feierklangslyrik.

Den unvergleichlichen Versbaumeister Goethe von Auftritt zu Auftritt, ja von Satz zu Satz bewundernd zu begleiten, ist hier, leider, unmöglich. Für den Kunstgenuß am Faust gedeiht aus einer liebevollen Aufhellung dieser Art, die jeder Leser selbst vornehmen kann, mehr Frucht, als aus der feinsten philosophischen oder entstehungsgeschichtlichen Auftröselung. Man darf zuverlässig aussprechen, es gibt nicht eine halbe Seite im Faust, selbst in den Gesprächsteilen, ohne entzückende Schönheiten für den, der Dichtungen, nach Goethes Rat, nicht bloß liest, sondern innerlich mitsingt. Diese Schönheiten haften an Mephistos Reden so gut wie an Fausts und Gretchens. Es ist durchaus nicht von ungefähr, wenn Mephisto die Grundbedingung des Paktes beginnt mit einem Vers: ‚Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden', dessen erste einsilbige Worte mit ihrer hoarscharfen Zäsur wie Hammerschläge aufdröhnen. Oder daß er in ‚Wald und Höhle' das überströmende Gefühl Fausts verhöhnend nachahmt durch einen einzigen schwärmenden Satz von 11 Versen (‚Ein überirdisches Vergnügen'), der durch eine zotige Gebärde am Schlusse ins Gegenteil verzerrt wird.

*

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Dies spricht Faust, dies läßt ihn Goethe aus der eignen Doppelseele sprechen: aus diesem Gefühl innern Widerstreites ist der Faust geboren. Wissensdrang und Lebensfreude, graue Theorie und goldner Lebensbaum, dürre Heide und schöne grüne Weide — diese zwei Hauptgegensätze menschlichen Lebens und Strebens kehren im Faust zu immer neuem Kampfe miteinander wieder. Schwerlich hat es je einen Dichter und Forscher gegeben, der in so jungen Jahren wie Goethe so tief von der Nutzlosigkeit der Schulweisheit durchdrungen gewesen wäre: ‚Ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden.' Schon die ironische Lateinstelle in dem Briefe

des blutjungen Leipziger Studenten an den Vater über die unvergleichliche Herrlichkeit des Professarentums (S. 40) ist eine Varausnahme der Absage Fausts im Eingange des ersten Selbstgesprächs an die gelehrte Wortkramerei, womit alle vier Fakultäten ihre Schüler an der Nase herumziehen.

Goethes Faust ist seine allerpersönlichste Dichtung. Wer seine Briefe, zumal die aus der vorweimarischen oder der varttalischen Zeit sorgsam gelesen, dem ist's beim ersten Teil des Faust, als lese er alles noch einmal in gebundener Form. Man könnte eine doppelspaltige Ausgabe des Faust veranstalten, links die Dichtung, rechts die gleich oder ähnlich klingenden Sätze Gaethes in Briefen und Gesprächen. Aber wie vergleichsweis winzig wenig van Gaethes gesamtem Seelenleben können uns die zehntausend Briefe und die halbentstellten Gespräche offenbaren — gegenüber dem ungemessenen Meer von Gedanken und Gefühlen, das in den vierzig Jahren zwischen den ersten faustischen Regungen und dem Abschlusse des ersten Teiles dieses Hirn und Herz durchwogt hat. Wahrlich, Literaturgeschichte ist das Fragment der Fragmente; was sind z. B. die etlichen uns erhaltenen Briefe zwischen Gaethe und Merck im Vergleich mit ihrem mündlichen Verkehr, von dem es bei Eckermann einmal heißt: ‚Merck und ich waren immer miteinander wie Faust und Mephistapheles'?

Wie durch und durch goethisch-persänlich sind solche Verse der Sehnsucht nach reinmenschlichem Leben am Busen der Natur: ‚Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöhn In deinem lieben Lichte gehn, Von allem Wissensqualm entladen, In deinem Tau gesund mich baden!' — Goethes schriftstellerischer Grundsatz: ‚Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen' steht fast wörtlich so in dem Jünglingsschriftchen ‚Nach Falconet und über Falcanet' (vgl. S. 223).

Die schon im Urfaust sich findende Verachtung der Geschichtedünkler: ‚Was ihr den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigner Geist, In dem die Zeiten sich bespiegeln', ist bis zuletzt Goethes Überzeugung van der Unmöglichkeit geschichtlicher Wahrheit geblieben. Und der Hahn gegen die vielgerühmte Belehrung durch die Geschichte: ‚Sall ich vielleicht in tausend Büchern lesen, Daß überall die Menschen sich gequält, Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?' tänt wieder aus Goethes großem Gespräch mit Luden, dem Jenaischen Prafessar der Geschichte:

> Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten, was würden Sie finden? Nichts anderes ais eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, — daß es zu aller Zeit und in allen Ländern miserabel gewesen ist; die Menschen haben sich steis geängstigt und gepiagt, sie haben sich und Anderen das bißchen Leben sauer gemacht.

Das eine Menschengefäß Faust genügte Goethen nicht zur Aufnahme seiner Innenwelt. Sie sprudelte so überfließend reich, daß Mephistapheles aushelfen mußte. Dessen Worte: ‚Laß alles Sinnen sein, Und grad' mit in die Welt hinein! Ich sag' es Dir: ein Kerl, der spekuliert, Ist wie ein Tier' usw. — wie oft hat Goethe sie dem spekulierenden Fritz Jacobi gegen dessen Pfahl im Fleische vorgehalten!

Sechster Abschnitt.

Nachlese.

Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaub.

Außergewöhnliche Schwierigkeiten bietet, wie schon gesagt, der Faust dem Verständnis des nachdenklichen Gebildeten nicht. Leider gab es bis vor kurzem, bis zum Sonderbande ‚Faust' in und aus meinem Volks-Goethe, keine Ausgabe, die sich auf die unumgänglich nötigen wortkargen Sacherklärungen einzelner Stellen beschränkt; die meisten Herausgeber erklären viel zu viel, machen das Buch dick und ermüden den Leser. Hier sollen nur ein paar Winke denen gegeben werden, die sich mit der Ausgabe des Faust allein begnügen.

Über den Wortlaut des Verses ‚Mein Leid ertönt der unbekannten Menge' in der dritten Strophe der Zueignung wird gestritten; in ältern Ausgaben steht: Lied. Dies ist wahrscheinlich ein Druckfehler: die Wiederholung von ‚Lied' im zweitfolgenden Verse wäre ungoethisch und matt.

Das Vorspiel auf dem Theater ist eine vertiefte Nachbildung des Vorspiels in Kalidasas Sakuntala, die Goethe 1791 in der Forsterschen Übersetzung gelesen hatte (vgl. S. 467). — Daß er den Prolog im Himmel nach dem Buche Hiob geschaffen, hat Goethe selbst zugegeben und gerechtfertigt (vgl. S. 791). Aber wie frei und eigengehaltig hat er sein Vorbild umgestaltet!

Zur Erklärung des Namens Mephistopheles gibt es eine umfangreiche Literatur. Da Goethe ihn fertig vorfand und selbst nicht wußte, was er bedeute (an Zelter, 20. 11. 1829), so geht die ganze Erklärerei den Leser des Faust nichts an, zumal da bis heute keine befriedigende Deutung gefunden ist.

Zu der herrlichen Stelle in Fausts erstem Selbstgespräch von den ‚Himmelskräften, die auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen, mit segen-duftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde dringen, harmonisch all das All durchklingen' — so schon im Urfaust —, hat man in einer Schrift des Philosophen van Helmont (1691) eine Stelle gefunden, die Goethe benutzt habe. Ob er dies getan oder nicht, ist an sich gleichgültig, es sei denn um uns bewundern zu lassen, was unter dem Zauberstabe des Dichters aus der nüchternen Prosa eines Pedanten geworden ist. Bei Helmont heißt es von dem Wirken der Kräfte zwischen Himmel und Erde: ‚Dieser Weg ist kein andrer, kann auch kein andrer sein, als welcher durch Jakobs Leiter vorgestellet worden: denn gleicherweise wie auf derselben die Engel Gottes auf und nieder steigen, also steigen die wesentlichen lebendigen Kräfte oder geistlichen Leiber der himmlischen Lichter unabläßlich von oben herab durch die ätherische Luft zu dieser untern Welt, als von dem Haupt zu den Füßen.' Daß Goethe das Bild der Jakobsleiter nicht aus einem alten Philosophen zu leihen brauchte, versteht sich für jenen Bibelfesten von selbst.

Beim Erdgeist hat sich der Dichter Goethe natürlich nichts von dem gedacht, was ein wortemachender Philosoph ihm untergeschoben (S. 801), sondern sich einfach an die Begriffe der Naturforscher des Faustischen Jahrhunderts ge-

halten. Danach hatte jeder Planet seinen besondern Geist, die Erde den ihrigen. Wie Goethe diese Vorstellung durch seinen Erdgeist umbilden wollte, zeigt der handschriftliche Entwurf zu S. 795: ‚Erscheinung des Geistes als Welt- und Tatengenius.' Spätere Erwähnungen des Erdgeistes im Faust, namentlich die in ‚Wald und Höhle':

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen —

stehen mit dem ersten Erscheinen des Erdgeistes in Widerspruch, und die Gelehrsamkeit hat sich bemüht, diesen Widerspruch mit philosophischem Scharfsinn zu lösen. Als ob ein Dichter ein Logiker oder Mathematiker wäre, bei dem jedes Wort mit jedem andern stimmen müßte. Als ob ihm nicht gestattet wäre, seinem Helden Faust in verschiedenen Zeiten und Stimmungen verschiedene Vorstellungen vom Wesen einer so unfaßbaren Macht wie des Erdgeistes in die Seele und auf die Lippen zu legen.

Über die Ursprungszeit des Auftrittes Vor dem Tor wird noch immer heftig gestritten. Er steht nicht im Urfaust, fehlte auch in dem Bruchstück von 1790. Ob nicht um 1790 schon einiges davon fertig oder angelegt war, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Die verschiedenen Stilfarben, die derberen, volkstümlicheren Stellen zwischen den klassisch abgeklärten und den gelegentlich altersversteisten, beweisen so gut wie nichts zur Entstehungsgeschichte: Goethe besaß noch spät die Herrschaft über alle mögliche Stile und hat sie nirgend stärker geübt als beim Ausfüllen der Lücken des Urfaust und des Bruchstückes von 1790. Die örtlichen Anspielungen auf die Frankfurter Umgegend (Jägerhaus, Wasserhof) sprechen nicht notwendig für die Entstehung schon in den Frankfurter Jahren. Aus der Ähnlichkeit des sehnsüchtigen Gedankens an das Fliegenkönnen beim Anblick des Kranichs, ‚Der über Flächen, über Seen nach der Heimat strebt', mit einer Stelle im Werther (18. Aug.) folgt garnichts für eine Niederschrift jener Faust-Stelle schon im Jahr 1774; denn der Dichter hegt die Welt seiner Grundgefühle, ausgesprochen und unausgesprochen, immer in sich, und Goethe bekannte selbst, daß er sich mit Lieblingsstoffen und -Gedanken ganze Menschenalter hindurch getragen hat. — Vollkommne Unkunde vom Wesen eines Dichters spricht aus der Behauptung, der Spaziergang vor dem Tor sei gleichzeitig entstanden mit der Stelle in einem Brief an Auguste Stolberg von 1775: ‚Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen.' Daß die Städter abends spazieren zu gehen lieben, war noch dem Weimarer Geheimrat nicht ganz entfallen.

Kein unbefangener, aufmerksamer Leser wird den Geisterchor: ‚Weh! Weh! Du hast sie zerstört, Die schöne Welt' — nach dem Fluche Fausts — für den Gesang böser Geister halten. Weder entstehungsgeschichtlich noch inhaltlich ist diese Auffassung begründet. Goethe hörte in dem Puppenspiel von Faust die

Stimmen warnender guter und lockender böser Geister, wie sie schon bei Marlowe erklingen, und gestaltete sie mit dichterischer Freiheit um. Inhaltlich spricht nicht ein Wort des Goethischen Chors für böse Geister. Der entsetzliche Fluch Fausts, der alles Edelste, Erstrebenswerteste, ja das Göttliche im Menschenleben vermaledeit, weckt einen Widerhall der beleidigten Natur, einen Aufschrei des Menschheitgewissens, des göttlichen Sinnes der Welt, und gute Geister, wenn man will die Stimmen seines unzerstörbaren bessern Selbst, rufen ihm zu: ‚Wir tragen die Trümmern [der von Faust vernichteten Welt] ins Nichts hinüber, und klagen über die verlorene Schöne.' Daran knüpfen sie die Pflichtforderung, Faust solle eine prächtigere Welt in seinem Busen aufbauen, neuen Lebenslauf mit hellem Sinne beginnen. Sprechen so böse Geister? Wo steht hier ein Wort der Verlockung Fausts zu Bösem? Natürlich ist der Geisterchor für Mephistopheles überraschend, unbequem, und dieser versucht Faust zu beschwichtigen: das seien Stimmen von Höllengeistern, die ihn locken wollen. Das garnicht passende Verlegenheitswort ‚altklug' beweist genug. Auf das bloße Zeugnis Mephistos werden wir den klaren Wortlaut des Chors nicht in sein Gegenteil verdrehen.

Für die Gretchentragödie wird auf die zahlreichen sie betreffenden früheren Bemerkungen verwiesen. Erinnert sei, daß der Auftritt ‚Dom' ursprünglich als Totenfeier für Gretchens Mutter gedacht war (vgl. S. 243).

Mephistos zur Zither gesungenes Lied: ‚Was machst du mir, Vor Liebchens Tür' hat Goethe mit Anklängen an Ophelias Lied (Hamlet 4, 5) gedichtet und sein Verfahren gerechtfertigt: ‚Warum sollte ich mir die Mühe nehmen, ein eignes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte?' (zu Eckermann, 18. 1. 1825).

Der Auftritt ‚Trüber Tag. Feld' (Faust: Im Elend! Verzweifelnd!) stand fast wörtlich schon im Urfaust. Es fällt auf, daß Goethe bei der letzten Umarbeitung die Prosa stehen ließ (vgl. seinen Brief an Schiller (S. 796). So gut wie es ihm gelang, die ursprüngliche Prosa der Kerkerszene ohne Abschwächung ihrer erschütternden Wucht in Verse zu wandeln, wäre ihm das auch in der andern gelungen. Es wird nie glücken, Goethes künstlerische Gründe bloßzulegen, die ihn zum Stehenlassen der Prosa bestimmten.

Der kurze Auftritt ‚Nacht. Offen Feld' vor der Kerkerszene wurde früher vielfach so gedeutet, als sei der Lügerei Mephistos: ‚Eine Hexenzunft' zu glauben. Es sind gute Geister, die den Richtplatz Gretchens ‚streuend und weihend' reinigen; dies hat John Walz in einer überzeugenden Untersuchung nachgewiesen.

Für die späte erste Aufführung in Weimar dichtete Goethe noch einen Engelchor nach ‚Ist gerettet':

Im Wolkenschoß gebettet,
Heran! Heran!
In Engelsarmen
Entsühnt zu erwarmen,
Find' Erbarmen,
Erbarmen, Erbarmen.

Ein Glück, daß dieser Opernschluß nicht in die Ausgabe des Faust überging.

Aus den andern im **Nachlaß** aufgefundenen Bruchstücken zum Faust wurde schon einiges mitgeteilt (S. 796); andres ist hier zu erwähnen. Im April 1800 schrieb Goethe eine Abkündigung zum Faust, 9 Reimverse, gewiß nur als einen vorläufigen Abschied, denn um die Zeit war das Werk auch nach seiner Ansicht noch nicht abgeschlossen. Es heißt darin:

Des Menschen Leben ist ein ähnliches Gedicht,
Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.

In einem Zusatze zum Vorspiel auf dem Theater spricht die Lustige Person: ‚Denn es verzeihen selbst gelegentlich die Frauen, Wenn man mit Anstand den Respekt vergißt.‘

Von den gar nicht ausgeführten Entwürfen ist der zu einer Szene ‚Vor dem ersten Auftreten Gretchens‘ bemerkenswert: ‚Kleine Reichsstadt. Das anmutige Beschränkte des bürgerlichen Zustandes. Kirchgang. Neugetauftes Kind. Hochzeit.‘ Es ist fraglich, ob Gretchen uns durch die Ausführung anschaulicher geworden wäre als in der knapperen Form des Urfaust und des ersten Teils.

Von furchtbarer Wirkung dagegen wäre die geplante ‚Hochgerichtserscheinung‘ geworden, wodurch Faust Gretchens drohendes Schicksal erfahren sollte. Nach einem Chor der Geister ums Hochgericht: ‚Wo fließet heißes Menschenblut, Der Dunst ist allem Zauber gut‘, erblickt Faust:

Gedröng. Sie ersteigen einen Boum. Reden des Volks (über die Verurteilte). Auf glühendem Boden. Nackt dos Idol. Die Hände auf dem Rücken. Bedeckt nicht dos Gesicht und nicht die Schom. Gesang. Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz von Kielköpfen. Dodurch Faust erfährt. Faust. Mephistopheles.

Heute ist es uns nicht recht begreiflich, wie nach dem Erscheinen von Goethes Faust deutsche Dichter auf den Gedanken verfallen konnten, immer von neuem einen Faust zu dichten. Es gibt über 70 nach Goethes Werk geschriebene Fauste! Unabhängig von Goethe war des Malers Müller Faust entstanden (1776). ‚Mag dieser mein Faust nur Fußgestell eines Würdigeren sein!‘ hieß es mit ahnungsvoller Weissagung in seiner Vorrede von 1778 zu ‚Fausts Leben‘. — Gleichfalls unabhängig von Goethe war Klingers Roman ‚Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt‘ (1791), der matteste von den drei Fausten des Sturms und Dranges.

Von den spätern Faust-Dichtern seien nur genannt, nicht näher betrachtet: Chamisso, Klingemann, Grabbe, Platen, Bechstein, Lenau, Tieck, Gutzkow, Heine.

Siebenter Abschnitt.

Der zweite Teil des Faust.

1. Arbeit und Plan.

Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahr konzipiert hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen und ein solches inneres, lebendiges Knochengerippe mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden (an Zelter, 1. 6. 1831).

Der Plan zu einem zweiten Faust wurde gleichzeitig mit dem zum Ausfüllen der großen Lücke des Bruchstückes von 1790 gefaßt; der handschriftliche Entwurf zu S. 195 spricht von einem zweiten Teil mit dem Inhalt: Tatengenuß nach außen, Genuß mit Bewußtsein, Schöpfungsgenuß van innen. Einige große Stücke des zweiten Teils, namentlich aus der ‚Helena', waren sogar früher entstanden als die Ergänzungen des ersten Teils. Nehmen wir das Jahr 1774 als das der ersten Niederschrift van Blättern des Urfaust an, so bekommen wir einen Zeitraum van 32 Jahren bis zum Abschlusse des ersten Teils (1806); und da der Helena-Akt, der als schattenhafter Plan wahl schan in Frankfurt dem Dichter des Urfaust varschwebte, im September 1800 ausgeführt wurde, so ergibt sich für die Gesamtarbeit am zweiten Teil die ganze Zeitspanne von 1800 bis kurz vor Gaethes Tode, über 31 Jahre.

Zwischen 1800 und 1825 geschah am zweiten Faust sa gut wie nichts, mit Ausnahme eines Inhaltsentwurfes van 1816, der für Dichtung und Wahrheit bestimmt war, aber erst im Nachlaß aufgefunden wurde. Van diesem Entwurf, der von der spätern Gestalt wesentlich abwich, wird weiterhin zu sprechen sein.

Im Februar 1825 verzeichnet Goethes Tagebuch die Wiederaufnahme der Arbeit; damals änderte er seinen ursprünglichen Plan, Helena in Deutschland auftreten zu lassen. Inzwischen hatte ihn nämlich der griechische Befreiungskampf auf die mittelalterlichen Besiedelungen Griechenlands durch die Franzosen hingelenkt, und nun wurde Faust als Besitzer einer der fränkischen Felsenburgen im Pelaponnes in die Heimat der Helena versetzt. — Im April 1827 wurde der zuerst fertig gewardene dritte Akt des zweiten Teils gedruckt.

Schan im März 1826 las Gaethe ein Stück des ersten Aktes seinem Eckermann vor. Gegen Ende 1827 waren die Auftritte am Kaiserhafe fertig und erschienen bald darauf in der neuen Ausgabe der Werke letzter Hand.

Vom Frühling 1828 ab hat Gaethe, zunächst mit bedächtiger Langsamkeit, dann mit dem zunehmenden Vollendungseifer des auf den Tad varbereiteten Greises am zweiten Teil des Faust weiter geschaffen. Mancherlei Störnis durch die Fülle der Ablenkungen, dann der Tod Karl Augusts unterbrachen die Arbeit, bis dann an der Grenze der Erdetage sein sich ein letztes Mal aufbäumender Titanentrotz den einundachtzigjährigen Dichter ausrufen ließ: ‚Es soll mich nun aber auch nichts mehr vom Faust abbringen; denn es wäre dach toll genug, wenn ich es erlebte, ihn zu vallenden' (10. 1. 1830). Selbst die furchtbare, fast tädliche Erschütterung durch seines Sohnes Hinscheiden unterbrach nur für wenige Tage die rastlase Abschlußarbeit. An Zelter heißt es am 1. Juni 1831:

Fahre ja fort, mein Guter, aus der reichen äußern Ernte mir von Zeit zu Zeit einige Büſchel zuzuſchicken, indes ich ganz ins innere Kloſtergartenleben beſchränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausſpreche, den zweiten Teil meines Fauſt zu vollenden. Es iſt keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigſten konzipiert hat, im zweiundachtzigſten außer ſich darzuſtellen, und ein ſolches inneres lebendiges Knochengerippe mit Sehnen, Fleiſch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingeſtellten noch einige Mantelfalten umzuſchlagen, damit alles zuſammen ein offenbares Rätſel bleibe, die Menſchen fort und fort ergötze und ihnen zu ſchaffen mache.

Einen Monat vor ſeinem letzten Geburtstag kann Goethe in ſein Tagebuch ſchreiben: ‚Das Hauptgeſchäft zuſtande gebracht‘, — als das Hauptgeſchäft ſeiner letzten Lebensfriſt betrachtete er den Abſchluß des Fauſt. ‚Mein ferneres Leben‘, ſagte er zu Eckermann, ‚kann ich nunmehr als ein reines Geſchenk anſehen, und es iſt jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich etwa noch tue.‘ Die Handſchrift wurde im Auguſt 1831 eingeſiegelt, im Januar 1832 doch wieder zu kleinen Feilſtrichen und Ergänzungen aufgeſchnürt. Mit dem letzten von Goethes Hand unterzeichneten Briefe vom 17. März 1832 an W. von Humboldt über die Geſamtarbeit am Fauſt finden ſeine ‚redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieſes ſeltſame Gebäu‘ ihr Ende. ‚Finis‘ hatte Goethe unter den letzten Vers geſchrieben. — Noch im Jahr ſeines Todes erſchien **Fauſt, der Tragödie zweiter Teil** in fünf Akten.

Von einem einheitlichen, feſten Plan zum zweiten Teil kann nur für die letzten Lebensjahre Goethes die Rede ſein. Der Entwurf von 1816 (vgl. S. 795) beweiſt, daß die Ausführung urſprünglich ganz anders gedacht war, im Ganzen wie im Einzelnen. In jenem Entwurf geht die Handlung viel klarer, menſchlicher, unſymboliſcher vor ſich, wenngleich die Geiſterwelt wie im erſten Teil überall mitſpielt. Sowohl die Auftritte am Kaiſerhofe, wie ſelbſt die mit Helena und Euphorion ſind dort, trotz allem Zauberweſen, faßlich. Vom Homunkulus ſteht nichts darin; Fauſts und Helenas Sohn kommt auf natürliche Weiſe um: er wird in einem Rauſhandel mit tanzenden Landleuten und Soldaten erſchlagen. Der Schluß im katholiſchen Himmel wird nicht erwähnt. Goethe ſcheint 1816 daran nicht gedacht zu haben, denn der Schluß jenes Entwurfes lautet: ‚Indeſſen altert Fauſt, und wie es weiter gegangen, wird ſich zeigen, wenn wir künftig die Fragmente oder vielmehr die zerſtreut gearbeiteten Stellen dieſes zweiten Teils zuſammen räumen.‘

Wie ſehr ſich Goethen ſein unbeſtimmter Plan durch das Erſtrecken über unendliche Zeiten der Ausarbeitung verſchob, beweiſt das Umgeſtalten des Sohnes der Helena in den ſymboliſchen Euphorion-Byron: ‚Ich hatte den Schluß früher ganz anders im Sinne. — Dann brachte mir die Zeit dieſes mit Lord Byron und Miſſolongi, und ich ließ gern alles Übrige fahren‘ (zu Eckermann).

Das Stück im Stück: das Drama Fauſt und Helena, iſt der älteſte Beſtandteil des zweiten Teiles. Die Heraufbeſchwörung der Helena kommt in der Fauſt-Sage von jeher vor, ſteht im älteſten Fauſtbuch und war ſchon von Marlowe ſeinem Drama einverleibt worden. ‚Es iſt eine meiner älteſten Konzeptionen, ſie ruht auf der Puppenſpiel-Überlieferung‘ (Goethe an W. von Humboldt).

Anſtatt des jetzigen Schluſſes hatte Gaethe urſprünglich einen ungeheuer dramatiſchen, viel großartigeren geplant: Chriſtus als Weltenrichter, alſo etwa wie ihn Michelangelo in der Sixtiniſchen Kapelle gemalt, ſollte den großen Spruch über Fauſts Ende ſprechen und zwiſchen dem Vertreter der ſtrebenden Menſchheit und dem der Macht des Böſen entſcheiden. ‚Der Reichsverweſer herrſcht vom Thron‘: dieſen Vers hatte ſich Gaethe für den Schlußauftritt aufgeſchrieben. Ein kräftiger äußerer Anſtaß, etwa der Anblick eines großen Stiches jenes Bildes van Michelangela, und wir beſäßen jetzt einen Abſchluß des Fauſt, der an erhabener Gewalt den Prolog im Himmel noch überbäte.

*

Ein zweiter Teil des Fauſt ſollte und konnte nur den Zweck erfüllen, dem Drama vam Irren des Menſchen zwiſchen idealem Streben und Lebensgenuß, van der Dumpfheit und Leidenſchaft, wie Goethe den Inhalt des erſten Teiles bezeichnet, eine hähere Stufe anzubauen, auf welcher der Menſch Fauſt, und in ſeinem Bilde die Menſchheit, durch Tatengenuß zur Schänheit, zum ‚Schöpfungsgenuß van innen‘ emporſtiege. In Lebensfluten, im Tatenſturm wallt der Erdgeiſt auf und ab, webt er hin und her, und ſeinesgleichen berühmt ſich Fauſt zu ſein. Der Char der Geiſter ſeines edleren Selbſt hat ihn nach dem grauſigen Fluche aufgerufen, die zerſtärte ſchäne Welt in ſeinem Buſen prächtiger aufzubauen, mit hellem Sinne neuen Lebenslauf zu beginnen, und bald darauf hat Fauſt ſich bereit erklärt:

Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Miteinander wechſeln, wie es kann;
Nur raſtlos betätigt ſich der Mann.

Aber ſchan ohne die Kenntnis dieſer im Bruchſtücke von 1790 nach fehlenden Stelle hatte Schiller am 26. Juni 1797 Goethen zugerufen: ‚Es gehörte ſich meines Bedünkens, daß der Fauſt in das handelnde Leben geführt würde.‘ Innere Läuterung durch Mannestat, Selbſterziehung zur menſchlichen Charakterhöhe: ſie, nur ſie mußte, wenn der Fauſt des erſten Teils eine gleichwertige Ergänzung finden ſollte, der Inhalt eines zweiten ſein.

Was iſt in Goethes zweitem Fauſt aus dem handelnden Leben des Helden geworden? Im Ganzen betrachtet: Maskenzug, Mummenſchanz, Symboltat, Kirchenſchaugepränge — alles vielfach durchſetzt mit Singſpiel- und Opernweſen. Nach den Schreckniſſen am Schluſſe des erſten Teils ſehen wir in anmutiger Gegend Fauſt auf blumigem Raſen gebettet, unruhig, ſchlafſuchend, umgaukelt van einem ſingenden Geiſterkreis, anmutigen kleinen Geſtalten. Statt einer aus innern Qualen geborenen Läuterung, die zur wahren Reue des Mannes, zur Tat, anfeuert, ruft Ariel die Geiſter auf:

Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.

Der Chor ſingt Strophen voll entzückender lyriſcher Schönheit, ſchließt aber mit der Mahnung: ‚Alles kann der Edle leiſten, Der verſteht und raſch ergreift.‘ Hierauf hören wir ein ſehr ſchönes Selbſtgeſpräch Fauſts, doch nicht ein Wort darin über das Entſetzliche, durch das er ſoeben erſt geſchritten.

Goethe hat ſich zu Eckermann — nach einem Blatt aus deſſen Nachlaſſe — über den im höchſten Grade befremdenden Eingang des zweiten Teils geäußert:

Hier alſo der Anfang! Da Sie mich kennen, ſo werden Sie nicht überraſcht ſein, ganz in meiner bisherigen milden Art! es iſt, als wäre alles in den Mantel der Verſöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß [des erſten Teils] auf Gretchen einſtürmten und rückwirkend Fauſts ganze Seele erſchüttern mußten, ſo kannt' ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's getan, aällig zu paralyſieren und als vernichtet zu betrachten, und aus ſolchem ſcheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hierbei eine Zuflucht zu wohltätigen, mächtigen Geiſtern nehmen, wie ſie uns in der Geſtalt und im Weſen aan Elfen überliefert ſind. Es iſt alles Mitleid und das tiefſte Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten, und da iſt keine Frage, ob er es aerdient oder nicht aerdient habe, wie es etwa aan Menſchen-Richtern geſchehen könnte. Bei den Elfen kommen ſolche Dinge nicht in Erwägung.

Nur *eine* Möglichkeit gäbe es, auch bei uns ſolche Dinge nicht in Erwägung kommen zu laſſen: wenn Fauſt fortan aus eignem Entſchluß ſo großartige Taten vollbrächte, daß die Gretchen-Tragödie — zwar nicht vergeſſen würde, aber als eine in Fauſts aufſteigender Entwicklung ſchickſalsnotwendige Stufe herbſter Mannesprüfung erſchiene, nach dem Goethiſchen Wort: ‚Und dein Streben, ſei's in Liebe, Und dein Leben ſei die *Tat*!‘ Wo aber in Fauſts fernerem Leben, wie es der zweite Teil ſchildert, iſt die Tat? Goethen dünkte das Nächſtliegende, ſeinen erwachenden Fauſt zum kaiſerlichen Staatsdiener zu machen. Jedoch was tut dieſer in ſeiner neuen Rolle Großes? Er wirkt mit beim Einführen des Papiergeldes und ſteigt ins düſtre Reich der ‚Mütter‘ nieder, um dem Hofe die ſchöne Helena zur Luſtſchau heraufzuholen. Doch nicht einmal dieſe ‚Taten‘ vollbringt er aus eigner Kraft, ſondern Mephiſtopheles führt ihm überall Hand und Fuß. Selbſt der ſo wundervoll beſchriebene ſchaurige Weg ‚Ins Unbetretene, nicht zu Betretende; Ein Weg ans Unerbetene, nicht zu Erbittende‘ wird zu einem kinderleichten Kunſtſtück, denn Mephiſto gibt ihm den Zauberſchlüſſel: ‚Der Schlüſſel wird die rechte Stelle wittern, Folg ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.‘ Wenn Goethe dann ſeinen ſolchermaßen geleiteten Fauſt ‚eine entſchieden gebietende Attitüde mit dem Schlüſſel‘ machen läßt, ſo weicht von uns jedes Schaudern, das doch ‚der Menſchheit beſtes Teil‘ ſein ſoll. Vollends ernüchtert ſind wir an dieſer höchſt bedeutſam bezweckten Stelle, wenn Mephiſto ſpricht:

Er [der Schlüſſel] ſchließt ſich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelaſſen ſteigſt du, dich erhebt das Glück,
Und eh' ſie's merken, biſt mit ihm zurück.
Und haſt du ihn einmal hierher gebracht,
So rufſt du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erſte, der ſich jener Tat erdreiſtet;
Sie iſt getan, und du haſt es geleiſtet.
Dann muß ſortan, nach magiſchem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel ſich in Götter wandeln.

Kurz gesagt, wir gewinnen aus Fausts Taten im zweiten Teil nicht den Eindruck des Ernstgemeinten, sehen den Dichter mit seinem gewaltigen Gegenstande spielen. Selbst die inhaltlich großartige letzte Stufe des Erdenganges Fausts, auf der er endlich zum ‚Schöpfungsgenuß von innen' gelangt, erscheint uns ihres reinmenschlichen Wertes dadurch entkleidet, daß wir Mephisto als den eigentlichen Ausführer der Taten Fausts kennen. Dieses unser Gefühl teilt ja der Held, der die Worte spricht:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprache ganz und gar verlernen,
Ständ' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.

Goethe hatte ursprünglich tatenverheißendere Pläne mit dem Faust des zweiten Teiles. Ein Satz in dem Entwurfe von 1816 lautet: ‚Faust glaubt sich nun genug ausgestattet und entläßt den Mephistopheles, führt Krieg mit den Mönchen, rächt den Tod seines Sohnes und gewinnt große Güter.' Allerdings sollte er auch hierzu die ihm von Mephisto gestellten Helfershelfer zur Seite haben: Raufebold, Habebald, Halteſeſt. Wie sich ihm der Plan später umgestaltete, wurde Mephistopheles die Hauptperson des zweiten Teils, Faust zu einer von ihm vorwärts gestoßenen Puppe, und Fausts schönste Tatworte klingen uns nicht echt:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Es ist Goethen mit seinem Drama von der Erziehung des Menschengeschlechtes zum Schlusse nicht anders ergangen als mit seinem Roman von der Erziehung des einzelnen Dilettanten Wilhelm Meister in Leben und Kunst. Wir sollen ihn und Faust am Ende einer langen Laufbahn von Lehrjahren als Lebensmeister sehen; aber wir wissen nicht, auf welche Weise sie diese Meisterschaft erworben haben, um sie zu besitzen. Vischer, der Todfeind des zweiten Teiles des Faust, hatte einen Gegenplan zu einem Drama des höheren Stufenganges durch die Tat entworfen (im 3. Heft der Neuen Folge der ‚Kritischen Gänge'), und Goethes später bekannt gewordener Nachlaß zum Faust stimmt in einigen Punkten merkwürdig mit Vischers Plan überein. Zweifellos hätte ein zweiter Teil des Faust, der nicht mit achtzig, sondern mit fünfzig Jahren geschrieben worden wäre, mehr wirkliche Menschentat enthalten.

Achter Abschnitt.

Der zweite Teil des Faust.

2. Menschlicher und dichterischer Wert.

Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.

Der zweite Teil des Faust gilt nach alter Überlieferung für unergründlich dunkel und schwer, für ein philosophisches Gedicht, das besser den Gelehrten überlassen wird. Über das Irrige dieser Ansicht wurde schon das Nötige gesagt (S. 803). Es gibt nichts Unbegreifliches im zweiten Faust; wir sind sogar über die Absichten des Dichters mit seinen übersinnlichsten Gestalten und Vorgängen besser unterrichtet, durch ihn selbst, als über manche Stellen des ‚in holder Dunkelheit der Sinnen' entstandenen ersten Teils. Hat doch Goethe vom zweiten Teil geschrieben: ‚So problematisch es auch scheinen mag, wird es der Wissende sehr leicht erklären' (30. 9. 1826 an Göttling). Indessen nicht auf den größern oder geringern Grad der Leichtverständlichkeit eines Dichterwerkes kommt es im letzten Grunde an, sondern auf dessen Lebens- und Kunstgehalt, auf das Zusammenstimmen der beiden, — also, wie immer, auf dessen innere Form. Selbst wenn alle Ausdeutungen des zweiten Faust durch die Stoff- und Sinnhuber feststänben, was noch keineswegs der Fall, würde die Frage nach seiner Zugönglichkeit für die wahren Verehrer Goethes und der Kunst nicht erledigt sein. Zwingt uns ein Kunstwerk, uns z. B. mit Swedenborg zu beschäftigen — um nur ein Beispiel anzuführen —, damit wir begreifen, was Goethe mit dem Pater Seraphicus gemeint hat, der die seligen Knaben ‚in sich nimmt', indem er spricht:

Steigt herab in meiner Augen
Weit- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an, —

so sind wir auf dem Wege, tiefgründige Gelehrte zu werden, und das ist durchaus nicht das höchste Ziel der gebildeten Leser, die sich mit voller Hingabe an Goethe wenden.

Das Menschenwesen im zweiten Teil ist zu symbolischem und allegorischem Dunst verflüchtigt: darum ergreift uns in Wahrheit fast nichts von dem, was geschieht, oder was vielmehr als Schattengeschehnis an Schattenbildern vorüberzieht. Der Euphorion z. B.:

ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist (zu Eckermann, 20. 12. 1829).

Aber der Euphorion ist zugleich noch etwas andres: er ist Lord Byron, und Goethe zwingt uns nachzudenken, wie es menschenmöglich sei, daß der englische Dichter als ein Sproß des Liebesbundes zwischen Faust und Helena erscheint. Nachdenken wollen wir Goethes Denken gern, nur muß das Ergebnis des Nachdenkens die Mühe lohnen; es ist aber ein gar dürftiger Lohn, wenn Euphorion dar-

um Byron sein soll, weil sich in ihm germanische Kraft mit griechischem Schönheitsinn paare. Wir empfinden die ergreifende Wehmut des Chorklageliedes auf Byron: ‚Ach! zum Erdenglück geboren‘, ohne einen Augenblick an den großen Aufwand der vorangehenden Allegorie zu denken.

Daß der katholische Schluß des zweiten Teils ein Notbehelf war für den eigentlichen Ausklang: den göttlichen Austrag der Wette um die Menschenseele, wurde schon vor dem Druck von Goethes Nachlaß zum Faust behauptet und durch den Nachlaß bestätigt. Nicht die Mater gloriosa hatte von Rechtswegen den letzten Spruch zu fällen, sondern einzig der Herr selbst oder Christus, der von ihm entsandte Weltenrichter. Sogar Mephistopheles hat ein gutes Recht, diesen Ausgang zu fordern. Goethes Wort zu Eckermann (6. 6. 1831) überzeugt uns nicht von der Notwendigkeit seines Schlusses, der weit mehr an Zacharias Werner als an unsern Meister erinnert:

Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.

Heute wissen wir, woher in Wahrheit Goethe den Anstoß zu diesem Schlusse bekam: von den Stichen der Fresken auf dem Friedhof zu Pisa, die man als ‚Trionfo della morte‘ früher dem Orcagna zuschrieb. Michelangelos Jüngstes Gericht hätte ihm weit weniger vage Figuren und Vorstellungen eingegeben. — Angeschlossen sei hier die Bemerkung, daß die Eroberung des großen Strandgebietes im 4. Akt (‚Hochgebirg‘) stark beeinflußt wurde durch die Schilderung der Strandeindämmungen in Nordwales in Pückler-Muskaus ‚Briefen eines Verstorbenen‘.

*

In neuester Zeit wird von einigen sehr gelehrten, sicher gutgläubigen, aber verstiegenen Goethe-Forschern aus Scherers Schule versucht, den zweiten Teil des Faust dem deutschen Volke mit starkem Aufgebot hoch-, aber hohltönender Worte als Goethes wahres Meisterwerk anzupreisen, womit die Verachtung aller nichtgelehrter, nicht beamteter herzlicher Verehrer Goethes verbunden wird, die ihre eigne, sorgsam erwogene Ansicht über den zweiten Teil überhaupt noch auszusprechen wagen. Schwülstiges, keinen Menschen überzeugendes Gerede wie: ‚Eines der erhobensten Werke der Weltliteratur, ein kostbarer Edelstein im Schoß der deutschen Nation‘, — ‚Eine Welt, die heilig ist, weil [!] sie erfüllt ist von göttlichem [!] Geist‘ — ist eher dazu angetan, die allgemeine Abneigung gegen den zweiten Teil bis zur Ungerechtigkeit zu steigern, ja bis zu so frecher Albernheit wie der des geschmacklosen Dichterlings R. Gottschall: ‚Dilettantischer Mischmosch, stets langweilig‘. Allerdings wenn man uns z. B. von dem Triumphzuge der Galatea im zweiten Faust aufreden will: ‚Wie weit hat Goethe hier das herrliche Vorbild übertroffen!‘, nämlich Raphaels entzückendes Gemälde in der römischen Villa Farnesina, so ist es schwer, ernst zu bleiben. Es handelt sich um die Stelle im Schlusse des 2. Aktes:

Galatea auf dem Muſchelwagen nähert ſich:
Nereus: Du biſt es, mein Liebchen!
Galatea: O Vater! das Glück!
Delphine verweilet! mich feſſelt der Blick.
Nereus: Vorüber ſchon, ſie ziehen vorüber
In kreiſenden Schwunges Bewegung;
Was kümmert ſie die innre herzliche Regung!
Ach, nähmen ſie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergötzt,
Daß er das ganze Jahr erſetzt.

Zum Schluſſe ſprechen die Sirenen: ‚Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer! Heil dem ſeltnen Abenteuer!‘

Daß dem Greiſe Gaethe dieſes Werk ſeines Greiſenalters höher ſtand als der Fauſt ſeiner jungen Schöpferzeit, nimmt uns nicht wunder. Er verwarf ſeine größte Jugenddichtung als ‚faſt ganz ſubjektiv, alles aus einem befangenern, leidenſchaftlichern Individuum hervorgegangen‘; doch grade aus dieſen Gründen iſt ſie uns ſo wertvoll. Dagegen ‚im zweiten Teil iſt faſt garnichts Subjektives, es erſcheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenſchaftslaſere Welt‘.

Gern wallen wir uns den zweiten Teil des Fauſt ‚erarbeiten‘, wie ein madiſches Dünkelwort lautet; denn unter vollem Kunſtgenuß verſteht der wahrhaft Gebildete keineswegs das oberflächliche Naſchen an einer Dichtung. Feſtzuhalten iſt aber, entgegen der zur Arbeit an Gaethe berufenen Fachgelehrſamkeit, an dem unverbrüchlichen Satze, daß Kunſtgenuß und Forſcherarbeit zweierlei ſind, und daß jedes Kunſtwerk, das ohne anſtrengendes gelehrtes Bemühen nicht zu erfaſſen iſt, eben dadurch einen tiefen innern Stilmangel bekundet.

Dazu kommt, daß die antiken Beſtandteile, die am meiſten Gelehrſamkeit enthalten und fordern, für den Dichter ſelbſt nicht innerlich nachgelebtes Altertum waren, ſondern aus mythologiſchen Leitfäden mühſam herausgezogenes Bücherwiſſen, das dem Leſer mit den ſchönſten Erklärungen nicht zum lebendigen Beſitze wird. So wird z. B. die ganze Klaſſiſche Walpurgisnacht mit ihrer Gelehrſamkeit von Erichtho, Greifen und Arimaſpen, von Chiron und Manto, von Seismos, Daktylen, Pygmäen, von Lamien und Empuſe, Pharkyas und Dryas, Telchinen und Nereiden, Hippokampen und Chelanen, Doriden und Kabiren, Pſyllen und Marſen in nicht zu ferner Zeit ſchon darum unlesbar ſein, weil ſelbſt die Gebildetſten über dieſe Fabelweſen garnichts mehr aus dem Schulunterricht mitbringen werden. Ebenſo hat der nichtkatholiſche, aber ſogar der nicht theologiſch gebildete katholiſche Leſer ohne erläuternde Anmerkungen keine Ahnung, wer der Pater ecstaticus, wer der Profundus und der Seraphicus iſt. All dergleichen iſt totes Wiſſen, iſt Staff, keine Dichtung mit empfundenem Lebensgehalt; dieſer kann durch die größte Gelehrſamkeit nicht hinterher in das Werk eingegaſſen werden.

Mit dem Vorwurf gegen die Altersſprache im zweiten Teil des Fauſt iſt die Frage nach deſſen Ausdrucksformen lange nicht erſchöpft. Die Seltſamkeit mancher Wendung, die mißlungenen Kühnheiten, die Verſchnörkelungen und ſogar die großartigen Plattheiten von dieſer Art:

Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munter haſenein,
Ein großer Kahn iſt im Begriffe,
Auf dem Kanale hier zu ſein —

findet jeder Leſer, ohne ſie zu ſuchen.

Viel erfreulicher iſt die unvergleichlich reichere Fülle ſprachlicher Schönheiten, die zum ewigen Anſtaunen der unverſiegbaren Wundergabe dieſes dichtenden Greiſes über das Werk ausgeſtreut ſind. Es iſt nicht zuviel geſagt: an lyriſcher Süße, gepaart mit altersreifer Kraft, ſtehen viele Stellen im zweiten Teil des Fauſt über allen andern größeren Dichtungen Goethes und nicht zu weit hinter ſeiner eigentlichen Liederdichtung. Der Geſang Ariels, mehr noch des Geiſterchors im Eingang mit der unvergleichlichen Strophe: ‚Nacht iſt ſchon hereingeſunken, Schließt ſich heilig Stern an Stern‘; Fauſts erſtes Selbſtgeſpräch in Terzinen mit dem berühmten Schlußvers: ‚Am farbigen Abglanz haben wir das Leben‘; die Eingangsſtrophe des Peneias im zweiten Akt; die Auftrittsverſe Helenas zu Anfang, der ſchon erwähnte Trauergeſang des Chors zu Ende des dritten; die Strophen der Sorge in der Mitternachtſzene des fünften Aktes, — allen dieſen Schönheiten voran die furchtbar erſchütternden drei Verſe des Dreigeſanges von Mangel, Schuld und Not:

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der Tod —

fürwahr, dieſem Greiſe zwiſchen 80 und 82 war die Feengabe der Dichterſprache unverwelklich, ungealtert geblieben. Und hier, wie in den ſchönſten Werken der Jugendtage, die gleiche Kunſt, das Erhabenſte mit den einfachſten Mitteln zu erreichen. ‚Es kann die Spur von meinen Erdetagen Nicht in Äonen untergehn‘: wo iſt hier ein Hauch von Alterſtil, wo nur der irgendeines beſtimmten Alters?

Und dann die Fülle abgeklärter Weisheit, die von ſo vielen nachgeſprochen wird, ohne daß ſie die Quelle kennen; man denke nur an Ausſprüche wie: ‚Genießen macht gemein. — Wir wollen alle Tage ſparen Und brauchen alle Tage mehr. — Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern. — Geſetz iſt mächtig, mächtiger die Not. — Im Deutſchen lügt man, wenn man häſlich iſt. — Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht?‘ — Doch man ſollte mit ſolchen Anführungen gar nicht anfangen, — wo iſt ihr Ende?

Nicht minder bewundernswert iſt der Formenreichtum des zweiten Fauſt. Kein früheres Werk Goethes erreicht ihn an Mannigfaltigkeit, an Glanz und ſpielender Meiſterſchaft im Beherrſchen aller, auch der ſchwierigſten Maße. Und nicht wie etwa in Friedrich Schlegels dramatiſchem Fiſleſanz Alarcos, oder in Tiecks ſcheinreicher, innerlich armſeliger Genoveva, wird im zweiten Teile des Fauſt je nach Willkür in Stanzen, Aſſonanzen, Terzinen, Sonetten äußerliche Versdrechſelei ſpieleriſch zur Flitterſchau geſtellt; nein, dem unerhörten Reichtum an wirkſamen Formen entſpricht ein von Auftritt zu Auftritt, ja faſt von Blatt zu Blatt wechſelnder Reichtum von Stimmungen und Gedanken. Auch

wer gegen den zweiten Fauſt die ſchwerſten inhaltlichen Bedenken hat, wird ihn, wie das der Verfaſſer tut, immer aufs neue mit höchſtem Genuß an der von oben kommenden Form leſen.

Das zuſammenfaſſende Urteil über Goethes zweiten Fauſt muß ähnlich lauten wie das über Götz und Egmont: kein vollendetes dramatiſches Kunſtwerk, ja in dieſem Falle: kein Drama mit reinmenſchlichem Gehalt; aber mit einzelnen Schönheiten hohen, ja höchſten Ranges überſät. Wer den zweiten Fauſt als ein Ganzes in ſich aufnehmen will, der wird ſich erkältet, ja abgeſtoßen fühlen durch die Vergeſpenſterung des vollen Menſchenlebens des erſten Fauſt zu einem Schattenſpiel im zweiten. Will man den zweiten Teil überhaupt retten, ſo muß man deſſen Abſicht, ein menſchliches Läuterungsdrama zu ſein, auf ſich beruhen laſſen und ſich allein an die Schönheiten im Einzelnen halten.

Der erſte Fauſt führt uns in die letzten Tiefen wirklichen Menſchenweſens; der zweite entkleidet den Helden ſeiner reinen Menſchlichkeit, macht ihn zu einem Symbolweſen, im dritten Akt zum Träger eines kulturgeſchichtlichen Schattenſpiels und beraubt uns alles Herzensanteils an ſeinen Schattenſchickſalen. Fauſt erſcheint uns wie der Held eines Zauberſtückes; ſelbſt in die ernſt, ja ſchaurig beabſichtigten Auftritte kommt ein ſpieleriſcher Zug, und nur einmal gelingt es dem Dichter, uns durch ſeine Symbolgeſtalten im Innerſten zu ergreifen: im 5. Akt, in dem Auftritt ‚Mitternacht', wo die vier grauen Weiber erſcheinen: Der Mangel, Die Schuld, Die Sorge, Die Not. Alle vier ſind ſo erſchreckend wahr aus dem vollen Menſchenleben gegriffen, daß wir ſie, deren Stimmen wir ſo oft uns ſelbſt haben umraunen hören, als düſtere Wirklichkeiten empfinden, ja leibhaftig zu ſehen glauben. Man gönne einigen wenigen Goethe-Gelehrten neidlos ihr gemachtes oder echtes Verherrlichen des zweiten Fauſt, halte ſich unbeirrt an den erſten, genieße vom zweiten alle Schönheiten, das ganze heiter verklärte Spiel des erhabenen Dichters mit ſeinem eignen Lebenswerk, und gedenke dabei des ſchönen Wortes Gottfried Kellers über den zweiten Fauſt: ‚Der Greis ſpielte, aber ſpielte nicht wie ein Kind, er ſpielte wie ein Halbgott, immer noch gewaltig genug.'

Zehntes Buch.

Altersglorie und Ausklang.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aonen untergehn.

Wartburgfest der deutschen Burschenschaft (18. Oktober 1817).
Grillparzers Ahnfrau; Arnims Kranenwächter; Byrons Manfred. — Starm geboren (1817).
Bärnes Zeitschrift ‚Wage' (1818).
Ermordung Kotzebues (23. März 1819), Karlsbader Beschlüsse (1819).
Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung; Grillparzers Sappho. — Byrons Don Juan begannen. — Gottfried Keller geboren (19. Juli 1819).
Aufstand der Griechen (1821). — Napoleon stirbt (5. Mai 1821).
Kleists Werke (Gesamtausgabe von Tieck). — Platens erste Gedichte. — Byrons Kain und Sardanapal. — Heines erste Gedichte; W. Müllers Lieder der Griechen (1821).

Erster Abschnitt.

Das Leben von 1817 bis 1823.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets gesarscht und stets gegründet,
Nie geschlassen, ast geründet.
Altestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kammt wohl eine Strecke.

Das Greisenalter des sich immer von innen Verjüngenden. Ein Greisenalter von sehr besonderer Art: die unterirdischen Quellen des Lebens und des geistigen Schaffens rieseln unversiegbar und brechen überraschend zu Tage. Feurig wie das eines Jünglings empfindet dieses Greisenherz; auf Julie von Egloffsteins Frage, wie es ihm gehe, klagt Goethe: ‚Schlecht, denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt.' In tiefem, breitem Strome flutet sein Gesang dahin, leidenschaftlich und rührend, weltüberschauend und abgeklärt; ja selbst die Kampflust der vierziger Jahre, als noch Schiller neben ihm focht, kehrt zurück, und er schreibt seine zum Teil sehr wilden Zahmen Xenien gegen die gleichen Schäden wie vor 25 Jahren.

Längst ist Weimar die wahre Hauptstadt des hauptlosen Deutschlands geworden, längst Goethe allein das wahre Weimar. ‚Mit Weimar ist es nun aus', schrieb Frommann bei der Nachricht von Goethes Tode. Es gab zwei Höfe in Weimar, so wie ehemals zwei Herrscher in Japan, einen weltlichen und einen geistlichen, und niemand zählte dort mit, der nicht dem Geisterherzog von Weimar seine Huldigung erwiesen. Als ein neuer französischer Gesandter eintraf, stellte er sich am Tage nach seiner Ankunft, noch vor dem amtlichen Empfang am Hofe, Goethen vor.

Nur einmal zuvor hatte die Welt etwas annähernd Ähnliches gesehn: als Voltaire in Ferney seinen literarischen Hof hielt und die Mächtigen der Erde zu ihm reisten. Doch es gibt einen Unterschied: man besuchte Voltaire, weil man diese Merkwürdigkeit gesehen haben mußte; man trug das Bild eines witzigen, boshaften Plauderers davon und war beim Weggehen innerlich um nichts über die Alltagswelt emporgehoben. Zu Goethe pilgerte man wie zu einem Heiligtum der strebenden Menschheit und schied von ihm mit dem Gefühl einer Weihe für den Rest der eignen Tage. Jean Paul hat das Wort von Goethe dem ‚Olympier, der über der Welt thront', geprägt, und es dauert nun schon hundert Jahre, überdauert fast das ganze Lebenswerk Jean Pauls. ‚Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater', so schildert ihn Grillparzer. ‚Unwillkürlich verneigte ich mich so tief wie sonst noch vor keinem Sterblichen', berichtet ein Theologe über Goethes Eintritt in das Empfangszimmer.

Doch wir hören auch andre Urteile, nur kommt es auf den Beurteiler an. Einem Ritter von Lang erschien Goethe als ‚ein alter, eiskalter Reichsstadtsyndikus', und Grillparzer berichtet von dem ersten, nachher verwischten Eindruck: ‚Schwarzgekleidet, den Ordensstern auf der Brust, in gerader, beinahe steifer Haltung trat er unter uns wie ein Audienz gebender Monarch'. Wir wissen, sogar aus eignen Äußerungen Goethes, daß er seinen Besuchern zwei Haltungen und Gesichter zeigte: steif und kalt gegen die ihm ganz fremden Menschen, die er sich vorerst in gehörigem Abstand halten wollte; menschlich einfach und gütig, ja herzlich mit jedem, der ihm von Freunden oder durch sich selbst empfohlen war.

Goethes körperlichen Zustand hat uns der Jenaer Arzt Hufeland in tollem Deutsch geschildert:

> Kein System, keine Funktion hatte das Übergewicht; alle mündeten gleichsam zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. Aber Produktivität war der Grundcharakter sowohl im Geistigen als im Physischen, und in letzterm zeigte sie sich durch eine reiche Nutrition, äußerst schnelle und reichliche Sanguifikation, Reproduktion, kritische Selbsthilfe bei Krankheiten und eine Fülle von Blutleben, daher auch noch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfnis des Aderlassens.

Auf die junge Schriftstellerwelt, in die Ferne und Nähe, wirkte Goethe wie eine zur Erde niedergestiegene Gottheit, die sich eine Weile zu den Sterblichen bequemt. Der junge Boisserée sendet ihm eine Schrift über seine geliebte altdeutsche Kunst und schreibt dazu: ‚Es ist mir so etwas Tiefsinniges, liebevoll Dankbares, wenn ich mir vorstelle, wie dieses mein Erstes, an dem ich noch jetzt

mit so heiliger Liebe hänge, weil ich mein Alles darin zusammengedrängt habe, vor dem Vater unserer Aller, wie vor dem Altar eines Heroen, mit frommer liebender Seele niederlege'. Und der junge schwäbische Dichter Waiblinger an einen Freund: ‚Goethe wandelt unter uns wie ein Geist der Vorwelt, wie ein unglaublicher Traum'. Heine, dem nicht vieles heilig ist, schreibt 1821 aus Berlin an Goethe: ‚Ich küsse die heilige Hond, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat'.

Doch weit über Deutschlands Grenzen hinaus ist um diese Zeit Goethes Ruhm gedrungen, über alle Länder und Meere, und wer von höchstgebildeten Ausländern durch Deutschland reist, sucht Weimar, das heißt Goethe, auf.

*

In den Annalen und Tagebüchern, zumal in jenen, steht nicht viel über literarische Arbeiten, desto mehr über naturwissenschaftliche. Ja, man darf sagen, die Annalen für die Jahre 1817 bis 1822 — weiter reichen sie nicht — sind das Tagebuch eines Naturforschers, der sich nebenbei zuweilen mit Literatur beschäftigt. Die Einzelheiten dieser naturforschenden Tätigkeit dürfen hier sehr ‚ins Enge gebracht werden'.

Das Jahr 1817 bereitet Goethen eine tiefe Kränkung und eine große häusliche Freude: er bekommt seinen Abschied von der Theaterleitung, und sein Sohn heiratet. Über das erste dieser Ereignisse schweigen die Annalen ganz; in den Tagebüchern stehen kaum Andeutungen. Folgendes wor geschehen. Ein fahrender Schauspieler Karsten kam aus Berlin, wo er große Erfolge erzielt hatte, nach Weimar mit seinem wohlgedrillten Pudel, der in dem französischen Schauspiel ‚Der Hund des Aubry' die Hauptrolle spielen sollte: einen Mörder zu entdecken. Goethe verweigerte seine Erlaubnis zu dem Hundegastspiel, indem er sich einfach auf die Theaterordnung berief, nach der kein Hund ins Haus mitgebracht werden durfte; doch des Herzogs Geliebte Karoline Jagemann und ihr Hofanhang setzten es beim Herzog durch: am 12. April ging das Hundestück über die Bühne, die 26 Jahre unter Goethes Leitung gestanden. Dieser erfuhr in Jena davon, übersandte dem Herzog sogleich sein Gesuch um Entbindung von den Theatergeschäften und erlebte nun erst die äußerste Kränkung: ohne einen Versuch, den Freund und Berater von mehr als 40 Jahren im Amte zu halten, erteilte ihm Karl August auf der Stelle die im ersten Zorn erbetene Entlassung:

Sehr werter Herr Geheimerat und Staatsminister. Die mir zugekommenen Äußerungen haben mich überzeugt, daß der Herr Geheimerat und Staatsminister von denen Geschäften der Hoftheaterintendanz dispensiert zu werden wünscht. — Der Herr usw. empfängt hierbei meinen tiefgefühlten Dank für die vergangenen ausgezeichneten Dienste. — Übrigens benachrichtige ich den Herrn usw., daß ich per rescriptum die Hoftheaterintendanz von seinem Austritt aus selbiger benachrichtigt habe (13. 4. 1817).

Durch diesen Erlaß war der Abschied unwiderruflich geworden. In einem gleichzeitigen vertraulichen Briefe des Herzogs hieß es: ‚Lieber Freund, ich komme gern hierin deinen Wünschen entgegen, dankend für dos viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend,

Intereſſe an der Kunſtſeite derſelben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Geſundheit und Lebensdauer vermehren ſoll'. Die Tagebücher verzeichnen bald darauf verſchiedene Begegnungen Goethes mit dem Herzog, in denen die perſönliche Herzlichkeit über die Kränkung ſiegte; ganz verwunden hat Goethe ſie erſt nach geraumer Zeit.

Wir empfinden ſie mit ihm, obgleich wir jedesmal froh ſind, wenn wir den Dichter von einem ſeiner Beamtengeſchäfte entlaſtet ſehen. In den Briefen ſpüren wir ſogleich die heilſame Wirkung; Goethe darf fortan die ihm zur Aufführung eingeſandten wertloſen Stücke ungeleſen laſſen, z. B. an Charlotte von Kalb in einem ſolchen Falle ſchreiben: ‚Ich habe dem Weimariſchen Theater und folglich überhaupt dem Theaterteufel nebſt allen ſeinen Werken, Worten und Weſen förmlich entſagt und muß alſo jede Mitteilung dieſer Art ohne weiteres ablehnen.' Zu Riemer äußerte er ſich über den Vorgang ſehr erregt: ‚Ein Bedürfnis für das Beſte habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieſer Theatertournüren ſatt. Bei ſo viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich. — Wohl dem, der ſich loslöſen kann von einem Fuhrwerk, das bergab ſtürzt.'

Das beglückende Erlebnis iſt die Heirat ſeines Sohnes Auguſt mit Ottilie von Pogwiſch am 17. Juni 1817. Goethe berichtet darüber ſeinem lieben Boiſſerée: ‚Geſtern war in meinem Hauſe ein großes Feſt, das ſich nicht leicht wiederholt. Die jungen Leute ſind das eigenſte [geeignetſte] Paar, das es vielleicht gibt, und ſcheinen wirklich für einander prädeſtiniert. Es iſt mir nicht bang um ſie.' Über dieſen Lebensbund wird weiterhin zu ſprechen ſein; hier nur die Bemerkung: Ottilie von Pogwiſch (1796—1872) war die Tochter der geſchiedenen Frau eines preußiſchen Majors, damals einer Hofdame bei der Erbprinzeſſin Maria Paulowna, die Enkelin der Weimariſchen Oberhofmeiſterin Gräfin Henckel von Donnersmark.

Noch eines dritten perſönlichen Ereigniſſes iſt zu gedenken: Goethe ließ ſich aus der Frankfurter Bürgerliſte ſtreichen. Seine Landsleute gingen damit um, ihrem größten Bürger ein koſtbares Ehrendenkmal zu errichten, kamen aber nicht auf den Gedanken, ihm ehrenhalber die drückende Grundſteuer zu erlaſſen, und Goethe mochte ſie nicht zweimal bezahlen, in Weimar vom Einkommen, in Frankfurt vom Beſitz. In glänzenden Verhältniſſen lebte er auch mit ſeinen 3000 Talern Gehalt nicht bei der Fülle der ihn bedrängenden häuslichen und geſellſchaftlichen Anſprüche.

Die Annalen berichten für 1817 die gewohnten Studien, Beſichtigungen, Sammlungen, Verarbeitungen und Briefwechſel zur Naturwiſſenſchaft. In Jena wird unter ſeiner Leitung ein botaniſches Muſeum eingerichtet. Die Vermehrung der Ausgaben für Kunſt und Wiſſenſchaft zwang Goethen, den ‚Etat abermals kapitelweiſe durchzuarbeiten' und einen umſtändlichen Aufſatz darüber zu ſchreiben: ‚Muſeen zu Jena'. — Die dortige Bücherei muß innen umgebaut und erweitert werden: natürlich liegt dies Geſchäft Goethen ob, und er führt es durch ‚trotz einer lebhaften, ſogar intriguierenden Proteſtation'. — Einem umher-

ziehenden Tierbudenbeſitzer verendet ein Seehund: er wird ihm abgekauft und ſeziert, ‚bedeutende Präparate werden angefertigt‘. — Vor 45 Jahren hatte er mit einer großen Liebe und größeren Sorge um die Zukunft das Lahntal durchſchritten und das Orakel über ſeine Künſtlerſchaft befragt; jetzt ſtellte er ‚die merkwürdigen Tonſchieferplatten aus dem Lahntal als Tableau zuſammen und ſuchte überall Muſter des Gerinnens der Felsmaſſen auf‘.

Daneben beſchäftigte ihn ‚die Chromatik im Stillen unausgeſetzt‘, und er ‚ſtudierte vier engliſche Schriftſteller, welche ſich in dieſem Fache hervorgetan‘. Große Freude machte ihm ein Aufſatz Lionardo da Vincis in einer Vatikaniſchen Handſchrift über die Urſache der blauen Farbenerſcheinung an fernen Bergen und Gegenſtänden. Er fühlte ſich ihm geiſtverwandt, denn auch jener ‚hatte als ein die Natur unmittelbar anſchauend Auffaſſender, an der Erſcheinung ſelbſt denkender, ſie durchdringender Künſtler ohne weiters das Rechte getroffen‘, alſo ohne Mathematik.

Doch alles hat Platz nebeneinander in dieſem Gehirn eines Allmenſchen: ‚Van Elgins Marmaren [den vom Parthenon geraubten] vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu ſehen, ward ſo lebhaft und heftig, daß ich an einem ſchönen ſonnigen Morgen, ohne Abſicht aus dem Hauſe fahrend, von meiner Leidenſchaft überraſcht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreiſe nach Rudolſtadt lenkte‘, wo nämlich Abgüſſe vermeintlicher Phidiaſiſcher Bildwerke zu ſehen waren. Und zwiſchendurch wird arabiſches Schön- und Zierſchreiben geübt!

Byrons Gedichte erſcheinen geſammelt und ſteigern Goethes Aufmerkſamkeit: ‚Es ward mir zur Gewohnheit, mich mit ihm zu beſchäftigen. Er ward mir ein teurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen ſeines Lebens.‘ Mit wie inniger Teilnahme, das werden wir bei der Kunde von Byrons Tod im Zuſammenhang betrachten.

Die Deutſche Burſchenſchaft wird am 13. Juni 1817 begründet. Goethe findet das halbironiſch ‚der Zeit ganz gemäß‘ und erblickt auch darin das Walten des ‚allerliebſten Zeitgeiſtes‘. Herber iſt ſeine Ironie gegen den Deutſchen Bundestag, von dem er ahnt, daß er ſich vor ‚einer einzigen Burſchenſchaft der deutſchen Studierenden entſetzen‘ werde. Am 18. Oktober 1817, dem Gedenktage der Leipziger Schlacht, feiern die Studenten das berühmte Wartburgfeſt, auf dem hochgeſinnte und -geſtimmte Reden vom deutſchen Vaterland erklingen und Schriften undeutſcher Männer verbrannt werden. Der Deutſche Bund unter Öſterreichs Oberherrſchaft hat eine ſolche Angſt vor allem, was ſich deutſch nennt oder gar auf Deutſchlands Einheit und Größe abzielt, daß Metternich mit den härteſten Maßregeln gegen die jungen Leute droht und inſonderheit gegen den Weimariſchen Herzog, den ‚Altburſchen‘, erbittert iſt. Goethe hat ſeine heimliche Freude an dieſem Oktoberfeuer, wie an den Johannisfeuern auf den Thüringer Bergen, und bemüht ſich nur, den öſterreichiſchen Miniſtern und Geſandten ‚niederſchlagende Pulverchen einzurühren, damit ſie ſeinen lieben jungen Leuten, ſeinen lieben Brauſekäpfen nichts täten‘. Widerwärtig wurde ihm der ‚Wart-

burger Feuerſtank' erſt, als er ‚bei Nordoſtwind' — das heißt aus Preußen und Öſterreich — ‚wieder zurückſchlug und uns zum zweitenmal beizte'. In einer Niederſchrift Goethes über Karl Auguſts Verhalten von 1817 bis 1819 heißt es: ‚Wir dürfen uns glücklich preiſen, daß nach manchem Schwanken ſich endlich bewahrheitet, nur ein allgemeines Vergeben und Vergeſſen könne ganz allein das verlorene Gleichgewicht ſowohl als das geſtörte wechſelſeitige Vertrauen nach und nach wiederherſtellen.'

Zum Reformations-Jubelfeſt am 31. Oktober 1817 ſchrieb Goethe einen Aufſatz, worin er ſehr ſachgemäß vorſchlug, es mit dem Gedenktage des 18. Oktobers zu vereinigen und auf dieſen zu verlegen: man werde dann ein Feſt aller Deutſchen, mehr als ein Nationalfeſt, ‚ein Feſt der reinſten Humanität' feiern können. Seine eigne Geſinnung ſprach er in dem Gedicht ‚Den 31. Oktober 1817' aus:

Dreihundert Jahre hat ſich ſchon
Der Proteſtant erwieſen,
Daß ihn von Papſt- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe ſinnt und ſchleicht,
Der Prediger ſteht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Iſt aller Deutſchen Sache.

Auch ich ſoll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunſt und Wiſſenſchaft
Wie immer proteſtieren.

*

Im Februar 1818 beginnt der Druck des Diwans, und die Anmerkungen dazu werden weiter gefördert. Vom Ende des Juli zur Mitte des Septembers Aufenthalt in Karlsbad, ſchon der zehnte. Bald nach der Rückkehr beſchäftigt ihn der große Maskenzug (vgl. S. 694) zu Ehren der Zarin.

In der Naturwiſſenſchaft wird alles geprüft, was irgendwie Neues zutage tritt. Zeichnungen nach den Bildwerken der Tempel auf Aegina und bei Phigalia werden betrachtet, Wiedergaben von Bildern des Parthenon vor der Zerſtörung ſetzen ihn ‚in ein würdiges Erſtaunen'.

Am 9. April 1818 wird Goethe durch die Geburt von Auguſts erſtem Kinde Walther Großvater.

Der März von 1819 bringt ihm einen herben Verluſt: ſein langjähriger Amtsgenoſſe Miniſter Chriſtian Vaigt (geb. 1743) ſtirbt, in Goethes Sprache: ‚verläßt uns'. Er preiſt ihn ‚ſelig, daß er die Ermordung Kotzebues, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutſchland hierauf ergriff, ängſtlich beunruhigt wurde'.

Zwiſchen der Schlacht bei Waterlao und der Revolution von 1848 war Kotzebues Ermordung durch den Jenaer Studenten Sand das wichtigſte, zugleich verhängnisvollſte Ereignis für Deutſchlands ſtaatliche Entwicklung: es hat jeden freiheitlichen und völkiſchen Fortſchritt auf ein Menſchenalter unterdrückt und über Hunderte hochgeſinnter junger Menſchen, die Blüte Deutſchlands, Kerker

und Lebensverwüstung gebracht. Goethe setzt hinter den Vermerk der Ermordung Kotzebues in seinem Tagebuch vier Ausrufzeichen, ein bei ihm ganz einziger Fall. Schon ein Jahr zuvor hatte er über den feilen Spion im Solde des Zaren an den Minister Voigt geschrieben: ‚Es ist ein merkwürdiges Phänomen, daß niemand mehr an die allgemeinen Angelegenheiten denkt, sondern ein grenzenloser Haß gegen Kotzebue sich hervortut, der denn seinen Feinden gut Spiel macht. Alles, was gegen ihn geschieht, wird gebilligt, jede Maßregel für ihn getadelt.‘

Da sich Metternichs Zorn jetzt erst recht gegen Weimars angeblich demokratische Regierung wandte, so benutzte Goethe seinen abermaligen Aufenthalt (29. August bis 26. September) in Karlsbad, wo die deutschen Minister zur Beratung der berüchtigten ‚Karlsbader Beschlüsse‘ gegen die studentische Jugend und gegen jedes deutsche Streben versammelt waren, um seinen Herzog gegen die Willkür des allmächtigen österreichischen Kanzlers zu schützen. Er vermerkt in den Annalen: ‚Ich sah Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung und fand an ihm wie sonst einen gnädigen Herrn‘.

Seinen Siebzigsten Geburtstag hatte er still für sich zwischen Hof und Karlsbad begangen. Hier wurde er nach einigen Tagen durch die Nachricht erfreut, die Frankfurter Gesellschaft der deutschen Geschichtskunde habe am 28. August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert und ihn zum Ehrenmitgliede ernannt. Seine Freunde Willemers und Riese (vgl. S. 39) wohnten dem Festmahl bei, außerdem Boisserée und Thorwaldsen. Goethes Büste, mit einem goldnen Lorbeerkranz ums Haupt, stand zu Häupten der Tafel; das Frankfurter Theater hatte eine Festvorstellung des Tasso veranstaltet. Der goldne Kranz wurde Goethen im September nach Weimar gesandt: er wird noch jetzt im Goethe-Hause aufbewahrt.

Naturforschung, Karlsbader Reise, Geburt des zweiten Enkels (18. September) sind die Hauptereignisse des Jahres 1820. Die Bildhauer Friedrich Tieck, ein Bruder des Dichters, und Rauch kommen nach Weimar und formen zwei Büsten Goethes. Aus Frankfurt geht ihm der Entwurf zu einem von Boisserée angeregten Goethe-Denkmal eigner Art zu: einem Rundtempel mit des Meisters Büste von Dannecker. Der zu Feiernde spricht sich in ähnlichem Sinne dagegen aus wie in dem schon erwähnten Aufsatz (vgl. S. 712): ‚Als anmutige Verzierung einer idyllischen Gartenszene, wie der erste Freundesgedanke die Absicht aussprach, wär' es dankbar anzuerkennen gewesen, aber als große architektonische selbständige Prachtmasse war es wohl geziemender sie bescheiden zu verbitten‘. Das Denkmal unterblieb.

Wolfs Homerwerk wird abermals vorgenommen, und Goethe betrachtet die ‚Systole und Diastole (Zusammenziehung und Ausweitung, vgl. S. 729) seiner inneren Geistesoperationen‘: immer neues Schwanken zwischen dem Glauben an die dichterische Ganzheit oder an die Zusammensetzung der Homerischen Gedichte. Aber bei Goethe schließt nie eines das andre aus: zugleich liest er mit großer Teilnahme die erzählenden Gedichte der ältesten französischen Dichterin Marie

de France aus dem 12. Jahrhundert. — Zacharias Werners Makkabäer öffnen ihm die Augen über den Verfasser; ja sie flößen ihm solchen Widerwillen ein, daß er sich von jetzt ablehnend gegen alles Neuere verhalten möchte, was in Wirklichkeit doch nicht anging. Freude machte ihm das Drama ‚Der Graf von Carmagnola' des Italieners Alessandro Manzoni (1788—1873), das er in einem liebevollen Aufsatz anzeigte. Ein freundlicher Briefwechsel schloß sich an.

Von eignen Arbeiten beschäftigten ihn der ‚Zweite Aufenthalt in Rom' für die ‚Italienische Reise', die ‚Campagne in Frankreich' und die ‚Belagerung von Mainz', sowie Aufsätze für ‚Kunst und Altertum', besonders aber die Wanderjahre und die einzuschaltenden Novellen.

Im Frühling 1821 beginnt der Druck der Wanderjahre; von den ‚Zahmen Xenien' läßt er eine zweite Lieferung in ‚Kunst und Altertum' erscheinen, um sich ‚im Einzelnen manchmal Luft zu machen'. Der vierte Band von Dichtung und Wahrheit wird begonnen, ein Drittel davon geschrieben; ‚doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt'. Zu der fortgeführten Arbeit an der ‚Campagne von 1792' bemerkt Goethe, sie erforderte alle Aufmerksamkeit: ‚Man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus [also: sprachliche Milderung, Verschleierung] nicht versäumen'.

Einer Einladung des Leiters der Berliner Hofbühne, Grafen Brühl, zur Weihe des nach dem Brande neuerbauten Schauspielhauses — mit Goethes Prolog und Iphigenie — nach Berlin zu kommen, lehnte er mit Berufung auf sein Alter ab. Denkt man an Goethes regelmäßige Reisen nach den böhmischen Bädern, so darf man als tiefern Grund seiner Ablehnung die Scheu vor der ihm wenig zusagenden preußischen Welt vermuten.

Das nicht aufhörende Rumoren über die Homerische Frage regt Goethen zu einer knappen Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten der Ilias an, die unter dem Titel ‚Die Ilias im Auszuge' 1821 erscheint. Von andern fremden Literaturen beschäftigt ihn vornehmlich die englische, so Byrons ‚Marino Falieri' und Walter Scotts ‚Kenilworth'. An diesem rühmt er das vorzügliche Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln. Die aus dem Sanskrit übersetzten Dichtungen ‚Der Wolkenbote' und ‚Nalas' liest er mit Bewunderung, zugleich bedauernd, daß sie in Deutschland nur wenige Leser gewinnen möchten.

Um den Genuß guter Hausmusik zu erhöhen, schafft Goethe einen Flügel aus der damals berühmtesten Fabrik von Andreas Streicher, dem Jugendfreunde Schillers, an und kann bald schreiben: ‚glücklicherweise; denn bald darauf (November 1821) brachte uns Zelter einen höchste Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können'. Mendelssohn ist noch zweimal bei Goethe gewesen: als Knabe 1822, als Jüngling 1830. ‚Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe', schrieb Goethe über den Besucher, und Mendelssohn schildert den ihm lauschenden Achtzigjährigen: ‚Dazu sitzt er in einer dunklen Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen'.

Die zwei letzten Sommermonate bringt Goethe wieder in einem der böhmischen Bäder zu, diesmal in Marienbad. Hier lernt er Frau von Levetzow mit ihren drei Töchtern kennen, deren jüngste, Ulrike, damals 17jährig, seine Herzensteilnahme zu erregen beginnt. Zugleich sammelt er die Marienbader Gebirgsarten und stellt sie nach der Rückkehr in Jena zur Besichtigung auf.

Das Jahr 1822 war im wesentlichen der häuslichen Geselligkeit gewidmet: ‚Jeden Abend fand sich ein engerer Kreis bei mir zusammen, unterrichtete Personen beiderlei Geschlechts.' Außerdem wurde eine Dienstags-Gesellschaft bei Goethe festgesetzt, an der auch gebildete Engländer vielfach teilnahmen: ‚So blieb ich zwar auf mein Haus eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung.'

Die Vorarbeiten zu den ‚Tag- und Jahresheften' (Annalen) beginnen, die leider nur bis zum Ende dieses Jahres reichen. Für den Rest seines Lebens sind wir hauptsächlich auf die sehr knappen, eintönigen Tagebücher angewiesen. Den größten Teil dieses Sommers verbringt Goethe in Marienbad, trifft hier abermals die Familie Levetzow und entflammt sich mit jugendlicher Glut für Ulrike.

Der griechische Befreiungskampf erregt Goethes Aufmerksamkeit und Teilnahme in einem Grade, der seltsam gegen sein Verhalten in den deutschen Befreiungskriegen absticht. Junge Griechen verkehren bei ihm in Weimar und Jena, neugriechische Volks- und Kunstdichtung wird gelesen, sogar einiges übersetzt.

Aus einer fremden Geisteswelt dringt der frömmelnde Bekehrungsbrief der Gräfin Bernstorff (Auguste Stolbergs) zu ihm; er beantwortet ihn erst im nächsten Jahr aus der Höhe seiner, der Briefschreiberin unverständlichen, Religion (vgl. S. 733).

*

Das Jahr 1823 ist das der letzten Mannesleidenschaft Goethes, seines letzten schmerzlichen Verzichtes. Es beginnt mit lebensgefährlicher Krankheit und schließt mit dem Begraben eines letzten Glückverlangens. Im Februar wirft eine Herzbeutelentzündung Goethe aufs Krankenlager; doch mit erstaunlicher Genesungskraft ist er nach einer Woche außer Gefahr, nach einem Monat völlig hergestellt und kann sich über eine festliche Aufführung des Tasso am 22. März freuen.

Im Juni tritt Johann Peter Eckermann in Goethes Haus und in ein näheres Verhältnis zu ihm als Schreibhelfer, Ordner, geschäftlicher Handlanger.

Ende Juni 1823 reist Goethe zum drittenmal nach Marienbad, verweilt dort vom 2. Juli bis in den September, zwischendurch einige Zeit in Karlsbad, an beiden Orten im täglichen Verkehr mit Frau von Levetzow und ihren Töchtern. Für die 19jährige **Ulrike von Levetzow**, ‚die lieblichste der drei lieblichsten Gestalten', wurde der 74jährige von einer Liebe ergriffen, die an Innigkeit und Schmerzgewalt hinter keiner seines jüngern Lebens zurücksteht. Goethes qual-

volles Leid teilt sich uns beim Betrachten dieser seiner letzten großen Leidenschaft mit, und die wunderbare Spätfrucht seiner Gabe, zu sagen, was er leide, die Marienbader Elegie, tilgt viel von der Peinlichkeit, die solcher Greisenliebe für ein so junges Wesen anhaftet. Gesteigert wurde Goethes ‚Reizbarkeit', über die er sich beklagt, durch ‚die ungeheure Gewalt der Musik in diesen Tagen': durch die Sängerin Milder und die Klavierspielerin Szymanowska, und erst der noch größern Macht des eignen Liedes gelang es, diesen Sturm der Gefühle zu sänftigen und ausklingen zu lassen in das ‚Doppelglück der Liebe und der Töne', die Trilogie der Leidenschaft (Werke 1, 200).

Goethe hatte um Ulrikens Hand bei deren Mutter geworben oder durch den Herzog werben lassen; Ulrike konnte sich nicht entschließen, das Weib des kindlich geliebten und bewunderten alten Mannes zu werden, und Goethe mußte entsagen. Auf der Rückreise von Marienbad, zwischen dem 5. und dem 7. September, entstand sein Klagelied um ein letztes unerreichbares Lebensglück, die rührende **Marienbader Elegie** mit dem Geleitwort: ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide' (vgl. den Abdruck der Handschrift auf S. 468). Es beginnt mit der bangen Frage: ‚Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen?', also mit der Zurückversetzung in die Zeit vor der letzten Wiederbegegnung; geht über zu dem Abschiedskuß, ‚dem letzten, grausam süßen'; ruft alle holdesten Augenblicke des Beisammenseins und der Trennung zurück; schwingt sich auf zum einzigen Trost, ‚Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden Mehr als Vernunft beseligt', und vergleicht ihm ‚Der Liebe heitern Frieden In Gegenwart des allgeliebten Wesens'. Dann folgt die herrliche Strophe: ‚In unsers Busens Reine wogt ein Streben'; doch aller Trost versagt, es gibt keinen Rat als grenzenlose Tränen. Ulrike erscheint ihm, einem gealterten Epimetheus, wie Pandora, und er empfindet allen Sehnsuchtschmerz, den jener nach der Trennung von dem Urbilde der Jugend und Schönheit gelitten:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zugrunde.

‚Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes', bekannte Goethe nachmals zu Eckermann über die Marienbader Elegie. Wie ein Herzensheiligtum hat Goethe dieses Gedicht gehütet: ‚Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidnen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Äußern, daß er dies Manuskript vor allen seinen übrigen besonders wertgehalten', so berichtet Eckermann, der erste, den Goethe einen Blick in diesen heiligen Schrein seiner letzten Liebe tun ließ.

Von den drei zur **Trilogie der Leidenschaft** vereinigten Elegien sagt Goethe selbst, sie seien erst nach und nach und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden, allerdings von der Einheit eines ‚liebesschmerzlichen Gefühls durch-

drungen'. Die in den meisten Gedichtsammlungen erste, An Werther, stammt aus dem März 1824 und wurde zu einer Gedenkausgabe seines Jugendromans von 1774 gedichtet, als sich der vielbeweinte Schatten nach einem halben Jahrhundert noch einmal an das Tageslicht hervorwagte. — Das letzte Gedicht: Aussöhnung ist das erstentstandene, schon aus dem August 1823, und wurde der Szymanowska zugeeignet: ‚Es drückt' nach Goethes Worten ‚die Leiden einer bangenden Liebe aus und war ursprünglich durch die hohe Kunst der trefflichen Pianospielerin zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt.'

Diesen drei Gedichten ist noch ein viertes, aus denselben Herzenswirren hervorgegangenes, beizugesellen: die in den Werken gewöhnlich auf die Trilogie der Leidenschaft folgende, schon im Juli 1822 nach dem damaligen Abschied von Ulrike entstandene ‚Duettkantate': Aeolsharfen: ‚Ich dacht', ich habe keinen Schmerz'. Als ‚liebeschmerzlicher Zwiegesang unmittelbar nach dem Scheiden' war es noch Goethes eigner Bezeichnung gedacht.

Bei der Rückkehr in sein Haus litt er aufs neue: sein Sohn, erschreckt durch des Vaters Absicht einer zweiten Heirat, benahm sich unschonend, lieblos. Der Besuch der Szymanowska im Herbst 1823 regte den Schmerz im Innern wiederum auf, und Goethe erkrankte im November nicht unbedenklich. Wie ein heilender Arzt erschien Zelter an des Freundes Lager: Goethe vertraute ihm die Marienbader Elegie an und ließ sie sich von dem alten Trautgesellen vorlesen. ‚Es war doch eigen', schrieb ihm der Dichter nachher, ‚daß du mir durch dein sanftes, gefühlvolles Organ mehrmals vernehmen ließest, was mir in einem Grade lieb ist, den ich mir selbst nicht gestehen mag. — Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zusammen, so müßtest du mir's so lange vorlesen und vorsingen, bis du's auswendig könntest.' Zelters Derbheit war nach Goethes Zeugnis nur äußerlich; ich kenne kaum jemand, ‚der zugleich so zart wäre'. Und ein andres Urteil Goethes über den Freund seines Greisenalters lautete: ‚Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen.'

Um diese Zeit war's, als zu Goethes Kenntnis der Bericht eines Besuchers des Pfarrhauses zu Sesenheim mit Erinnerungen an Friederike gelangte. Er schrieb seinen Aufsatz Wiederholte Spiegelungen nieder, worin er symbolische, gar zu symbolische Rückblicke auf jene erste tiefe Liebe seines Lebens warf.

In wie unfroher Stimmung er sich nach dem Sommer von 1823 für das Leben des bevorstehenden Weimarer Winters bereitete, offenbart uns sein Ausbruch zum Kanzler Müller: ‚Man müßte sich zu Tode ärgern, hätte man nicht längst Reisen gemacht und auf das Unerreichbare verzichtet. Man muß eben alles so hingehen lassen und sich im Sommer auswärts Heiterkeit und frische Lebenslust holen, den Winter hindurch hier auszuhalten.'

Zweiter Abschnitt.

Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Und dein Streben sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Wilhelm Meisters Wanderjahre, die Fortsetzung der Lehrjahre, haben das Schicksal aller umfangreicher Hauptarbeiten Goethes seit der Übersiedelung nach Weimar erlitten: sie haben sich durch ein Menschenalter hingezogen. Schon früh war dem Verfasser der Lehrjahre der Gedanke gekommen, seinen Wilhelm noch eine höhere Erziehungsstufe ersteigen zu lassen, zuerst durch einen Brief Schillers (9. 7. 1798): ‚Nun ergeht aber die Forderung an Sie, Ihren Zögling mit vollkommener Selbständigkeit, Sicherheit, Freiheit und gleichsam architektonischer Festigkeit so hinzustellen, wie er ewig stehen kann, ohne einer äußeren Stütze zu bedürfen.' Goethe hatte hierauf geantwortet: ‚Bei jenem (dem Roman) wird die Hauptfrage sein: wo sich die Lehrjahre schließen, und in wiefern man Absicht hat, künftig die Figuren etwa noch einmal auftreten zu lassen. Ihr heutiger Brief deutet mir eigentlich auf eine Fortsetzung des Werkes, wozu ich denn auch wohl Idee und Lust habe.' Er will ‚Verzahnungen' stehen lassen, die auf eine weitere Fortsetzung deuten. Bei der Ausführung hat sich Goethe wenig um die doch geringe Haltkraft solcher Verzahnungen im Wilhelm Meister gekümmert, sondern die Wanderjahre als ein selbständiges Werk aus einer neuen Weltbetrachtung geschöpft.

Die Arbeit an den Wanderjahren begann im Mai 1807; im Sommer jenes Jahres entstanden die meisten eingeschalteten Novellen und das Märchen von der Neuen Melusine (vgl. S. 104). Die gleichfalls zum Hineinstapfen bestimmten Wahlverwandtschaften machten durch ihren Umfang das Ausscheiden notwendig. Langsam schritt das Werk bis 1810 fort, blieb dann zehn Jahre liegen, — erst 1821 erschien ein vorläufiger erster Teil. Dieser wurde bei der Wiederaufnahme der Arbeit 1825 umgeworfen, umgeschrieben; erst im Februar 1829 ward der letzte Strich getan, und Goethe konnte von diesem ‚sisyphischen Stein' ablassen.

Die Wanderjahre wollen und dürfen nicht als erzählendes Kunstwerk betrachtet werden. Weil dies entschuldbarerweise von den meisten Lesern doch geschieht, sind die Wanderjahre leider eines der toten Werke Goethes geworden. Auf die Begebenheiten der Wanderschaft Wilhelms braucht man ebensowenig Wert zu legen, wie Goethe selbst getan; man halte sich an den Reichtum hoher Lebensweisheit, an die nicht veralteten Abschnitte über Handwerk und Kunst, über Erziehung, Gewerbebetrieb und staatlich-gesellige Zukunft der Menschheit, — und mit Staunen wird man entdecken, ein wie gegenwärtiges Buch die als Roman allerdings kaum lesbaren Wanderjahre sind.

Was diesem, außer dem zweiten Faust, letzten großen Dichterwerke Goethes am meisten schadet, ist die Unbekümmertheit um die berechtigten Ansprüche des Lesers. Als bei der Drucklegung entdeckt wurde, daß die Handschrift nicht für die

angekündigten drei Bände ausreichte, übergab Goethe seinem Eckermann zwei Haufen beschriebener Blätter: ‚In diesen beiden Paketen werden Sie verschiedne bisher ungedruckte Schriften finden, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammen redigierten, um damit vorläufig die Lücken der Wanderjahre zu füllen.' Und Eckermann redigierte zusammen, und Goethe füllte die Lücken aus. Rücksichtslos wurde das bei ihm beliebte Hineinstopfen geübt: ganze Spruchsammlungen — wie ja schon in den Wahlverwandtschaften — wurden als ‚Betrachtungen im Sinne der Wanderer' und ‚Aus Makariens Archiv' einfach dazwischengelegt und abgedruckt. Zuletzt tat Goethe, wie er's bei dem Erzgießer Cellini gelesen: als sich beim Ausgießen der Form immer noch ein Mangel an Masse zeigte, warf er alles hinein, was lose dalag, z. B. die Gedichte ‚Das Vermächtnis' und ‚Auf Schillers Schädel': ‚Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus.' In späteren Neudrucken wurden diese unberufenen Eindringlinge wieder entfernt.

Zum größten Teil aus dem Bedürfnis nach äußerlichem Auffüllen sind die Novellen: Sankt Joseph der Zweite, Die pilgernde Törin (eine Übersetzung aus dem Französischen), Wer ist der Verräter?, Das nußbraune Mädchen, Der Mann von fünfzig Jahren, Die gefährliche Wette, Nicht zu weit und das Märchen von der Neuen Melusine hineingeraten. — ‚Sie lesen doch auch vor Schlafengehen?' sagte Hersilie zu Wilhelm. ‚Ich schicke Ihnen denn ein Manuskript, und Sie sollen sagen, ob Ihnen viel Artigeres vorgekommen ist.' Dies ist die gemütlich bequeme Weise, in der Goethe eine sonst nicht leicht unterzubringende Geschichte einflickt. Er darf sich's erlauben, weil sich der Leser die Unterbrechung der nicht im mindesten fesselnden eigentlichen Wandergeschichte Wilhelms durch eine immerhin spannendere Novelle gern gefallen läßt. ‚Köstliche Perlen auf einen schlechten Faden gereiht' nannte Chamisso diese Erzählungen Goethes in den Wanderjahren. Wertvoll ist doch nur ‚Der Mann von fünfzig Jahren', eine ganz gefühlte, höchst persönliche kleine Dichtung.

*

Die Wanderjahre sind ein Werk des Goethischen Alterstils, zugleich aber eine Frucht seiner unaufhörlichen geistigen Verjüngung. An Fülle neuer fruchtbarer Lebensgedanken stehen sie unter Goethes Schriften in der ersten Reihe. Mit Recht konnte er an Rochlitz darüber schreiben (28. 7. 1829):

> Das darf ich wohl sagen: was ich in meinen Schriften niedergelegt habe, ist für mich kein Vergangenes, sondern ich seh' es, wenn es mir wieder vor Augen kommt, als ein Fortwirkendes an, und die Probleme, die hie und da unaufgelöst liegen, beschäftigen mich immerfort, in der Hoffnung, daß im Reiche der Natur und Sitten dem treuen Forscher noch gar manches kann offenbar werden.

In den Wanderjahren mündet Goethe in Schillers Lebensbahn: nicht mehr im engen Kreis des Einzellebens bewegt sich dieser sozialpolitische Roman, sondern Goethe will uns auf einen höhern Schauplatz versetzen; ‚Denn nur der

große Gegenstond vermag Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.' Der Genuß, das Glück des Einzelnen soll sich dem Wohle der Gesamtheit unterordnen: Die Entsagenden lautet der bedeutsame Untertitel des Werkes. Adel und Segen der nützlichen Arbeit, ouch des Bescheidensten in der Gesellschaft, mit dem erhabenen Ziel einer Emporhebung der zu gemeinsamem Streben vereinigten Arbeiter und damit des gonzen Menschengeschlechtes: dies ist der großartige Leitgedanke des Staatsromans Die Wonderjahre, der uns bei Goethe, dem sonst so unstaatlichen Dichter, im höchsten Maße überrascht. Nur wer in die Zeiten schaut und strebt, so fordert der Meister, nur der ist wert, zur Menschheit zu sprechen und zu dichten. Goethe fühlte die ersten Flügelschläge einer neuen Zeit, des Jahrhunderts der Arbeit im Gegensotze zu der genußsüchtigen bloßen Schöngeisterei des ablaufenden Zeitalters, und in den Wanderjahren verkündete er das Nahen einer neuen Auffassung vom Stufengange menschlicher Hochbildung: ‚Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.' Weder im Werther, noch in Meisters Lehrjahren, noch in den Wahlverwandtschaften wird von einer der Hauptpersonen ernstlich gearbeitet. Hochgebildete Nichtstuerei will sich ausleben, will ohne Gegenleistung genießen. In den Wonderjahren wird die Schöngeisterei als ‚Narrenpossen' beiseite geschoben und der bestimmende Ausspruch geton: ‚Dein Leben sei die Tat!'

Daß es hier sich nicht um einen einmaligen Einfall Goethes handelte, zeigt uns ja der Ausgang des zweiten Faust mit seinem ‚Schöpfungsgenuß von innen' als Grundgedanken. Goethe hatte an den Romantikern um ihn herum, den nichts-als-Schriftstellern, die Gefahr des einseitigen Kunstwesens ohne Zusammenhang mit dem menschlichen Tatleben erkannt; ihm erschien ihre überhebende Abkehr von der unmittelbar nützlichen Gewerbsarbeit unsittlich und töricht. Wos in Deutschland, ja in ganz Europa noch heute für weniger ehrenvoll als die Geistesarbeit gilt, wos nur in Amerika gleichberechtigt ist: das Tagwerk schaffender Hände, das hat Goethe in den Wanderjahren schon vor einem Jahrhundert auf die gebührende Stufe gehoben:

Die Handwerke werden für Künste erklärt und durch die Bezeichnung ‚strenge Künste' van den ‚freien' entschieden getrennt und abgesondert. — Die strenge Kunst muß der freien zum Muster dienen und sie zu beschämen trachten. — Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich sein, ihre eignen Gedanken, ihren eignen Willen haben (3. Buch. Schluß des 12. Kapitels).

Wie liebenswürdig ist Goethes Einfall, die genußsüchtige Philine der Lehrjahre als muntre Arbeitsbiene wieder auftreten zu lassen (3, 14), und — wie onmutig treu ihrer Philinennatur ist sie geblieben:

Philine brachte ein paar allerliebste Kinder mit und zeichneie sich bei einer einfachen, sehr reizenden Kleidung aus durch das Sanderbare, daß sie von blumig gesticktem Gürtel herab an langer silberner Kette eine mäßig große englische Schere trug, mit der sie manchmal, gleichsam als wollte sie ihrem Gespräch einigen Nachdruck geben, in die Luft schnitt und schnippte und durch einen solchen Akt die sämtlichen Anwesenden erheiterte.

Und wie die Arbeit, so wird das Wandern in diesem Wandererziehungsroman geadelt. In den Lehrjahren bummelt Wilhelm Meister von Schloß zu Schloß durchs Leben, wortreich und tatenlos. In den Wanderjahren läßt Goethe durch Lenardo den Zuruf lebensmüder bejahrter Männer: ‚Gedenke zu sterben!' ersetzen durch die heitern Worte: ‚Gedenke zu wandern!' der lebenslustigen Jüngern, zu denen sich dieser achtzigjährige Seher im Herzen zählt. Wie unendlich hat sich ihm seit den Lehrjahren das Weltbild geweitet! Die Schweiz mit ihrer aufstrebenden Baumwollspinnerei und Weberei, die ausführlich wie in einer Fachschrift geschildert wird; ganz Europa; die neue Welt jenseits der Meere — alles wird von dem Riesenbunde der Wanderer überflutet. Goethes Blick war durch amerikanische Besucher und mancherlei Zusendungen aus den Vereinigten Staaten in die Schriften über deren Zustände hineingeraten und hatte die zukünftige Entwicklung des überseeischen Festlandes vorausgeschaut. Den gewaltigen Vorsprung jenes Neulandes vor der europäischen Heimat des Schlendrians, das Freisein der Nordamerikaner von geschichtlichen, vorurteilsvollen Überlieferungen hatte er schon 1827 in dem Gedichtchen ausgesprochen:

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte, —
Dich stören nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

In den Wanderjahren kündigt er einen ‚Konflikt zwischen Toten und Lebendigen' an, der auf Leben und Tod gehen werde, denn ‚In der Alten Welt ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will'.

Mit der Philisterei in den Kleinstaaten, dem Hocken auf der Scholle ist es vorbei. Das Wandern, ja das Auswandern ist an der Reihe; und der große Weltbund der Arbeiter, eine verblüffende Vorausnahme der heutigen Verbrüderung der Arbeiter aller Länder zu einer ‚Internationale', hat zum Bundesliede:

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Und wie mit dem ziellosen Umherstreichen Wilhelms in den Lehrjahren ist es in den Wanderjahren vorbei mit der spielerischen Geheimbündelei der Gesellschaft des Turmes. Eine zielklare Gesellschaft der Weltarbeit, ‚Das Band', begleitet die Wanderer und arbeitet nicht mit den Spannungsmittelchen des romantischen Romans.

In Wilhelm Meisters Lehrjahren, ja in allen Romanen Goethes vor den Wanderjahren, hatte das Leben des Menschen im Staatsganzen so gut wie keine Rolle gespielt. Die Wanderjahre sind durch und durch Staatsroman, ja Zukunft-

staatsroman. Merkwürdig genug, daß unsre Sozialisten sich nicht auf Goethe als einen ihrer Urpropheten berufen: ihre meisten Führer kennen wahrscheinlich die Wanderjahre nicht. Was ist es andres als veredelter Sozialismus, wenn Goethe seine als Romangestalten gleichgültigen Wortführer aussprechen läßt:

Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt ward, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; — immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will teilnehmen lassen; denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als Andere durch sie genießen.

Selbst die bloße Wohltätigkeit ist eine niedre Stufe in Goethes Zukunftstaat der die Welt umgestaltenden Wanderer:

Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betrachten. Dies ist der Sinn der Worte ‚Besitz und Gemeingut'. Das Kapital soll niemand angreifen, die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon jedermann angehören.

Zusammenhalten, um spenden zu können: dies ist der Untergrund des Goethischen Sozialismus der Tat. Im übrigen gibt es im Zukunftstaat der Wanderer manches erst nach Menschenaltern wirklich Erreichte, so den Gewinnanteil der Arbeiter; manches über die letzten Ziele unsrer Sozialisten noch Hinausgehende: weder die Heirat noch die Religion ist Privatsache, der Staatsgedanke durchdringt jedes wichtige Lebensanliegen. Man gewahrt hierin die Einflüsse der Erzväter des Kommunismus, der sich in Goethes letzten Lebensjahren in mehren europäischen Ländern zu regen begann, besonders der Schriften der Franzosen Fourier und Saint-Simon.

Die Religion der Zukunft ist die der Ehrfurcht, genauer der drei Ehrfurchten: vor dem, was über uns ist; vor dem, was uns gleich ist; vor dem, was unter uns ist. Diese dritte ist die christliche, denn ‚was gehörte dazu, auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen'. Doch aus jenen drei Ehrfurchten entspringt eine oberste, die Ehrfurcht vor sich selbst. Durch diese gelangt ‚der Mensch zum Höchsten, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit [!] wieder ins Gemeine gezogen zu werden'.

In den Lehrjahren, dem Roman des geschäftigen Müßigganges, hat Jeder und Jede Zeit in Hülle und Fülle. Im Zukunftstaat der Wanderjahre wertet der mit den eignen Tagen geizende Achtzigjährige die Zeit so kostbar, daß ‚allen der größte Respekt für sie eingeprägt wird, als für die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseins'. Goethe, der unermüdliche Ausnutzer jedes Tages, hat hier nur wiederholt, was er durch ein Leben voll Mühe und Arbeit bewiesen und einmal an einer unscheinbaren Stelle, im Stammbuch eines der Enkel, in den Kernspruch zugespitzt hat:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ihrer tausend hat der Tag,
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag.

Zu einem Bürger dieses Goethischen Zukunftstaates wird man nicht durch die Geburt, sondern nur durch eine vorgeschriebene Erziehung: so gibt es denn in den Wanderjahren die Pädagogische Provinz mit ihrer Mischung aus Zwang und Freiheit. Schiller hatte in seinem langen Brief an Goethe vom 8. Juli 1796 über die Lehrjahre höflich aber deutlich den Mangel innerer Meisterschaft Wilhelms am Schlusse des Romans hervorgekehrt: ‚Kann er bloß dadurch, daß sich das Vaterherz bei ihm erklärt, losgesprochen werden? — ein Wink ist hier schon genug.‘ Goethe hatte diesen Wink des kunstweisesten seiner Freunde wohl verstanden, und in den Wanderjahren sehen wir die Ausführung, an der keiner größere Freude gehabt haben würde als Schiller.

Über den Mangel an Menschenbildnerei in den Wanderjahren, den Verzicht auf erzählerische Faßlichkeit, die künstlerische Nachlässigkeit des Meisters braucht man nicht zu reden; er zwingt sich jedem Leser nach wenigen Seiten auf. Wir bedürfen aber gar nicht der Rechtfertigung Goethes: ‚Mit solchem Büchlein ist es wie mit dem Leben selbst: es findet sich in dem Komplex des Ganzen Notwendiges und Zufälliges, Vorgesetztes, und Angeschlossenes, bald gelungen, bald vereitelt‘; denn für diese Art Einheit von Kunst und Leben möchten wir doch danken. — Was den Wanderjahren Dauer verleiht, ja was sie unter Umständen zu einem Modebuch machen kann, das ist ihr staatsgesellig wertvoller Inhalt. Der Romanrahmen des Werkes ist keinem Sterblichen, kaum einem Goethe-Forscher gegenwärtig; aber auf den Roman kommt es nicht an. Es ist sehr bezeichnend, daß die Schrullenhaftigkeit und Verschnörkelung des Stils sich fast nur in den romanhaften Bestandteilen zeigen, in den Abschnitten mit wahrem Lebensgehalt äußerst selten sind.

Und mitten zwischen den Schnörkeleien glänzen solche dichterische und sprachliche Schönheiten wie diese, nicht alleinstehende, Stelle mit dem Schlittschuhlauf der beiden Liebenden:

Am allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten. Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwiderung wie sonst, aber es schien anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg. — Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang' daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen.

Mit welcher gerührten Freude begegnen wir hier Goethen noch in seinem letzten Erzählungswerk auf derselben freien Kunstbahn wie in dem ersten, im Werther!

Dritter Abſchnitt.

Letzte Werke.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Für die Gedichte handelt es ſich in dieſer letzten Spanne um eine Nachleſe, in der ſich nur noch eine volle Frucht findet: **Die Reliquien Schillers,** wie Goethe ſelbſt in einem Brief an Zelter das Gedicht nennt. Die Überſchrift ‚Bei Betrachtung von Schillers Schädel' rührt wahrſcheinlich von den Herausgebern des Nachlaſſes her. Vor der Überführung von Schillers Schädel aus der allgemeinen Verwahrſtätte in die Landesbücherei, wo er in den Sockel der Danneckerſchen Büſte gelegt werden ſollte, behielt Goethe ihn einige Tage bei ſich. Aus dieſer Zeit ſtammt das andächtig ergreifende Terzinen-Gedicht, das in der Nacht des 25. Septembers 1826 begonnen, tags drauf beendet wurde, ein letztes erhabenes Geſpräch mit dem geliebten Freunde:

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend.
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?
Dich höchſten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Bei der Feierlichkeit in der Bücherei verlas Auguſt Goethe eine ſchöne, ſicher zum größten Teil von dem Vater herrührende Rede:

Es war früher ſein [des Vaters] feſter Wille, hieß es darin, dieſes zu tun; doch am heutigen Morgen wurden in ihm alle die Gefühle mächtig, welche jene Vergangenheit vorüberführten, wo er mit ſeinem geliebten, unvergeßlichen Freunde Friedrich von Schiller die ſchönſten Tage verlebt, auch manche Trauer erduldet hatte, einem Freunde und Zeitgenoſſen, deſſen früher Tod einen Riß in das Leben meines Vaters brachte, welchen weder Zeit noch Mitwelt zu heilen imſtande war.

Von den Hunderten meiſt kurzer Gelegenheitsgedichte für Perſonen im eigentlichen, nach Goethes Erklärung uneigentlichen, Wortſinne braucht hier nur das ſchon für andre ähnliche Arbeiten Geſagte wiederholt zu werden: Goethe machte ſich dergleichen bequem, dachte nur an die Freude der Empfänger, ein Blatt von des Meiſters Hand zu beſitzen, und hätte ſich nicht wenig verwundert, all dieſe Sprüchlein ohne tiefen dichteriſchen Zweck und Wert ſorgſam geſammelt zu ſehen. Manches zierliche, auch geiſtreiche Gedichtlein ſteht wohl darunter, ein bedeutendes nicht, natürlich mit Ausnahme der von Goethe ſelbſt in die Werke eingereihten. Es hat nichts auf ſich, wenn der Dichter ſeinem Fürſten zur Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich einen Glückwunſch ſendet, der ſchließt:

Nach vierzehnhundert Jahren wird
Zwar mancher von uns fehlen;
Da ſoll man dann Karl Friedrichs Glück
Und Güte noch erzählen, —

nur gehört er nicht in die Ausgaben für die Nichtgelehrten.

Goethe war ein guter, kein ausgezeichneter Übersetzer in Prosa: sein Cellini und Rameaus Neffe erweisen dies. Zum Nachdichter in Versen, zumal in gereimten, fehlte ihm die Geduld. Nach seiner Ansicht müsse sich der letzte Gehalt eines fremden Dichterwerkes auch in schlichter Prosa, ja in dieser am reinsten, offenbaren: so entschlug er sich denn bei seinen Übersetzungen ausländischer Poesie meist des Reims und hielt nur durch den Versbau den Stimmklang der Vorlage fest.

Aus Byrons Manfred wurde der Bannspruch übersetzt, mit manchen Härten, doch im Tone wirkungsvoll. — Manzonis großartige Ode auf Napoleons Tod: Der fünfte Mai hat in Goethes reimloser Wiedergabe viel verloren; auffallenderweise wandelte er den rhythmisch so markig männlichen letzten Vers jeder Strophe in einen weibischen und schwächte dadurch den Eindruck noch mehr.

Wo die Vorlage reimlos war, wie in den schönen neugriechischen Volksliedern, da ist Goethen die Umdichtung durchaus gelungen, und die des Gedichtes vom Charon erzeugt nahezu den Eindruck der schaurig schönen Vorlage. Goethe hatte sich mit Hilfe einer französischen Übersetzung in die Sprache dieser Volkslieder gut eingelesen, sogar über die neugriechische Namensform des zum Todesreiter gewordenen Kahnführers der altgriechischen Unterwelt eine zutreffende Anmerkung verfaßt. — Über einige andre Übersetzungsversuche wird bei Goethes Verhältnis zu Byron zu sprechen sein.

*

Bis in die ersten Schiller-Jahre reicht der Plan zu der ‚Novelle' zurück, in die Zeit der letzten Feile an Hermann und Dorothea (Frühling 1797). Ursprünglich war ein kleines Epos ‚Die Jagd' beabsichtigt, eine ‚Löwen- und Tigergeschichte', wie der halbeingeweihte Schiller sie schon damals nannte. Im Oktober 1826 heißt es in einem Brief an W. von Humboldt: ‚Beim Untersuchen alter Papiere finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn prosaisch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug kursiert', damals wie ja noch heute. ‚Wir wollen es die Novelle nennen,' sagte Goethe zu Eckermann; ‚denn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit'. Mit symbolischer Absicht wurde beim Druck daraus noch einfacher: ‚Novelle', also die Novelle an sich, gleichsam Musterbeispiel der ganzen Kunstgattung. Als ein solches werden wir diese letzte selbständige Dichtung Goethes doch nicht ansehen: der recht dünne Kern, das Einfangen eines Schaubude-Löwen durch das Flöte blasende Kind des Tierwärters, reicht für eine Novelle, trotz dem Beiwerk der fürstlichen Zuschauer, trotz der Andeutung einer hoffnungslosen Liebe des Stalljunkers Honorio zur Fürstin, nicht hin, und aus dem von Heyse mit Recht geforderten ‚Novellen-Falken' ist hier ein recht unbedeutender Vogel geworden.

Goethes Alterstil äußert sich weniger in Sprachschnörkeleien als im Schönen und Tönen auch des Furchtbaren und Aufregenden. Man prüfe z. B. die gemächliche Schilderei der Verfolgung der Fürstin durch den Tiger, doch sicher ‚einer

sich ereigneten unerhörten Begebenheit': ‚Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich stark auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf; aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle.' Die Reden des Tierwärters und seines Weibes sowie des Schloßvoigts sind genau so edel stilisiert wie die des fürstlichen Ehepaares; ja der Wärter hält ‚mit anständigem Enthusiasmus' eine lange herrliche Rede in Goethes schönster Naturverherrlichungssprache zum ‚Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit'. —Wenn gar am Schlusse von der Denkmöglichkeit gesprochen wird, ‚daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Tierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können', so kommt einem unwillkürlich der Name eines sehr bekannten humorvollen neueren Tiermalers auf die Lippen.

*

Das für uns wichtigste Prosawerk aus Goethes letzten Jahren ist die Herausgabe seines **Briefwechsels mit Schiller.** Die Sichtung wurde im Herbst 1824 begonnen: ‚Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expektorieren. Mir ist es dabei wunderlich zu Mute, und ich erfahre, was ich einmal war' (an Zelter, 30. 10. 1824). Das Werk erschien in den Jahren 1828 und 1829, mit einer Widmung (Werke 16, 82) an den Bayernkönig Ludwig 1., einen besondern Verehrer Schillers.

Das bis hierher aufgesparte Urteil Goethes über Schiller als Briefschreiber lautet:

> Meine Briefe kammen an innerm und selbständigem Werl den Schillerschen nicht bei; er war geneigter zum Reflektieren über Personen und Schriften als ich, und seine höchst freien, brieflichen Äußerungen sind als unbedingter, augenblicklicher Erguß ganz unschätzbar. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich auch durch Leiden und Quengeleien des Tages dem Beschauer oft verkümmert ward; doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten, buntgrauen Erdenlebens.

Über den unvergleichlichen Wert dieser in der Weltliteratur einzigen Briefsammlung braucht deutschen Lesern nichts aus dem Eignen hier gesagt zu werden. Mit Ausnahme vereinzelter Bosheiten, so Wilhelm Schlegels und Börnes, wurde das Werk von allen Edlen mit einer uns noch heute rührenden Begeisterung aufgenommen. In einem herrlichen Brief schildert Mörike die Wirkung des ersten Lesens:

> Ich stand bald mitten in heiliger klassischer Atmasphäre, las endlich sachte und sachter, ja ich hielt mit dem Atem an, die ruhige, tiefe Fläche nicht zu stören, in deren Abgrund ich nun senkrecht meinen Blick herunterließ, als dürfte ich die Seele der Kunst anschauen. — Mein Kopf war aufs äußerste angespannt, meine Gedanken liefen gleichsam auf den Zehenspitzen, ich lag wie über mich selbst hinausgerückt und fühlte mich neben aller Feierlichkeit doch unaussprechlich vergnügt. Statt mich niederzuschlagen, hatte der Geist dieser beiden Männer eher die andere Wirkung auf mich.

An andrer Stelle heißt es bei Mörike: ‚Ich pries mich glücklich im blauen Tage der Poesie, deren Herz man in diesem Buche in abgemessnen, langsam vorgezählten Pulsen schlagen hören kann.‘

Aus der Fülle der in verschiedenen Zeitschriften verstreuten großen und kleinen Prosaarbeiten der letzten Jahre, meist kritischen Inhalts, werden hier nur die bedeutsameren herausgehoben. Auch so ergibt sich das Gesamtbild eines schier schrankenlosen literarischen Weltblickes. Von der serbischen zur spanischen Dichtung, von den litauischen Volksliedern zur chinesischen Kunstlyrik, von den neugriechischen Tragudia zum Neudruck der ersten Ausgabe von Shakespeares Hamlet, von Homers Ilias zum Nibelungenliede —: Goethes, des siebzig- und achtzigjährigen, Geist verschmäht keine Äußerung echtdichterischen Wesens. Rückerts schönes Wort: ‚Die Poesie in allen ihren Zungen Ist dem Geweihten eine Sprache nur‘ gilt von keinem so lebendig wie von Goethe. Wie er in den Wanderjahren ein Aufsteigen von der engen Hausfrömmigkeit zur Weltfrömmigkeit vorausverkündete, so sah er in den Wirkungen einer bewußten Weltliteratur mit der ‚Richtung auf das allgemein Menschliche‘ die Möglichkeit, daß,

> wenn sie auch keinen allgemeinen Frieden einleite, doch der unvermeidliche Streit nach und nach säßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig. — Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Von Goethes Aufsätzen über deutsche Gegenstände ist einer der wichtigsten der Deutsche Sprache (Werke 16, 52) überschriebene, angeregt durch den Aufsatz eines Schweizers Karl Ruckstuhl: ‚Von der Ausbildung der deutschen Sprache‘. Der letzte Absatz über Reinigung und Bereicherung der Muttersprache wird zweckdienlicher in dem Abschnitt über Goethes eigne Sprache betrachtet (vgl. S. 857).

Aus einem nicht genau ermittelten Jahr, wohl bald nach den Freiheitskriegen, stammt der eigentümliche Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen, also zu einer nachmals noch viel wichtiger gewordenen Frage. Goethe macht den Vorschlag, auf die polnischen Volksteile Preußens durch umherziehende deutsche Theatergesellschaften zu wirken, die aber nur kleine Familienstückchen spielen dürften. Die volle Schwierigkeit der Verdeutschung der östlichen Landesteile konnte er noch nicht würdigen, obwohl er voraussah, daß ‚ein innerer Krieg noch lange fortdaure, wenn der eroberte Staat von dem erobernden an Sprache und Sitte verschieden ist‘.

Rückerts durch den Diwan angeregte ‚Östliche Rosen‘ wurden freundlich angezeigt, über Platens Gaselen ein paar oberflächliche Lobesworte angeschlossen (1822).

Mit besonderer Freude gab er der angekündigten Fortsetzung von Justus Mösers Osnabrückischer Geschichte ein Geleitwort auf den Weg (Werke 16, 72): er gedachte der Zeit, als er ihn zuerst gelesen, und dessen, was er ihm für die

wichtigste Wende seines Lebens verdankte (vgl. S. 254). Als ‚einen Hauch dieses himmlischen Geistes' erwähnt er Mösers Aufsatz ‚Über den Aberglauben unserer Vorfahren' und knüpft daran seine eigne Betrachtung: ‚Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens', doch nicht um den Aberglauben zu verteidigen; denn ‚die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt, der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehn, je mehr man sich gegen sie sträubt'.

Eine kurze Abhandlung Über das Lehrgedicht (1825; Werke 16, 76) setzt gleich scharf ein: ‚Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge.' Er gibt zu: ‚Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich', und bleibt dabei: ‚Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik'. Nichtsdestoweniger schreibt er, der Dichter der Metamorphose der Pflanze: ‚Selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgendein Kapitel des Wissenswerten also behandelt zu haben.'

In der Anzeige eines Neudrucks des ersten Hamlet von 1603, einer der sogenannten Quarto-Ausgaben, stehen manche feine Beobachtungen, so die über des Geistes ‚Kleidung' im Gespräch mit der Königin. Darin kehrt der Siebenundsiebzigjährige wieder zu seiner schrankenlosen Jugendbewunderung Shakespeares zurück. Jene erste Ausgabe hat ihn abermals überzeugt, ‚daß Shakespeare wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforschlich bleibe; denn wir sämtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen'.

Aus dem schon einmal (S. 661) erwähnten Aufsatz über Tiecks ‚Dramaturgische Blätter' (1826) ist noch der Schluß über Schillers Wallenstein bemerkenswert: ‚Die meisten Stellen, an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tötenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus.'

Der erst aus dem Nachloß veröffentlichte Entwurf zur Anzeige der Simrockschen Übersetzung des Nibelungenliedes (1827) besteht größtenteils nur aus abgerissnen ganz kurzen Sätzen, beweist aber die eindringende Teilnahme Goethes an dem ihm spät bekannt gewordenen Werke. Er wirft die Vermerke hin:

Die Motive sind durchaus grundheidnisch. Keine Spur von einer waltenden Gottheit. Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde [den Nibelungen] angehörig und überlassen. Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluß. Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. Alles ist derb und tüchtig von Hause aus. Dabei von der gröbsten Roheit und Härte.

Als ein letztes Vermächtnis des Altvaters deutscher Literatur an das nach ihm kommende Geschlecht kann sein erst im Nachlaß aufgefundenes Blatt: Noch ein Wort für junge Dichter (Werke 16, 85) gelten. Es knüpft an eine frühere ‚wohlgemeinte Erwiderung' an, in der es geheißen hatte: ‚Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem

Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken.' Damals hatte er gewarnt, aus solchem Vermögen nicht etwa zu schließen, daß nun das Leben ganz an die Dichtung hinzugeben sei:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

In dem ergänzenden Wort für junge Dichter verwahrt er sich gegen den Namen Meister als eines Mannes, unter dessen Anleitung wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen. Daran schließt sich das berühmte Endurteil über sich selbst:

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zutage fördern wird. — Poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens.

Vierter Abschnitt.

Goethes Sprache und Stil.

Eine (der Feen) noch trat im Reigen hervor,
Raunend mit fein bewegten Lippen
Küßte sie deinen Kindermund;
Mit dem Gedanken, sagte sie, sei dir
Unbefohlen das Wort zur Hand,
Eines mit ihm, geboren mit ihm!
In einem Momente mit der Stimmung
Summe und klinge im innern Ohr
Die Weise, der Ton, der Akzente Rhythmus
Und des Lautklangs seelische Farbe!
Schöpfe am Quell, mein Liebling, du! (Vischer.)

Nach den Werken das Werkzeug: Goethes Sprache in Prosa und Vers. Ihr bis heute andauerndes Fortwirken kann nicht leicht überschätzt werden; verstiegenes Verhimmeln ist als irreführend abzuweisen.

Goethes schöpferische Sprachkunst hat bei keinem Volke ihresgleichen, für Deutschland nicht einmal bei Luther. Ein feiner Sprachwähler ist dieser gewesen gegenüber dem vorhandenen deutschen Sprachschatz, viel weniger ein neubildender Künstler. ‚Goethe besitzt', so heißt es bei Jakob Grimm, ‚eine so seltene und vorragende Sprachgewalt, daß insgemein kein anderer unserer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichtut'. Dies ist ein ruhmvolles, sachliches Urteil. Götzendienerei hingegen ist das Gerede seines Neffen Herman Grimm: ‚Klopstock, Lessing und Winckelmann hatten ihr eignes Deutsch zu schaffen gesucht, alle drei aber ohne durchgreifenden Erfolg.' Dies ist auch geschichtlich grundfalsch. Vor Goethes ersten Prosawerken gab es einen trefflichen deutschen Stil in einer durchgebildeten Prosasprache. Außer Lessing und Winckelmann, zwei Klassikern deutschen Stils und deutscher Sprache, hatten Schriftsteller wie Möser, Abbt, Garve, Lichtenberg, Hamann, Wieland, Herder ein Deutsch geschrieben, von dem Goethe

sehr viel gelernt hat. Sein Verdienst der Fortbildung der überkommenen Prosasprache wird hierdurch nicht vermindert. Goethe selbst hat solche ‚sansculottischen' Bausch- und Bogenurteile über die deutsche Prosa vor und neben ihm in einem scharfen Aufsatz bekämpft (vgl. S. 621) und er hat später in der Abhandlung ‚Deutsche Literatur' von 1817 ausdrücklich auf die vollkommne Ausbildung unsrer Sprache durch vielseitige Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts hingewiesen.

Mehr als einmal hat sich Goethe, halb im Ernst, halb im scherzenden Unmut, über die deutsche Sprache beklagt. ‚Die barbarische, die unglückliche deutsche Sprache gegenüber der italienischen' nennt er sie (an die Stein, 26. 1. 1786), und in einem der Venezianischen Epigramme heißt es:

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meist will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt!

In einem andern nennt er gar die deutsche Sprache den schlechtesten Stoff für Leben und Kunst. Indessen jeder solcher Äußerung lassen sich rühmende Worte über sein geliebtes Deutsch gegenüberstellen, über ‚die ihm alle Tage teurer gewordene geliebte Muttersprache', die ihm ‚ein Vaterland, eine Sprache, einen Stil gegeben'.

Das Recht, das einem deutschen Kaiser einst bestritten wurde: über der Grammatik zu stehen, hat sich Goethe mit Fug zugesprochen, denn er und seinesgleichen schaffen uns ja das Ding, das Grammatik heißt. Die strenge Schulmeisterei verbietet uns leider mit Erfolg selbst die maßvolle Nachahmung mancher edler und kühner Freiheit in Goethes Sprache und Stil. Von Hamann hatte er in Herders Wiedergabe gelernt: ‚Die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum'; Hamann hatte noch hinzugefügt: ‚eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit'. Dies ward gegen die Schulfuchserei der Gottsched und Genossen geschrieben. Natürlich ist nicht jedem Schreiber erlaubt, was Goethe zur Not und nur mit Geltung für sich wagen durfte, Eigenmächtigkeiten wie: ‚bargner (verbargner) Sinn' (Urfaust), ‚flohene (entflohene) Freuden' (Erwin und Elmire), ‚Dem fehlt's an Dies, dem fehlt's an Das' (Diwan). Nur bei Goethe dulden wir Satzgefüge wie: ‚In einem anständigen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit sein Element' (Wilhelm Meister), oder gar: ‚In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes.' Hingegen beneiden wir ihn um gewisse anmutige und unschädliche Eigenheiten wie: ‚In dem Wert und Würde', ‚froh und trüber Zeit' und um die ihm gewohnte volkstümlich freie Behandlung der Nebensätze: ‚Zwölf Verse, die Du, hasse ich, schön finden und in allem Sinne damit zufrieden sein sollest.'

Seinen Wort- und Formenvorrat entnahm Goethe nicht bloß der Schriftsprache. Gottscheds gleichmachende Sprachmeisterei war ihm, der als Knabe und Jüngling sich seiner mainfränkischen Mundart erfreut hatte, tief verhaßt, wie überhaupt die angemaßte Sprachherrschaft nichtdichterischer Schriftsteller. Der Mundart, nicht bloß der eignen, hat Goethe immerdar das Wort geredet:

‚Sie ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.‘ Gegen die Gleichmacherei in der deutschen Sprechsprache und zu gunsten der Mundarten heißt es einmal:

Gar unbedachte Reden; es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich, die seltsamste Sprachmengerei zu Verderbnis des guten sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will? (in einer Besprechung des mundartlichen Lustspiels ‚Der Pfingstmontag‘ von dem Elsässer Arnold).

Im Urfaust steht solch Frankfurter-Deutsch wie Liedcher, Doktors, Professors, Frauns; einiges davon noch im Urmeister. Frankfurtisch sind Reime wie neige und reiche, docendo und memento, wiewohl er selbst sich über die thüringische Verwechselung von t und d lustig macht. In den Fastnachtspielen wimmelt es von Frankfurtischen Eigenheiten wie: hunten (hier unten), haußen, räsfeln, Bubens, Maidels, Bratens, Geschlapp, dem ausgezeichneten ‚Geles‘ für Lektüre. In so hochgestilte Dichtungen wie Pandora und den zweiten Faust nimmt er süddeutsche Formen auf wie ‚abegewendet‘ und ‚abestürzt‘. Bis ins Greisenalter verfiel Goethe, zumal in der Aufregung, in sein angestammtes Frankfurtisch, und Wilhelm Grimm überliefert die Verteidigung seiner Mundart: ‚Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.‘

Nicht gering zu schätzen ist der sprachbauliche Einfluß des Französischen seit den Knabentagen und dessen stete Auffrischung durch den Verkehr mit allerlei französelnden Menschen an den deutschen Höfen. In Goethes frühesten Schriften stehen zwischen deutschen Derbheiten französische Wendungen. An Cornelia schreibt er: ‚Ihr andern kleinen Mädchen‘ (vous autres), und dieser Gebrauch des französischen autres dauert fort. ‚Ich komme das größte Glück gehabt zu haben‘ (je viens de) heißt es in einem andern Brief an Cornelia, und im Urfaust sagt Gretchen nach französisch-frankfurter Art: ‚Und macht doch eben so warm nicht draus‘. In dem ‚Brief des Pastors‘ steht: ‚gutdenkende Gemüter nicht mit Worten bezahlen‘ (payer de mots). ‚So laßt es mir durch Eintracht sehn‘ ist kein vereinzelter Fall des französischen Drittfalles bei ‚lassen‘ (faire). Im Urmeister steht ‚Er hatte zu wenig Gebrauch von der Welt‘, was erst verständlich wird, wenn man es als Übersetzung aus ‚usage du monde‘ nimmt. In der ‚Italienischen Reise‘ gibt man sich die Folter (se donner le tourment). An Schiller schreibt Goethe einmal: ‚Der Herzog ist für [pour] Eisenach und Kassel verreist.‘ In den Annalen ist der Satz: ‚So wußten wir nicht, welchem Heiligen wir uns widmen sollten‘, eine Übersetzung von ‚à quel saint nous vouer‘, und die Wendung zu Eckermann: ‚Es ist ein Meer auszutrinken, wenn man —‘ ist nicht deutsch, sondern französisch (c'est une mer à boire). Indessen solch Vertauschen zweier Sprachgebräuche bei einem Manne der großen Welt wie Goethe ist leicht begreiflich, übrigens verhältnismäßig selten. Von dem viel stärkern Einfluß des Französischen auf Satzbau und Stil Goethes ist weiterhin zu sprechen.

Goethe ſchrieb und ſprach das Franzöſiſche geläufig, ohne es je vollkommen zu beherrſchen, ſo wenig wie Bismarck, ſo wenig wie irgendeiner der ganz Großen je zwei Sprachen gleichmäßig beherrſcht hat. In Goethes wie in Bismarcks franzöſiſchen Briefen ſtehen die erfreulichſten Deutſchwendungen zum Beweiſe für die Alleinherrſcherrolle der Sprache im innerſten Seelenleben. Ohne Not ſchrieb Goethe in keiner fremden Sprache; an die Staël z. B. mit richtigem Takte deutſch, um vor dieſer großen Stilkünſtlerin nicht wie ein Stümper zu erſcheinen.

*

Noch mehr als Shakeſpeares Sprache iſt Goethes *bibliſch* gefärbt, das heißt Lutheriſch. ‚Die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe (der Bibel), alles hat ſich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weiſe wirkſam geweſen.‘ Keiner unſrer großen Dichter hat bis in ſeine erhabenſten, bibelfremdeſten Dichtungen hinein ſo viel bibliſche Sprachfarbe übertragen. Vergleiche wie des Zuſtandes deutſcher Literatur mit einer durch die Gottſchediſchen Gewäſſer verurſachten Sündflut; ſeines geiſtigen Ringens mit Herder und Jakobs mit dem Engel; des Lebensganges Wilhelm Meiſters mit Saul, der des Vaters Eſelin ſuchte und ein Königreich fand; der Benutzung des Satzes im Buche Tobiä: ‚Herr, er will mich freſſen‘ für die Rede zum Shakeſpeares-Tag; die treffliche Verdeutſchung von Royaliſten durch königiſch nach Luthers Gebrauch (Johannes 4, 47); der ‚ſchellenlaute Tor‘ im Fauſt nach dem erſten Korintherbrief; ‚die Augen gingen ihm über‘ im König in Thule nach dem Satze bei Johannes: ‚Und Jeſu gingen die Augen über; die ‚Gnadenpforte‘ im Vorſpiel zum Fauſt nach Matthäus 7, 13; — ſchwerlich ſind dieſe Beiſpiele nur der tauſendſte Teil bibliſchen Sprachgebrauchs in Goethes Werken. Nicht minder reich an Lutheriſchen Wendungen ſind ſeine Briefe und Geſpräche.

Goethes Sprache iſt durchweg *Dichterſprache*: er ſieht beim Schreiben und Sprechen alle Sachbilder, die hinter den Worten hervorſchimmern. Luther, Leſſing und in neuſter Zeit Bismarck, waren hervorragende Bildner und Bilderer in Worten; Goethes Deutſch, das bildlichſte, das je geſchrieben ward, geht an Sichtigkeit der Rede über alle weit hinaus. ‚Gleichniſſe dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich ſonſt nicht zu erklären.‘ Man leſe die Briefe ſeiner Mutter, um Goethes beſte Gleichnisſchule neben der Bibel zu erkennen. Der Schädelforſcher Gall hatte ihm 1805 auf den Kopf zugeſagt, er könne den Mund nicht auftun, ohne einen Tropus (Bildwendung) auszuſprechen. Durch ihre ſtrotzende Bildlichkeit werden Eckermonns und Müllers Niederſchriften Goethiſcher Geſpräche als echt bekräftigt. Den ewigen Gleichnismacher nennt er ſich an die Stein, und ein ander Mal zu ihr: ‚In Gleichniſſen laufe ich mit Sanchos Sprichwörtern um die Wette.‘ Es gibt in der Tat nur noch den Don Quijote mit gleichem oder größerem Bilderreichtum.

Für Goethes *Bilderſprache* bietet dieſes Buch auf mehr als hundert Seiten die ſchönſten Proben. Alle Herzensempfindungen, dichteriſche Vorgänge,

naturwissenschaftliche und politische Ereignisse gestalten sich ihm zu Bildern. Der Enthusiasmus ist je nachdem eine Auster oder ein Hering; zwei Freunde wie er und der Herzog kommen einander immer näher und näher, ‚denn Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen'. Oder er und Lavater stehen zueinander wie ‚zwei Schützen, die, mit den Rücken aneinander lehnend, nach ganz verschiedenen Zielen schießen'. Die welkende Blüte des Vertrauens, die Sandbänke der Zeitlichkeit, die Gedichte als gemalte Fensterscheiben, die Geschichte der Wissenschaft als eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen; das große italienische Gastmahl im Gegensatze zum Abhub des nordischen Katzentisches; die Gehaltlosigkeit in Platens Dramen, gleich einem Kork, der auf dem Wasser schwimmt und keinen Eindruck macht; ein wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegender Gedanke — nur der Raum zwingt zum Abbrechen.

Unerschöpflich ist Goethe in Gleichnisformen für sein eignes Leben. Die sich hoch in die Luft spitzende Pyramide seines Daseins, die klingelnde Schlittenfahrt seiner Jugendtage, die Pelikannatur des Dichters des Werther, sein dem Geier gleich schwebendes Lied. Und dann die spaßigen Selbstvergleichungen: mit einem Käse, mit einer Ratte, die Gift gefressen, mit einem Frosch, einem Strumpf, und die allerschönste: ‚Ich komme mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratene Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen.'

Beschert unsern Enkeln die Goethe-Wissenschaft, die bisher überwiegend durchaus unwissenschaftlich hat erforschen wollen, woher Goethe sein Dichten gehabt, — beschert sie der deutschen Bildungswelt aus wahrhaft wissenschaftlicher Tätigkeit dermaleinst ein umfassendes Werk über des Meisters Wortschatz, so wird sich daraus ergeben, wie unübersehbare Bereicherung ihm unsre deutsche Sprache verdankt. Sprachschöpferisch seit den frühesten Jugendschriften, hat Goethes Neubildungskraft im Alter eher zu- als abgenommen. Schon in den ersten Werken bricht sein kühnes Streben zu Tage, über die Gewohnheitsrede, über die ihm vorangehende Dichtersprache hinauszudringen. In einem Brief an Cornelia von 1766 schildert er Menschen als ‚so seitwärts schielerisch'; dem Wörterbuch seiner Jugendsprache gehören an Neugebilde wie markleer, freudmutig, Seelenruhgenuß, Knabenmorgenblütenträume, krausborstig, liebwürdig, gastoffen, Weltwirrwesen, schellenlaut, Brandschandmalgeburt. Bildreiche Zusammensetzungen begegnen uns nahezu auf jeder Seite in Werken und Briefen, und vieles davon hat sich bis heute lebendig erhalten. Von Goethe wurden zuerst geschrieben: Wonneschauer, Wonnegraus, Sternenall, die Lebensfluten und der Tatensturm, Sprechergewicht, Reuschritte, Wechselnichtigkeit (von der leeren Briefschreiberei des Gleimschen Kreises). Prächtige Neubildungen mit starker Bildkraft finden sich besonders im zweiten Faust: Ameiswimmelhaufen, Pappelzitterzweig, Flügelflatterschlagen, Lächelmund und das schöne Mitsinn statt Sympathie. Umwelt, dieses vortreffliche, sinnenhafte, dem Dänen Öhlenschläger nach-

geschriebene Wort statt des überflüssigen modegeckischen Milieu, steht im Wilhelm Meister; wie auch schon bei Goethe der Übermensch vorkommt.

Nicht bloß im Zusammensetzen von Begriffswörtern zeigt sich Goethes sprachliche Neubildnerei. Mit den einfachsten, kühn angewandten Mitteln ruft er lebensvolle Neuschöpfungen hervor und könnte uns lehren, welches Reichtums unsre Sprache, selbst nach ihrer dreihundertjährigen Verarmung durch die fremdwörtelnde Eitelkeit, unter der Feder des rechten Schatzmeisters fähig wäre. Anempfinden und Anempfinderin; entwirken; das in neuster Zeit zum wissenschaftlichen Modewort gemachte Abklingen; Buntheit, Halbheit, gewichtig, das Zeitwort schrillen — lauter Goethische Neubildungen.

*

‚Die größten Menschen hängen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen'; unser größter Sprachschöpfer und Sprachkünstler mit dem seinigen, dem 18ten, durch sein Verhältnis zur überkommenen **Fremdwörterei.** Unsre heutigen Welscher verteidigen ihre aus eitlem Gelehrttun und Unbegabung zu edler Reinheit fließende Sprachflickerei gern durch Berufen auf Goethes Beispiel. Dies wäre höchst unziemlich, selbst wenn Goethe ein Fremdwörtler heißen dürfte; denn wir ertragen die Fremdsprachlichkeit Goethes in gewissen Prosawerken doch nur, weil er unser größter Dichter ist; — mit welchen eignen Meisterwerken aber können unsre Fremdwörtler ihr undeutsches kunstloses Kauderwelsch rechtfertigen?

Goethe war das Gegenteil eines Fremdwörtlers; der Grundzug seines Sprachwesens ist der zu reinem Deutsch; ja in gewissem Sinne muß Goethe als einer unsrer kühnsten ‚Puristen' gelten. Von frühauf zeigt sich bei diesem Großmeister deutscher Sprache ein triebmäßiger Widerwille gegen die Welscherei. Als Leipziger Student ermahnt er die Schwester, doch ja keine Fremdwörter zu gebrauchen. Für die erste Gesamtausgabe von 1787 strich er die Fremdlinge in Masse, obwohl er durch die Kanzleisprache seiner Weimarischen Elf Jahre an die ärgste Fremdländerei gewöhnt war, an solch Zeug wie reskribieren, institulieren, submissest, Deliberation, Inkumbenz, Responsabilität usw. Als Goethe für eine neue Ausgabe der gesammelten Werke 1805/06 den Wilhelm Meister abermals durchsah, merzte er eine ziemlich große Anzahl Fremdwörter sprachkräftig aus. Aber schon im Urmeister stoßen wir auf solche absichtsvolle Verdeutschungen von damals und heute landläufigen Fremdwörtern: ‚lange Stücke von 5 Handlungen' (Akte), ‚Der Graf klatschte (applaudierte) ihm immer mehr', ‚Tonkünstler (Musiker) und Schauspieler'. Man lese das über die bewußte Ausmerzung von Fremdwörtern in seinen Jugendwerken Gesagte nach (vgl. S. 145).

Daß seine Lieder fast ganz sprachrein sind, versteht sich von selbst: die Kunst verschmäht das rohe Beflicken des Feiergewandes deutscher Rede mit fremden Lappen. Je erhabener das Dichterwerk, je tiefer dessen seelischer Gehalt, desto deutscher wird Goethes Sprache. In der Iphigenie gibt es überhaupt kein Fremdwort, denn Triumph, Flor, Port sind schon Lehnwörter und werden längst

nicht mehr als fremd empfunden. Doch schon in einer jugendlichen Prosaschrift hohen Stils, ‚Von deutscher Baukunst', gibt es auf 13 Druckseiten nur 2 Fremdwörter. Der Tasso ist so gut wie rein; in beiden Teilen des Faust zusammengenommen kommen nur gegen 200 Fremdwörter vor, davon manche unentbehrliche. Im ganzen Egmont stehen nur 24 fremde Wörter, die meisten durch die Zeitfarbe des Dramas entschuldigt.

An Riemer sendet er 1813 die Ermächtigung, ‚die Fremdworte aus der Handschrift [von Dichtung und Wahrheit] zu tilgen, insofern es möglich und rätlich, wie wir auch schon früher getan haben'. An den Regierungsrat Schultz schreibt er 1816 zwar von den Umschweifen, zu denen man beim Verdeutschen von Fremdwörtern gelegentlich gezwungen sei, fügt aber nachdrückliche Worte hinzu über die ‚Sprachreinigkeit, der wir uns doch auf alle Weise zu fügen Ursache haben'. Wohl tadelt er die Zudringlichkeit gewisser geistloser Sprachreiniger, billigt jedoch das Bemühen, ‚eine durch Mengsal entstellte Sprache wiederherzustellen'. An einen wenig bekannten Blumenthal schrieb er über den unausbleiblichen Entwicklungsgang der deutschen Sprache zur Reinheit (28. 5. 1819):

> Man falle sich durch die Deutschtümelei nicht irre machen lassen. Selbst der beste Zweck wird immer getrübt und verschoben; aber dem ohngeachtet wird das Treffliche gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar dadurch veranlaßt. Und so werden Sie erleben, daß Wert und Würde unserer Ahnherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache.

Zahlreiche, zum Teil ausführliche, Aussprüche Goethes ermöglichen die genaue Kennzeichnung seines Standpunktes zur Sprachreinheit. ‚Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen' (in dem Aufsatz ‚Deutsche Sprache', Werke 16, 52, aus Anlaß der Schrift von Ruckstuhl, vgl. S. 849). — ‚Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben [der Sprache] hervorbringt' (ebenda). Geistlose Sprachmeisterer hatten sich zu Ende des 18. Jahrhunderts in Sprachfragen anmaßlich breitgemacht, und deren Eingriffe in das Recht, das nur den guten Schriftstellern zustände, wollte sich Goethe nicht gefallen lassen. Man begreift seinen Widerwillen gegen einen höchst verdienstvollen Wortbildner wie Campe und seine schwächlichen Nachtreter, wenn man die Albernheiten in den ‚Beiträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache' liest, die seit 1795 unter Campes Leitung erschienen. Da hatte man ihm ein Wort wie ‚tiefgeheimnisvoll' angestrichen, weil man weder ‚Tiefgeheimnis' noch ‚tiefvoll' sagen könne. ‚Mein blutend Herz' in der Iphigenie hatte ihm ein unwissender Schulmeister gerügt: es müsse heißen ‚mein blutendes Herz', denn man sage ja auch nicht ‚mein schön Haus'. Oder man hatte ihm den Vers: ‚Man spricht vergebens viel, um zu versagen' verballhornen wollen in ‚wenn man versagt'.

Sich von solchen Wortklaubern seine Sprache vorschreiben zu lassen, war

Goethen freilich nicht zuzumuten. Und wenn das löbliche Beſtreben zur Sprachreinheit überwiegend von ſolchen Schulfüchſen ausging, ſo begreift man, daß Goethe, einer unſrer größten Sprachreiniger, von ihnen abrückte, ja ſie heftig bekämpfte. Nach ſeiner leidenſchaftlichen Art dann aber gleich mit ungerechten Übertreibungen. Da wetterte er in dem Gedicht von 1816 ‚Die Sprachreiniger‘: ‚Deutſchland ſoll ſich wohl rein iſolieren, ſoll einen Peſtkordon um die Grenzen führen‘, — was Campen nicht eingefallen war. Oder er verſtieg ſich zu ſolchen unhaltbaren Ausſprüchen wie: ‚Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen ſoll, in welchem eine andere Sprache viel mehr oder Zarteres gefaßt hat.‘ Unhaltbar, denn das Befolgen dieſes Grundſatzes würde zur völligen Verwilderung unſrer Sprache führen. Indeſſen man beachte: nur den ‚negativen Purismus‘ verwarf Goethe, nur die bloße Ablehnung eines Fremdwortes, nicht den neuſchöpferiſchen vollwertigen Erſatz durch ein gutes deutſches Wort. So entzieht ſich auch dieſer ſtärkſte Ausſpruch Goethes der Ausbeutung durch die berufsmäßigen Fremdwörtler.

Zum Glück hat Goethe ſeinen Zorn gegen die Sprachmeiſterer nur durch Worte, nicht durch eigenſinnige Taten bekundet. Er ſchalt auf die Puriſten und — lernte von ihnen. Ein ganz ähnlicher Vorgang wie im Jahr 1889 die berüchtigte anmaßende Erklärung einiger guter, vieler mittelmäßiger und ſehr ſchlechter Schriftſteller unter Führung Erich Schmidts gegen die von ihm entſtellten Beſtrebungen des Deutſchen Sprachvereins. Der berühmteſte Mitunterzeichner jener Erklärung, Guſtav Freytag, bekämpfte den hochverdienten Verein und — ſäuberte alsbald treulich nach deſſen Grundſätzen die neuen Auflagen ſeiner Werke von einigen hundert Fremdwörtern. Goethe machte ſich über Campe luſtig; dann kaufte er ſich deſſen Wörterbuch der Deutſchen Sprache für einen Dukaten und ſchrieb ſpöttiſch: ‚Ich bin bemüht, ſo viel daraus zu lernen, als dieſes Geldſtück wert iſt.‘ Das Gelernte war viel mehr als einen Dukaten wert, und Campe hatte alles Recht, Goethe vorzuhalten:

> Was unſern Glauben, daß die Benennungen ‚Puriſt‘ uſw. keine beſchimpfende, ſondern vielmehr eine ſchmeichelhafte Bedeutung haben müſſen, bis zur Gewißheit erhöht, iſt die Bemerkung, daß der Geheimrat von Goethe oft ſelbſt kühn und glücklich genug dem Geſchäfte der Verdeutſchung obliegt, daß er ſtatt der unſerer Sprache aufgebürdeten Fremdwörtern neue deutſche bildet, daß er ferner auch von Andern vorgeſchlagene Verdeutſchungen einen Platz in ſeinen Schriften gönnt.

Er führte als Goethiſche Anleihen bei den Sprachreinigern an: Beiweſen für Acceſſoria, untergelegte Pferde für Relais-Pferde, überſpringend für alternierend, das faſt überkühne Strengling für Rigoriſt. Ja das von Goethe ſo bewunderte ‚gegenſtändlich‘ war eine Schöpfung Campes für das abgedroſchene und mehrdeutige ‚objektiv‘ (S. 788).

Campe hätte ein paar Jahre ſpäter noch Hunderte von trefflichen Verdeutſchungen Goethes als Beweiſe für deſſen ‚Purismus‘, d. h. künſtleriſche Sauberkeit, anführen können. Beim Umarbeiten ſeiner Tagebücher und Briefe zur ‚Italieniſchen Reiſe‘ wandelte Goethe z. B. ſentiert in gefühlt, Inkongruität in Unſchicklichkeit, Aquädukt in Waſſerleitung, ſogar Botanik in Pflanzenkunde,

eine Antike in: ein Altertum. Wie bezeichnend sind auch seine absichtsvollen Verdeutschungen in diesem Werke, z. B. aus ‚propartionierlich' (im ersten Teilabdruck von 1787 im Merkur) in ‚verhältnismäßig', ‚Tableau von Neapel' in ‚Gemälde', ‚auf ein Volk kalkuliert' in ‚berechnet'.

In andern Werken Gaethes begegnen uns gleichfalls die kühnsten Versuche eines sprachschöpferischen Purismus; Neubildungen, die, von einem heutigen Freunde sprachlicher Reinheit gewagt, von unsern unverbesserlichen Welschern schnöde verhöhnt werden würden: Frömmling für Pietist; die van Campe zuerst vorgeschlagenen Verdeutschungen Ehrenpunkt, Selbstigkeit und selbstisch statt der angeblich unübersetzbaren point d'honneur, Egaismus und egoistisch. Sodann: Mächler, Geschwindschreiber, Einhelfer, Selbstlernerei, ewig, Irrgarten, umlaufen, bildhauerlich, ausheimisch, Luftsitz, geviert, eirund, Zweigesang, Gegenbilder statt: Faiseur, Stenograph, Souffleur, Autodidaktentum, absalut, Labyrinth, zirkulieren, plastisch, exatisch, Villa, quadratisch, oval, Duett, Pendants. In meinen ‚Deutschen Sprachschäpfern' habe ich 138 Schöpfungen Gaethes verzeichnet, die vornehmlich durch bewußte Verdeutschung von Fremdwärtern entstanden sind; hierin war ihm nur Campe, unser gräßter Verdeutscher von Beruf, überlegen.

Goethe begnügte sich fast niemals mit einer Verdeutschung, denn wie unerschöpflich reich ist ursre Sprachei Für zirkulieren z. B. schreibt er je nachdem: kreisen, noch kühner runden. Für Journalist gibt es bei ihm Zeitungschreiber, Tagesschreiber oder Blättler. Er wechselt zwischen Kurort und Heilort, ja er sucht etwas darin, sich und der damaligen Fremdwörtlerwelt durch die Tat zu beweisen, daß man, will sagen daß er, so gut wie gar keine Fremdwärter benätige. Scheinbar unersetzliche: Original, Prazeß, Disziplin, Generation, Trophäen, Vivat, Indifferenz werden gutdeutsch wiedergegeben mit Urbild, Rechtshandel, Mannszucht, Zeitgeschlecht, Kampfgewinste, Leberuf, Unteilnahme. Sogar falche Fremdwörter, die von ihren grundsätzlichen heutigen Gegnern einstweilen nach zur Nat geduldet werden, verwirst der Purist Gaethe. Statt Praxis schreibt er Ausübung, statt Harmonie Übereinstimmung, das Billet-doux macht er kühn zum Süßzettelchen, den Ratianalisten zum Menschenverständler. Aus Vicenza heißt es in einem Brief, er möchte ‚einen schnellen Lauf [Kursus] der Architektur machen'. Gesandtschaftsuntergeordnete statt Gesandtschaftsattachés wurde schan früher hervorgehoben.

Bis zuletzt beschäftigt ihn das Ausmerzen der Fremdwörter. Er beteiligt sich bei Jahanna Schopenhauer eifrig an der geselligen Arbeit guten Verdeutschens der Fremdlinge und schlägt z. B. ‚in der Schwebe sein' für balanzieren vor. Einzelne Fremdwärter reizen ihn zur Wut, ja das ‚niederträchtige Wort Kampasitian', da eine Kunstschöpfung nicht eine Zusammensetzung sei. Er verwirft die gebräuchlichsten Modefremdwörter, schreibt z. B. ‚das gesittete Europa', wazu die drallige Erklärung eines welschenden Germanisten aus jüngster Zeit lautet: ‚das zivilisierte Europa', weil wir ja sonst Goethes Deutsch nicht verstehen würden! Goethe kannte die fremdwörtelnden Gelehrten mit ihrem eitel hohlen

Lateingerede zum Verdecken der Gedankenarmut vortrefflich, als er ihnen den boshaften Rat gab: ‚Die Modernen sollen nur lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts Etwas zu machen haben.‘

Das von den stümpernden Fremdwörtlern so gern angeführte Wort des Meisters: ‚Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen‘, bezog sich auf solche verrannte einflußlose Narren, welche die Monatsnamen und Wörter wie Natur, Musik, Literatur und dergleichen ganz ausmerzen wollten. Campe hatte hieran nicht gedacht.

Goethe war ein Sohn des 18. Jahrhunderts, dieser Franzosenzeit Deutschlands. Nicht daß er, gleich den meisten guten deutschen Schriftstellern seiner Zeit, so viele gäng und gäbe Fremdwörter nachschrieb, hat für uns erziehlichen Wert; vielmehr daß er, in der Fremdwörterei des Zeitalters groß geworden, aus so sicherm Gefühl für die Unvereinbarkeit einer Flickensprache mit der Wortkunst, im Ganzen so herrlich rein geschrieben hat. Er, wie Schiller, wie dazumal alle Welt, hat sich in Briefen, Gesprächen und Schriften mindern Wertes mehr, als uns lieb und dem vollen Verständnis zuträglich ist, zuweilen gehen lassen. Selbst Verteidigern der Fremdwörterei wird manches ausheimische Wort bei Goethe halb oder ganz unverständlich sein, z. B. Chromagenesie, styptisch, Adiaphorie, anastomosiert, depotenziiert, Lokat, Parrhesie, Konzent, kohobieren, Acheminement; und bei dem Fürsten der deutschen Dichter und Schriftsteller auf etwas so Ungeheuerliches wie eine ‚equestre Statue‘ — nach Statue équestre — zu stoßen, ist doch wohl selbst für die eifrigsten Fremdwörtler betrübend. Es gibt manche Stelle bei Goethe, namentlich im Briefwechsel mit Schiller, die ohne Fremdwörterbuch auch dem Hochgebildeten dunkel bleibt. Mehr denn zweihundert Fremdwörter in Goethes Schriften sind inzwischen dem allgemeinen Schicksal jeder Unnatur verfallen: vergessen, vermufft, geschmacklos, ja lächerlich zu werden, sicher kein für die Lebensdauer eines Werkes unbedenklicher Vorgang. In nicht zu ferner Zukunft wird grade die Verehrung für Goethe dazu zwingen, eine Ausgabe seiner Prosaschriften zu veranstalten, in der alle unverständlich gewordene, vermoderte, künstlerisch störende Fremdbrocken durch Verdeutschungen ersetzt sind. An Rankes Werken hat man dieses notwendige Rettungswerk schon begonnen, mit dem besten Erfolge. Goethes Fremdwörter sind ja gar nicht Goethe, sondern 18. Jahrhundert mit seiner humanistischen und französischen Sprachverderbtheit, die wir überwunden haben oder haben sollten.

*

Die Betrachtung von **Goethes Stil** knüpft sich notwendig an sein klassisches Wort: ‚Im Ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern.‘ Goethe ist ein durch und durch ehrlicher Schriftsteller: er schreibt nur, wenn er wirklich etwas zu sagen hat; er bemäntelt nicht Mängel seines Wissens, Unvollkommenheiten seines Denkens durch einen täuschenden Wortschwall, besonders nicht durch mehrdeutige Fremdwörter. ‚Ich habe mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts

gedacht oder empfunden war, schien mir an Andern unerträglich, an mir unmöglich' (Annalen). Sein Trieb zur sprachlichen Redlichkeit machte ihn zum Feinde alles äußerlichen Aufputzes, der Schönheitelei, wie er das nannte. Da in allen sprachlichen Allgemeinheiten etwas Unschaubares, Ungefühltes, ja Unwahres liege — man erinnere sich seines Wortes über einen Begriff wie Menschheit (S. 790) —, so suchte er auf alle Weise die Wörter auf u n g zu vermeiden, zog das Erscheinen der Erscheinung vor, überhaupt, ganz so wie Bismarck, das Augenwort dem Gedankenwort.

Weil es Goethen vor dem Schreiben klar in der Seele war, darum zeigt jede von ihm geschriebene Seite die vornehmlichste Eigenschaft seines Stils: durchsichtige Klarheit. Seine Prosa ist nach Heines schönem Bilde ‚so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden'.

Erzogen wurde Goethes Wesensklarheit zum großen Teil in der Sprachschule der besten französischen Schriftsteller, von denen auch Lessing und Schiller ein gut Teil ihrer Prosa gelernt haben. Heute muß man sich ängstlich hüten, auf den Wert der französischen Prosa als eines Zuchtmittels hinzuweisen, weil die meisten unsrer äffischen Franzosenschüler nur kellnerhaftes Gespreize mit fremden Sprachbrocken, nicht die Vollkommenheit der innern Form aus dieser Schule davon tragen. Goethe hatte zum Teil von den Franzosen die hohe Kunst gelernt, alle menschliche Anliegen in einer jedermann verständlichen Sprache und mit den einfachsten Mitteln auszudrücken. Gradaus auf ihr Ziel drängt seine Prosa, ohne Rast, doch ohne Hast. Strenge Gedankenzucht wird in ihr geübt; kein Abschweifen noch Seitensprünge, daher auch keine Anmerkungen, werden geduldet; kurz, es gibt keinen schroffern Gegensatz als zwischen Goethes Stil und dem eines großen Teiles der deutschen Wissenschaft. Zu Falk verglich er einmal in seiner entzückenden Bildlichkeit ‚die deutschen Professoren und ihre mit Zitaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen hätten, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhöben, so daß man mit den Bestien garnicht vom Fleck komme, sondern über Wegstunden tagelang zubringe'. Man male sich aus, was Goethe zu einem seiner gelehrten Verehrer sagen würde, der fünf große Druckseiten braucht zu der, übrigens längst bekannten, Mitteilung, daß mit den ‚breiten Bettelsuppen' der Hexenküche die Rumfordschen Armensuppen gemeint sind.

Klarheit ist weit entfernt von Seichtheit. Man hüte sich, über Goethes quellwasserhelle Prosa leicht hinzulesen. Sein der Klarheit an Stärke fast gleichkommendes Hinneigen zum Sinnbild, zum Uneigentlichen, zu einer Gefühls- und Gedankenwelt hinter und über der Welt der Worte, zwingt den ernsten Goethe-Leser zum bedachtsamsten Wägen der Ausdrücke des Meisters, zumal in dessen eignen Lebensschilderungen. Man denke nur an die planvoll verschleiernde Sprache in den Abschnitten von Dichtung und Wahrheit über Sesenheim!

Goethes sogenannter Jugendstil ist nicht einheitlich; es gibt darin das Echte, das ganz Eigne, und es gibt Angeeignetes, ja Modisches. Modisch ist die Wildheit der Sprachformen des Satzbaues nach dem Muster der Stürmer und Dränger. Das Abkürzen, Zusammenziehen, Ausstaßen nahm bei der damaligen Schriftstellerjugend einen solchen Umfang an, daß aus der Rede ein Gestammel wurde. Den Jugendstil dieser Art, den der Feind aller Mode, Lichtenberg, treffend bezeichnete als die Sucht, ‚durch Prunkschnitzer die Sprache originell zu machen', findet man am reinsten in Goethes Fastnachtspielen und in den Jugendbriefen bis in die ersten Weimarer Jahre. Die Lust am Derben und Überderben waltet vor, um nur ja nicht in Weichseligkeit zu verfallen; also die Schreibart, die Goethe an Hans Sachs rühmte:

Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.

Doch unter dieser wildkrausen Oberfläche glüht der Gaethische Jugendstil des tiefen Gefühls, die Sprache der empfindungsvollen Verse im Satyros, im ganzen Werther, an den feierlichen Stellen schon des Urfaust, mitten zwischen den ausgelassensten nach der Art von Sturm und Drang, an solchen wie ‚O sähst du voller Mondenschein' dicht hinter den burschikosen Eingangsversen. Weil musenlose Erklärer keine Ahnung hatten von der gleichzeitigen Herrschaft eines großen Dichters über alle Stilarten, wurden früher solche Übergänge von Stil zu Stil in roher und zugleich dünkelhaft anmaßender Weise durch zeitliche Abstände des Ursprunges begründet. Das Auffinden des Urfaust hat all solchen wüsten Erklärereien, namentlich den berüchtigten Scherers, mit einem Schlage ein Ende gemacht.

Manches in Goethes Jugendsprache ist auf Klopstocks Einfluß zurückzuführen, sogar einige ihm abgelernte Ausdrücke, z. B. freudenhell und entjauchzen (Mahomets Gesang, Seefahrt). — Ganz vergessen hat Goethe seinen Jugendstil niemals: die Legende vom Hufeisen aus seinem 48ten Jahr, viele derbe Sprüche in Versen und Prosa bis in die letzten Tage bestätigen, daß der Stil eines Schriftstellers der Mensch selber ist, im Kern unveränderlich wie dieser. Geflucht, gedonnert und ‚pasquilliert' wie in den Straßburger, Frankfurter und ersten Weimarer Jahren hat Goethe bis zuletzt. Sätze, wie: ‚Mein Sohn wird in Italien seine eignen Wege gehen, das Lumpenpack kümmert sich viel um die Väter', oder der Zornausbruch gegen die sich schon damals aufdrängenden gelehrttuerischen Erschnüffler des ‚Erlebten und Erlernten' in Goethes Werken:

Für und wider zu dieser Stunde
Quengelt ihr schon seit vielen Jahren;
Was ich getan, ihr Lumpenhunde,
Werdet ihr nimmermehr erfahren —

oder das bis zur Undruckbarkeit grobe (vgl. S. 754) gegen dieselbe Gattung von Gelehrten, sie begegnen uns, als erquickliche Zeugnisse unzerstörbarer Jugend, Goethes ganzes Leben hindurch.

Sein abgeklärter, klassischer Stil war keine erst in Italien gereifte Frucht. Die ‚edle Simplizität', dieses Hochziel der Stilkunst des 18. Jahrhunderts, hatte Goethe schon ein Jahrzehnt vor der Reise nach Italien bemeistert. Über die durchaus klassische Sprachfarm in dem Gedicht an die Stein schon von 1776: ‚Warum gabst du uns die tiefen Blicke' (Werke 2, 64) ist Goethe niemals hinausgedrungen, nicht einmal im Tasso.

Über den Kanzleistil wurde schon in dem Kapitel van dem Beamten Goethe (S. 385) einiges gesagt. Was für einen Stil Goethe in seinen Amtsakten zu schreiben beliebte, könnte uns gleichgültig sein, wäre nur nicht so vieles daraus in seine schriftstellerische Prasa, ja bis in die graßen Dichtungen hinübergeflossen. Höfische Kanzleisprache, über die wir gemütlich lächeln, ist z. B. die Anzeige in den Propyläen, daß ‚Ihro des Känigs der Niederlande Majestät Allergnädigst durch Ihro des Herrn Landgrafen von Hessen-Hamburg Hochfürstliche Durchlaucht ihm habe vermelden lassen, daß gedachte Sammlung (von Gemmen) in Allerhöchstihro Besitz wahlverwahrt sei.' Wir lächeln aber nicht, wenn wir im zweiten Faust Kanzleiwarten wie ‚bequemlichstens', in den Wanderjahren dem ‚hächstwertzuschätzenden' Lenardo begegnen.

Gaethes Alterstil ader Geheimratstil ist sprichwörtlich geworden. Vischer war gegen diesen unerbittlich: ‚Gaethe, sage Gaethe, der Vertraute, der Liebling der Natur, er, dem vergännt war, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes zu schauen, er ein Manierist gewarden, das tut weh, das unbewegt anzusehen, müßte man kein Mensch sein!' — Grillparzer nahm das Unglück leichter:

Und ob er mitunter kanzleihaft spricht,
Ja Tinten und Farben erblassen,
Die Großen der Zeiten sterben nicht,
Das Altern ist keinem erlassen.
Doch ahmst du ihm nach, du junges Volk,
So laß vor allem dir sagen:
Der Schlafrock steht nur denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen.

Jede bloße Manier ist daran erkennbar, daß sie leicht nachgeahmt werden kann; die freiwachsende Natur ist unnachahmbar. Schon früh wurde van unselbständigen, stilistischen Vornehmtuern unter Gaethes Bewundrern seine Geheimratsmanier nachgeäfft. Varnhagen, ‚Goethes Statthalter auf Erden', in Wahrheit nur einer seiner frühesten eitlen Gätzendiener, bewunderte sagar an den Annalen ‚dieselbe plastische Schänheit, dieselbe Tiefe und Klarheit der Anschauung, dieselbe Gedrungenheit' wie in Goethes dichterischen Werken und schnärkelte sein Varbild sehr geschickt, aber sehr lächerlich nach. Unter den späteren unerträglichen Nachdrechslern des Geheimratstils ist Schöll, sonst kein verdienstloser Forscher, der bekannteste. Doch schan ein mittelmäßiger Fälscher wie der Pastor Pustkuchen hatte den Stil der Wanderjahre hier und da bis zur Täuschung nachgezirkelt.

Irrigerweise wird meist angenammen, Gaethes Alterstil sei ein natürliches Erzeugnis der Lebensentwicklung. Man stellt sich das Versteifen, Verkrusten und Verkalken des sprachlichen Blutlaufs in Goethes Prosa vor wie eine Begleit-

erſcheinung körperlichen Alterns. Viſcher war auf der richtigen Spur: Goethes Alterſtil war gewollte Manier, alſo Unnatur. Die Stilgeſchichte aller Literaturen beweiſt, daß das Alter allein bei einem großen Schriftſteller kein völliges Umwandeln des Stils zu erzeugen vermag. Der Stil eines Schriftſtellers kann ſich, natürlich abgeſehen von Nebendingen, nicht von Grund aus ändern, ſo wenig wie Ausſprache und Tonfall der mündlichen Rede, oder die Gewohnheit der Handbewegungen. Es gibt kein Beiſpiel eines hochbetagten Mannes der Feder mit einem ſo vollkommnen Stilwechſel wie bei Goethe. Der gealterte Schriftſteller kann matter, weitſchweifiger, unklarer werden, — die Grundzüge ſeiner Sprache und Satzform bleiben unverrückbar. Platons Wortgebrauch und Satzbau ſind bis in die Alterswerke Platoniſch, nur die Beweisführung wird breitſpuriger, redſeliger. Dichter und Schriftſteller, die es faſt bis zur Altersgrenze Goethes oder darüber gebracht, haben ſich keinen Alterſtil wie er geſchaffen, weder die Dichter Sophokles, Hans Sachs, Corneille, Grillparzer, Keller, Storm, Meyer, Tennyſon, Hugo, Tolſtoi, Carducci, Viſcher, Heyſe, noch die Schriftſteller Voltaire, Macaulay, Carlyle, Darwin, Spencer, Schopenhauer, Moltke, Bismarck, Mommſen, Curtius, Helmholtz, Virchow. Und Goethes eigne Mutter, dieſe wundervolle Proſameiſterin, ohne es zu wiſſen, ſchrieb mit 75 genau ſo friſch im Satzbau und Inhalt wie mit 40 Jahren.

Goethes Alterſtil ſetzte ſchon zu einer Zeit ein, als von den Folgen körperlichen Alterns keine Rede ſein konnte. Karl Auguſt verwunderte ſich 1797 über den ‚poſſierlich feierlichen‘ Stil in Goethes Briefen aus der Schweiz, und mit 51 Jahren wurde in den ‚Guten Weibern‘ ein Satz niedergeſchrieben wie: ‚Sie hegten gegen einander die heiterſte Neigung und nährten bei einem rein geſitteten Umgang die angenehmſten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.‘ Schwerlich würde der voritaliſche Goethe die Wahlverwandtſchaften geſchloſſen haben: ‚Und welch freundlicher Anblick wird es ſein, wenn ſie dereinſt wieder zuſammen erwachen.‘ Daß dieſer Alterſtil eine abſichtlich angelegte Maske war, beweiſen die Berichte über Goethes, ſelbſt des 70-, des 80jährigen, höchſt natürliche, ausgelaſſen muntre Geſpräche, beweiſt die immer wieder durchbrechende unverſchnörkelte Natürlichkeit in vielen Briefen, beweiſen die lyriſchen Gedichte bis ins hohe Alter. Man leſe z. B. Goethes jugendlich heitres Geſpräch mit Soret vom 17. März 1830 (bei Eckermann) oder die noch überzeugenderen franzöſiſchen Briefe des letzten Jahrzehnts mit ihrer jugendlichen Friſche. Goethe der Menſch blieb jung und ſchrieb gefliſſentlich alt. Er ſprach mit achtzig ſo frei von der Leber wie mit vierzig, ſtilte ſich aber beim Schreiben meiſt künſtlich ins Greiſenalter um. Schreibmanier, nicht Sprechſprache iſt der Satz an Zelter über ſeinen Blutſturz nach Auguſts Tode: ‚Es möchte wohl kein Zweifel ſein, daß der unterdrückte Schmerz und eine ſo gewaltſame Geiſtesanſtrengung jene Exploſion, wozu ſich der Körper disponiert finden mochte, dürfte verurſacht haben.‘

Weitere Beiſpiele von Goethes Altersmanier ſind überflüſſig; der Leſer findet ihrer auf vielen Seiten dieſes Buches und faſt auf jeder Seite in Goethes

Goethe 1828, von Stieler.

August von Goethe.

Prosawerken bald nach der italienischen Reise, mehr als erfreulich ist. Er tröste sich mit den durch dieses Gebrechen nicht entstellten Werken und enthalte sich nach Möglichkeit des Unmuts, sintemalen der große Selbstprüfer Goethe schon das Nötige hierüber gesagt hat:

Künstler, wird's im Innern steif,
Das ist nicht erfreulich;
Auch der vagen Züge Schweif
Ist uns ganz abscheulich.

Fünfter Abschnitt.

Goethes Haus.

Und die in dunklen Lebensfragen
Verirrt und bang nach einem Führer spähn,
Hierher, zu dieses Hauses ernstem Frieden
Hinflüchten mögen sich die Zweifelsmüden,
Zu lernen, wie entsagungsvoll begnügt
Des Glückes Liebling selbst sich dem Geschick gefügt. (Paul Heyse.)

Vollendet liegt das Tagwerk seiner Hönde hinter uns; sein Werkzeug haben wir geprüft, und wenn beim Überblicken des Vollbrachten auch das Menschenwesen Goethes nie vergessen wurde, so können wir doch erst jetzt mit freien Blicken den nöchsten Umkreis beschauen, worin sich des gewaltigen Mannes geistiges Leben bis zuletzt entwickelt hat. Goethes Schöpfungen ‚nachzuschaffen', wie manche dünkeloolle Nichtdichter ihre gelehrten Forschungen benennen, wurde in diesem Buche nirgend versucht; sie mitzuerleben und dadurch zu begreifen, ist das Höchste, was uns gewöhnlichen Sterblichen bei rückhaltloser Hingabe vergönnt ist. Goethe den Menschen aber können wir alle verstehn, wenn wir ihn durch den Papierwust der Goethe-Literatur hindurch in seinem Hause, unter den Seinigen, im Leben des Alltags und der Feste, bei der Arbeit und in der Erholung aufsuchen. Kennen wir nur erst diesen menschlichsten der Menschen annähernd so genau, wie wir unsre Nöchsten und Liebsten kennen, dann wird sich uns aus diesen Lebensquellen weit mehr gefühltes Wissen von dem Dichter Goethe erschließen als aus den mühsom aufgespürten Bücherquellen zu diesem Gedicht und jenem Vers. Zu einem russischen Besucher hat Goethe unverhohlen ausgesprochen: ‚Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph des Reinmenschlichen.' Und der Zweifler Heine wurde durch eignes Wahrnehmen zu dem Ausrufe gezwungen: ‚Die Übereinstimmung der Persönlichkeit mit dem Genius, wie man sie bei außerordentlichen Menschen verlangt, fand man ganz bei Goethe.'

Über Christianens Stellung in Goethes Hause wurde alles Notwendige gesagt. Nachzutragen ist allenfalls noch, daß im wirtschaftlichen Hausbetriebe bis zu ihrer tödlichen Krankheit Ordnung und sparsames Auskommen geherrscht

hat, so daß Goethe mit recht bescheidenen Einkünften, 1600 Talern Gehalt und geringen Zuschüssen aus dem Ertrag seiner Werke, nach dem Tode der Mutter mit den keineswegs hohen Zinsen des ererbten elterlichen Vermögens, beinah ein großes Haus machen konnte. Erst von 1816 ab, nach der Erhöhung des Ministergehaltes auf 3000 Taler und mit dem Wachsen der Einnahmen aus seinen gesammelten alten und den neuen Schriften ist Goethe in seinen Einkünften, nicht in seinem Vermögen, wohlhabend zu nennen. Gespart hat er allerdings nicht, und nach Christianens Tode, unter Leitung der ‚standesgemäßen' Schwiegertochter Ottilie, riß Achtlosigkeit, ja Verschwendung im Haushalt ein, während die Ausgaben des geistigen Fürsten Weimars mit der fast täglich offnen Tafel immer höher stiegen.

Bis 1816 hatte Goethe gegen zwei Drittel seines Erbes aufgebraucht, dazu alles, was er bis dahin für seine Werke eingenommen. Seit der Verbindung mit Cotta waren diese Einnahmen immer bedeutender geworden. Für die Wahlverwandtschaften wurden 2500 Taler, für Dichtung und Wahrheit 12 000 Taler, für die erste Cottasche Gesamtausgabe auf nur acht Jahre 10 000 Taler, für die neue Ausgabe von 1816 16 000 Taler gezahlt. Von 1795 bis 1832 hat das Cottasche Verlagshaus an Goethe zusammen 401 000 Mark gezahlt, an die Erben bis 1865 noch 464 000 Mark.

In jüngern Jahren sorgte sich Goethe wenig oder gar nicht um Erträge aus seinen Werken. Später wurde er hierin ein besserer Geschäftsmann, so daß Schiller an Cotta schrieb: ‚Es ist, um es gerade herauszusagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Wert ganz kennt und sich selbst hoch taxiert.' Goethe meinte eben: ‚Wenn die Prosa abgetan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen.'

*

August von Goethe hat außer einer sonnigen ersten Knabenzeit nicht viel reines Lebensglück genossen. Der Vater, von jeher kinderlieb, hing an diesem einzigen von fünf ihm gebliebenen Kinde mit einer Zärtlichkeit, die wir noch aus seinen immer zurückhaltenden Briefen herausfühlen. Der Knabe stört ihn, besonders unterwegs; dennoch nimmt ihn der Vater stets wieder mit. Christianen schreibt er einmal aus Ilmenau: ‚Der Kleine, so artig er auch ist, läßt mich die Nächte nicht ruhig schlafen und morgens nicht arbeiten. So geht mir die Zeit verloren, denn ich habe noch nicht das Mindeste tun können.' Wie schmerzlich Goethen die Trennung von dem zur Universität abgehenden Sohne war, lesen wir in einem Briefe Christianens an August: ‚Er hat dich sehr lieb, das habe ich erst recht gesehen, wie du weg warst. Die erste Zeit hat er fast nichts gegessen.'

Schon lange vor der Trauung mit Christiane hatte Goethe die Zukunft seines Sohnes durch dessen förmliche Anerkennung gesichert. Dies geschah durch einen Erlaß des Herzogs infolge eines Schreibens Goethes, das lautete:

Ich habe einen natürlichen Sohn August, dessen Wohlfahrt ich auch in Ansehung seiner bürgerlichen Existenz in Zukunft gern sichern möchte. In dieser Betrachtung halte ich mich sogar verpflichtet, Ew. p. hierdurch untertänigst zu bitten, denselben

propter natales mit einem Legitimations-Dekret zu begnadigen. Höchstdieselben werden dadurch eines jungen Menschen Glück auf die Zukunft bestätigen, und die tiefste Dankerkenntlichkeit von neuem beleben, in welcher ich mich ehrerbietigst unterschreibe.

Schillers hoffnungsvoller Eintrag in Augusts Stammbuch pries den Sohn des großen Freundes (S. 547). Ihm stand schroff gegenüber das taktlos aufrichtige Stammbuchswort eines Franzosen: ‚Selten zählen die Söhne eines großen Mannes in der Nachwelt.‘ Daß der Vater und die Großmutter die schönsten Hoffnungen in den nicht unbegabten Knaben setzten, ist begreiflich. Ein gewisser Hang zur Lebensunordnung, vielleicht doch von der Kinderstube her, scheint in ihm, dem arg Verzogenen, gesteckt zu haben: in Heidelberg hatte er einige hundert Gulden zuviel ausgegeben und obendrein Schulden gemacht.

Sehr jung, mit kaum einundzwanzig Jahren, wurde August von Goethe ‚Kammerassessor‘, etwas wie unser Regierungsreferendar, und zugleich ein Gehilfe des Vaters in amtlichen und nichtamtlichen Geschäften. Während der Freiheitskriege blieb er im Dienste des Vaters und half ihm namentlich bei den zahllosen Schreibereien für die Jenaer Universität und ihre wissenschaftliche Anstalten.

Am 1. Januar 1817 verlobte sich August mit Ottilie von Pogwisch, am 17. Juni fand die Hochzeit statt. Goethes Schwiegertochter war ein von leidenschaftlichem Lebensdurst beseeltes, vielbegabtes Wesen, ihrem Manne an Kunstsinn überlegen. Wenngleich diese Ehe anfangs wie eine hochsinnige Gemeinschaft erschien, so trieb den jungen Gatten bald eine krankhafte Gier nach wenig edlen Genüssen in die Irre, und die Entfremdung der beiden jungen Menschen begann früh. Die Weimarer Redereien von Augusts Hange zu Trunk und Weibern waren nicht ganz grundlos, und Ottilie hieß bei ihren besten Freundinnen der ‚verrückte Engel‘ und ‚die Frau von dem andern Stern‘. Ihre schönste Seite war die liebevolle Fürsorge, ja Aufopferung bis zur körperlichen und geistigen Erschöpfung für den Schwiegervater, besonders nach dessen Vereinsamung durch des Sohnes Tod.

Augusts Beamtenlaufbahn führte ihn bis zum Geheimen Kammerrat in der herzoglichen Domänenverwaltung; daneben war er Kammerherr bei Hofe. Wahrhaft glücklich scheint sich August von Goethe als reifer Mann nicht gefühlt zu haben; aus seinem siebenunddreißigsten Jahr haben wir einen beglaubigten Ausspruch: ‚Ich habe Vater, ja, ich habe Frau, ich habe Kinder auch, doch keinen Freund.‘ Die Last eines für ihn allzu großen Namens erdrückte ihn, und im eignen Hause war ihm nicht Wohl bereitet. So trieb es ihn denn, aus andern Gründen als einst seinen Vater, weit weg in die Fremde, aus einem Gefühl, das er, der sonst dichterisch Unbedeutende, in die merkwürdigen Verse gegossen hat:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.

In Eckermanns Begleitung reiste er im April 1830 nach Italien; hier setzte er sein unmäßiges Leben fort. In der Nacht des 26. Oktobers 1830 ist er,

wahrscheinlich am Gehirnschlag infolge schnellverlaufenden Sumpffiebers, in Rom verstorben. Der an seinem letzten Lager wachende Maler Preller berichtete nach Weimar: ‚Wir deutschen Künstler haben ihn zur Gruft getragen. Er liegt an der Pyramide des Cestius [dem römischen Friedhofe der Protestanten] in einem Walde von Zypressen begraben.‘

Wie die Freunde des Goethischen Hauses über Augusts traurigen Zustand vor seiner Reise gedacht, zeigt ein Brief Alwine Frommanns bei der Todesnachricht an Marianne von Willemer: ‚Das Traurigste ist, daß alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater selbst, wenn er gleich nicht alles wußte, fühlen müssen, daß dies das Mildeste war, was geschehen konnte.‘

Am 10. November 1830 erfuhr Goethe durch den Kanzler Müller und seinen Hausarzt Vogel Augusts Tod. Aufrecht nahm er die Nachricht hin, brach auch nachher nicht gleich zusammen: mit einer uns ebenso ergreifenden wie erstaunenden äußersten Selbstbezwingung verschloß er diesen letzten tiefen Schmerz seines Lebens in das Labyrinth der Brust. Der ihn an den Rand des Grabes bringende Blutsturz vom 25. November zeigt, wie furchtbar der mehr als Einundachtzigjährige innerlich gelitten hatte. ‚August kommt nicht wieder, desto fester müssen wir beide aneinanderhalten‘, so tröstete er die Witwe des Hingeschiedenen. An seinen treuen Zelter, der vor ihm Gleiches erlitten, schrieb er die erhabenen Worte: ‚Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen‘ (21. 11. 1830).

Einige Tage darauf kehrte Eckermann zurück, der sich von August schon vor dessen Tode getrennt hatte. Welch ein Wiedersehn! Eckermann schildert es uns:

> Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheiten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

Von Ottiliens Leben nach Goethes Tode ist nichts Erfreuliches zu sagen; sie ist ihren leidenschaftlichen Weg durchs Leben weiter gegangen und nach manchen jammervollen Irrungen 1872 in Wien gestorben.

Eine Tochter Augusts, Alma, geboren 1827, starb schon mit sechzehn Jahren. Goethes zwei männliche Enkel Walther (1818—1885) und Wolfgang (1820—1883), des greisen Großvaters Freude und nach Augusts Tode sein Trost, haben so wenig wie ihr Vater ein glückliches reifes Leben genossen. Goethe hat beide großväterlich verhätschelt: in seinen Tagebüchern der letzten zehn Jahre spielen sie eine wichtige Rolle: ‚Mit Wolf (dem Dreijährigen) die Albrecht Dürerschen Steindrücke besehen. — Die Kinder. Umherziehende Affen und Bären zu

sehen. — Erste Märzenglöckchen durch die Kinder entdeckt. — Kamen die Kinder und suchten Eier [Ostern 1825]. Wölfchen las in dem ersten Band meiner Biographie und machte neckische Bemerkungen.' In einem Briefe gesteht Goethe: ‚Indessen beschäftigt mich die Erziehung meines Enkels, welche wohlbedächtig darin besteht, daß ich ihm allen Willen lasse', und er spricht selbst von seiner ‚großväterlichen Affenliebe, die größer als der Eltern sein soll'.

Die Enkel, die nach kurzer Jugendfrist
Die Schwere jenes Worts zu lernen hatten:
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Und ihre Zeit hindämmerten im Schatten
Des Glanzgestirns, an einem Namen krank. (Paul Heyse.)

Walther und Wolfgang blieben unvermählt. Sie fühlten sich nur als ‚Stücke des großväterlichen Nachlasses', hatten nicht die Kraft, sich ein eignes bescheidenes Leben zu zimmern, vergrämten und vergällten sich ihr Dasein bis zu einem uns erschreckenden Grade. Wolfgang scherzte bitter: ‚Mein Großvater war ein Hüne, ich aber bin ein Hühnchen', und Walther, dichterisch nicht unbegabt, stöhnte in einem seiner Gedichte:

Ich stehe stets daneben,
Ich trete niemals ein.
Ich möchte einmal leben!
Ich möchte einmal sein!

Bei einer Krankheit des Bruders Wolf und nach dem Tode der Schwester empfand er die Geschicke seines Hauses wie die eines aussterbenden Riesengeschlechts. In einem Briefe von 1845 sprach er von sich und dem Bruder als ‚den Überbliebenen von Tantalus' Haus. Glauben Sie mir, das Reich der Eumeniden geht zu Ende.' Nach dem Tode des Bruders hütete Walther allein das Heim des Großvaters, das kaum je einem Besucher erschlossen wurde. In hochherziger Weise vermachte er Goethes Haus und Kunstsammlungen dem Staate Weimar, den gesamten schriftlichen Nachlaß der Großherzogin Sophie.

Walther war ein halber Musiker, ein halber Dichter und mit seiner krankhaften Scheu vor der Welt nur ein halber Mann. — Wolfgang, etwas lebensfrischer, trat in den preußischen Gesandtschaftsdienst, nahm 1860 wegen schwächlicher Gesundheit als Legationsrat seinen Abschied und schrieb allerlei Geschichtliches ohne selbständigen Wert.

*

Über das Goethehaus am Frauenplan in Weimar sollte jeder gebildete Deutsche Paul Heyses wunderschönes Gedicht ‚Das Goethehaus in Weimar' (in Heyses ‚Gedichten') lesen, vor oder nach einer Pilgerfahrt zu diesem Heiligtum deutscher Nation. Es war 1709 erbaut worden; von Goethe wurde es innen wesentlich umgestaltet und durch Zukauf von Nachbargrundstücken ansehnlich vergrößert. Nahezu vierzig Jahre haben wir uns den Meister in diesem Hause zu denken; außer in den früher erwähnten Wohnstätten, hat er bis 1792 noch in dem Hause, in dem sich jetzt die russische Kapelle befindet, und am Burgplatz Nr. 1 gewohnt. Heyses der Wirklichkeit mit liebevollem Dichtersinne nachempfundenes

Gedicht soll hier nicht prosaisch umschrieben werden. Goethes persönliche Wohnräume, namentlich das Arbeit-, das Bücher- und das Schlafzimmer, sind von einer uns tiefrührenden Einfachheit. Der verwöhnte Heyse konnte sich nicht enthalten, von dem Allerheiligsten des Genius zu klagen:

Wie aber wird das Herz uns hier bedrückt!
Wie unfroh dieser Raum, wie eng umschränkt!
Wie tief herab die Decke hängt!
Kein Bild, kein Teppich, keine Zier
An Sesseln, Tischen, Pulten hier,
Nur was dem nacktesten Bedürfnis diene.

Goethe hat in seinem Arbeitsraum nichts vermißt, noch je das Bedürfnis gefühlt, sich aus Schmuck und Prunk an den Wänden ‚Stimmung' zu schöpfen. ‚Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und untätig', heißt es bei ihm. Und der Zweiundachtzigjährige hat sich über sein Schreibzimmer in einer Weise ausgesprochen, die ihn unsern heutigen Anbetern der ‚Innenkultur', der ‚Raumkunst' und des ‚Intérieurdecors des Milieus' als einen Barbaren erscheinen lassen muß:

Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.

Auf den einfachen Holzgestellen des sehr kleinen Bücherraumes zur Rechten steht kaum ein Band nach dem Sinn unsrer heutigen ‚Bibliophilen'; alles ist so einfach, so echt, daß man sogleich fühlt: dieser Bücherbesitzer ging auf den Kern, nicht auf die Schale. Wird aber einem Besucher gestattet, bis ans Fenster zu treten, dann blickt er in die Wipfel mehrhundertjähriger mächtiger Bäume, auf die Goethe bei der Arbeit geschaut, deren Rauschen sich in seinen Schlaf gemischt, und er sieht nieder auf die Wege, die Goethe und Schiller so viele, viele Male durchschritten, große und gute Worte wechselnd. Wie viel stattlichere, höhere, schmuckreichere Arbeitzimmer bewohnt heute jeder Zeitungschreiber; ein traulicheres, dem Schaffen aus dem Innersten holderes gewiß keiner.

Und, wenn er späte Mitternacht
Einsam am Pult herangewacht,
Im schmalen Kämmerlein zur Seiten
Sich ließ sein einfach Bett bereiten,
Wo ihm das Haupt ein leichter Schlaf umwob,
Bis ihn ein letzter aller Erdenmühen
Mit sanfter Freundeshand enthob. (Heyse.)

Noch steht in dieser Schlaf- und Sterbekammer jedes Stück, wie er es zurückgelassen, als er das Haupt unter dem letzten Seufzer in die Ecke des Lehnstuhls am Bette drückte, und niemand, der diesen Raum betritt, erhebt die Stimme über ein Flüstern der Andacht.

Heitres Leben, umrahmt von Meistergebilden der Kunst, glänzt uns entgegen, wenn wir in die geräumige Zimmerflucht des obern Geschosses gelangen,

worin sich Goethes reiches Gesellschaftswesen mehr als ein Menschenalter hindurch abspielte. Er liebte den lebhaften Verkehr mit geistigen Menschen zu allen Tageszeiten. Außer den in verschiedenen Lebensaltern gegründeten Dienstags-, Mittwochs-, Donnerstags-, Freitagsgesellschaften in den Abendstunden hören wir sogar einmal von einer Sonntagvormittags-Gesellschaft, in der vorgelesen und Neues aus den bildenden Künsten betrachtet wurde. — Doch was brauchte Goethe seinen täglichen Gästen Neues zu zeigen? Waren doch alle seine Gesellschaftsräume einem Kunstschatzhause gleich; wies doch jeder Schrank, jede Schieblade, jede Wandstelle des Wertvollen, oft des Seltensten ja vieles auf. Kupferstiche und italienische Majoliken, Büsten, Kameen und Gemmen, Handzeichnungen, Medaillen, Münzen, Holzschnitte, — das vollständige Verzeichnis aller Sammlungen Goethes würde eine Reihe von Bänden füllen.

Goethe hat beim Sammeln bildlicher Kunst hauptsächlich den Gegenstand, erst in zweiter Reihe die Ausführung berücksichtigt und den Darstellungen des Menschen den Vorzug gegeben vor allen andern. An besondern Kostbarkeiten sind zu nennen: ein Teller von Palissy, einige Majoliken van Avelli, je eine Handzeichnung van Rembrandt und Peter Vischer, Bilder und Zeichnungen von Guercino, Watteau, Jordaens, Chodowiecki. Unter den geschnittenen Steinen sind viele auserlesene Stücke antiker Kleinkunst.

Goethe war ein ungewöhnlich gastfreier Wirt. In den letzten Jahren hat er selten allein gespeist; Vermerke wie ‚sechs zu Tisch' kehren in den Tagebüchern häufig wieder. Am liebsten hätte er im Alter sein Gedicht ‚Offene Tafel' täglich wahr gemacht:

Viele Gäste wünscht ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.

‚Sollte es nicht möglich sein', fragte er einmal, ‚daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft bald in größerer, bald in kleinerer Zahl sich in meinem Hause zusammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen, die Zimmer fallten von sieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Tee und Zubehör reichlich bereitet sein. Man triebe Musik, spielte, lachte, läse vor, schwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe.' — Wie es an Goethes Familientafel herging, darüber lese man das aufschlußreiche Büchlein des jungen Voß (bei Reclam).

Eine reizende Sonderart der Goethischen Geselligkeit waren schon seit jüngeren Jahren seine Kindergesellschaften in Haus und Garten, so die mit Haseneiersuchen zu Ostern und andern Spielen, wobei Eltern und Erwachsene als Spielverderber ausgeschlossen wurden. Kinderlärm betrachtete Goethe kaum als eine Störung: ‚Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde', und sogar: ‚Wo Anmaßung mir wohlgefällt? An Kindern: ihnen gehört die Welt.' Die jungen Fürstenkinder zweier Menschenalter, erst Karl Augusts, dann Karl

Friedrichs, waren oft willkommne und vergnügte Gäste des liebreichen Kinderfreundes. Die Schopenhauer erzählt, wie Goethe ‚mit den Kindern in Sophies (einer kleinen Tochter) Zimmer gegangen, sich dort hingesetzt und sich Adeles Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen, und nun kam er mit den frohen Kindern und einem sehr lieben, milden Gesichte zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat wie ich.'

*

Einen unvergleichlichen jungen Arbeitsgehilfen fand Goethe in dem Manne, dessen sich dankbar erinnern muß, wer des Meisters Leben bis ans Ende betrachtet: Johann Peter **Eckermann** (1792—1854) aus dem hannöverschen Städtchen Winsen. Am 10. Juni 1823 wurde er zuerst von Goethe empfangen und rechnete diesen Tag immer zu den glücklichsten seines Lebens. Er hat mit Unterbrechungen Goethe bis zum Tode nahe gestanden; mit welchem Erfolge, das hat ihm der Meister bezeugt durch sein Wort an den Kanzler Müller: ‚Eckermann versteht am besten, literarische Produktionen mir zu extorquieren [abzupressen] durch den verständigen Anteil, den er an dem bereits Geleisteten, bereits Begonnenen nimmt. So ist er vorzüglich Ursache, daß ich den Faust fortsetze.' Goethes Gespräche mit ihm sind eines der unentbehrlichen Bücher zur Goethekunde; keiner hat uns so viel zusammenhängende, dem Augenblick entsprungene Äußerungen Goethes über die allerverschiedensten Fragen von Leben und Kunst überliefert wie dieser treue Mensch, über den man sich einst recht geschmacklos lustig gemacht hat. Die Zuverlässigkeit seiner Aufzeichnungen, wenngleich nicht bis in jedes Wort, ist uns dadurch verbürgt, daß Goethe die Eckermannsche Niederschrift selbst durchgesehen hat.

Vor Eckermann und neben ihm hat der Philologe, später Oberlehrer Friedrich Wilhelm Riemer (1774—1845) in Goethes Hause gelebt, seit 1803 als Augusts Lehrer, seit 1812 als literarischer Gehilfe Goethes, doch nicht mehr als sein Hausgenosse. Riemers 1841 erschienene Mitteilungen von Aussprüchen Goethes sind inhaltlich überaus wertvoll; seine eignen Bemerkungen zeigen jedoch ihren Verfasser als einen wenig erfreulichen Gesellen, und man wundert sich, daß Goethe ihn so lange um sich ertragen konnte.

Ein feiner junger Gesellschafter des alten Goethe war der schweizerische Erzieher des Prinzen Karl Alexander, Soret, dessen Gespräche mit Goethe in den meisten Ausgaben Eckermanns mitenthalten sind.

Der in diesem Buche oft genannte Kanzler Friedrich Müller, der uns Goethes Unterredungen der letzten Jahre mit glaubwürdiger Treue verzeichnet hat, war der Weimarische Justizminister seit 1815 und Goethes Berater in manchen wichtigen Geschäften.

Und nun, da wir die Räume und die Gehilfen kennen, in und mit denen Goethe gearbeitet hat, verweilen wir noch bei seiner Arbeitsweise. ‚Deutsch

Goethes Arbeitszimmer.

Goethes Schlaf- und Sterbezimmer.

Goethe ſeinem Schreiber diktierend.

(Nach einem zeitgenöſſiſchen Bilde in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.)

sein heißt arbeiten', so lesen wir einmal bei Goethe. Einen rastloseren Arbeiter als ihn hat es schwerlich gegeben, und jeder Blick in seine Tagebücher bis in die letzten Monate zeigt uns, wie ernst er's mit dem Ausspruche gemeint hat: ‚Der Tag ist grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nützen weiß.' Nach der Art der wirklichen Arbeiter hatte er Zeit für alles, für jede Störung, jeden Besuch: ‚Meine Zeit ist so eingerichtet, daß für Freunde immer genug da ist.'

Nachtarbeit liebte Goethe nicht; er war ein Frühaufsteher und Früharbeiter Sommers und Winters. Im letzten Jahr seines Lebens erhob er sich im Sommer um vier und saß um fünf bei der Arbeit. Man ging damals, schon der dürftigen Beleuchtung wegen, früh zu Bett, und selten ist Goethe über die zehnte Stunde aufgeblieben. Zu Boisserée bemerkte er 1820, er habe weder abends noch in der Nacht je gearbeitet, sondern bloß morgens, wo er den Rahm des Tages abschöpfe. So läßt er auch seinen Prometheus in der Pandora sagen: ‚Aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste, ist morgenlich.' — Im höchsten Alter ließ Goethes guter Schlaf nach; in den wachen Nachtstunden durchdachte er die Aufgabe des kommenden Tages: die Arbeit am zweiten Teile des Faust.

Wie unmöglich es ihm war, ein Leben ohne ausfüllende Arbeit zu führen, das hat ihm Schiller einmal hübsch zu Gemüte geführt: ‚Sie können nie untätig sein, und was Sie eine unproduktive Stimmung nennen, würden sich die meisten Andern als eine vollkommen ausgefüllte Zeit anrechnen.'

Goethes schriftstellerisches Schaffen vollzog sich größtenteils im Gehen, beim Ersinnen wie beim Ausführen. Schon seit den ersten Weimarer Jahren hatte er sich ans Diktieren gewöhnt, und wer selbst diese Arbeitsweise längere Zeit erprobt hat, der weiß, wie tief die Gewohnheit bald wurzelt. Goethes Dichterwerk entstand meist so, daß er den Entwurf und eine erste Form mit fliegender Feder selbst niederschrieb, diese einem Schreiber umformend diktierte, zuweilen in einem zweiten Diktat oder einer Abschrift die letzte Gestalt fand. Die jedem ähnlich Arbeitenden bekannten Hörfehler des Schreibers blieben Goethe nicht erspart, und er hat sich einmal den Spaß gemacht, die lustigsten Verwechselungen zusammenzustellen, z. B. Lehmgrube und Löwengrube, Tugendfreund und Kuchenfreund. Mancher ähnliche Hör- und Schreibfehler wird in den Prosaschriften und Briefen bis heute stehen geblieben sein.

Goethes letzter Schreiber Schuchardt, dem die Wanderjahre diktiert wurden, berichtet: ‚Er tat dies so sicher, fließend, wie es mancher nur aus einem gedruckten Buch zu tun imstande sein würde.' Nach Unterbrechungen — etwa durch den Barbier, den Bibliotheksdiener, einen Besuch — wiederholte der Schreiber nur die letzten Worte, ‚und das Diktieren ging bis zur nächsten Störung fort, als wäre nichts vorgefallen'. Während des Diktierens wanderte Goethe ununterbrochen um den großen Tisch inmitten des Zimmers herum. Er gestand: ‚Was ich Gutes finde in Überlegungen, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt.' Schriftsteller mit eigner Erfahrung im Diktieren würden die überwiegend wohltätigen Wirkungen dieser Arbeitsweise auf Goethes Stil nachzuweisen vermögen.

Zu Schiller, aber auch sonst, hat Goethe wiederholt bekannt, daß er ‚nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten könne'. In der Frankfurter Dachstube hatte er sich früh daran gewöhnt, und in Weimar störten ihn selbst die Nächsten und Liebsten: ‚Da ich nicht nach Jena entweichen konnte, so mußten die Meinigen weichen; denn dabei bleibt es nun einmal, daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das Mindeste hervorbringen kann.'

Für das lange Austragen der dichterischen Stoffe haben wir im Verlauf dieses Buches viele Beispiele betrachtet. Mehr als ein Menschenalter nach dem ersten Aufkeimen wurden die Braut von Korinth und die Paria-Gedichte niedergeschrieben. In solchen Fällen handelte es sich wirklich nur noch um ein Niederschreiben, denn innerlich war das Werk längst so gut wie fertig. Um so schlimmer stand es mit dem Abschluß solcher Dichtungen, bei denen er sich einmal hatte unterbrechen lassen. Mit gelindem oder strengem Zwange hatte er vom 14. Februar zum 28. März 1779 die erste Iphigenie vollendet; für den Wilhelm Meister hat er 20 Jahre gebraucht, weil er nicht ein einziges Vierteljahr ohne Störungen jeder Art daran setzen konnte.

Sechster Abschnitt.

Goethes Persönlichkeit.

Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit.

So und in immer neuen Wendungen, bis zu der Steigerung ‚Höchstes Glück der Erdenkinder Sei nur die Persönlichkeit', hat Goethe selbst die einzige Macht der menschlichen Gesamterscheinung ausgesprochen. Und wenn wir die Vorstellung von Goethe in seinem Volke, ja bei den gebildeten Völkern des Erdrunds prüfen, so finden wir weit weniger die genaue Kenntnis seiner Werke als das Bild eines Ehrfurcht einflößenden machtvollen Mannes im Reiche der Geister, dessen Antlitz, dessen Gestalt, vor allem dessen Auge den Menschen heilig und vertraut geworden wie sonst nur noch die Bilder einiger Urzeithelden und Glaubensstifter. Die Persönlichkeit hat Goethe für das Einzige erklärt, was in die Gesamtbildung des Volkes übergeht. Vom alten Fritz und von Goethe weiß das nicht büchergebildete Volk so gut wie nichts Greifbares; wohl aber fühlt es sie als Verkörperer der Volksseele, ihrer Tatenfülle, ihrer Gedankenhöhe, und blickt zu ihnen als Ahn- und Schutzherren des Geschlechtes empor, ohne sagen zu können, warum; und so ist's gut.

Wir jedoch, denen die Gabe solcher unbewußten Ehrfurcht verloren gegangen, wollen von dem Menschen, dem unser Seelengrund, ja unsre Lebensform so Unendliches verdankt, alles wissen, was aus Mundes- und Bücherüberlieferung zu erfahren ist. Ja man sollte es der echten Liebe sogar nachsehen, wenn sie scheinbar gleichgültigen Lebenszeugnissen Goethes nachspürt; denn was ist an einem sehr geliebten Menschen gleichgültig? Die Vorwürfe gegen die Waschzettel-Philologie richten sich nicht gegen das Aufsuchen der menschlichsten Spuren

Goethes, sondern nur gegen den widerwärtigen Zunfthochmut, der manchen Waschzettelgelehrten anzuhaften pflegt. Dem bescheidenen Kärrner, der seine Steinchen zum Bau unsrer Kenntnis von Goethe ohne Aufheben heranfährt, bliebe der Dank nicht versagt.

Keine unziemliche Neugier ist es, auch die kleinen Dinge dieses großen Lebens erfahren zu wollen, vorausgesetzt, daß wir damit keinen Unfug treiben und etwa aus Goethes Vorliebe für Steinwein, Wildpret, Forellen, Kaviar, Kastanien und Teltower Rübchen, mit der er ja nicht allein steht, tiefsinnige Schlüsse zu ziehen versuchen, wie das die neueste symbolistisch tuende Literaturwissenschaft mit den verschiedenen Lieblingsgetränken der deutschen Dichter unternommen hat. Es ist uns z. B. durchaus nicht gleichgültig, wie groß Goethe körperlich war. Wenn wir erfahren, daß er auf der Lebenshöhe 174 Zentimeter maß und Schiller 5 Zentimeter mehr, so stehen die Beiden sichtbarer vor uns, und je besser wir sie schauen, desto tiefer werden wir sie verstehen, ja empfinden. Und nicht ohne Rührung werden wir im Goethehause den langen weißen Hausrock aus weichem Wollfries betrachten, in dessen einer Tasche lange nach des Meisters Tode ein Püppchen der Enkelin Alma gefunden wurde.

In einem Brief an seinen Freund Meyer (8. 2. 1796) hat Goethe als den Zweck des Lebens das Leben selbst erklärt und den Ausspruch getan: ‚Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen'. Er meinte das von Cellinis Lebensbeschreibung; es gilt für ihn selbst in erhöhtem Maße. Schon mehrfach wurden Berichte über Goethes körperliche Erscheinung angeführt, und die, notwendig geringe, Zahl der in diesem Buche wiedergegebenen Bildnisse aus den wichtigsten Lebensaltern bestätigt und verstärkt den Eindruck des dort Gesagten.

‚Ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat', heißt es von Goethe zu Eckermann über Napoleon. Wir haben eine Beschreibung des kundigen Lavater von des jungen Goethe Antlitz:

> Auch ohne das blitzende Auge, auch ohne die geistlebendige Lippe, auch ohne die blaßgelbliche Farbe — welche Einfachheit und Großheit in diesem Gesichtel — Die Nase, voll Ausdruck von Produktivität, Geschmack und Liebe, das heißt von Poesie. Übergang von Nase zum Munde, besonders die Oberlippe, grenzt an Erhabenheit, und abermals kräftiger Ausdruck von Dichtergefühl und Dichterkraft.

Die ehrfurchtlose Dorothea Veit-Schlegel, die außer ihrem geliebten Friedrich so leicht keinen Mann bedeutend fand, schrieb nach ihrer ersten Begegnung mit Goethe an Rahel Lewin 1799: ‚Er hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht: diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen. Es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment!' Und die kühle Johanna Schopenhauer schlägt in ihrem Bericht ein Jahrzehnt später denselben Ton wie über ein göttliches Wesen an: ‚Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedes Mal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle Übrigen wäre; denn ich sehe, daß er denselben Eindruck auf alle Übrigen macht, die ihn doch weit näher kennen und ihm zum Teil auch weit näher stehen als ich'.

Wunderbar müssen die Augen dieses Augenmenschen gewesen sein: das sehen wir schon aus den einander widersprechenden Angaben der Besucher über ihre Farbe. Sie hatten garnicht beachtet, ob sie braun oder schwarz waren, hatten nur den daraus hervorbrechenden Sonnenstrahl aufglänzen sehen und empfunden. — Von Goethes Stimme schreibt der zwölfjährige Felix Mendelssohn sehr hübsch übertreibend: ‚Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß [mit 72], sein Gang ist fest, seine Rede sanft.‘

Ein guter, kein unmäßiger Esser und Trinker, wie Bismarck, wie alle rastlose Geistesarbeiter. Ein guter Schläfer, wieder wie Bismarck, wie Napoleon. Nur im hohen Alter hatte er wache Nachtstunden, in denen er das kommende Tagwerk vorausdachte.

Von diesem Vollmenschen, der im 83. Jahre starb, aber unter wärmerem Winterhimmel und ohne die zufällige Erkältung bis zum hundertsten hätte leben können, denkt man zunächst wie von einem immer Gesunden. Goethe ist recht anfällig und oft krank, sehr krank gewesen. Halbtot geboren; in Leipzig schwer erkrankt und anderthalb Jahre in Frankfurt ein sieher Stubengefangener; in den vitalischen Weimarer Jahren nach Ausweis der Tagebücher von mancherlei heftigen Beschwerden heimgesucht; nach den 50ern wiederholt lebensgefährlich erkrankt, durch den starken Lebens- und Genesungswillen immer wieder auf die Beine gestellt: der Geist will, der Körper muß, bis eines Tages der greise Körper einer Unvorsichtigkeit unterlag.

Goethe hat sich nie verzärtelt, von seinen Kräften oft ihr Äußerstes gefordert. Bis in den Dezember hinein badete er als jüngerer Mann in der offnen Ilm. Nur mit dem Mantel zugedeckt schlief er auf dem Altan des Gartenhäuschens, auch bei Gewitter, nur notdürftig überdacht. Ein unermüdlicher Wanderer und scharfer Reiter: einmal ging's in acht Stunden zu Pferde mit kurzen Unterbrechungen von Weimar nach Leipzig. Getanzt hat noch der 74jährige, mit herzlichem Vergnügen und ohne Beschwerden.

Riemer berichtet aus genauer Beobachtung, daß Goethen ‚nichts entstellte, kein Lachen, kein Weinen, kein Verdruß und Ärger und ihn sogar Schelten und Zorn nicht verunstaltete‘. Würde war der Ausdruck des Antlitzes und der Körperhaltung im ruhigen Zustande. Sie war nichts Angenommenes, sondern etwas ihm von der Natur Mitgegebenes. ‚Der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, zeigte sich auch in meinem Äußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch spöttisch, über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm‘ (Dichtung und Wahrheit). Man muß aber die Schilderungen des jüngeren Voß (vgl. S. 452) von der reizenden Art lesen, mit der Goethe seine Würde in heitrem innigem Kreise ablegte, sicher, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können.

Goethe selbst bekannte, daß für ihn ‚die Menschen durch die Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt werden‘. Die diesem Buche beigegebenen Handschriftproben aus allen Lebensaltern mögen für sich sprechen.

Der Verfasser glaubt an die Handschrift als eine der persönlichsten Ausdrucksformen des Menschen, nicht aber daran, daß die Gesetze für diese unendliche Mannigfaltigkeit schon gefunden sind.

*

Von den Richtlinien in Goethes innerm Wesen wird in dem Abschnitt über seinen Charakter gesprochen. Ein nicht geringer Menschenkenner, Rousseau, hat den scheinbaren Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten eine noch stärkere Beweiskraft beigelegt als den sittlichen Eigenschaften, die ja leichter verborgen oder erheuchelt werden können. — Goethe, der ungeheure Werksmann der Geistigkeit, wurzelte so tief und so bewußt im Körperlichen, daß selbst er über gewisse Einflüsse der umgebenden Natur keine unbedingte Herrschaft besaß. Er nannte sich ‚ein dezidiertes Barometer' und klagte: ‚Wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben?' An einem der Fensterläden des Dornburger Schlosses sieht man Goethes tägliche Barometeraufzeichnungen, ‚Denn des Barometers Walten Ist der Witterung Tyronn', und ohne Sonne, viel Sonne, lebte er nur ein halbes Dasein. ‚Die Witterung macht mich ganz unglücklich; der trübe Himmel verschlingt alle Farben', und am farbigen Abglanz hatte Goethe das Leben.

Der angebliche Wunsch des sterbenden Goethe ‚Mehr Licht!' ist eins der treffendsten unter den vielen erfundenen ‚letzten Worten' in der Weltgeschichte. ‚Die Sonne ist eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns' (zu Eckermann). Unlustig, ja unglücklich war er alljährlich in den kürzesten Dezembertagen. Nicht ohne Absicht verlegte er Werthers Entschluß zum Selbstmord auf den 21. Dezember. Bei der Nachricht von Herders Tod im Dezember 1803 schreibt er an Schillers Frau, er ‚begreife recht gut, wie Heinrich 3. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, wie ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird'. ‚Stets des Lebens dunkler Seite Abgewendet wie Apoll' (Rückert), begrüßte Goethe den 22. Dezember wie ein Fest: ‚Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne', und den 22. März, den Eintritt der Sonne in ihre Frühlingsbahn, nannte er einen heiligen Tag. An einem dieser heiligen Tage ist er selbst ins Weltall eingegangen.

Natürlich konnte Goethe die Weimarer Winter nicht verschlafen. Er zwang sich zur Arbeit, trotzte auch dem Barometer: ‚So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir' (zu Eckermann, 21. 3. 1830). Ebenso spricht Goethe von einer besondern ‚Diät', die er bei gesteigerter dichterischer Tätigkeit anwandte.

Goethes immer rege Phantasie steigerte ihm alle Eindrücke bis auf ihre äußerste Höhe: daher und aus angeborner Nervenstimmung floß seine unüberwindliche Abneigung gegen alles Häßliche, Widerwärtige, Kranke. Bettina erzählt nach dem Bericht der Frau Rat von dem Knäblein Wolfgang: ‚In einer

Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden. — Er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit.' Wenige Züge haben Goethe so unwandelbar über alle Lebensstufen begleitet. ‚Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen und sie gefragt und konfrontiert. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine' (1780 an die Stein). Der Herzog will ihm eine ekelhafte menschliche Mißbildung zeigen; Goethe der Naturforscher entschuldigt sich, ‚wenn er einer Einladung zum Anblick einer seltsamen Naturverirrung nicht Folge leiste. Abneigung gegen alles Pathologische scheint sich mit den Jahren immer mehr zu verstärken.' Gesunde Ratten und Würmer konnte er zergliedern; das krankhaft Zweckwidrige am Menschen stieß ihn ab. Man erinnere sich seines Abscheues vor dem ‚Armen Heinrich' (S. 668)! So war er nicht zum Betreten eines Irrenhauses zu bewegen. Schleiermacher war ihm wegen seiner armseligen körperlichen Erscheinung zuwider. Als die Schwiegertochter Ottilie sich durch einen Sturz vom Pferde das Gesicht fürchterlich zerschlagen hatte, konnte sich Goethe, der liebreiche Schwiegervater, nicht entschließen, sie vor der Heilung zu sehen: ‚Denn', sagte er zum Kanzler Müller, ‚ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste affiziert finde.'

Wie verblüffend ähnlich war der Sohn hierin der Mutter, die sich Unangenehmes überhaupt nicht mitteilen ließ. So begreift man denn Goethes Widerwillen gegen Karikaturen. Auf den Einwand (in den ‚Guten Weibern'): ‚Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?' läßt er aus seinem Sinn erwidern: ‚Das ist's, warum ich sie verabscheue.' In derselben Novelle spricht er seine tiefwurzelnde Abneigung gegen Hunde aus: ‚Sind doch [solche] Tiere nur Zerrbilder des Menschen' (vgl. S. 441).

Nicht Furcht vor dem eignen Tode — er hat oft genug sehr unbefangen von ihm gesprochen —, sondern eine Scheu vor dem der Verwesung entgegengehenden, unbeseelt gewordenen Stoffe ließ ihn vor dem Anblick von Leichen, außer zu wissenschaftlichen Untersuchungen, zurückschrecken. ‚Warum soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder noch Schiller, noch die verwitwete Herzogin Amalia im Sarg zu sehen. Ich will ein seelenvolleres Bild als des Todes Masken von meinen Freunden im Gedächtnis aufbewahren.' Schon vom Tode zu sprechen erschütterte ihn: ‚Ich scheue mich, an dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich ist', sagte er zu Soret nach Karl Augusts Tode. Er erbat sich von dem Thronfolger die Erlaubnis, dem Leichenbegängnis des geliebten Freundes fernzubleiben und sich auf der Dornburg zu erholen. ‚Schiller entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden', — ‚das Außenbleiben meines Sohnes',

— ‚die schließliche Ruhe' (in einer dienstlichen Verfügung): solcher mildverhüllender Umschleierungen bedient sich Goethe, um nur nicht das Wort Tod niederzuschreiben. Das ihn tief ergreifende Hinscheiden der Mutter erwähnt er in den geheimen Tagebüchern mit keinem Wort.

*

Wer von dem würdevollen Minister Goethe liest und die Bildnisse, besonders der zweiten Lebenshälfte, betrachtet, der denkt wohl zuerst an einen Mann mit eiserner Gewalt über seinen Gefühlsausdruck. Er besaß sie im Verkehr mit Fremden; wer aber seinem Herzen nahen durfte, der bekam den im Kern sehr weichen, jeder Rührung offnen Menschen zu sehen. Gleich seinen geliebten Griechen schämte er sich der Tränen nicht. In den Wahlverwandtschaften läßt er eine seiner Lieblingsstellen im Homer anführen: ‚Tränenreiche Männer sind gut.' Als eine Schauspielerin den Epilog zu Schillers Glocke bei ihm einlernte, überwältigte ihn die Rührung so, daß er sie weinend unterbrach: ‚Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!' Zeugen berichten von seinen feuchten Augen ‚bei großen, edlen, rührenden Zügen und Motiven aus der Geschichte, aus der Kunst, aus dem Leben der Menschen, mochte er sie nun selbst erzählen oder von Andern vortragen hören'. Das eigne Vorlesen gewisser Stellen in Hermann und Dorothea, das Anhören des gesungenen Liedes ‚Kennst du das Land?' entlockte ihm Tränen. Von Bismarck wissen wir ähnliches.

Im Umgange meist höfisch artig, konnte er zu Zeiten erquickend rücksichtslos, ja grob werden, wenn Grobheit das richtige Mittel am richtigen Platze war. Als ihm Kotzebues Mutter amtliche Ungerechtigkeit vorwarf, fuhr er auf und ‚verbat sich ausdrücklich alle unüberlegten Zudringlichkeiten'. Ein ähnlicher Brief an Karoline Herder wurde schon mitgeteilt (S. 631). Und nun erst die häßlichen Grobheiten! Zu dem sich ihm vorstellenden schwadronierenden Demagogen Wit genannt Döring: ‚Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Bester, wie Sie das Talent hätten, jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir nun das nicht widerfährt, leben Sie wohl!' Oder zu Heine, der auf die Frage: ‚Womit beschäftigen Sie sich jetzt, Herr Heine?' dummdreist geantwortet hatte: ‚Mit einem Faust!' —: ‚Und weiter haben Sie in Weimar keine Geschäfte?'

Aber welcher Zartheiten, welcher Zärtlichkeiten war er fähig, wo ihm das Herz hochhinauf schlug! Ohne ein Wort der Begründung für den plötzlichen Wandel vom Sie zum brüderlichen Du beginnt er seinen Trostbrief an den gramgebeugten Zelter: ‚Deinen Brief, mein geliebter Freund —' (vgl. S. 632).

Goethe der hellsehende und überall nach höchster Deutlichkeit strebende ist sich über sein eignes Schaffen bei weitem weniger klar gewesen, als manche Goethe-Forscher darüber zu sein glauben. Sein wiederholtes Betonen des Rätselhaften, des Dämonischen in seiner Natur war der Ausdruck dieser Selbstunkenntnis. In jüngern Jahren nannte er den Urgrund seines dichterischen Vollbringens ‚Dumpfheit' und gab die Erläuterung dazu (im Tiefurter Journal, 1783): ‚Dumpfheit haben blaß gescheite Leute, sonst ist's Dummheit'. Später gebrauchte er gern das Bild vom Nachtwandler für seine Welt des Unbewußten: ‚Ich habe

meine Sachen als Nachtwandler geschrieben' (1814 an Knebel), und vom Werther: ‚Da ich dieses Werkchen ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte —'. Ausführlicher über die Entstehung seiner Gedichte:

Sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schiefliegenden Papierbogen vor mir hatte und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere solche in der Diagonale geschriebenen Blätter besessen.

Einige davon bewahrt jetzt das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.

Selbst ein dichterischer Nachtwandler, doch widerwillig gegen das Grenzgebiet zwischen Genius und — Schwindel. Der strenge Naturforscher Goethe kannte die Gefahr der Trübung der Tatsachen durch bewußte oder unbewußte Unredlichkeit, hielt sich daher das nächtliche Zwischenreich der Seele lieber vom Halse. Über die um 1830 in Deutschland herrschende Schwärmerei für menschlichen Magnetismus, für Justinus Kerners Seherin von Prevorst und dergleichen krankhafte Erscheinungen, sagte er zum Kanzler Müller:

Ich habe mich immer aan Jugend auf aar diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir aarüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervar. Wa ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.

An dem Menschen, den wir innig lieben, sind uns auch die Falten und Lücken des Wesens lieb, die Eigenheiten und die Seltsamkeiten. Wir lieben an diesem Einen, was uns den ungeliebten Andern noch unlieber macht. Sehr verschieden hiervon ist die blinde Bewunderung der ganz mißlungenen, weil in Stoff und Form ganz vergriffenen Werke. Von Goethes Eigenheiten aus dem Munde guter Kenner zu hören, ist mit Recht für die meisten Leser ein unerschöpfliches Vergnügen. Es ist ein ganz Goethisches Vergnügen! In einem kleinen Aufsatz von 1827 über einen seiner Jugendlieblinge, Lorenz Sterne, schreibt er nach der Erwähnung von dessen Irrtümern und Wahrheiten:

Ein drittes Wart kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es gibt gewisse Phänamene der Menschheit, die man mit dieser Benennung am besten ausdrückt; sie sind irrtümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, psychalagisch höchst wichtig. Sie sind das, was das Individuum konstituiert; das Allgemeine wird dadurch spezifiziert, und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Lesen wir z. B. von Goethes Abneigung gegen Brillenträger, so sagen wir: Schrulle. Wir finden aber Vernunft darin, wenn wir Goethe selbst darüber hören: er wollte sich nicht ‚ausspionieren' lassen und fand, daß die Brille ‚an dem Dünkel unserer jungen Leute hauptsächlich Schuld hat, weil, wer durch Brillen sieht, sich für klüger hält, als er ist'.

Für die Mathematik war ihm der Sinn verschlossen. Gekämpft hat er auch gegen diese Endlichkeit; 1786 treibt er eifrig Algebra, schreibt aber darüber: ‚Es wird historische Kenntnis bleiben, und ich werde es zu meinem Wesen nicht

brauchen können'. Seine Abneigung gegen das Kartenspiel mag hiermit zusammenhängen.

So wenig wie van der Mathematik, als einer ihm nichts Lebendiges gebenden Wissenschaft, hielt er van der Philologie: ‚Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältnis zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendieren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat, so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mitteilung den Tod bringt.' Dabei beschränkte sich die Philalogie zu Gaethes Zeiten auf die Feststellung des richtigen Wartlautes und die Sacherklärung der Schriftsteller; eine heilige Sendung, das letzte Geheimnis des dichterischen Schaffens ‚wissenschaftlich' zu entschleiern, hatte sie sich damals noch nicht zugeschrieben.

Gar keine Hachachtung hatte Gaethe für die Geschichte als Wissenschaft: ‚ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer'. In einem langen, eindringlichen Gespräch mit Luden bestritt er ebenso entschieden die Möglichkeit, geschichtliche Wahrheit zu ersarschen, wie den Wert der etwa ersorschten, und nannte die Weltgeschichte ‚das Absurdeste, was es gibt'. — ‚Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Valkes gehalten? und von dem Wenigen, wie Weniges ist wahr? und van dem Wahren, ist irgend etwas über allen Zweifel hinaus?' Er führte dazu selbst aus Faust an: ‚Die Zeiten der Vergangenheit Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.' Bekannt ist sein Ausspruch: ‚Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.'

Stärker nach war seine Abneigung gegen den Tag, gegen das Überschätzen flüchtiger Tagesereignisse. ‚Der Tag an und für sich ist gar zu miserabel; wenn man nicht ein Lustrum anpackt, sa gibts keine Garbe'. Alles ‚Zeitbürtige' war ihm verhaßt, die Zeitungen ein Greul:

A.: Sag mir, warum dich keine Zeitung erfreut?
B.: Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.

‚Ich verwünsche das Tägliche, weil es immer absurd ist. Nur was wir durch mögliche Anstrengung ihm übergewinnen, läßt sich wohl einmal summieren.'

Von Gaethes Hang zum Maskenspiel im Leben wurde schon wiederhalt berichtet. Der wahre Grund, tiefer als der Schillern mitgeteilte (S. 578), war dach wahl einfach der Trieb, mit einem bißchen Dichtung auch den Alltag zu schmücken: ‚Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firnis der Fiktion wieder auffrischen muß.' Einmal schlug er Schillern ernstlich vor, eine Geheimgesellschaft für Kunst, eine Art Freimaurerorden, zu gründen (Briefwechsel, 14. 3. 1801). Das Leben zwang ihn ast genug, eine Maske zu tragen und den Geheimrat herauszukehren. Wie es ihm dabei in Wahrheit ums Herz war, spricht die wichtige Stelle in einem Brief an Reinhard aus: ‚Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice [erkünstelt] und Selbstverteidigung ist.'

Mit welchem geistig irgendwie fruchtbaren Gegenstande hat Goethe sich eigentlich nicht abgegeben? Das Bild seiner Persönlichkeit, das den Kennern und Verehrern am lebendigsten vor Augen steht, ist die Schrankenlosigkeit seines Strebens. So erschien er sich und den Freunden in den Jungmannsjahren, ja schon vor Weimar. Während der Arbeit am Werther schreibt er: ‚Sonst bin ich sehr emsig und advociere scharf zu‘, und an Knebel heißt es 1781 einmal: ‚Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorf und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben.‘ Gehässig äußerte sich Herder zu Hamann über diese Seite in Goethes Wesen (1782):

Er ist also jetzt Wirklicher Geheimer Rat, Kammerpräsident, Präsident des Kriegs-Collegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegebau herunter. Dabei auch Directeur des plaisirs, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Ballets, Redouten-Aufzügen, Inskriptionen, Kunstwerken usw., Direktor der Zeichenakademie, an der er den Winter über Vorlesungen über Osteologie hielt, selbst überall der erste Akteur, Tänzer, kurz das Faktotum der Weimarischen und so Gott will bald der Majordomus sämtlicher Ernestinischer Häuser.

Goethe würde ihm kurzweg darauf erwidert haben: Das alles genügt mir nicht einmal, denn wie viel andres gibt es noch, was ich nie versucht habe! Gar oft hat er über diese Lebensfrage, ob Einseitigkeit oder Vielseitigkeit, nachgedacht und sich schriftlich geäußert, fast immer zugunsten der Vielseitigkeit, natürlich nur für Naturen, denen sie Bedürfnis sei. In den Annalen (für 1807) verteidigt er einen Bergrat, der nebenbei Sprachwissenschaft treibt, und man fühlt, daß er sich zugleich selbst gegen die Vorwürfe der wissenschaftlichen Fachsimpler schützt:

Niemand hat das Recht, einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt aus dem Zentrum seine Radien nach der Peripherie; stößt er dort an, so läßt er's auf sich beruhen und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben ist, seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge.

In seiner Aufsatzreihe ‚Zur Botanik‘ spricht er unter ‚Verfolg‘ von sich selbst, klagt darüber, daß man einem Talent, das sich in einem gewissen Felde hervortat, verbieten wolle, aus seinem Kreise sich zu entfernen oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberzuspringen, und rechtfertigt sich damit, daß ‚der lebhafte Mensch sich um seiner selbst willen und nicht fürs Publikum da fühlt, er mag sich nicht an irgendeinem Einerlei abmüden und abschleifen, er sucht sich von andern Seiten Erholung‘. Goethe bestand darauf, ‚alle Fasern seiner Existenz sollten durchgebeizt werden‘, und tröstete sich, ein wenig leichtherzig, über die Zerstörung so mancher Dichterpläne: ‚Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.‘

Der Begriff der Vielseitigkeit war Goethen so geläufig, daß er ihn anmutig scherzend auch auf solche Dinge wie Essen und Trinken anwandte: ‚Laßt uns doch vielseitig sein! märkische Rübchen — er meinte die ihm von Zelter geschickten Teltower — schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.‘

Von dem Greise sagte der Kanzler Müller: ‚Der Wechsel der Tätigkeit war ihm die einzige Erholung‘, und der 82jährige Goethe schreibt über sich an Zelter:

Digitized by Google

‚Du siehst, es geht bei mir nach alter Weise. Zu den hundert Dingen, die mich interessieren, konstituiert sich immer eins in die Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen, in vielseitiger Mondgestalt, umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken.‘

Bewußte Unersättlichkeit des Wissens: ‚Goethe würde seinem Feinde nachgelaufen sein, wenn er geglaubt hätte, etwas Wissenswürdiges von ihm lernen zu können‘, so erschien er seinem Bewundrer Emerson. Im Tagebuch von 1779 bittet Goethe um ‚schöne Kraft, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzuplumpen‘. Aus der eignen jungen Dichterseele sprechen läßt er den Fuchs im Urfaust:

Doch wünscht ich rings von aller Erden,
Von allem Himmel und all Natur,
So viel mein Geist vermögt zu fassen.

Eine Zusammenstellung seiner ‚Hauptbeschäftigungen‘ vom Mai zum August 1780 ergibt folgendes Bild: Theaterproben, Reise nach Gotha, Mineralogie, Dekorationsmalerei, Wirtschaftseinrichtungen für den Prinzen Constantin, Feuerspritzenprobe, Freimaurerei, Versuche mit dem Elektrophor, Diktat der ‚Vögel‘, deren erste Aufführung, Hilfe bei Feuersbrünsten, Fahrt nach Kahla, Ausflug mit den Herrschaften nach Jena, Ausflug nach Ettersburg, Aufführung von Jery und Bätely mit allem Zubehör, Besuche von fremden Fürstlichkeiten, Schriftstellern (Leisewitz, Gotter, Schröder) usw. usw.

Er beobachtet das Leben der Ratten und studiert ‚ihre Art, die Schwänze zu tragen, daß ich gute physiologische Rechenschaft davon werde geben können‘. Hat er mit Handwerkern zu tun, so sucht er von ihnen allerlei Handwerksgriffe und -Begriffe zu lernen. Auf den Einwand, das sei doch für den Herrn Minister zu unbedeutend, heißt es: ‚Erzählen Sie! es gibt nichts Unbedeutendes in der Welt.‘ Als da ist: die Lichtputzschere an Leseabenden richtig zu führen, oder bei Tisch Braten und Geflügel kunstgerecht zu zerlegen, zwei Lieblingsfertigkeiten des Dichters des Faust. Er kann zeichnen, malen und in Ton formen; doch das genügt ihm für die bildenden Künste nicht: ‚Ich studiere nun die edle Kunst des Gießers selbst, damit es ja noch bunter in meinem Kopf werde‘ (an Jacobi, 12. 11. 1784). Nach der italienischen Reise wirbeln Naturwissenschaft und Dichtung bunt durcheinander: ‚Nachdem die Insekten mich an den vergangenen Tagen beschäftigt, so habe ich heute Mut gefaßt, den vierten Gesang [von Hermann und Dorothea] völlig in Ordnung zu bringen‘ (1. 3. 1797). Mit 76 Jahren lernt er in seinem Garten das Bogenschießen und zuletzt erklärt er selbst sein Lebenswerk für das ‚eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt‘.

Wie fühlen wir vor diesem Allverein,
Den Er umspannt, uns so begrenzt und klein. (Paul Heyse.)

Siebenter Abschnitt.

Goethes menschlicher Charakter.

> Die hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern.
>
> (Schiller, 1800, an die Gräfin Schimmelmann.)

Charakter, eins unsrer wenigen schwerer als andre entbehrlichen griechischen Fremd-, fast Lehnwörter, bezeichnet die mit dem Stichel eingegrabene Prägungsfurche; auf den Menschen, auf Goethe angewandt: die Grundzüge seines Menschentums. Wie seine Persönlichkeit auf die ihm nahestehenden Zeitgenossen gewirkt hat, das müssen wir auf Treu und Glauben hinnehmen; die ihm vom Stichel seines Geschickes eingefurchten Richtlinien können wir aus seinen Worten und Taten noch heute mit nicht trügender Deutlichkeit erkennen.

Ihre zusammenfassende Betrachtung an dieser Stelle wäre unwirksam, brächte der bis hierher gelangte Leser nicht aus dem Vorangehenden eine Fülle von Stoff zum eignen Urteil und zum Nachprüfen jedes andern mit. ‚Vergebens', so lehrt uns Goethe, ‚bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern. Man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.' Nur eine sammelnde Auslese aus den vielen durch dieses Buch verstreuten Einzelzügen, ihre Ordnung nach gemeinsamen Merkmalen und einige Ergänzungen sollen hier gegeben werden.

Das höchste Gesetz von der Einheit des Menschenwesens gebietet, daß alle unsre ganz großen Dichter große Menschen waren. Die Dichter selbst, auch die selber nicht ganz großen, haben jenes Gesetz anerkannt. Heines Wort z. B. vom ‚Übereinstimmen der Persönlichkeit mit dem Genius bei außerordentlichen Menschen' (S. 865) wird in Erinnerung gebracht. Nachdrücklich schrieb Hebbel auf ein Stammbuchblatt: ‚Die Poesie hat viele herrliche Seiten, die herrlichste aber ist die, daß es keinen echten und großen Dichter ohne Charakter geben kann.' Goethes Aussprüche gleichen Sinnes brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Er ging so weit, seinen Satz ‚Man muß etwas sein, um etwas zu machen' dahin zu steigern: ‚Der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents.'

Wie viel Menschen, sogar unter den hochberühmten, vertragen eine so peinliche Prüfung durch Tausende von Briefen, durch Tagebücher, Gespräche, Zeugenberichte aller Art, wie sie seit mehr als hundert Jahren an Goethe geübt wird? Doch bis zum heutigen Tage ist es selbst der gehässigsten, giftigsten Betrachtungsweise nicht gelungen, Goethes Menschenbild seinen unbefangenen Verehrern zu entstellen oder nur zu trüben. ‚Den Dichter könnt ihr mir nicht nehmen. Den Menschen geb ich euch preis; Auch der darf sich nicht schämen', heißt es einmal bei dem großartig Offenherzigen selbst. Dieses Menschenbild so zu zeichnen, daß es einem Jeden treu erscheint, ist nur dann möglich, wenn wenigstens ein paar Grundstriche unverrückbar gezogen werden. Alles andre ist Nebenwerk,

darf beſtritten werden, erſcheint je nach Liebe oder Verſtehen der Zeugen zweifelhaft. Doch des Menſchen Kern iſt ‚natwendig wie des Baumes Frucht, ihn kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln‘. Dieſen Menſchenkern unter der unabſehbaren Fülle verwirrender Einzelheiten an Goethe zu erkennen, iſt eine kaum läsbare Aufgabe. Noch ſo redlich angefaßt und durchgeführt, kann der Verſuch ihrer Läſung nur ergeben, wie ſich einem einzelnen unbefangenen Farſcher, ohne Auffallſucht und Eigenbrötelei, nach dem Leben mit Gaethe während eines Lebensalters, dieſes gewaltigen Menſchen tiefſtes Weſen enthüllt hat.

So verwickelt Gaethe, gleich jedem außerordentlichen Manne, erſcheint, — er ſelbſt ſchrieb an Bürger 1775, er beſitze alles, ‚was die menſchliche Natur nur von Widerſprüchen ſammeln kann‘ —, ſeine gleichbleibende Selbſtheit, Gaethiſch geſprochen, muß durch alle Verwicklung hindurch in ihrem einfachen Grundgerüſt erkennbar werden. Je außerordentlicher, deſto wunderſamer gefangen iſt der Menſch in ſeinem angebornen Weſen: auch dies hat uns Goethe gelehrt (Brief an die Stein, 30. 6. 1780). Es gibt der dunkeln Rätſel in Gaethes Charakter mehr als eines: die lange Feſſelung durch einen gemütlich und geiſtig ſo wenig wertvollen Menſchen wie Charlotte von Stein; ſein Mitanſehen van Chriſtianens Dulderinleben, van des heranwachſenden Sahnes ſeelenvergiftender Zweiſellage; die lange Ungerechtigkeit gegen einen Gleichſtrebenden wie Schiller, und ſo manches andre. Dieſes Buch läßt ſolche Rätſel zum gräßten Teil auf ſich beruhen, da ſein Verfaſſer die Anſicht Gaethes van der ſehr geringen Möglichkeit unbezweifelbarer geſchichtlicher Wahrheit teilt. Über Winckelmann ſchreibt der Meiſter einmal: ‚Man kann überhaupt jeden Menſchen als eine vielſilbige Charade anſehen, wovon er ſelbſt nur wenige Silben zuſammenbuchſtabiert, indeſſen Andre leicht das ganze Wart entziffern.‘ Der Verfaſſer bildet ſich durchaus nicht ein, mehr als ein paar Silben des großen Wartes Johann Wolfgang G o e t h e begreifbar entziffert zu haben.

Gaethes langes Leben hat, wie in manchen ähnlichen Fällen, den Geſamteindruck erzeugt, daß wir ihn vornehmlich als den abgeklärten Greis, den maßvollen Selbſtbeherrſcher und in ſtiller Glorie thronenden Olympier ſehen. Der gräßte Teil der Gemälde ſeines Lebens und Weſens hat dieſen Eindruck verſtärkt. Goethe war ein Meiſter der ‚Maße‘ gewarden; doch dieſe van den altdeutſchen Dichtern als die hächſte geprieſene Tugendgabe war kein Grundtrieb ſeines Blutes, ſandern ein ſchwererrungner Siegespreis des Willens. L e i d e n ſ c h a f t lodert in dieſem Menſchen, im Jüngling, im Manne, nach im Greiſe, und ſie würde ihn zerſtärt haben, ſchon in frühen Jahren, hätte nicht unabläſſig ein eiſerner Wille über die Ausbrüche des Dämons in dieſer Bruſt gewacht.

Gaethe hat ſich gekannt, wie die Freunde ihn gekannt haben: unabſehbar iſt die Fülle ſeiner nachdrücklichen Urteile über die furchtbare Leidenſchaftlichkeit des eignen Weſens. ‚Die Hauptſache iſt, man lerne ſich ſelbſt beherrſchen‘, ſagte nach der Greis zu Eckermann; ‚wollte ich mich ungehindert gehen laſſen, ſa läge es wahl in mir, mich ſelbſt und meine Umgebung zugrunde zu richten.‘ In dem erſten Briefe von ſeiner Hand, dem an Bury vom Mai 1764 (vgl. S. 31), ſagt

der Knabe von ſich: ‚Einer meiner Hauptmängel iſt, daß ich etwas heftig bin.‘ Von ſeiner Leidenſchaft für das Frankfurter Gretchen berichtet er (in Dichtung und Wahrheit): ‚Ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungeſtüm dieſen Schmerzen überlaſſen, ſo daß es durch Tränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr ſchlingen konnte.‘ Seine hier nachzuleſenden Briefe an Behrisch in Leipzig (S. 45; Werke 17, 120—125) ſind die eines Raſenden, und man erinnere ſich des Zweikampfes mit Bergmann (S. 40). Lerſe und Andre glaubten in Straßburg, Goethe werde ‚überſchnappen‘; ein Zeichen angeborner Maße iſt es nicht, daß er dort immer aufgelegt war, um den Tiſch herum zu tanzen und ‚bei einem kleinen Vorfall ſehr laut zu krähen‘. Noch in Elberfeld, bei einer Tafelrunde zu Ehren Jung-Stillings (vgl. S. 70), tanzte er, vor Vergnügen Geſichter ſchneidend, um den Tiſch herum. Freund Salzmann hat ihn gut gekannt, ſo daß Goethe ſich nachmals aus Frankfurt darauf berufen konnte: ‚Es iſt eine Leidenſchaft, eine ganz unerwartete Leidenſchaft‘ uſw. (vgl. S. 97).

In dem erſten, durchweg ſtimmenden Geſamturteil eines Freundes über Goethe, Keſtners (vgl. S. 178), ſteht der Satz: ‚Er iſt in allen ſeinen Affekten heftig, hat jedoch viel Gewalt über ſich.‘ Dieſes ſchlichte Urteil iſt das treffendſte, das je über Goethes Charakter gefällt wurde. In Dichtung und Wahrheit wird es beſtätigt: ‚Meine Natur, von hinreichenden Kräften der Jugend unterſtützt, ſchwankte zwiſchen den Extremen von ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen‘, und an andrer Stelle bekennt Goethe, daß ſeine ‚Natur ihn immerfort aus einem Extrem ins andre warf‘.

In Weimar muß er ſich zügeln; doch wie ſchwer es ihm wird, erfahren wir von den verſchiedenſten Berichterſtattern. Das heftige Umherrennen im Zimmer, das laute Toben und Fluchen erſchreckt die Meiſterin höfiſcher Formen, Charlotte von Stein, und ſie klagt über Goethes ‚Pasquillieren‘, wie ſie das nennt; Goethe hatte über gewiſſe Hofſchranzen gewettert, ſicher ohne ſie zu verleumden. — ‚Das ſind mir Hundel hör' ich Goethe ſtampfend rufen‘, ſo ſchildert ihn Lavater an Zimmermann. ‚Ich geſtehe gern, Gott und Satan, Höll und Himmel in mir Einem‘, beſchreibt Goethe ſich an Lavater. — Der ſanfte Wieland ſieht ihn bei Hofe und iſt entſetzt: ‚Er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe; da iſt er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausſchlägt, und man tut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.‘

Das Stampfen und Fluchen gewöhnt er ſich ſchwer, eigentlich gar nicht ab. In den Weimarer Frühjahren hat er einmal die Schlittſchuhe vergeſſen und ſchildert lebhaft ſelbſt ſeinen Zuſtand: ‚Ich habe geſtampft und geflucht und eine Viertelſtunde am Fenſter geſtanden und gemault.‘ Und über den 64jährigen berichtet ein Profeſſor Kiefer an die Malerin Luiſe Seidler aus geringfügigem Anlaß: ‚Ich ſah ihn nie ſo furchtbar heftig, gewaltig, grollend; ſein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann ſchwoll ſein Geſicht.‘

Die Schopenhauer berichtet einen bezeichnenden Vorfall bei Tiſch: Goethes Sohn zerſchlug lärmvoll ein Glas; ‚ärgerlich darüber ſah Er den Auguſt nur

einmal an, aber ſo, daß ich mich wunderte, daß der nicht untern Tiſch fiel'. Der eiſerne Wille hielt jedes Wort zurück. Dieſer Wille bewahrte ihm die Faſſung, wo Andre von ihr verlaſſen werden: als er das durch ihn wiederhergeſtellte Ilmenauer Bergwerk mit einer Weiherede eröffnete und ſtecken blieb, bezwang er die Zuhörer durch Ruhe und feſten Blick, dann fuhr er nach einer Minute geſammelt in der Rede fort.

Schlechte Bilder zerſchlug er an der Tiſchkante, ſchlechte Bücher durchſchoß er oder nagelte ſie an einen Baum. — ‚Um Mitternacht wohl fang ich an, ſpring aus dem Bette wie ein Toller', ſo beginnt ſein Ewiger Jude, und es gibt Gedichte von ihm, die uns ſolch Hinraſen um Mitternacht auf ein ſchräg daliegendes Stück Papier bewahrt haben.

Vor fremden Augen beherrſchte er ſich in Freud und Schmerz; der vertraute Meyer aber fand ihn beim Tode eines der früh entriſſenen Kinder laut weinend und ſich am Boden wälzend. Wie ihn das Große, das Schöne bis zu Tränen erregte, ward ſchon berichtet. Beim Vorleſen des fünften Aktes der Iphigenie weinte er ‚wie ein Kind'; bei Calderons ihn entzückendem Standhaften Prinzen mußte er mit Leſen aufhören: heftig warf er das Buch auf den Tiſch. — Mit welcher ‚Leidenſchaft', welcher ‚Raſerei' er ſeine Naturforſchung betreibt, das ſteht in den mancherlei angeführten Briefſtellen.

Doch alles, woran er ſein Herz oder auch nur ſeine Neigung ſetzt, wird ihm ſchnell zur Leidenſchaft: ein Vergnügen, ein gemeinnütziges Vorhaben, ein Wunſch. Im tiefen Winter, auf ungebahntem Wege, beſteigt er den Brocken, trotz den nicht geringen Gefahren: er will. — Ein Zimmer in der Jenaer Bücherei muß erweitert werden; die Profeſſoren und Unterbeamten leiſten Widerſtand mit erfundenen Schwierigkeiten und Redensarien: Goethe läßt einen Maurer kommen und friſchweg eine Scheidewand durchbrechen. — Einmal entſchloſſen, Rom zu ſehen, fährt er Tag und Nacht, kommt nicht aus den Kleidern, muß hin und wär's auf Ixions Rad. Im 15. Buch von Dichtung und Wahrheit bezeichnet er dieſe Macht der Leidenſchaft ſo, daß ‚bei ſeinem Charakter und ſeiner Denkweiſe *eine* Geſinnung jederzeit die übrigen verſchlang und abſtieß'. Goethes Verhalten zu Schiller vor und nach 1794 wird durch dieſe leidenſchaftliche Einſeitigkeit des Gemütslebens erklärlicher.

Wo immer wir Goethe in den Bannkreis einer neuen ihn feſſelnden Bildungswelt geraten ſehen, da gibt es ein Aufflammen. Unzerſtörbar iſt ſeine Begeiſterungsfähigkeit für jedes neue echte Kunſtwerk. Daß er hierbei ſtrenger gegen die Deutſchen als gegen die fremden Dichter verfährt, iſt nicht Goethiſche Beſonderheit, denn dies iſt deutſch. Für Homer, Shakeſpeare, Oſſian, Sterne begeiſtert er ſich nach und neben einander; Byron wird ihm eine wärmende Altersfreude. Welchen Anteil nimmt er an Mérimée, überhaupt an den jüngeren Franzoſen um 1830; ebenſo an Walter Scott, Coleridge, dem jungen Carlyle, an Manzoni und Tegnér! An Kleiſt und Grillparzer werden von ihm viel größere

Maßstäbe gelegt; doch wäre es so ungerecht und verkehrt wie möglich, in diesem Verhalten etwa Anwandlungen von Neid zu vermuten:

Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich niemand betroffen —

und ein andermal:

Nicht größern Vorteil wüßt ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst erkennen.

Überströmende Leidenschaft im Zügel selbsterzieherischer Pflicht —: ohne den immer neu ausbrechenden Kampf dieser zwei Gewalten und dessen immer neue Schlichtung erscheint Goethes Gemütsleben unverständlich. ‚Denn ich bin ein Mensch gewesen, Und das heißt ein Kämpfer sein‘: welche schwereren Kämpfe als jenen einen vom Jünglingsalter bis in die Greisentage kann Goethe gemeint haben? Ein von Leidenschaften immer aufs neue gequälter Pflichtenmensch, durch alle Versuchungen, alle Freuden und Leiden dieses langen Lebens hindurch: so steht Goethe vor uns, der menschlichste der Menschen.

Leidenschaftlich, — nicht leichtsinnig. Wie furchtbar ging ihm seine Schuld an Friederike nach, länger als ein Jahrzehnt, bis zur Vollendung der Iphigenie, ja noch darüber hinaus bis zur Walpurgisnacht im Faust. ‚Ich bin wie immer der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte‘ (an die Laroche, 1780). Und wie tiefe Blicke hatte Schiller in das Herz dieses Titanen im Banne der Pflicht getan, als er der Gräfin Schimmelmann über Goethes dauerndes Verharren bei Christiane schrieb: ‚Diese seine einzige Blöße, die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen‘, — mit dem edelsten: hilfreich und gut zu sein. Und wie nahe wurde ihm von der sittelnden Weimarer Welt gelegt, an Christiane pflichtwidrig zu handeln!

Selbstbeherrschung und Entsagung begleiten ihn wachsam durchs Leben: Goethe hätte nicht immer wieder, in Vers und Prosa, auf ihre Bedeutung hingewiesen, wenn sie ihm, dem Leidenschaftlichen, nicht schwer gefallen wären. Sicher ist er nie auf des Vogelweiders Verse getroffen: ‚Wer sleht den lewen? wer sleht den risen? Wer überwindet jenen und disen? Daz tuot jener, der sich selber twinget‘; wir besäßen sonst ein preisendes Wort über jenen Vorausdichter höchster Goethischer Lebensweisheit. Andeutende Wiederholungen mancher früherer Stellen sind hier unvermeidlich. In Straßburg zwang sich der Jüngling, neben den Trommelschlägern des Regiments her zu gehen, um seine Abneigung gegen Lärm zu bekämpfen. Das Schwindelgefühl mußte bemeistert werden, indem er auf eine frei über der Tiefe hinausragende Steinplatte der Münsterzinne trat. Mit heftigem Abscheu gegen Leichen ging er in die Anatomie und sah der Zergliederung zu; trotzte den ahnungs- und schauervollen Eindrücken der Finsternis, der Kirchhöfe, um sich das Gruseln abzugewöhnen. Weil er als Knabe zu wenig Griechisch gelernt hatte, trieb er neben allem anderm in Straßburg die schwierige Sprache so weit, um Homer zu lesen. Noch Schwierigeres, weil Widerwärtigeres, suchte er zu überwinden: die Algebra, und gab sie erst auf, als er keinen Gewinn für sich daraus ersah.

Digitized by Google

Hätte sich Klopstock an die rechte Schmiede gewandt, anstatt auf das Geträtsch der Weimarischen Klatschbasen zu horchen (S. 336), so hätte ihm z. B. Wieland Goethes ‚Sophrosyne' gerühmt, und jener hätte erfahren, was dieser seine Beobachter an Andre über Goethe geschrieben: ‚Er hat bei aller seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und Savoir faire, als alle Hofschranzen, Schleicher und Kreuzspinnen zusammengenommen an Leib und Seele.' Goethe erzieht sich mit voller Absicht an Leib und Seele, durch kaltes Baden, Aufgeben liebgewordener Getränke, des Kaffes, ja des heimatlich gewohnten Weines: ‚Ich trinke fast keinen Wein und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum tätigen Leben' (1780).

Nach wenigen Jahren hat er die menschlichen Widerstände in Weimar besiegt und schreibt in sein Tagebuch (Mai 1780): ‚In meinem jetzigen Kreis habe ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir; in mir noch viel. Ich will doch Herr werden! Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen.' In solcher Stimmung geriet er wiederum an Spinoza, aus dem er stets eine ‚Friedensluft' sich anwehen fühlte. Da schrieb er mit 35 Jahren die großartigen Strophen in den ‚Geheimnissen':

Wenn einen Menschen die Natur erhaben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers laben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: Das ist *er*, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Stram der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Wer der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

In immer neuen abgeklärten Formen kehrt dieser Selbstüberwindungsgedanke bei Goethe wieder:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wallen,
Statt lästigem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Oder auch:

Das Opfer, das die Liebe bringt,
Es ist das teuerste von allen;
Doch wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Los gefallen.

Der Tod der einzigen, heißgeliebten Schwester verschüttet ihm eine der Lebensquellen. Stumm verschließt er seinen Schmerz; an die Stein und in sein

Tagebuch ſchreibt er nur karge, ſtille Worte; an die Mutter einen Brief, wie er der beiden Leidtragenden würdig war, ohne Ausbrüche des Jammers.

Nach einmal, an den Grenzen der eignen Tage, reißt der Tod ein Stück aus ſeinem Leben: das einzige ihm gebliebene Kind ſinkt vor ihm ins Grab. Kein Auge hat den Vater weinen ſehen; wortlos ſchließt er Eckermann, den heimgekehrten Reiſebegleiter des Taten, in ſeine Arme. An den Treueſten der Treuen, an Zelter, ſchreibt der Lebensheld: ‚Hier nun allein kann uns der große Begriff der Pflicht aufrecht erhalten; der Körper muß, der Geiſt will, und ſo über Gräber vorwärts!‘

Eckermann, gewiß einer der beſten Kenner von Gaethes Menſchenweſen, hat uns ein ſprechendes Bild dieſes Gemiſches aus Leidenſchaft und Zügelung hinterlaſſen (Vorrede zum 3. Teil der Geſpräche):

Seine Selbſtbeherrſchung war groß, ja ſie bildete eine hervorragende Eigentümlichkeit ſeines Weſens. Sie war eine Schweſter jener hohen Beſonnenheit, wodurch es ihm gelang, immer Herr ſeines Stoffes zu ſein und ſeinen einzelnen Werken diejenige Kunſtvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenſchaft aber ward er, wie in manchen ſeiner Schriften, ſo auch in manchen mündlichen Äußerungen, oft gebunden und voller Rückſicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbſtbeherrſchung ihn verließ, dann ward ſein Geſpräch jugendlich dahinbrauſend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergſtrome. In ſolchen Augenblicken ſagte er das Größte und Beſte, was in ſeiner reichen Natur lag.

Als Gaethe im Eingange des 16. Buches von Dichtung und Wahrheit ſchrieb: ‚Unſer phyſiſches ſowohl als geſelliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philoſophie, Religion, ja ſo manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entſagen ſollen‘, da war dies nicht die Weisheit des Greiſes, der nach dem baskhaften Wort eines der alten Franzoſen der Jugend gute Lehren gibt, weil er ihr keine ſchlechten Beiſpiele mehr geben kann. Selbſtüberwindung, Verzicht, Entſagung — wie oft hatte ſie der leidenſchaftliche Jüngling und Mann unter heißen Kämpfen geübt! Vom Werther zum Fauſt, im Taſſo, in den Wahlverwandtſchaften, der Natürlichen Tochter, der Pandora erklingt als Grundton: Entſagung. ‚Die Entſagenden‘ lautet der Untertitel der Wanderjahre; ‚Sustine et abstine!‘ war ein Lieblingsſpruch Gaethes. Auf dem Gipfel ſeiner Leidenſchaft für Charlotte Buff flieht er aus Wetzlar. Alles zieht ihn zu Marianne Willemer zurück; er reißt ſich los, kehrt, ſtatt über Frankfurt, über Würzburg nach Weimar zurück und ſieht dieſe edelgeliebte Frau eines Andern niemals wieder. Er wird Herr ſeiner Leidenſchaft für Ulrike von Levetzow und unterläßt die von Mutter und Tochter innig erbetene Wiederbegegnung in Marienbad.

*

Neben der gezügelten Leidenſchaft ſtehen alle andern Charakterzüge Goethes in der zweiten Reihe, ja wertvoll oder merkwürdig ſie erſcheinen, ſelbſt ſeine reine Menſchlichkeit. ‚Den Größten unter den menſchlichen Menſchen‘ nannte ihn Wieland bei einem Vergleich mit berühmten Zeitgenoſſen.

Nur zwei Tugenden gibt's. O, wären ſie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

So heißt Schillers höchſte Forderung; in Goethe ſehen wir ihre ſo ſeltene Erfüllung. Edel, hilfreich und gut: ſo ſteht er vor uns auf jeder der Lebensſtufen, wenn wir ſelbſt und auf ihn ſelbſt hinſehen und uns nicht mit Geſchreibſel von zweiter und dritter Hand begnügen. An ſein Verhalten gegen Pleſſing, Krafft, auch gegen die widerborſtigen Herder, iſt zu erinnern. Aus einem Brief an Krafft ſei eine Stelle nachgetragen:

Sie ſind mir nicht zur Laſt, vielmehr lehrt mich's wirtſchaften, ich verſtändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Notleidenden ſparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts ſind? Der, der hat, darf nicht ſegnen, er muß *geben*; aber wenn die Großen und Reichen dieſer Welt Güter und Rangzeichen austeilen, ſo hat das Schickſal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht verſteht (Weimar, 23. 11. 1778).

Goethe weiß, Bürger iſt in Not: er ergreift die erſte Gelegenheit, deſſen angekündigten Plan einer Homer-Überſetzung, und ſammelt für ihn 65 Louisdor. Daß die Überſetzung nachher unterblieb, machte ihm nichts aus.

Er unterſtützt und pflegt ſelber den verunglückten Moritz in Rom, wie er Herder in Straßburg betreut hatte; verſchafft Tiſchbein gewinnbringende Aufträge; hilft ſeinem Meyer, hilft nach Kräften Schiller, iſt für Knebel liebreich bedacht; ſorgt von Weimar aus für den Maler Müller in Rom, ſchickt ſeine ganze Einnahme für den Großkophta an die notleidende Familie ſeines Helden Caglioſtro nach Sizilien. Von Jung-Stilling haben wir ein feines Wort über Goethe: ‚Sein Herz, das nur wenige kannten, war ſo groß wie ſein Verſtand, den alle kannten', und der ihm ſo vertraute Knebel ſchreibt an Lavater: ‚Ich weiß es wohl, er iſt nicht alle Zeit liebenswürdig, er hat widrige Seiten, ich habe ſie wohl erfahren. Aber die Summe des Menſchen zuſammengenommen iſt unendlich gut. Er iſt mir ein Erſtaunen auch ſelbſt von Güte.' Was für ein mittelmäßiger Geſell wäre ein allzeit liebenswürdiger Menſch! Einer der großen Unliebenswürdigen, Gottfried Keller, mag uns belehren: ‚Wer keine bittern Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer dieſen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten.'

Wohl am rührendſten iſt Goethes Güte gegen die greiſe Frau von Stein. Die Beſchämung, ſich einſt in blinder Leidenſchaft ſo völlig getäuſcht zu haben; die Bitterkeit über den unwiederbringlichen Verluſt koſtbarſter Zeit und Geiſtesfülle an einen wertloſen und undankbaren Menſchen — all das iſt von der Zeit ausgetilgt, und reiner noch als zuvor erblüht in dieſem großen Herzen die mitleidige Güte für ein wenig beachtetes, vereinſamtes, freudenarmes Weib, das doch einſt mit einer ihm jetzt unbegreiflichen Liebe umworben zu haben eine unvertilgbare Erinnerung geblieben iſt. Zwar lächelt er jetzt über jene Leidenſchaft; zwar begleitet er an Zelter (29. 1. 1818) die Sendung eines zufällig aufgefundenen Liebesbriefes an die Stein aus Italien (18. 4. 1787) mit den ſelbſtverſpottenden Worten: ‚Es iſt ein ſo hübſches Wort auf dem Wendepunkte

des ganzen Abenteuers und gibt einen Dämmerschein rückwärts und vorwärts ... Was man doch artig ist, wenn wir jung sind!' Die Achtung aber vor dem eignen Jugendrausch will er sich bewahren, und so betreut er, ritterlich bis ins höchste Alter, die noch sieben Jahre ältere hinfällige Greisin mit den zartesten Aufmerksamkeiten. Der Siebzigjährigen stirbt ein ihr besonders lieber Kanarienvogel, — Goethe läßt ihr heimlich ein ganz ähnliches Tierchen ins Bauer setzen, erkundigt sich nach dessen Wohlergehn, schickt ihm Salat im Januar, und was dieser reizenden liebreichen Dienste mehr sind. Unsagbar widerwärtig aber ist das Verhalten nach der Greisin: in ihren Dankbriefchen an Goethe, an den ‚verehrtesten, besten Geheimrat', an den ‚lieben besten verehrten Meister' ist die sich als ‚treue Verehrerin' Unterzeichnende — um einmal mit ihr zu sprechen — ‚freundlich wie ein Ohrwürmchen'; daneben aber, oft an denselben Tagen, klatscht und schmäht die hinfällige Greisin nach wie vor über den Einzigen, der nach jetzt ein wenig Wärme und Licht in dieses vereiste, ödgraue Alter ausströmt. Die ebenso dumme wie gehässige Bemerkung über die ihr von Goethe zugesandten ersten Bände von Dichtung und Wahrheit: sie zeigten, ‚daß er von Jugend auf so war, seinen Freunden wehe tat', schrieb sie mit 70 Jahren, und mit 71 verbreitete sie vergnügt die alberne Klätscherei, ein bei Goethe einquartierter österreichischer General habe ihn gezwungen, den Orden der Ehrenlegion abzulegen.

*

Nach der ersten Begegnung mit Goethe hatte der junge Voß geschrieben: ‚Der Mann war mir so majestätisch'; doch gleich nach dem ersten längern Gespräch heißt es: ‚Goethe ist der herzlichste, der innigste Mann unter Gottes Sonne.' Sehr ähnlich lautet Hölderlins Urteil nach dem ersten Besuch: ‚Es ist der schönste Genuß unsres Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden bei so viel Größe!' So haben auch die kleinen Leute in Weimar von ihm gesprochen: ‚Ein gütiger, gnädiger Herr, das sind Benennungen solcher, die von seinem künstlerischen Wert keine Ahnung haben' (in dem schon erwähnten Büchlein des jungen Voß).

Napoleon und Bismarck wurden früh Menschenverächter; Goethe niemals:

Der Teufel hol das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nahm' ich mir so eifrig vor:
Will niemand weiter sehen,
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh ich ein Menschengesicht,
So hab ich's wieder lieb.

Doch da ist ja schon das bei seinen Lebzeiten gegen ihn umgehende Gerede von Goethes ‚Egoismus'. Ohne Ausnahme, auch bei den Besten, bei Schiller, hatte es seinen sehr menschlichen Grund in dem Ärger, daß Goethe sich zunächst mit seinen, nicht mit ihren Anliegen befassen wollte. Was wäre aus ihm geworden, wenn er sich an all die Hunderte von Menschen zersplittert hätte, die irgend etwas von ihm wollten!

Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden. Da bleibt nun nichts übrig, als sich selbst zu sagen, nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten, dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochner Entschluß sein.

Solchen Entschluß hat er oft gefaßt, noch öfter durchbrochen, wo er eine sachlich lohnende Gelegenheit sah.

Eigenwillig und duldsam, — zwei von den vielen Gegensätzen, die Goethe in sich auszugleichen hatte. Eigenwillig bis zur Halsstarrigkeit, bis zum Hasse. Zu Zacharias Werner fiel einmal das Wort: ‚Wer mit mir nicht gehen kann oder will, von dem scheide ich.‘ Zur Farbenlehre verlangte er, wie Schopenhauer überliefert, unbedingte Zustimmung, ‚nichts drunter noch drüber‘; und welch ein guter Hasser er war, zeigen uns Dutzende der schärfsten Briefstellen über die Gegner oder Totschweiger auf diesem Gebiet. ‚Was bringt zu Ehren? Sich wehren!‘ im Kleinen wie im Großen. Goethe war kein Quengler, kein Bierphilister, der die Faust in der Tasche ballt über die Schlechtigkeit der Welt, immerfort schwadroniert und selbst nicht die Hand zu ihrer Besserung rührt. Das mußte ein Gastwirt in der Nähe von Karlsbad erfahren, der Goethen und seiner Gesellschaft für ein einfaches Mittagsmahl eine prellerische Rechnung gemacht hatte: durch eine Beschwerde beim Kreishauptmann zum Besten andrer Reisenden führte er die Bestrafung des Unredlichen herbei (Werke 18, 45). Und mit wahrem Vergnügen lesen wir des Olympiers Eingabe an die Weimarer Gesindepolizei gegen eine freche Magd, die im Trotz ein wohlverdient schlechtes Dienstzeugnis zerrissen hatte (Werke 18, 48).

*

Sag nur, wie erträgst du so behaglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?
Fürwahr, sie wäre unerträglich,
Wär ich nicht auch unerträglich gewesen.

Natürlich will er sich und sein Wesen behaupten; doch immer in dem Gefühl, daß die Andern das gleiche Recht haben. ‚Ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte‘, heißt es in den Sprüchen. Er begreift die gläubigen Protestanten, seinen Fritz Jacobi, ebensowohl wie die Katholiken, kommt vortrefflich mit der Fürstin Gallitzin in Münster zurecht, sucht Fritz Stolbergs Übertritt zu entschuldigen, des alten Fritzen Vorurteil gegen den Götz zu begreifen, will niemand sein Gefühl, seine Kirche rauben und mahnt die fromm überhebungsvolle Auguste Bernstorff-Stolberg: ‚In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen‘. Er hält es für ‚eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen‘; denn er hat ‚einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen trachte, wovon ich durchaus keine weitere Sympathie verlangte‘. — ‚Kindlein, liebt euch!‘ schreibt er seinem Zelter; ‚oder wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten!‘

Je weiter er im Leben aarschreitet, desto mehr nähert er sich der niemand bemaralisierenden Mutter:

Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit obenan, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann niemand meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück heisen und im Glücke finden kann (an Knebel, 9. 11. 1814).

Gaethe war der schänsten Freundschaft fähig, doch grade darum keiner von den Allerweltsfreunden. Er gab das Außerardentliche und forderte das Beste des Andern, aor allem, daß der Andre sich mit ihm entwickle, gleichaiel in welchem Lebenskreise:

Die wahre, die tätige, produktive Freundschaft besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge.

Den Stillstehenden ließ er kühl hinter sich, und es mußten schan sehr traute Jugenderinnerungen wie in dem Falle Jacobis mitspielen, um ihn in der Freundschaft für einen Rückständigen festzuhalten. Und gegenwärtig mußten die Freunde sein, persänlich aber durch einen sa lebendigen Briefwechsel wie mit Zelter; im Nebel verschwinden ihm die entfernten Freunde; ‚die Gegenwart allein ist unser Glück'. Er liebte einen Spaß und vertrug einen Spaß; einen Freund, der ihn nicht aertrug, wie Jacobi das Annageln seines schrecklichen Ramans ‚Woldemar' an einen Baum, lachte er aus, ‚denn salch leichtsinnig trunkener Grimm, solche mutwillige Herbigkeit und nichtschonenden launigen Momente würden verschlungen in tätiger Liebe'. An Wieland und Knebel, Schiller und Zelter, Meyer und Boisserée, an dem Herzag und der Herzogin, über Zerwürfnisse und Kränkungen hinaus an beiden Herders — hat Goethe die Lebenskraft seiner Worte erwiesen:

Wer nicht die Weit in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Weit oon ihm erfahre.

*

Wir haben uns gewöhnt, keinen Menschen für ganz graß zu halten, dem aller Humar abgeht, und als würzende Zugabe ist er in der Tat unentbehrlich. Er ist in gewissen Augenblicken der kräftigste Schwungsittich, der den Menschen über sich selbst und seine engende Welt emparträgt und ihn alle Dinge einmal aon hoch oben betrachten läßt. Als solche gelegentliche Würze und Hilse hat Goethe den Humor anerkannt, als beherrschende Stimmung aerworfen: ‚Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sabald er aarwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstärt, vernichtet sie zuletzt.' Jean Pauls Beispiel stand ihm dabei vor Augen. Er liebte den liebenswerten Humor Sternes, denn ‚Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie wirklich liebt', lehnte dagegen die sich als Humar aufdrängende fratzenhafte

Willkür der Romantiker ab. Ein ausführliches Urteil Goethes hat der Kanzler Müller aufbewahrt:

Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein. Musäus (S. 266) konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und um niemand bekümmerte. Freilich humoristische Augenblicke hat wohl jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durchs ganze Leben geht. Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war, und den Skeptikern ist es mit nichts ein großer Ernst. — Wem es aber bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein.

Zu Zeiten hat Goethe so köstlich gescherzt wie nur irgendeiner unsrer Humoristen von Beruf. Gedichte wie ‚Diner zu Coblenz' und ‚Deutscher Parnaß' gehören zur besten humoristischen Literatur. Und wie entzückend ist sein Gespräch mit Falk über das gegenseitige Ausposaunen und Beweihräuchern der Romantiker! Vieles läßt sich ohne weiteres auf gewisse Allerjüngstdeutsche anwenden, z. B.: ‚Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg heimkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn schätzen. Dieser versicherte mich in vollem Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen.'

Ganz reiner Humor, ohne die geringste Bosheit, ist sein reizender langer Brief an den Philologen Fr. A. Wolf aus Karlsbad vom 3. Juli 1810. Goethe ließ seinen Humor mitunter auch über die Schwelle zum geheiligten Beamtentempel, so in einem amtlichen Schreiben über einen Hofschauspieler, der seine Frau geprügelt hatte: ‚Wir lehnen bei der Kommission wie billig alles ab, was außertheatralisch scheinen könnte; aber wenn ein Mann seiner Frau die Augen blau schlägt, so kann das sehr theatralisch werden, wenn sie grade an demselben Abend eine Liebhaberin zu spielen hat.'

‚Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen', lautet ein Kernspruch Goethes über sich. Ungerechtigkeit begehen! — ob auch ertragen? Sein Ordnungsinn, das Erbteil des ordnungswütigen Vaters, wuchs mit den Jahren zur Stärke einer Leidenschaft. Aktenbündel, Hefte, Mappen häuften sich für jede Kleinigkeit. ‚Alle eingegangenen Briefe und ebenso die Konzepte oder Kopien aller abgesandten monatlich in abgesonderte Bände geheftet', so berichtet der Kanzler Müller. Selbst über Augusts Tod wurde ein Aktenheft angelegt. Am schönsten kann sich diese Ordnungswut austoben an allerlei Sammlungen. Auf der Reise sammelt, ordnet und heftet er, z. B. auf der von 1797. Aus Frankfurt schreibt er an Schiller (22. 8. 1797): ‚Ich habe mir Akten gemacht [um nicht in den Fehler unaufmerksamer Reisenden zu verfallen], worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskurante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urteil einhefte.' Abweichende Urteile wohlunterrichteter Menschen nimmt er wieder zu diesen Akten und solches Handwerk gedenkt er eine Weile fortzusetzen und eine große Masse zusammenzubringen. Seinen Sohn, seine Beamten hält er zu ähnlicher Sammelei an.

Nicht einmal in den verschwiegenen Tagebüchern, die er allerdings in

spätern Jahren diktierte, ließ er sich bequem gehen. Zu Schiller wird dort fast regelmäßig der ‚Hofrat', zu Schelling oder sonst einem Manne der Universität der ‚Professor' gesetzt; Christiane heißt bis zum Oktober 1806 ‚Dem. (Demoiselle) Vulpius', denn Ordnung muß sein. ‚Alles Unsymmetrische, der geringste Fleck oder falsche Strich [in einem Schriftstück] war ihm unausstehlich.' Die im Weimarer Archiv aufbewahrten Gedichtabschriften von Goethes Hand sind Muster der Schönschreibekunst und der Sauberkeit, die der Marienbader Elegie (vgl. S. 838) ein kleines Kunstwerk.

*

Müßte dem Leser dieses Buches, der die vielen sich mit dem Menschen Goethe beschäftigenden Abschnitte aufmerksam gelesen, hier noch bewiesen werden, daß sich bei unserm Helden das Moralische von selbst versteht, so hätte der Schreiber vergebliche Arbeit getan. Nur nachgetragen braucht hier einiges zu werden; das sittliche Gesamtbild Goethes steht hoffentlich schon längst in klaren Umrissen fest. ‚Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr', heißt es von ihm in Prosa; und in feierlichen Versen:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag;
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Als Schiller zuerst nach Weimar kam, hörte er von Herder, sonst dem ewigen Bemängeler aller Andern, das Urteil über Goethes Kern: ‚Er ist rein von allem Intrigengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben.'

Über die Frage nach dem sittlichen Gehalt seiner oder Andrer Dichtungen hat er sich mit achtzig Jahren einmal zu Eckermann ausgesprochen: ‚Hat ein Poet den Gehalt der Seele, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen wie er wolle', und lange vorher zu Heinrich Meyer über ‚die alte halbwahre Philisterlehre, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen' (usw., wie auf S. 465 nachzulesen).

Es gibt Darstellungen von Goethes Menschenart, die durch unterschiedloses Verhimmeln den Eindruck erzeugen wollen, daß wir es nicht mit einem irrenden Erdensohn, sondern mit einem fleckenlosen Engel des Herrn zu tun haben. Weit entfernt, die Leser zu ihrem Glauben zu bekehren, reizen solche natur- und wahrheitswidrige Vergottungen erst recht zum Widerspruch, ja rufen Verzerrungen nach der entgegengesetzten Seite hervor. Goethes Teilnahme für alles wertvolle Neue in Kunst und Dichtung wurde oft genug in diesem Buche aufgezeigt. Der Wahrheit aber widerspricht ein Verallgemeinern wie dieses eines übertreibenden Anbeters, H. Grimms: ‚Jeder, der mit Goethe in Berührung kam, stellte mit seinem Herzen die höchsten Anforderungen an das seinige, und Goethe ist Allen gerecht geworden. So eingehend befaßt er sich mit jedem, als habe er auf Erden nichts weiter zu tun als gerade das.' So hätte ein Gott getan; doch Goethe war

ein Mensch, und selbst dieses der ganzen Menschheit zugewandte Herz hatte seine Grenzen. Er ist weder Beethoven noch Kleist noch Grillparzer gerecht geworden; hat aus menschlicher Hast und Oberflächlichkeit mehr als einmal Ungerechtigkeiten begangen; hat unabsichtlich und unwissentlich edle, nicht unbedeutende Menschen tief gekränkt. Über ein ‚halb aufgeschnittenes und eilig weggelegtes' Gedichtbuch von Gustav Pfizer fällte er ein durch und durch ungerechtes Urteil, worin er, ohne den Schatten eines Grundes, von einem ‚sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel gewisser Herrlein' sprach. Pfizer hat sich, nach Goethes Tode, in einem seiner schönsten Gedichte gegen die unverdiente Kränkung würdig verteidigt und Recht behalten.

‚Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel.' Goethe selbst schrieb dieses Wort (über Lavater an die Stein), und daß es kein Pharisäerwort eines sich für fleckenlos Haltenden war, beweisen seine sich selber richtenden Aussprüche wie: ‚Da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein', und als Achtzigjähriger erklärte er zu seinem Großneffen Nicolovius ‚das Contra ebenso gut als das Pro nötig', um ihn kennen zu lernen. Der Verfasser dieses von tiefer Ehrfurcht für Goethe eingegebenen Buches hält es mit der Würde des Geschichtschreibers unverträglich, das Menschliche an seinem Helden ins Göttliche zu verklären, zumal da keiner dies weniger nötig hat als Goethe, dieser ‚Endliche mit dem unendlichen Geist', wie Beethoven von sich und seinesgleichen so unübertrefflich gesagt hat. Goethes menschliche Endlichkeiten ohne Überhebung, ohne sittelnde Krittelei ehrlich zu nennen, ist ein zuverlässigeres Merkmal wahrer Verehrung als rechthaberisches Vertuschen, Schönfärben und Übertreiben. Der Begründer und Meister aller neuerer Kritik, Lessing, kann uns lehren, wie wir uns den Ewiggroßen gegenüber verhalten sollen, durch sein herrliches Wort über Luther:

> Er steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir alles wohlüberlegt recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat sonst nahe war, ihn zu vergöttern. — Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten.

Achter Abschnitt.

Die letzten Jahre.

Tiecks Novellen, Rückerts Liebesfrühling. — Byron stirbt (19. April 1824). — Carlyles Übersetzung von Wilhelm Meister ins Englische (1824).

Jean Paul stirbt (14. November 1825). — C. F. Meyer geboren. — Carlyles Leben Schillers (1825).

Hölderlins Gedichte, Heines Reisebilder, Kerners Gedichte (1826).

Frau von Stein stirbt (6. Januar 1827). — Beethoven stirbt (26. März 1827).

Heines Buch der Lieder, Manzonis Verlobte, Grabbes Dramatische Dichtungen, Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes. — Platens Romantischer Oedipus. (1827.)

Griechenlands Unabhängigkeit (1828). — Karl August stirbt (14. Juni 1828). — Erste englische Eisenbahn (1828).

Schillers und Goethes Briefwechsel erscheint. — W. Menzels Deutsche Literaturgeschichte, Platens Gedichte (1828). — W. Grimms Deutsche Heldensage. — Grabbes Don Juan und Faust (1829).

Großherzogin Luise stirbt (14. Februar 1830). — Erste Aufführung von Hugos Hernani, 25. 2. 1830 (Sieg der französischen Romantiker). — Pariser Juli-Revolution (1830). — August an Goethe stirbt (26. Oktober 1830).

Börnes Briefe aus Paris, Immermanns Tulifäntchen (1830). — Chamissos Gedichte (1831).

Lenaus Gedichte, Mörikes Maler Nolten, Immermanns Merlin (1832).

Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne.
Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er — der Tod.

In meinen Jahren muß man vorwärts gehen, aufwärts bauen und nicht mehr ‚nach dem Grundstein zurückblicken': dies schrieb Goethe im Sommer 1823, in seinem vierundsiebzigsten Jahr. Wohl begegnen uns in den Briefen dieses Lebensabschnittes Äußerungen über das herannahende Ende; doch immer nur heiter-gelassene, immer begleitet von Berichten über neue Bereicherungen, neue Aufgaben. Denn — Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann; Die Nacht tritt ein, da niemand wirken kann.

Körperlich bleibt Goethe in diesen letzten acht, neun Jahren fast ebenso lebensfrisch wie in dem Jahrzehnt vorher. Sein letzter Arzt Vogel berichtet: ‚Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl blieben bis zum Tode sehr fein und scharf; das Gehör sagte dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, naßkaltem Wetter mußte man oft sehr laut sprechen, wenn man von Goethe gehörig verstanden sein wollte.' Diese Einschränkung gilt vielleicht für die letzten paar Jahre, und die Besucher aus Nähe und Ferne schweigen darüber.

Im August 1829, in Goethes achtzigstem Jahr, pilgert zu ihm der gefeierte polnische Dichter Mickiewicz, der Verfasser des ‚Pan Taddeus', und schreibt gleich nachher seinen Eindruck nieder:

Da öffnete sich die Tür und herein trat — Jupiter! Ohne Übertreibung: es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kataffal, das Antlitz würdig, imponierend, und die Stirn — grade dort ist die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirn etwas grauer.

Tiefe Ergriffenheit bemächtigt sich jedes Dichters, der sich dem Größten ihrer aller naht. Max von Schenkendorf betritt Goethes Haus und singt:

Nun hab' ich dich gesehen,
Du hohes Heldenhaupt,
In fernen, sel'gen Höhen,
Von frischem Kranz umlaubt.

Und selbst Heine schreibt nach seinem wenig erfreulich abgelaufenen Besuch: ‚Er trug sein Haupt immer stolz und hoch, und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten.' Friedrich Vischer, der aus edler Schüchternheit nicht gewagt, vor den Hochverehrten zu treten, zeichnete nachmals das geistige Bild des zum höchsten Alter

Gelangten: ‚Durchklärt steht Goethe der Greis vor uns, überschauend mit durchdringendem und doch freundlichem Auge und mit dem Lächeln des Wahlwallens.‘

Die Besucher! Fast jede Seite der Tagebücher verzeichnet sie zu halben, zu ganzen Dutzenden. Dazu die Einsendungen von jungen Schriftstellern und Künstlern, die von dem Weimarer Orakel Aufschluß über ihr Können, Rat und Förderung für ihr Fortkommen erflehen. Goethe erläßt eine ‚Erklärung und Bitte‘: Er sei seit mehreren Jahren so glücklich, des schönen Vertrauens seiner lieben Landsleute zu genießen; aber seine Kräfte vermindern sich, und es sei ihm unmöglich, jedem zu antworten; er werde das Bedeutendere in seiner Zeitschrift ‚Kunst und Altertum‘ behandeln, und man möge sich dort danach umsehen.

Das Herzensband zwischen ihm und den Levetzow zerreißt nicht nach der von beiden Seiten mit äußerstem Zartsinn behandelten Herzensnot; ein liebevoller Briefwechsel zieht sich durch die noch kommenden Jahre. Ulrike bleibt unvermählt und bewahrt bis in ihr zehntes Jahrzehnt wie eine Lebensweihe die Erinnerung, des erhabenen Mannes Brust zum letztenmal mit edler Glut erfüllt zu haben.

Um ihn her altern die Freunde und sinken dahin; kein Jahr ohne schmerzliche Trauerbotschaften von überall her. ‚Über Gräber vorwärts!‘ ruft der rastlose Lebenskämpfer dem zuletzt gewonnenen, bis zuletzt geliebten Freunde Zelter zu. Und wie die Jahre kommen und wie sie gehen, heben sie ihn immer höher über alle Zeitgenossen empor. Für sein Vaterland, für die gesamte Bildungswelt wird er der Wächter auf ragender Zinne, zu dem jeder wie zum pfadweisenden Leuchtzeichen hinaufblickt. Lynkeus der Türmer im zweiten Faust verkündet Goethes eignen letzten Schluß:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in die Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

Ja, zum Schauen weit über Menschen und Ereignisse ist er vom Schicksal bestellt, das ihm drei Lebensalter vergönnt. Was irgendwo Großes oder Verheißungsvolles auf Erden geschieht oder geplant wird, Goethe nimmt teil daran und verkündet in die Zeiten schauend gar manches von dem, was erst nach ihm geborene Geschlechter vollendet sehn. Suez-Kanal und Panama-Kanal, Erie-

Kanal und Themsetunnel, Eisenbahnen und Dampfschiffe, verbessertes Postwesen, Vervollkommnungen des Druckergewerbes, englischer und deutscher Fabrikbetrieb, großes Netz neuer Landstraßen und erleichterte Binnenschiffahrt, die beginnenden wissenschaftlichen Landesversammlungen, die fast Tag für Tag einlaufenden Berichte über neue Versuche und Entdeckungen in seiner geliebten Naturkunde: in Briefen und Tagebüchern liest man, wie das alles im Gehirn dieses Geisterssehers in dem niedern Arbeitstübchen genüber der Weimarer Ackerwand zusammenströmt und Widerhall weckt.

Was wunder, wenn sich Goethe gar nicht mehr für einen lebenden Menschen unter Mitmenschen, sondern für eine Überkommenschaft aus der Urzeit zu halten beginnt. ‚Ich erscheine mir selbst immer mehr geschichtlich', schreibt der Zweiundachtzigjährige an Wilhelm von Humboldt, und wie sollte er nicht! Konnte er doch bis auf die Anfänge unsrer neuzeitlichen Literatur zurückschauen, war er selbst doch ihr stärkster Antrieb gewesen. Die Geschichte deutscher Dichtung hieß Goethe, und hätte der akademische Zunftklüngel der Wahrheit die Ehre gegeben, so hätte er bekennen müssen: die neuere Geschichte der umwälzenden Naturwissenschaft heißt Goethe. ‚Da ich in Jahrtausenden lebe, so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre' (zu Eckermann): er spürt an sich denselben Hauch der Vergangenheit, der sie umwittert. Der lange Bildungsweg der Menschheit liegt wie ein offnes Buch vor ihm, was bedeutet ihm da der Tag mit seinen kurzen Anregungen:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Weiß sich Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag vom Tag zum Tage leben.

Er weiß die Segnungen der Verkehrsfortschritte zu würdigen, doch er ahnt die Möglichkeiten ihres Unsegens für das stille geistige Wachstum:

Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt, Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren (an Zelter, 1825).

Goethe wird zum Vertrauten der Menschheit; wer ein ernstes Anliegen hat, denkt an ihn, viele fassen den Mut, ihn damit anzugehen. ‚Wildfremde Personen wandten sich oft in den wunderlichsten Fällen, z. B. um eine Heirat, die Wahl eines Lebensberufs, eine Kollekte, einen Hausbau zustande zu bringen, zuversichtlich an ihn', erzählt der Kanzler Müller.

Wie gern möchte er der neuen Dichterjugend ein Freund und Führer sein; doch der Ansturm der Masse der Talente und der Scheintalente ist zu groß. ‚Ins längst Vergangene mag ich nicht zurückschauen', schreibt der Achtzigjährige an Karoline von Wolzogen, und an Platen: ‚Es ist mir sehr viel wert, daß das Geschick mich begünstigt, den heranstrebenden Jüngeren eher entgegen als aus dem Wege rücken zu können.'

Immer weltumfassender wird seine literarische Teilnahme mit dem Greisenalter, immer mannigfaltiger lauten die Einträge in den Tagebüchern über sein

Geleſe. Für ihn war ja alles Menſchenſchaffen eine große Einheit, Offenbarung des Erdgeiſtes, Eigentum und Anliegen eines Jeden. Dies iſt der letzte Grund ſeines Wunſches und ſeiner Gewißheit einer kommenden, ja ſchon einer vorhandenen Weltliteratur, innerhalb welcher jedes Volk ſeine Eigenart zu bewahren habe. Ein Gedicht mit der Überſchrift ‚Weltliteratur‘ entſtand 1827:

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Winzrin Lied am Throne lieblich klang,
Des Perſers Bulbul Roſenbuſch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich erneun —
Ein Sphärentanz harmoniſch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemut erfreun!

Mit Ausnahme Byrons, des Ausnahmemenſchen und -Dichters, ſeines Lieblings vor allen andern ſpäten Zeitgenoſſen, gehört ſein immerjunges Greiſenherz den jungen franzöſiſchen Stürmern, den überrheiniſchen Romantikern und ihren Anhängern. Ihre gemeinſame Rednerbühne, den Pariſer Globe, lieſt er regelmäßig, freut ſich, ‚daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, denn ich bin wirklich für ſie eingenommen‘, findet einige ſeiner geheimen und geheimgehaltenen Überzeugungen darin ausgeſprochen und begründet. ‚Die Blätter ſind das Liebſte, was mir jetzt zu Händen kommt; ſie werden geheftet, rück- und vorwärts geleſen.‘ Goethes Urteile über Victor Hugo leſe man bei Eckermann nach; ebenſo die häufigen über Mérimée, deſſen ‚Kraft und Genie in der objektiven Behandlung eines Gegenſtandes‘ ihm den Ausruf abzwang: Ein ganzer Kerl! Über die illyriſchen Volkslieder der Mériméeſchen Sammlung La Guzla, in Wahrheit Kunſtdichtungen des Sammlers ſelbſt, ſchrieb Goethe 1828 einen beſondern Aufſatz, worin er Mérimées zweite literariſche Hinterslichtführung, das Theater der angeblichen Spanierin Clara Gazul, beſpricht und den wahren Sachverhalt, nämlich die Verfaſſerſchaft Mérimées aufdeckt, die er allerdings erſt aus einer eigenhändigen Widmung des franzöſiſchen Dichters erfahren hatte. Der gutgläubige Goethe war ebenſo wie alle Welt drauf hereingefallen, wie er ja ſeinerzeit an die Echtheit des Macpherſonſchen Oſſian geglaubt hatte. Philologiſcher Scharfſinn gehörte nicht zu ſeinen Begabungen.

*

Zelters Beſuch im Spätherbſt 1823 hatte Goethen über den heftigſten Schmerz nach dem letzten Glücksentſagen hinweggetröſtet; die ‚große Erregbarkeit‘ dauerte noch bis tief in das Jahr 1824 fort. ‚Es iſt eben ein Hang, der mir noch viel zu ſchaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen‘, ſagte er zu dem eingeweihten Kanzler Müller. Die Arbeit an den Annalen und die Ordnung des Briefwechſels mit Schiller, ferner verſchiedene Aufſätze für ‚Kunſt und Altertum‘ lenkten ihn heilend ab.

Am 19. April 1824 ſtarb Lord Byron in Meſſolongi am Sumpffieber. Goethe empfängt die Kunde im Mai zu tiefem Schmerz und ſchreibt bald darauf ſeinen ‚Beitrag zum Andenken Lord Byrons‘ (Werke 16, 74).

Zu keinem zeitgenössischen Dichter nach Schiller hat Goethe ein so warmes Herzensverhältnis gehabt wie zu Byron; der Teilnahme für dessen Leben und Werke begegnen wir seit 1816, dem durch den Ehezwist und die Trennung von England entscheidendsten Jahre Byrons, in Goethes Gesprächen, Briefen, Tagebüchern und manchen Aufsätzen als dem wichtigsten literarischen Anliegen außer den nächsten. Die im Nachlaß gefundene reimlose Übersetzung von Byrons berühmtem Abschiedsgedicht an seine Frau: ‚Fare thee well', wenngleich nicht in Goethes Handschrift, rührt sicher von ihm her; ein Kunstwerk ist sie so wenig wie einige andre Goethische Übersetzungen Byronscher Dichtungen.

Mit dem ‚Manfred', einer ‚wunderbaren, mich nahe berührenden Erscheinung', wurde Goethe im Oktober 1817 bekannt. Bald darauf schrieb er darüber einen Aufsatz (Werke 16, 55), der mit einer Übersetzungsprobe schloß. Außerdem versuchte er sich, wiederum in reimlosen Versen, an Manfreds Bannfluch. Die mächtige Erregung Goethes, der im Manfred eine Erlebnisdichtung Byrons vermutete, ‚die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual geborenen Talents', verführte ihn zu dem Glauben, Byron sei wesentlich durch den Faust dazu bestimmt worden, habe ‚hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen'. Die einzige augenfällige Ähnlichkeit des Manfred mit dem Faust ist das Selbstgespräch im Eingang; doch hierzu mag Byron ebensowohl durch den Eingang von Marlowes Faust angeregt worden sein.

Die ersten Gesänge des Don Juan gelangten 1820 in Goethes Hände. Die aufrührende Wirkung mußte er in sich, nach seiner Art, durch eigne Tätigkeit verarbeiten: er übersetzte ‚mit kühnem Versuch den unübersetzlichen Don Juan', das heißt die ersten fünf Stanzen, diesmal in mühsamen Reimversen, ‚nicht als Muster, sondern zur Anregung für talentvolle Übersetzer'. In einem beigefügten Aufsatz nennt er den Don Juan ‚ein grenzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend'. An Boisserée schreibt er darüber: ‚Dieses Gedicht ist verrückter und grandioser als seine übrigen.' Den Vorwurf gegen das Werk, das ‚Unsittlichste zu sein, was jemals die Dichtkunst vorgebracht', schiebt er gelassen zur Seite: es sei ‚kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderberischer zu sein als die Zeitungen des Tags'.

Persönliche Beziehungen knüpften sich 1821 durch Byrons Anfrage, ob er Goethe den Sardanapal widmen dürfe. Sie lautete von dem Stolzesten der Stolzen: ‚Dem erlauchten Goethe wagt ein Fremder die Huldigung eines literarischen Vasallen für seinen Lehnsherrn darzubringen, für den ersten lebenden Schriftsteller, der die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die europäische erhöht hat.' Durch Vergeßlichkeiten des Verlegers und des Überbringers des Widmungsblattes blieb sie damals weg. Grüße zwischen Byron und Goethe wurden durch englische Besucher Weimars wiederholt ausgetauscht. Die Dramen Sardanapal und Werner, dieses mit der Aufschrift ‚To the illustrious Goethe', gelangten 1823 in des Meisters Hände. Zum Gegengruß schrieb er am 22. Juni

das Gedicht: ‚Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern' (Werke 2, 85) und rief Byron, den er so lang begleitet hatte, die großen Worte zu:

Wahl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst, sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Byron empfing das Gedicht in Livorno, eben als er sich nach Griechenland einschiffen wollte, und erwiderte in einem Briefe, der Goethen unschätzbar blieb. Es hieß darin:

Es stände mir übel an, wollte ich Verse mit Dem tauschen, der seit 50 Jahren der unbestrittene Fürst der europäischen Literatur ist. — Ich kehre nach Griechenland zurück, um zu sehen, ob ich dort irgendwie helfen kann. Sollte ich jemals heimkommen, so werde ich Weimar besuchen, um Ihnen die Huldigung eines der Millionen Ihrer Bewunderer darzubringen.

Er kehrte lebend nicht zurück. Bei der Kunde seines Todes schrieb Goethe, außer dem erwähnten Aufsatz, ein paar Seiten über die eben gelesenen ‚Unterhaltungen Medwins [eines Kapitäns] mit Byron'. Die bisher nur im Goethe-Jahrbuch (Band 20) veröffentlichte Handschrift beginnt:

Die englische Nation hat garnicht Ursache, dem Lord Byron seine Mängel vorzuwerfen; wenn er fehlt, fehlt er als Engländer. — Diese Unarten sind nationell und familienhaft, und da bleibt es denn immer ein Wunder, daß er als Mensch so gut geblieben und als Dichter über alle Zeitgenossen sich erhoben. — Der Unfriede mit sich selbst betrübte mich, ohne meine gefühlvollste Hochachtung zu beeinträchtigen. — Der schönste Stern des dichterischen Jahrhunderts ist untergegangen.

Ein andermal sprach Goethe gradezu von seinem ‚Lebensverhältnis zu Lord Byron', und bis zum Tod erlosch ihm nie die bewundernde Liebe für diesen ‚teuren Zeitgenossen'. Man lese die Stellen in Eckermanns Gesprächen, Urteile wie: ‚Die eigentliche poetische Kraft ist mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm', ja die Andeutung (16. 11. 1823) eines Einflusses Byrons auf die dichterische Erregtheit, aus der die Marienbader Elegie entsprang.

Als im März 1826 in England der Plan eines Denkmals für Byron in der Westminster-Abtei entstand und an Goethe das Ersuchen um Teilnahme erging, wobei als höchste Beisteuer zwanzig Pfund zugelassen wurden, unterschrieb sich Goethe mit dieser für ihn nicht unbeträchtlichen Summe. Das Denkmal scheiterte, bis heute, am Widerstande der Londoner Geistlichkeit; im zweiten Faust hat Goethe ihm, seinem Euphorion, ein unvergänglicheres gesetzt:

Ach, zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft!
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

*

Im Frühling 1824 beginnt Goethe die Vorbereitungen zu einer letzten, möglichst vollständigen Ausgabe seiner Werke. — Die Absicht einer abermaligen

Reise nach Marienbad wird nach innern Kämpfen aufgegeben. — Im August erfährt er, daß sein philologischer Freund Fr. A. Wolf in Marseille gestorben ist. — Rauch und Schinkel aus Berlin besuchen ihn; jetzt läßt er Bettina van Arnim wieder zu, die ihm ihren Entwurf zu einem schöngedachten idealischen Goethe-Denkmal zeigt.

Am 1. Oktober 1824 empfängt er einen Gast, der seit einigen Jahren von sich reden macht: den 27jährigen Heinrich Heine. ‚Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen‘: so hatte er sich angemeldet (vgl. S. 831). Was Goethe später von Heine gelesen, ist nicht zu ermitteln; daß er Heines dichterische Begabung erkannt hatte, zeigt der Ausspruch zu Eckermann (14. 3. 1830) über Heines und Platens literarische Händel: ‚Wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andre. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch jeder schon an seinem eignen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht.‘ Über Platen hat sich Goethe zu Eckermann wiederholt und tiefeindringend ausgesprochen (S. 855); sein verwerfendes Urteil wird jetzt kaum noch bestritten.

Eine liebevolle Annäherung aus Byrons Heimat beweist Goethen von neuem die immer weitere Ausbreitung seines Weltruhmes: der Schotte Thomas Carlyle (1795—1881) übersendet seine Übersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren mit einem Briefe, worin es heißt: ‚Die Hoffnung, Ihnen zu begegnen, gehört nach zu meinen Träumen. Viele Heilige sind aus meinem literarischen Kalender gestrichen worden, seitdem ich Sie kennen lernte; aber Ihr Name steht noch darin in mehr als je leuchtender Schrift‘. Goethe dankt herzlich, und Carlyle jubelt in einem Brief an seine spätere Frau: ‚Ein Brief von Goethe! Stelle Dir meine Freude vor: es war fast wie eine Sendung aus dem Märchenlande. Kaum konnte ich glauben, daß dies wirklich die Hand und Unterschrift jenes geheimnisvollen Wesens war, dessen Name seit dem Knabenalter wie ein Zauberwort meine Phantasie durchströmt hatte. Goethe zeigte Carlyles ‚Leben Schillers‘ und den Sammelband ‚Deutsche Romantik‘ (Werke 16, 78 und 79) rühmend an und blieb mit ihm bis zuletzt in den freundlichsten Briefbeziehungen. Im Goethehause wird noch das kostbare Petschaft aufbewahrt, das Carlyle und andre schottische Bewunderer zum 82. Geburtstag übersandten. Zu Eckermann äußerte sich Goethe über Carlyle mit seherischem Sinn: ‚Er ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist garnicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.‘ Gegen Carlyles Rat an seine Landsleute: ‚Schließt euren Byron! und öffnet, öffnet euren Goethe!‘ hätte er sicher Einspruch erhoben.

Carlyles Bewunderung für Goethe in Ehren, — daß der schottische Puritaner das wahre Wesen des bewunderten Menschen und Dichters nie begriffen hat, steht uns jetzt fest. Wie er Robert Burns Vorwürfe gemacht wegen seiner

‚Unſittlichkeit‘ und ſeines ‚Wandelns im Schatten des Zweifels‘, ſo erzählte er ſeinen Landsleuten von Goethes Entwicklung, er habe zu der Zeit, als er den Werther ſchrieb, im Unglauben geſteckt, ſich aber nachher ‚aus der Dunkelheit zum Licht‘ emporgerungen und ſei ein gläubiger Chriſt geworden. Carlyle war kein Goethiſcher Geiſt; doch ſei in Verehrung dieſes ſo ſehr andersgläubigen gedacht, der nach Goethes Tode geſchrieben: ‚Ihm iſt geworden, durch alle Wechſel eines Menſchenlebens bis zur äußerſten Grenze zu gehen und durch alle edel.‘

In der Nacht des 21. März 1825 brennt das Weimarer Hoftheater ab: ‚Der Schauplatz meiner faſt 30jährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern.‘ Sogleich beſpricht Goethe die ‚vorteilhafteſte Interimsunterhaltung‘. — Im Sommer beginnt er ſeinen Briefwechſel mit Zelter für den Druck zu ordnen. — Die Arbeit an der ‚Helena‘ im Fauſt wird wieder aufgenommen, an den Wanderjahren fleißig diktiert. — Felix Mendelsſohn beſucht ihn zum zweiten Mal; ihm folgt der große Spontini.

In dieſem Jahr wird dem Deutſchen Bundesrat in Frankfurt durch Goethe einmal eine hohe Aufgabe ſtaatlicher Sittlichkeit geſtellt. Ein gemeinſames deutſches Urheberrecht gab es natürlich nicht; der Schriftſteller konnte gegen nachdruckenden Diebſtahl nur durch ſchwer zu erlangende Schutzbriefe der Dutzende von Einzelſtaaten geſichert werden. Goethe wandte ſich an die ‚Hohe Deutſche Bundes-Verſammlung‘ und bat, unter Betonung des Wertes eines Bundesbeſchluſſes für ‚die deutſche Literatur und Geiſtesbildung‘, um ein allgemeines Privilegium für die neue Ausgabe ſeiner Werke. Im Laufe des Jahres erfolgte die Bewilligung; nach und nach trafen die Zuſtimmungen der Einzelregierungen ein, die außer dem Bundesbeſchluß notwendig waren.

Für den 3. September 1825 verzeichnet Goethes Tagebuch: ‚Früh 6 Uhr zu Sereniſſimo ins Römiſche Haus‘ (im Park). Karl Auguſt begeht die Feier ſeiner 50jährigen Regierung.

Zwei Monate darauf heißt es: ‚7. November. Feierlichſter Tag. — 8. Nachklang und Erholung. — 9. Fortgeſetzte Glückwünſche, perſönlich und mündlich. Große Geſellſchaft zum Mittage.‘ Das Land und deſſen Fürſt feiern Goethes 50jähriges Weilen und Wirken im Herzogtum Weimar. Karl Auguſt läßt folgendes Dankſchreiben an den Freund und Staatsdiener überall öffentlich bekannt geben:

Sehr wertgeſchätzter Herr Geheimer Rat und Staatsminiſteri

Gewiß betrachte Ich mit allem Rechte den Tag, wa Sie, Meiner Einladung ſalgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienſt, da Sie van jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichſten Beweiſe der treueſten Anhänglichkeit und Freundſchaft durch Widmung Ihrer ſeltenen Talente zu geben. Die fünfzigſte Wiederkehr dieſes Tages erkenne ich ſanach mit dem lebhafteſten Vergnügen als das Dienſtjubelfeſt Meines erſten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beſtändigkeit Mich bisher in allen Wechſelfällen des Lebens begleitet hat, deſſen umſichtigem Rat, deſſen lebendiger Teilnahme und ſtets wahlgefälligen Dienſtleiſtung Ich den glücklichen Erfalg der wichtigſten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchſten Zierden Meiner Regierung achte.

In früher Morgenſtunde begibt ſich Goethe zum Herzog, der ihn bewegt in die Arme ſchließt und von ihm vernimmt: ‚Bis zum letzten Hauche beiſammen!‘ — Eine goldne Denkmünze: ‚Karl Auguſt und Luiſe Goethen zum 7. November 1825‘; die Ehrendoktorſchrift der vier Jenaer Fakultäten, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Weimar für ſeine männliche Nachkommenſchaft; eine Feier im Stadthauſe mit Reden und Liedern; eine Feſtvorſtellung der Iphigenie in einem notdürftig hergerichteten Theater; Feſtbeleuchtung der Stadt: wir begreifen die tiefe Erſchütterung des 76jährigen. ‚So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, ſo bedarf das Glück auch dieſes wohltätigen Einfluſſes; nach und nach erhol' ich mich vom ſiebenten November‘, heißt es an Zelter.

*

Das Jahr 1826 zeitigt den Abſchluß des Helena-Aktes für den zweiten Fauſt, fördert die Wanderjahre und die neue Ausgabe der geſammelten Werke. Im September entſteht das Gedicht auf Schillers Reliquien. Für die Glückwünſche zu ſeinem 77. Geburtstag dankt er in einem an die Freunde verſandten Gedicht; dem an die Stein überſandten Abdruck fügt er die eigenhändige Nachſchrift, ſeine letzten Briefworte an ſie, hinzu: ‚Neigung aber und Liebe nachbarlich [!] angeſchloſſen Lebender durch ſo viele Zeiten ſich erhalten zu ſehen, iſt das Höchſte, was dem Menſchen gewährt werden kann‘. Die 84jährige Empfängerin, ſeit Jahren hinſiechend, halberblindet, bis zuletzt von Goethe mit Freundlichkeiten ritterlich betreut, erſehnte ſelbſt die Erlöſung von einem hilf- und freudenloſen Leben. In ihren höchſten Greiſenjahren leſen wir von ihr keine der gewohnten Erbärmlichkeiten; Eiferſucht und Haß ſind endlich erloſchen, und das Letzte, was von ihr berichtet wird, iſt eine rührende Regung des Zartgefühls: täglich den Tod erwartend, ſoll ſie angeordnet haben, man möge ihren Sarg nicht an Goethes Hauſe vorbeifahren, ein Wunſch, dem nach den Weimarer Bräuchen nicht gewillfahrt werden konnte.

Am 29. September 1826 weilt Grillparzer bei Goethe. Als dieſer ihn liebreich an der Hand nimmt und zu Tiſche führt, bricht der junge Dichter in Tränen der Ergriffenheit aus. An Zelter ſchreibt Goethe über ihn: ‚Ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angebornes poetiſches Talent darf man ihm wohl zuſchreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht ſagen.‘ Bei aller Verehrung für Goethe, die bis zur ‚Anbetung‘ ging, empfand Grillparzer ſich doch nicht von ihm nach Verdienſt anerkannt: ‚Er iſt mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, inſoferne ich mich denn doch, trotz allem Abſtande, für den Beſten halte, der nach ihm und Schiller gekommen iſt.‘ Es war allerdings ebenſowenig gerecht, von dem faſt Achtzigjährigen die Schärfe des Fernblickes zu verlangen, die zur richtigen Würdigung einer nicht leicht zu erfaſſenden dichteriſchen Perſönlichkeit wie Grillparzers gehörte.

Im Dezember 1826 iſt Alexander von Humboldt in Weimar, alſo bei Goethe, der ſchon hochberühmte Jünger der Naturforſchung bei dem Fürſten

auch dieser Menschengabe, in täglichem Austausch geistiger Schätze. Goethe schreibt über seinen Gast:

Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. (An Zelter.)

Am 6. Januar 1827 stirbt Charlotte von Stein 85jährig; kein Wort über diesen Tod in Tagebüchern, Briefen, Gesprächen Goethes, wie seit 40 Jahren zu niemand ein Wort über die Lebende!

Mit Walter Scott knüpft sich ein Briefwechsel an. Goethe dankt, daß ‚ein so vorzüglicher Mann in früherer Zeit auch von mir und meinen Arbeiten gründliche Kenntnis genommen und sogar seine Nation zum Anteil daran herbeigerufen', und bittet um fernere Teilnahme. Scott antwortet in einem Huldigungsbrief, der Goethen herzliche Freude bereitet.

Zum 78. Geburtstag sendet ihm Zelter sein von dem Berliner Begas gemaltes Bild. Goethe berichtet in seinem Dankbrief von einer ihn beinah aus der Fassung bringenden Überraschung:

König Ludwig 1. von Bayern Majestät kamen in der Nacht des 27. August in Weimar an, erklärten am folgenden Tage, daß Sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seien, beehrten mich, als ich grad im Kreise meiner Werten und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der bayrischen Krone und erwiesen sich überhaupt so vollständig teilnehmend bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Tun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte.

So feierlich darüber an den vertrautesten Freund! Herzerquickend wirkt auf Goethes Frage: ‚Wenn mein gnädiger Fürst erlaubt' — nämlich den Orden anzunehmen — des miterschienenen Karl Augusts Antwort: ‚Du alter Kerl, mach doch kein dummes Zeug!'

‚Der zweite Teil des Faust fährt fort sich zu gestalten.' In der neuen Ausgabe der Werke erscheinen 10 von den insgesamt 40 Bänden. — Im Dezember werden Schillers Gebeine in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhof feierlich beigesetzt.

Das Jahr 1828 bringt die letzte Gesamtausgabe der Werke bis zum 20. Bande; fördert den Faust und die Wanderjahre, diese bis zum Abschluß; steigert Goethes Verkehr mit der Dichtung aller Völker ins Ungemessne: ‚Sodann bemerke, daß die von mir angerufne Weltliteratur auf mich, wie auf den Zauberlehrling, zum Ersäufen zuströmt. Schottland und Frankreich ergießen sich fast tagtäglich. In Mailand geben sie ein höchst bedeutendes Tageblatt heraus, L'Eco betitelt. Mache die Berliner aufmerksam darauf' (an Zelter).

Doch dunkler und länger fallen fortan die Abendschatten auf Goethes Lebensweg. Einer nach dem Andern von den Gefährten seiner goldnen Weimarer

Jugendzeiten geht dahin. Auf Frau von Stein folgt der Herzog Karl Auguſt: am 14. Juni war er auf dem Heimwege von Berlin in der Nähe Torgaus ſchmerzlos umgeſunken, ſchon lange kränkelnd und den Tod erwartend. ‚Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, ſo gut und ſo lange es gehen will‘ (zu Eckermann, 15. 6. 1828). Dieſer berichtet: ‚Ich ſah Goethe darauf ſpät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn ſeufzen und laut vor ſich hinreden. Allen Troſt lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wiſſen.‘ Seinen wahren Troſt fand er in der Betrachtung: ‚So muß ſich das fortſchreitende Leben zwiſchen das ſcheidende einſchlingen, um das Gewebe des wechſelnden Weltweſens der ewigen Notwendigkeit gemäß fortzuwirken.‘

Goethe zog ſich auf die Dornburg zurück, wo er ſo oft mit dem verſtorbenen Freunde geweilt, wo er vor einem halben Jahrhundert an der Iphigenie gedichtet hatte. Zwiſchen den Roſenhecken und Rebſtöcken der Stufenwege hinwandelnd, mit dem Blick auf die ſanften Höhen jenſeits der im tiefen Talgrund rauſchenden Saale dichtete er zwei ſeiner letzten Lieder: ‚Willſt du mich ſogleich verlaſſen?‘ mit der herrlichen Schlußſtrophe:

So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn in voller Prachtl
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Überſelig iſt die Nacht —

und: ‚Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten —‘.

Im Dezember feiert Zelter ſeinen 70. Geburtstag: Goethe dichtet ihm ein Tiſchlied.

Goethes achtzigſtes Jahr, 1829! Sein Inhalt iſt Arbeit; die Wanderjahre werden vollendet, der geordnete Briefwechſel mit Schiller geht in den Druck und erſcheint mit einer Widmung an König Ludwig von Bayern (Werke 16, 82), worin es heißt:

Die Briefe laſſen erfreulich ſehen, wie in Freundſchaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgeſinnten, beſonders auch mit mir, er unabläſſig geſtrebt und gewirkt, und, wenn auch körperlich leidend, im Geiſtigen doch immer ſich gleich und über alles Gemeine und Mittlere ſtets erhaben geweſen.

Der franzöſiſche Bildhauer David d'Angers kommt nach Weimar und formt Goethes Büſte, den eigentlichen Titanenkopf, nur auf den erſten Blick befremdend wegen des Abweichens vom Gewöhnlichen.

Am zweiten Fauſt wird fleißig gearbeitet, doch ‚wälzt er dieſen Stein nur langſam von der Stelle‘. — Zelter weilt eine Woche im September in Weimar. — Die Geſamtausgabe der Werke ſchreitet bis zum 30. Bande vor.

Am 14. Februar 1830 ſtirbt die Großherzogin Luiſe. Die fürſtliche Familie kennt Goethes Schmerz und gibt ihm zarte Beweiſe ihrer Teilnahme.

In den erſten Tagen des Auguſts kommen die Nachrichten von der Pariſer

Juli-Revolution nach Weimar: Karl der Zehnte geflohen, das Königtum der Bourbonen abgeſchafft. Goethe dichtet auf dieſes ihn nicht ſonderlich überraſchende Ereignis die ſchneidenden Verſe:

Warum denn wie mit einem Beſen
Wird ſo ein König hinausgekehrt?
Wären's Könige geweſen,
Sie ſtünden alle noch unverſehrt.

Nun aber gibt es für ihn doch eine wundervolle Überraſchung, die uns Soret in dramatiſcher Lebendigkeit aufbewahrt hat (2. 8. 1830). Goethe ruft ſeinem jungen Beſucher entgegen: ‚Nun, was denken Sie von dieſer großen Begebenheit? Der Vulkan iſt zum Ausbruch gekommen, alles ſteht in Flammen' uſw. Soret meint: Allerdings eine furchtbare Geſchichte, und ſpricht von der Vertreibung der königlichen Familie. Da macht Goethe den großartigen Spaß, vielleicht gar keinen abſichtlichen: ‚Wir ſcheinen uns nicht zu verſtehen, mein Allerbeſter. Ich rede gar nicht von jenen Leuten. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wiſſenſchaft ſo höchſt bedeutenden Streit zwiſchen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire.' Vom Goethiſchen Standpunkt, von dem der Jahrtauſende, war die damalige Revolution in der Naturwiſſenſchaft, ihr Übergang zur Entwicklungslehre, gewiß bedeutſamer als die Erſetzung eines Karls des Zehnten durch einen Louis Philipp.

Zum 81. Geburtstag bekommt Goethe von ſeinen Frankfurter Freunden einen großen ſilbernen Becher und eine Sendung edlen Weines.

Im November trifft die Kunde vom Tode ſeines Sohnes ein (vgl. S. 868). Gewaltſam unterdrückt Goethe den Schmerz; in der Nacht des 25. Novembers erkrankt er lebensgefährlich. Das Tagebuch vermerkt: ‚Durch einen Bluthuſten aufgeweckt. Wurde Hofrat Vogel gerufen, welcher ſogleich zur Ader ließ. Worauf ſich's beſſerte.' Am 26. wiederholt ſich der Anfall; am 27. geht es beſſer. ‚Frau Großherzogin Kaiſerliche Hoheit ſchickten mir Kompott. Wohl wird er wiederhergeſtellt, doch der bald 82jährige iſt gewarnt:

Alles kommt darauf an, daß die Kräfte, die mir geblieben ſind und die ſich allmählich vermehren, wohl genutzt werden; denn es bedarf deren. Die mir auferlegten Laſten vermindern ſich nicht, doch verteil' ich ſie auf Wohlgeſinnte, die ſich an dieſem Falle doppelt erproben. — Schon ſeit einiger Zeit trau' ich dem Landfrieden nicht und befleißige mich, das Haus zu beſtellen: das geht nun fort, rein und ſtetig, zu meiner großen Beruhigung (an Zelter, 6. 12. 1830).

Das Ende des traurigen Jahres 1830 bringt ihm noch die Freude des Abſchluſſes der letzten Geſamtausgabe.

*

Die Juli-Revolution, mit ihrem Aufruhr in den Gemütern des Jungen **Deutſchlands**, ſteigerte die Gegnerſchaft gegen Goethe da, wo ſie ſchon ſeit manchem Jahr beſtanden hatte. Das neue Menſchenalter der Zeitbejahung begann im ſchroffen Gegenſatze zur ‚Zeitablehnung', als deren ‚Genie' die Jungdeutſchen den alten Goethe anſahen und bekämpften. Bei manchen jungen Schriftſtellern äußerte ſich die Zeitſtrömung gradezu im Verwerfen Goethes als

eines Lebensführers. ‚Gesinnung und Zeitverständnis' wurden wichtiger als bloße Kunst. Was Heine nachmals so witzig von seinem Tanzbären Atta Troll rühmte: ‚Kein Talent, doch ein Charakter!', das wurde von den Jungdeutschen beinah zum Leitsatz gemacht.

Der erste laute Rufer im Streit gegen Goethe, das heißt gegen die Kunst nur als Kunst, für die Kunst als sittliche und staatliche Macht, für die ‚Gesinnung', für die Zeitliteratur, war der Oberschlesier Wolfgang Menzel (1798 bis 1873). Sein Haß gegen Goethe stammte, wie er selbst an Gutzkow erzählte, aus seiner Jenaer Universitätszeit, als der Meister einmal die lärmenden Studenten im Theater angeherrscht hatte: ‚Ruhe!' Goethe hat zu Eckermann die ‚Legion' seiner Widersacher unterschieden: in Gegner aus Dummheit, die Neider, Gegner aus Mangel an eignem Erfolg, Gegner aus Gründen, Gegner aus abweichender Denkungsweise. Menzel stellte eine Sondergattung dar: die der eignen niedern Gesinnung gepaart mit Kunstwidrigkeit. Seine Deutsche Literaturgeschichte sollte ein Hauptstreich gegen Goethe sein; doch dieser hat sie überhaupt nicht gelesen: ‚Von allem, was gegen mich geschieht, keine Notiz zu nehmen, wird mir im Alter wie in der Jugend erlaubt sein. Ich habe Breite genug, mich in der Welt zu bewegen, und es darf mich nicht kümmern, ob sich irgendeiner da oder dort in den Weg stellt, den ich einmal gegangen' (an Zelter, 26. 8. 1828). Schon früher hatte er, aus Anlaß eines Bändchens ‚Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden' mit beißendem Humor vorgeschlagen, ein Gegenstück zu besorgen ‚Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden':

Zu diesem Vorschlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der besonderen deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht loswerden wird, es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm sein muß, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unsern Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet. — Wie sollt' ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden, und daß diese mich auf ihre Weise dem Publikum vorzubilden gesucht.

Zu diesen Goethe-Hassern hat von jeher ein gewisser Teil der Priesterschaft gehört. Ein Quedlinburger Prediger Pustkuchen gab gefälschte Wanderjahre zur krittelnden Verhöhnung Goethes heraus; das Berliner Oberkirchenratsmitglied Hengstenberg eiferte in seiner geistlichen Zeitung fortgesetzt gegen den ‚Atheisten' Goethe, der ‚selbst bei dem Tode eines Kindes und bei der Krankheit von Schillers Gattin und deren Genesung niemals von Gott spreche.' In neuster Zeit hat ein sehr gelehrter, nicht verdienstloser Jesuit Baumgarten ein dickes Buch über, d. h. zumeist gegen, Goethe geschrieben; ein andrer Jesuit, Stockmann, es in gleichem Sinne neu bearbeitet — beide ohne tiefe Wirkung selbst auf gebildete Katholiken.

Den Dichter Goethe zerpflückte Vers für Vers ein übergeschnappter Ritter Franz von Spaun und wurde überflüssigerweise von Heine zurechtgewiesen. Goethe hat alles das keines Blickes gewürdigt.

Ein ernsthafter Gegner war Ludwig Börne, ein anständiger, ehrlicher, jedoch befangener. Er haßte Goethe, weil dieser gar keine oder eine andre staat-

liche Weltanschauung hatte als die demokratische des Jungen Deutschlands. Nur die Jugendwerke, Götz, Werther, Egmont, bewunderte er. ‚Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt; seit ich denke, weiß ich auch warum.‘ Und warum? Aus demselben Grunde, aus dem Gutzkow affen erklärte, daß er ‚die Aristokratie Goethes‘ hasse. Heine, der sich an Goethes angeblich aristokratischer Auffassung nicht stieß, schrieb über Börnes Haß treffend: ‚Goethes künstlerische Form hielt er für Gemütlosigkeit. Er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechischen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betastet und über Kälte klagt.‘ Börne nahm Goethes schlechte Stücke über die Französische Revolution viel zu ernst und ergrimmte darüber. Ihn verdroß Goethes Stellung zu Orden und Titeln; ihn ärgerte, daß Goethe die, damals allgemein üblichen, Briefformeln Euer Wohlgebaren und Hochwohlgebaren gebrauchte; ihn empörten die bisweilen gar zu tollen Fremdwörter des Franzosenjahrhunderts in Goethes und Schillers Briefwechsel; er rügte, daß Goethe den Bundestag für sich um Schutz gegen Nachdruck gebeten; ‚zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein‘ — weil das ganz aussichtslos gewesen wäre. Börne der Witzige vermißte an Goethe, wie an Schiller, den Witz: ‚Ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken.‘ Das witzigste Dichterwerk höchsten Stils in der Weltliteratur, der Faust, hätte ihn eines Bessern belehren sollen.

Seinen schärfsten Pfeil schnellte Börne gegen Goethe in dem Satze: ‚Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht verteidigt?‘ Er meinte damit, daß Goethe sich nicht zum Führer der demokratischen Freiheits- und Einheitsbestrebungen gemacht hatte, — mit 70 oder 80 Jahren! Heute denken wir ruhiger und gerechter über diese Seite in Goethes Wesen. Wir fordern von ihm so wenig wie von irgendeinem, daß er ein Andrer hätte sein müssen, als wozu ihn die Natur gemacht, oder daß er seine tiefgewurzelte Überzeugung hätte ändern sollen zu gunsten einer, die ihm unzugänglich war.

Die Gerechtigkeit aber gebietet, daß wir uns in die Seelen der jüngern Männerwelt jener Zeit versetzen und ihren Gedanken nachdenken: Welchen unermeßlichen politischen Einfluß könnte Deutschlands Dichterfürst auf die Fürsten der deutschen Länder üben, wenn er wollte! Die geschichtliche Erfahrung lehrt uns allerdings, daß Goethe nicht das Geringste hätte wirken können zu einer Zeit, als Österreich mit seinem Metternich die deutschen Geschicke lenkte; daß er sich durch einen ernsten Versuch zerstört haben würde, ohne den Gang der deutschen Entwicklung zu ändern oder nur zu beschleunigen. Gottfried Keller bekannte in jüngern Jahren beim Lesen von Börnes Anklagen: ‚Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es ist Goethen aber auch von keiner andern Seite beizukommen.‘

Im Januar 1831 legt Goethe sein Testament bei der Regierung nieder und trifft die Anordnungen für die Herausgabe seines Briefwechsels mit Zelter. — Im Februar wird ‚das Hauptwerk mutig und glücklich angegriffen‘, die Vollendung des Faust. Am 22. Februar schreibt er in sein Tagebuch:

‚Das Hauptgeschäft zustande gebracht. Letztes Mundum. Alles Reingeschriebene eingeheftet.‘

Goethes letzter Geburtstag! Er bringt ihn in dem geliebten Ilmenau zu. Die Gemeinde läßt ihn morgens von der Stadtkapelle mit dem Choral ‚Nun danket alle Gott!‘ begrüßen. Noch einmal nimmt er den Weg zum Kickelhahn: ‚Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannen wälder, rekognoszierte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Über allen Gipfeln ist Ruh‘ (an Zelter). Mit nassen Augen sah der 82jährige wieder, was einst der 34jährige empfunden und niedergeschrieben hatte. ‚Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt.‘

*

Goethes menschliches und geistiges Leben im neuen Jahr 1832, seinem 83sten, seinem letzten, beginnt mit unverminderter Frische. Auf jeder Seite des Tagebuches stehen Vermerke über literarische und naturwissenschaftliche Bücher und Anliegen. So wird z. B. die Flora subterranea nach den ‚neusten von Kommerberg eingesandten tüchtigen Exemplaren untersucht‘. Ein Werk zur Psychologie von der Nachtseite der Menschen ist erschienen; ‚Gegenwirkung einer dergleichen von der Tagseite zu schreiben; gleich festgestellt und nachts bei einigen schlaflosen Stunden durchgeführt. Streiten soll man nicht, aber das Entgegengesetzte faßlich zu machen, ist Schuldigkeit‘, selbst für einen 83jährigen.

Einer seiner letzten literarisch bedeutsamen Aussprüche zu Eckermann ist der über Uhland. Er kannte dessen Gedichte seit Jahren, doch schätzte er nur die Balladen. Jetzt war Uhland unter die Kammerredner seines Landes gegangen, und das betrübte Goethen: ‚Geben Sie acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. — Mit seinem Gesange wird es aus sein. Schwaben besitzt Männer genug, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland‘ (zu Eckermann).

Kein Vorahnen des herannahenden Endes. Am 6. Januar verzeichnet Goethe: ‚Ich bedachte die Agenda von Januar und notierte 21 verschiedene Besorgungen, Einleitungen und Ausfertigungen.‘ Der Übergang vom Farrenkraut zum Kaktus beschäftigt ihn. Abends liest er Ottilien aus dem zweiten Faust vor. Mit seinem Enkel Wölfchen sieht er Kupferstiche durch und läßt ihn urteilen. Von der herauskommenden Revue des Deux-Mondes nimmt er Kenntnis. Der Maler Schwerdtgeburth zeichnet ein letztes, geisterhaftes Bildnis Goethes: ‚Sehr liebenswürdig, und ich werde ihm bei der Ausführung allen Vorschub tun‘.

Im Februar fesselt ihn eine Prager Schrift über Polarität, dann eine englische über die Bauten im alten Rom. — Die ‚oberaufsichtlichen Sachen‘ seines Amtes werden regelrecht ‚geordnet, bestimmt, gefördert. — Forellenbrut und Elefantenzähne‘. — Der Großherzog Karl Friedrich besucht ihn ‚in festlicher

Goethe im 83. Jahr.
(Zeichnung von Schwerdtgeburth.)

Goethe auf der Totenbahre.
(Zeichnung von Friedrich Preller.)

Pracht mit allen Ordenszeichen von Brillanten', und Goethe ergötzt sich an deren Licht- und Farbenspiel. — Mit Wöischen wird gelegentlich Domino gespielt.

März 1832, Goethes letzter, nicht zu Ende gelebter, Monat. Tag um Tag Arbeit, geistige Gespräche, Empfänge. Für den 14. März verzeichnet das Tagebuch: Spazierengefahren. Auf dieser Ausfahrt erkältete er sich, doch konnte er am 15ten noch arbeiten: ‚Nebenstehende Expeditionen abgeschlossen und expediert' (folgen 4 Briefsendungen). Der Arzt Vogel kommt und berichtet von Jenaer Amtsgeschäften. Die Großherzogin besucht ihn. Er liest den zweiten Teil eines französischen Werkes, empfängt seinen treuen Meyer und einen jungen Arnim, betrachtet mit ihnen Bilder. Der letzte Satz der Tagebücher lautet: ‚16. den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht.'

Die Krankheit, wohl eine schleichende Lungenentzündung, war tödlich. Goethe rang mit ihr, ein Lebenskämpfer bis zuletzt, meist außerm Bett, in dem hohen Lehnstuhl daneben. Ein leidenvolles Ringen, mit Atemnot, Bruststichen, Fieberphantasien. In einer solchen glaubte er ein Blatt Papier am Boden zu sehen, hielt es für eins von Schiller und gebot, es aufzuheben. Bis zu zwei Stunden vor dem letzten Herzschlag meist bei Bewußtsein; ein Finger schrieb Zeichen in die Luft, auf die Decke über seinen Knien, ein W. Kanzler Müller berichtet: ‚Sein letztes Wort war eine halbe Stunde vorher: Öffnet doch den Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme!'; und Goethes Arzt Vogel: ‚Um halb 12 Uhr am Donnerstag dem 22. März 1832 drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls, und es währte lange, ehe den Umstehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entrissen sei. So machte ein ungemein sanfter Tod das Glücksmaß eines reichbegabten Daseins voll.'

Am Morgen nach dem Hinscheiden des Meisters und väterlichen Freundes trieb es den getreuen Eckermann, die irdische Hülle noch einmal zu sehen. Der große Augenblick gab dem bescheidenen Schriftsteller wahrhaft klassische Worte ein:

Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edeln Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper war nackend in ein weißes Betttuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.

Das Aufbewahren der Leiche geschah in dem hintern Flurraum des Hauses. ‚Der Zudrang der Menschen war ungeheuer', lautet ein Bericht, und Frommann aus Jena schreibt: ‚Mit etwas gehobenem Oberleib und Kopf, gekleidet in weißen Sammet mit einer Krause um den Hals und grünem Lorbeer um Stirn und Schläfe, die Hände frei, wie im Schlafe, auf der schwarzen

Sammetdecke liegend, die Unterleib und Füße und den ganzen untern Teil des Sarges bedeckte.' Eine Ehrenwache van Mitgliedern der Bühne und ihrer Kapelle umstand während der Aufbahrung den Sarg. Vom 22. zum 26. März war das Theater geschlassen; es wurde am 27. mit einer Aufführung des Tasso eröffnet, nach dessen Schlusse ein feierlicher Nachruf gesprachen wurde.

Am 26. März führte ein Leichenprunkwagen des Großherzogs die Erdenhülle des Unsterblichen zum Friedhof. Van 24 Handwerkern aller Innungen wurde der Sarg in die Fürstengruft getragen; die Minister und alle höheren Beamten, die Professaren von Jena und Hunderte von Studenten, viele Weimarer Bürger, dazu Leidtragende aus Nähe und Ferne bildeten das letzte Geleit. Ein Char sang Gaethes Lied in Zelters Vertanung:: ‚Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!' mit der Endstrophe:

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland.
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

In tiefer Trauer zitterten alle deutsche Herzen; innige Klage erschall in allen Landen. Der lauten wehrte ein Lied des Österreichers Jaseph van Zedlitz, die schänste Totenhymne jener Tage, die wertvollste Schöpfung dieses Dichters: ‚Horch! durch Deutschlands weite Gouen Schallt der Grabes-Tube Klang'. Es schloß, ganz im Geiste Gaethes, mit der Mahnung, nicht zu klagen, sondern freudig all des Großen zu gedenken, das van diesem Taten über die Welt ausgegangen:

Weg denn mit Zypressenkränzen,
Rosen schlingt ums Haupt und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen seine ew'ge Rast!

*

Ein rastloser Kämpfer wor in die ewige Ruhe eingegangen; sein letztes Glück und seinen letzten Tag hatte auch er erfahren. Um seiner besandern Schicksolsgunst willen ast schon im Leben berufen, selig gepriesen von den zurückbleibenden Freunden, nach heute ols ein ganz einziger Liebling der Götter, ols ein Meister der Kunst des Menschenlebens verherrlicht: so erscheint er im Strahlenglanze der verklärenden Legende, zumeist auch der prüfenden Geschichte. Gaethe selbst hat das Gesamtbild seines Lebens onders geschaut. In einem Abschnitt ‚Antik und Madern' der Schrist ‚Philastrats Gemälde' erzählt er, ein fremder Diplomat habe ihm vam Gesicht abgelesen: ‚Voilà un homme qui a eu de grands chagrins!' und zu Eckermann sagte der 75jährige:

Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben werden wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele (27. 1. 1824).

Digitized by Google

Wahl ein Nachklang dieser Worte Goethes war der ähnliche des greisen Bismarck: ‚Wenn ich die spärlichen Minuten wahren Glückes zusammenzähle, so kommen wohl nicht mehr als 24 Stunden im Ganzen heraus.‘

Von der äußersten Tragik menschlicher Geschicke schon im Jünglingsalter, in Sesenheim, eisig angehaucht; durch viele Jahre unstillbarer Leidenschaft und hoffnungsloser Schwärmerei für ein Wahnbild zermürbt; in der Liebe zum Weibe durch Unrast, Enttäuschung, Zuspätkommen, Altersscheu fast immer glücklos: wahrlich, wir begreifen, daß Goethe sein Wort von der Mühe und Arbeit nicht wie eine Redensart in die Luft gesprochen.

Schon früh hatte er seine Lebensgestaltung wie ein Künstler angesehen und geplant. Sein Wort an Lavater vom September 1780 ist hier zu wiederholen:

Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Turm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, fallen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.

Noch an manchen andern Stellen spricht er diese absichtsvolle Auffassung aus, so durch Wilhelm Meisters Mund: ‚Mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht‘, und lange nachher an Zelter: ‚Diese reine Selbstheit [für Individualität!], als bedeutende Naturanlage, kunstgemäß auszubilden, bleibe eines unsrer schönsten Gefühle.‘

Wer wird zweifeln, daß es Goethe gelang, alle Gaben seiner Natur aufs höchste auszubilden; daß nie ein Sterblicher vor oder nach ihm eine gleiche Fülle des Wissens und Könnens und Wirkens in sich vereinigte? Dieses Heldendasein, das nach fast 83 Jahren ins Alleben zurückkehrte, war ein drei-, ein viersaches gewesen: eins des Dichters, ein andres des Naturforschers, ein drittes des Kunstbetrachters und -Darstellers, ein viertes des Beamten. Soll ein in seiner Reichtumsfülle so einziges Menschenleben ein K u n s t w e r k heißen, so stimmen wir alle überein: es hat nie ein vollendeteres gegeben.

Anders muß das rückschauende und abschließende Urteil lauten, wenn unter einem Lebenskunstwerke verstanden wird die höchste Ausbildung und Ausbeutung dessen, was die Natur einem einzigen Menschen vor allen andern an köstlich seltenster Gabe verliehen hat. In solchem Sinne hat Goethe selber sein Leben und Vollbringen n i c h t als ein durchaus gelungenes Kunstwerk betrachtet. Kurz vor dem Tode vernehmen wir seine Lebensmahnung: ‚Der Mensch frage sich, wozu er am besten tauge, um dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden.‘ Und in der Geschichte der Farbenlehre steht der Satz: ‚Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen teilen: in die der ersten Bildung, in die des eigentümlichen Strebens und in die des Gelangens zum Ziele der Vollendung.‘ Unleugbar wurde Goethes zweite Epoche, die der Elf Jahre des reisenden und des gereisten Mannes, in ihrem eigentümlichsten Streben, dem dichterischen, durch die Beamtentätigkeit

geschädigt. Nach Dutzenden zählen die in diesem Buch angeführten scharfen und schärfsten Aussprüche Goethes über die Zerstörung seines ‚eigentlichen Glückes, seines poetischen Sinnens und Schaffens'. Einer wurde noch nicht wiedergegeben, der des Siebzigjährigen an Boisserée nach einer Durchsicht alter Papiere:

Die Lebenszerstreuung, die mich von einem Gegenstand, von einer Arbeit zur andern riß, wird mir dabei nur allzudeutlich, die Aktenhefte und Papierbündel, wie ich sie durchsehe und aufschnüre, machen mich oft den Kopf schütteln. — Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs, den ich von Lavatern in ähnlichem Falle hören mußte: ‚Du tust auch, als wenn wir dreihundert Jahre alt werden wollten'.

Welch ein schlagkräftiges, in den Mittelpunkt aller Lebensfragen treffendes, Goethen selbst durch zwei Menschenalter nachgehendes Wort! Als er seine kostbarsten Mannesjahre, vom sechsundzwanzigsten zum siebenunddreißigsten, den Amtsgeschäften und Hofzerstreuungen in Weimar opferte, wußte da Goethe voraus, daß er die Pyramide seines Daseins bis ins dreiundachtzigste Jahr in die Luft spitzen würde? Und spräche heute der begeistertste Bewundrer von Goethes Lebensgestaltung als von einem Kunstwerk, wenn ein Zufall oder eine Krankheit den Dichter um 1788 hinweggerafft hätte? Doch Zufall oder nicht, — darf irgendein Leben, wäre es das fruchtbarste, ein Kunstwerk, gar ein vollendetes heißen, dessen schöpferischeste Jahre nicht vornehmlich dem Schaffen auf dem Gebiete des eigentlichen Strebens gewidmet wurden?

Goethe hat in einer ‚Selbstschilderung' (1797) von sich beklagt: ‚Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist.' Sollte man nicht das nachgrade zur Phrase werdende Wort vom Kunstwerk dieses Lebens fallen lassen oder besonnen einschränken, wenn man Goethes immer wiederholtes Bedauern liest über sein ‚Streben nach Erwerb dessen, was die Natur nicht in mich gelegt hat'? Und das über die ‚falsche Tendenz' in seinem Leben, wie zu Eckermann (12. 4. 1829): ‚Die falsche Tendenz ist nicht produktiv, und wenn sie dieses ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Wert. — Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es brauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andre, nachdem ich es erkannt, mich davon los zu machen.'

Goethe hat oft und tief über diese Seite seiner und jeder künstlerischen Entfaltung nachgedacht. Man wäge seinen Satz in einem Brief an Schiller (24. 12. 1797): ‚Was das Genie geleistet hat, sehen wir allenfalls; wer will sagen, was es leisten könnte und sollte.'

Seltsames Kunstwerk eines Lebens, in dessen Mitte erst, im vierzigsten Jahr, unser größter Dichter zu der Erkenntnis kommen konnte: ‚Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren', — so spät nur darum, weil er sich elf Jahre lang seinem schriftstellerischen Beruf hatte entziehen lassen und schließlich doch bekennen mußte, daß ihm ‚zur bildenden Kunst das Organ, zu den Geschäften die Biegsamkeit, zur

Wissenschaft die Beharrlichkeit fehle'. Würden wir Bismarcks Leben, dieses in seiner Art unvergleichliche Kunstwerk, nicht unvollkommen, halbmißglückt nennen, wenn er sich im Herbst 1866 in Varzin begraben, seine Lieblinge Goethe, Shakespeare, Byron, Heine gelesen und die schönsten Aufsätze über sie geschrieben hätte? Oder wenn er gar schon in Frankfurt in die schöne Literatur oder die geschichtliche Schriftstellerei hineingeraten und darin stecken geblieben wäre?

Aus keinem andern Grunde als dem der Zersplitterung durch nichtdichterische Tätigkeiten zweiten und niedrigeren Ranges sind uns ein gutes Dutzend großgeplanter Kunstgebilde Goethes unwiederbringlich verloren gegangen. Wie wenig fehlte, daß wir nicht einmal den vollendeten ersten Teil des Faust besäßen! Soll und kann uns Goethes Beamtenwesen und Naturforschen trösten über die Zerstörung eines großen Teiles seines dichterischen Kunstwerks, über den Verlust von Prometheus, Mahomet, Ahasver, Proserpina, Nausikaa, Pandora? Und ist das ein vollendetes Lebenskunstwerk, worin viele der bedeutendsten Schöpfungen durch hundertfache Ablenkung nicht zu ihrer wahren Schicksalstunde, sondern nach jahre-, nach jahrzehntelanger Unterbrechung vollendet, nein, nur beendigt wurden, in andrer Gedankenwelt, aus andrer Gefühlsstimmung als bei ihrer Empfängnis und ersten Gestaltung? Hat sich nicht an mehr als einem Werke Gaethes sein eignes hartes Wort erfüllt von der Begeisterung, die nicht auf Jahre einzusalzen sei?

Daß Goethe nur so handeln *konnte*, wie er getan, wissen wir; seine wichtigsten eignen Aussprüche hierüber sind gebührend angeführt warden. Er konnte sich selbst nicht entfliehen; und wenn er sich durch die Palme zu Palermo von der Nausikaa ablenken ließ, so gehorchte er einem Zwange seiner Natur, mit dem zu rechten töricht wäre. Man beuge sich mit allen Ehrfurchten vor diesem ungeheuren Lebensinhalt und staune den unerschöpflichen Geist in seinen zahllosen Kundgebungen wie etwas schier Übermenschliches an; nur von einem vollendeten Kunstwerk spreche man nicht mehr entgegen Gaethes eignen ernsten Warten darüber und im Angesicht all des Vernichteten oder Mißlungenen, verschuldet durch das kunstwidrige Übergewicht geringwertiger Beschäftigungen und Zerstreuungen über das wahre Hauptgeschäft dieses einzigen Lebens: die Dichtung.

Neunter Abschnitt.

Goethe und die Bildung.

Mein Erbteil, wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

Wiederholt hat sich Goethe den Ehrennamen eines *Befreiers* gewünscht, in dem Wort an die jungen deutschen Dichter (S. 851) und allgemeiner in den Versen:

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Wir Deutsche bedurften und bedürfen immer noch eines solchen Befreiers aus den vielverschlungenen Banden unglücklicher stoatlicher Vergangenheit und sittlicher Enge zur reinen Menschlichkeit. So oft in unserm öffentlichen Leben oder auf den Bahnen unsrer Gesamtentwicklung eine Sonnenfinsternis droht, rufen wir Goethe als den lichtbringenden Helfer an, und noch nie vergebens. Hat das doch selbst die deutsche Volksvertretung zu Weimar in Deutschlands tiefster Erniedrigung getan.

Für die Bildung der Welt ist Goethe ein bisher nicht übertürmter Gipfel. Er hat seinen Volksgenossen und allen Völkern der Erde gezeigt, bis in welche Höhen Menschengeist im Dichter offenbart emporsteigen kann. Und wie das ganze griechische Volk durch seine größten Dichter, Bildner, Denker, Staatsmänner über die Jahrtausende hinweg als eine Hochwarte in der Menschheitgeschichte aufragt, so werden durch den einen Goethe die Deutschen als ein Volk der Höhe noch den fernsten Geschlechtern gelten; denn ein einziger Genius vermag ein ganzes Volk zu adeln, unter dem er geboren. Auch die uns von den Feinden des Deutschtums und von uns selber bereitete Schmach und Ohnmacht kann nicht austilgen, was einst unser war.

Goethes Rolle in jener gemeinsamen Weltbildung, die er vorausgeschaut, hat kaum begonnen. Es gibt in seinen Dichtergebilden und Weisheitschriften Ewigkeitswerte, die den andern Völkern erst im weitern Fortschreiten des zwanzigsten Jahrhunderts aufgehen werden. ‚Wer in die Zeiten schaut und strebt, Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.' Man vergleiche mit Goethes Weltseele, mit diesem ‚lebendigen Bilde der Vollendung der Menschheit', wie ihn Fichte genannt hat, die völkische, zeitliche und persönliche Befangenheit seiner größten Zeitgenossen: Voltaires, Rousseaus, Napoleons, Byrons, oder selbst Friedrichs von Preußen. Wir werden oft wohlweise gewarnt, große Werte nicht durch Vergleichung festzustellen, und doch sind alle menschliche Urteile nur Gleichnisse. So dürfen wir, wenn Goethes Platz in der Gemeinschaft der Menschheitführer gefunden werden soll, ihn messen an den andern Größten, die vor ihm über diese Erde geschritten sind. Unbestreitbar ist Shakespeare der gewaltigste dramatische Dichter aller Zeiten und dadurch einer der größten Dichter oder immerhin der größte in der Weltliteratur. Doch Goethe war mehr als ein sehr großer Dichter: er war der schaffende und zugleich forschende Menschengeist in seiner bis jetzt umfassendsten Einheit.

Man versuche sich einmal vorzustellen, das am 28. August 1749 einem unbekannten kaiserlichen Titelrat Goethe geborene, halbtot zur Welt gekommene Knäblein wäre nicht ins Leben erwacht: es gäbe ohne ihn wohl noch ein Deutschland, — ob ein Deutsches Reich, ist schon fraglicher; doch wie arm, wie ärmer wäre das Beste am deutschen Vaterland: sein geistiges Höhenleben! ‚Wenn Goethe unserer Literatur fehlte, dann fehlte ihr die Sonne am Himmel', meinte Jakob Grimm; noch für viele andre wichtigste Lebensäußerungen des deutschen Volkes ist Goethe die allerleuchtende Sonne.

Schon bei Lebzeiten war er der heimliche Kaiser Deutschlands, höher gefürstet als Kaiser, Könige und Herzöge. Verehrungsvoll sah der größte Deutsche neben ihm zu Goethe empor, der Freiherr vom Stein. Was weiß schon heute, nach hundert Jahren, die Weltgeschichte von allen Machthabern seines Zeitalters, außer dem einen Napoleon, zu berichten? Welcher Herrscher außer diesen Beiden wird den Menschen, nicht bloß den Geschichteforschern, nach abermals hundert Jahren noch bekannt sein?

Der deutschen Dichterwelt ist Goethe schon seit drei Geschlechtern der poetische Statthalter Gottes auf Erden; der höheren deutschen Geistesgemeinschaft die Basis ihrer Bildung. Beide Benennungen rühren von Friedrich Schlegel her, und es kann geschehen, daß sie allein von Schlegels Lebenswerk übrig bleiben. Bei einer Umfrage zum 150. Geburtstage Goethes an die Dichter Deutschlands über seinen Einfluß auf ihre innere Entwicklung und Weltanschauung haben namentlich alle jüngeren und jüngsten, die wertvolleren am begeistertsten, ihre demütige Unterordnung unter den Fürsten ihrer aller bekundet. Vielfach in ergreifenden Worten, so Liliencron: ‚Bis zu meiner Todesstunde wird Goethes Einfluß auf mich währen‘; so der jungverstorbene Lyriker Jacobowski: ‚Er ist ein Teil der Weltseele, ein Hauch Gottes. Hier beuge ich das Haupt, hier bete ich an.‘

Herrlicher als sie alle hatte schon Gottfried Keller in seinem ersten ‚Grünen Heinrich‘ Goethes Wirkung auf einen jungen Dichter geschildert, der noch nicht weiß, daß er selbst einer der besten nach ihm heißen wird. Er erzählt wie ein Feenmärchen seine erste Bekanntschaft mit den goldenen Früchten jenes achtzigjährigen Lebens, das dreißigtägige Lesen all der Köstlichkeiten und die Verarmung, als der Büchertrödler den nur geliehenen, unbezahlbar teuren Schatz davongetragen:

Es war, als ob eine Schar glänzender und singender Geister die Stube verließen, so daß diese auf einmal still und leer schien. Ich sprang auf, sah mich um und würde mich wie in einem Grabe bedünkt haben, wenn nicht die Stricknadeln meiner Mutter ein freundliches Geräusch verursacht hätten. Ich machte mich ins Freie; die alte Bergstadt, Felsen, Wald, Fluß und See und das formenreiche Gebirge lagen im milden Schein der Märzsonne, und indem meine Blicke alles umfaßten, empfand ich ein reines und nachhaltiges Vergnügen, das ich früher nicht gekannt. Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet. — Es kam mir nun alles und immer neu, schön und merkwürdig vor, und ich begann, nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge zu sehen und zu lieben.

*

Die deutschen Dichter, denen die Bild- und die Ton-Künstler zugesellt werden können, sind nicht die einzigen, denen Goethe der Leitstern an ihrem Himmel ist. Kein wahrhaft bedeutender Mann der Tat oder der Feder, zumal in Deutschland, ist ohne ein tiefes Wort rühmenden Dankes für Goethes Anteil an seinem innern Werden und Wachsen geblieben. Bismarck schrieb 1870 im Felde: ‚Mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl auf einer wüsten Insel leben.‘ Früher schon hatte Manzoni ausgerufen: ‚Dein Name war's,

der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete.' Und Amerikas tiefster Denker, Emerson, faßte sein Lebensbekenntnis zu Goethe zusammen: ‚Der ewige Weltgeist, der die Welt aufbaute, hat sich diesem einen Menschen mehr offenbart als irgendeinem Andern.' Goethes Wort von der großen Persönlichkeit eines Autors, die allein in die Kultur eines Volkes übergehe, beginnt sich über die Grenzen deutscher Zunge hinaus zu erfüllen.

Doch uns war er mehr! Man darf es ruhig und ohne übertreibende Zuspitzung aussprechen: ohne Goethes Dasein und Nachwirken hätten wir nie ein stolzes und Stolz weckendes Vaterland errungen, — mochte es, Gott sei's ewig geklagt, auch nur für die Spanne eines Menschenalters währen —, ohne Goethe, ‚der so gesungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten' (Jakob Grimm). Wir einst im Fittichschatten des Deutschen Reichsadlers Erwachsene, deren meiste sich überhaupt nicht an eine Welt ohne Deutsches Reich erinnern, können uns schwer ausdenken, was Goethe den wahrhaft Edelsten der Nation, ihren Vorkämpfern ums Dasein unter den Völkern, in jenen langen bangen Jahrzehnten zwischen den Freiheitskriegen und dem Aufdämmern deutscher Morgenröte um die Zeit von Goethes, heller noch von Schillers hundertstem Geburtstag gewesen ist. Noch bei Goethes Leben versammelten sich in Paris am 28. August 1825 ein paar Dutzend dort arbeitender deutscher Gelehrter; ihr Festredner sprach, nach der Oberpostamtszeitung von Frankfurt, dem Sitze des Deutschen Bundestages, die Worte: ‚Wir sind Deutsche, als solche verschieden von Münz und Gewicht bis zum Gesetz und Fürsten, den wir lieben. Aber wir haben eine Sprache, diese hat einen Fürsten und ein Gesetz; dieser Fürst ist Goethe, dies Gesetz sind seine Werke.'

Lange vor 1870 und 71 hatte es ein höchstes einiges deutsches Vaterland gegeben; und mit darum, wesentlich darum, weil die völkische Schmach nicht länger zu tragen war, daß solch ein höchstes Vaterland sich nicht auf dem selbstverständlichen Grundbau staatlicher Sicherheit erhöbe, den jedes andre Volk besaß, haben unsre Vorväter im Kriege von 1870 ihr Blut vergossen. Und wie so ganz deutsches Schicksal war auch dies, daß der Mann, der mehr als irgendein Deutscher die Kampfgewinste jener Heldenzeit erringenswert gemacht, durchaus nicht das gewesen ist, was man mit arger Verengung des Wortgehaltes einen deutschen Patrioten genannt hat und meist noch nennt.

‚Es gibt keine patriotische Kunst', so verkündete Goethe und hatte Recht. Es gibt nur eine völkische Kunst, so lautet das übereinstimmende Urteil aller großer Künstler der Gegenwart, und auch sie haben Recht. Zwischen ihnen und Goethe besteht kein Gegensatz, denn wir wissen ohne lange Erklärung, daß patriotisch und völkisch zweierlei sind. Goethe ist der deutsche Dichter vor allen andern, obgleich und weil er der Weltdichter ist. Er selbst rühmte an den Franzosen, daß ihre ‚Poesie und Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt'. In diesem Sinne ist Goethes Gesamtwerk, nicht bloß seine Dichtung, nach Leben und Leidenschaft national. Schon Frau von Staël hatte diese Wahrheit geahnt. Nachdem sie an Goethes Werken alles Tiefste

des Menschentums gerühmt, erkennt sie darin ‚die Hauptgrundzüge des deutschen Geistes', und der stärkste Wissensempfinder deutschen Volkstums, Jakob Grimm, nennt Goethe gewichtig den deutschesten Dichter.

Alles Größte, alles Eigenste an Goethe ist deutsch, von Götz, Werther, Faust, Hermann und Dorothea zu Iphigenie, Tasso, Pandora, — dazu seine ganze Liederdichtung. Deutsch ist sein Mißlingen wie Gelingen; der französische, der englische Dichter vergreift sich nicht in der Form, sie ist ihm etwas Mitgeborenes, ihn für immer Fesselndes. Victor Hugo, der umwälzende Romantiker, verblieb beim Alexandriner; Shakespeare fand für sein Lied das Sonett, für sein Drama den Blankvers ausgebildet vor und unterstand sich nicht, darüber hinauszuschweifen. Goethe unterstand sich aller Formen aller Völker, meisterte sie mit äußerster Kraft und Kunst, scheiterte nur an solchen Unmöglichkeiten, die uns erst durch sein Scheitern erwiesen werden.

Deutsch ist Goethes Leidenschaft, der Furor teutonicus des Menschen und des Dichters, das ihm rätselhafte Dämonische nach seiner eignen Benennung. Deutsch sein Starrsinn in Fragen des Lebens und der Wissenschaft; deutsch sogar sein scheinbar undeutsches Verhalten, sein Mangel staatlichen Glaubens an sein Volk in dessen großer Zeit, seine Lehnsmannstreue und zugleich innere Freiheit. Deutsch vor allem seine unerhörte Entwicklungskraft. Ein hervorragender französischer Völkerseelenforscher der Gegenwart, Fouillée, nennt einen der Grundunterschiede zwischen der französischen und der germanischen Dichtung das Fertigsein und Stillstehen der Menschen bei den Franzosen, die immerwährende Entwicklung bei den Deutschen. Er meinte zunächst die dichterische Menschenbildnerei; er hätte noch überzeugender die Dichter selbst als Beispiele wählen können. Man stelle gegenüber die künstlerisch und menschlich früh fertig abgeschlossenen Corneille, Racine, selbst Molière, Hugo, Musset, Zola — dem sich immer strebend bemühenden, sich immer wandelnden, sich nie beruhigt auf das Faulbett der einmal bezwungenen Kunstform legenden Goethe. Das ist ja die ganz einzige Anziehungskraft, die von Goethes Werken ausströmt, daß wir, an ihren Bänden in unserm Bücherschranke nur entlang blickend, ein ungeheures Wachstum, wie von einem riesige Räume überklafternden Lebensbaum, empfinden. Bei solchem Betrachten erscheinen uns selbst so verkrüppelte, verdorrte Zweige wie der Großkophta und Epimenides noch als ein Stück gewachsener Natur.

Und wie trägt zu unsrer alle Eingeweide bewegenden Freude an Goethes Deutschtum bei das Fehlen der schädlichen, der herabziehenden Eigenschaften deutscher Michelei! Nichts von dem unfruchtbaren Gemütsdusel, den wir, mit einer sehr schönen Sache verwechselnd, Gemütlichkeit nennen. Nichts von dem unvornehmen Wissensdünkel, besonders dem subalternen akademischen Gelehrtenzunfthochmut, mit dem wir unter den gebildeten Völkern einsam dastehen. Keine Fachsimpelei, Kannegießerei, Bemoralisiererei, lauter gewiß nicht angeborene, sondern durch unnatürliche Entwicklung erworbene Volksgebrechen. Soll wirklich nach der Dichterverheißung am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen, dann wahrlich nicht am Wesen des deutschen Philisters aller

Grade, sondern am Wesenskern des sehr deutschen Mannes und Dichters Goethe. Doch der deutsche Philister ist wahrscheinlich auch nur erworben, nicht mitgeboren; auf alle Fälle ist Goethe der beste Nothelfer gegen ihn, den vielgestaltigen Feind unsers Siegesganges durch die Menschheit, den gefährlichsten, vielleicht den einzigen wirklichen Feind deutscher Freiheit.

*

Was ist von Goethes Lebenswerk lebendig geblieben? Was verspricht noch für Menschengeschlechter lebendig zu bleiben? Hiernach befrage man nicht die Fachgelehrten, denen die wenigst lebendigen Bücher Goethes die anziehendsten, weil zur gelehrten Forschung und Anmerkerei geeignetsten sind; sondern die stillverehrenden gebildeten Leser, die Dichter und die Künstler. Mit immer größeren Maßstäben mißt die Nachwelt selbst die Größten, und ganz lebendig bleibt nur das Kunstwerk, das ohne irgendwelche gelehrte Zutat still die Herzen der Menschen bewegt. Die Poesie ist nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer, sie ist eine Welt- und Völkergabe: so hatte Herder den Jüngling Goethe in Straßburg gelehrt. Sie ist unzweifelhaft nicht das Vorrechtserbteil einiger weniger Forscher, und der bleibende Lebenswert einer Goethischen Dichtung steht in gar keinem Verhältnis zur Menge der an ihre Erklärung gewandten Gelehrtenliteratur. Ein Werk Goethes, das die an der Poesie der Völker gebildeten Leser dauernd ablehnen, kann durch keine tiefgründige Gelehrsamkeit gerettet werden. Einige Goethe-Forscher haben das ‚Märchen', die ‚Novelle', die ‚Guten Weiber', einige sogar den Großkophta, den Bürgergeneral, die Singspiele den Goethe-Verehrern als ‚kleine Meisterwerke' aufreden wollen. All diese ehrlich gemeinte Liebesmüh ist völlig verloren. Es stände schlimm um Goethes Unsterblichkeit, dürfte man nicht bei der höchsten Bewunderung für sein Gesamtlebenswerk ruhig aussprechen: diese und jene Dichtung, darunter manche einst vielgerühmte, versinkt oder ist schon versunken, — und wäre es verpönt, furchtlos die Gründe dieses Versinkens zu untersuchen.

Ganz allgemein kann gesagt werden: lebendig geblieben sind und werden noch unabsehbar lange bleiben alle Schöpfungen Goethes mit reiner Menschlichkeit, mit reiner Dichtung, mit keinem andern, noch so hohen Nebenzweck außerhalb oder gar über der Kunst. Je deutscher an Gehalt und Form, je weniger absichtlich stilisiert, symbolisiert oder gar manieriert, desto lebenskräftiger erweist sich ein Goethisches Werk. Bei jener Umfrage an die deutschen Dichter und Künstler wurden fast übereinstimmend die Lyrik und der erste Faust als die auf sie am tiefsten wirkenden von Goethes Schöpfungen bezeichnet: von seinen Werken vollendeter Kunst sind beide seine zugleich menschlichsten und deutschesten. In Zehntausenden von Abdrücken hat der Faust unsre grauen Helden im Weltkriege durch die höchste Not und Tat ihres Seins begleitet. Goethes schönste Lieder können nur mit der deutschen Sprache untergehn. Ja sie würden, selbst nach dem Verklingen dieser Völkersprache, anderszungigen, poesiekundigen Men-

schen der fernsten Nachwelt als herrliche Kunstgebilde noch in einer toten Sprache aufleben. Und Gleiches gilt vom ersten Teil des Faust, so oft auch die Wissenschaft kommender Jahrhunderte und Jahrtausende einen ihrer vielen höchsten Gipfel ersteigen mag.

Goethe selbst hat sich eine unendlich große Leserschar wohl gewünscht, doch nicht erhofft. ‚Liebes Kind', sagte er mit 80 Jahren zu Eckermann, ‚ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und in ähnlichen Richtungen begriffen sind.'

Die ungemeine Ausbreitung und Steigerung literarischer Einsicht in Deutschland, d. h. innigen Mitfühlens dichterischer Gebilde, hat die Zahl solcher einzelner Menschen in den bald hundert Jahren seit jenem Ausspruch gewiß mehr als verhundertfacht. Wohl reicht Goethes Volksbeliebtheit nicht so weit hinaus, nicht so tief hinunter in die noch dürftig gebildeten Massen, wie Schillers; doch vollzieht sich vor unsern Augen, etwa seit einem Jahrzehnt, ein Hinaufsteigen der Mittelgebildeten, ja sogar der handarbeitenden Klassen zu Goethe in einem ebenso erfreulichen wie erstaunlichen Maße. Hieran hat die gelehrte Beschäftigung mit Goethe so gut wie kein Verdienst. Das sichtliche Durchtränken unsrer Gegenwartsbildung mit Geist von Goethes Geist ist fast ausschließlich die Frucht der schönen billigen Volksausgaben seiner Werke, der volkstümlichen, liebe- und geschmackvollen Sammlungen aus Goethes Sprüchen, Briefen und Gesprächen, sowie der gemeinverständlichen Bücher und Aufsätze über ihn. In unvergleichlich höherm Grade als Shakespeare in England führt und beherrscht jetzt Goethe die zur Höhe strebende Geisteswelt in Deutschland. Sieht man von solchen meistgekauften Werken Goethes ab, die auf unsern Schulen behandelt oder mißhandelt werden, prüft man die Absatzzahlen seiner nichtschulpflichtigen Dichtungen, so lehrt z. B. die runde Million Reclam-Hefte für beide Teile des Faust, schon bis zum Jahre 1908, daß die deutsche Goethe-Gemeinde weiter und weiter hinaus ihre Kreise zieht.

Auf den deutschen Bühnen stand nach einer der letzten Jahresübersichten Schiller mit 1441 Aufführungen an der Spitze aller Dramatiker. Goethes Dramen, ihrer 17, schritten an 705 Abenden über die Bretter, davon der erste Teil des Faust allein 213 mal.

*

Doch welches Schicksal in fernsten Zeiten dem Dichter Goethe beschieden sein mag, — unvergänglich wird der außerordentliche Vollmensch und der Weisen Weisester im Gedächtnis der Nachwelt fortleben, ja vielleicht dermaleinst den lebendigen Ruhm des Dichters noch überragen. Seht, so werden die Eltern, die Lehrer, alle Freunde der Jugend sprechen, — seht, da war einmal, in grauer Vorzeit, jener unbegreiflich gewaltige Mensch des Namens Goethe, der alle Künste und alles Erdenwissen, alle Freuden und alle Schmerzen die unendlichen

ganz, in sich zu vereinigen trachtete und alles, dem er seine Seele zugewandt, größer hinterließ, als er es vorgefunden. Und höret, was jener eine die ganze Menschheit adelnde und erhöhende Mensch an ewig quillender, kunstgeweihter Weisheit für euch, für uns hinterlassen hat.

Mit größerm Recht, als die Bibel von der sagenhaften Weisheit eines Königs Salomon berichtet, wird es alsdann von Goethe dem Weisen heißen: Und er redete dreitausend Sprüche, und seine Lieder waren tausendundfünf. Und er redete von Bäumen, von der Zeder an zu Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst. Und die Völker aller Zonen und Zungen werden zu diesem Dichter und Vollmenschen und Weisen der Vorwelt mit ehrfürchtigem Schauer aufblicken als zu etwas kaum Glaublichem, wiewohl durch treue alte Geschichtsbücher Beglaubigtem. Seine deutschen Volksgenossen aber werden, wie ehemals die Römer ihr selbstbewußtes Civis Romanus sum!, beim Erklingen des Namens Goethe mit würdigem Stolz, hoffentlich immerdar mit dem Recht innerer Zugehörigkeit, und nach aller Demütigung dermaleinst doch wieder als ein Deutschland hoch in Ehren, sagen dürfen: Er war unser!

Dann nicht mehr unser allein; sondern ein geistiger Besitz jener Weltliteratur der Zukunft und der, mehr als in eines andern Sterblichen Namen, in Goethe geeinigten Menschheit, des geistigen Völkerbundes kommender edler Geschlechter.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen,
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute Tat, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemessne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!

Zur Bücherkunde.

Vollſtändigſte Ausgabe von Goethes Werken, Briefen und Tagebüchern: die Weimarer in 150 Bänden.

Cottaſche Jubelausgabe (Herausgeber Eduard von der Hellen) in 40 Bänden. — Ausgabe des Leipziger Bibliographiſchen Inſtituts (Herausgeber Karl Heinemann) in 30 Bänden. Beide Ausgaben mit Einleitungen und Anmerkungen, die vielfach mehr auf ſehr gelehrte als allgemeingebildete Leſer berechnet ſind.

Von den guten, einſt billigen Ausgaben iſt zur Zeit die vollſtändigſte die bei Heſſe und Becker in Leipzig (12 ſtarke Bände), mit Einleitung von Ludwig Geiger. — In demſelben Verlage erſchien 1913 die Volksausgabe von Goethes Werken in 18 Bänden (5 gebundenen Sammelbänden) mit 18 Bildniſſen, 6 Abbildungen, 24 Handſchriften, herausgegeben von Eduard Engel. Ein Neudruck wurde trotz den größten Schwierigkeiten 1920 gewagt.

Von der Goethe-Geſellſchaft wurde ein ſogenannter Volks-Goethe im Inſel-Verlag herausgegeben, — eine durchaus unzulängliche Ausgabe, worin u. a. ganz oder faſt ganz fehlen: Reineke Fuchs, Dutzende ſchöner und wichtiger Gedichte, die Römiſchen Elegien, Venezianiſchen Epigramme, Xenien, Verſsprüche uſw. uſw.

Eine ſehr ſchöne neue Ausgabe aller Werke in 40 Bänden, einſchließlich einer Auswahl der Briefe erſchien bei Georg Müller in München; ſie war die erſte in zeitlicher Folge, mußte leider unvollendet bleiben.

Goethes Jugendwerke bis 1776 in ihren urſprünglichen Faſſungen: ‚Der junge Goethe‘, drei Bände von Bernays. — Vermehrte ſechsbändige Ausgabe von Morris. — Eine billige Ausgabe fehlt, ebenſo eine der Tagebücher für die erſten Weimarer Jahre.

Auswahlausgaben von Goethes Briefen: von Philipp Stein in acht Bänden, eine billige von E. von der Hellen in ſechs Bänden.

Vollſtändige Ausgaben der Briefwechſel: mit Schiller (z. B. von Ph. Stein bei Reclam), mit Zelter (von L. Geiger, ebenda), mit Frau von Stein in vier Bänden bei Cotta.

Die Briefe der Frau Rat: vollſtändig von L. Geiger (mit Goethes Briefen an die Mutter) bei Heſſe und Becker; gute Auswahlen von E. von der Hellen (Cotta) und Köſter.

Goethes Briefwechſel mit Marianne von Willemer (von Ph. Stein im Inſel-Verlag).

Goethes Geſpräche mit Eckermann (Reclam, Heſſe und Becker, Cotta). — Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller (Cotta). — Von Biedermanns Sammelwerk mit allen erfaßbaren Geſprächen, außer mit Eckermann und Müller, iſt eine neue billigere Ausgabe erſchienen (Heſſe und Becker); ebenda eine reiche Auswahl.

Digitized by Google

Ehrenpflicht aller größeren öffentlichen Büchereien und wohlhabenden Goethe-Verehrer ist die Anschaffung des mit bewundernswerter Sachkenntnis und Hingebung hergestellten Sammelwerkes von H. G. Gräf: Goethe über seine Dichtungen.

Zum Faust: Ausgabe von Witkowski bei Hesse und Becker, von E. Engel (Sonderband seiner Volksausgabe der Werke, mit dem Urfaust); über: Vischer; zum Urfaust: Erich Schmidt. — Das Spiessche Faustbuch in Braunes Neudrucken; Goethes Bruchstück von 1790 in Neudruck von Seuffert. — Marlowes Faust, deutsch bei Reclam. — Puppenspiele Faust in Scheibles ‚Kloster' (Band 5). — O. Pniower: Zeugnisse zur Entstehungsgeschichte des Faust. — Gräf: Goethe über seine Dichtungen (2, 2).

Eine billige, zeitlich geordnete Ausgabe von Goethes Gedichten bei Hesse und Becker von E. Engel; von diesem ebenda eine Sammlung aller Liebesgedichte Goethes: ‚Freudvoll und Leidvoll' und eine seiner Vers- und Prosasprüche: ‚Die Weisheit Goethes'.

Unerläßlich für jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Goethe: das Goethe-Jahrbuch und die Veröffentlichungen des mit dem Frankfurter Goethe-Hause verbundenen Freien Hochstiftes.

Zeittafel für Goethes Leben und Werke.

Weder jedes Ereignis noch jede dichterische oder schriftstellerische Arbeit Goethes wird hier aufgezählt. Die Tafel ist zur Erleichterung allgemeiner Übersicht bestimmt; zum Nachschlagen der Einzelheiten dient das Verzeichnis der Sachen und Namen (S. 940 ff).

Goethes Vater Johann Kaspar Goethe, geb. 31. Juli 1710 in Frankfurt a. M., vermählt am 20 August 1748 mit Elisabeth Textor, geb. 19. Februar 1731.

Johann Wolfgang Goethe, geb. 28. Aug. 1749 in Frankfurt a. M

Cornelia Goethe, geb. 7. Dezember 1750.

1752—1756: Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Lateinischen und Französischen.

1759: Der französische Königsleutnant Thorane in Goethes Elternhause.

Etwa 1762: Ältestes gedrucktes (1766) Gedicht Goethes: ‚Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi'.
(Das 1920 in Altona entdeckte angebliche Jugendwerk Goethes ‚Joseph' rührt gewiß nicht von ihm her; es zeigt keine Spur der äußerlichen Sprachbegabung selbst des sehr jungen Goethe.)

1764, 3. April: Krönung Josephs 2.

1765, 3. Oktober: Goethe trifft in Leipzig ein.

1765: Verse in ein Stammbuch: ‚Dieses ist das Bild der Welt'.

1766—1768: Verkehr im Schönkopfschen Hause.

1766—1768: Lieder im Buch Annette. — Oden an Behrisch.
Die Laune des Verliebten.

1768, Frühling: Besuch der Dresdener Gemäldesammlung.
August: Goethes Erkrankung.
September: Rückkehr ins Elternhaus.

September 1768 bis April 1770: Im Elternhause.

1769: Erscheinen des Leipziger Liederbuchs. Die Mitschuldigen beendet.
Kabbalistische Studien, Verkehr mit der Klettenberg, verschiedene Gedichte.

1770, 4. April: Ankunft in Straßburg.
Oktober 1770 bis April 1771: Herder in Straßburg.
Oktober 1770 bis August 1771: Besuche im Brionschen Hause.

1770 und 1771: Ephemeriden. — Gedichte der Straßburger Zeit: Maifest, Heidenröslein, Willkommen und Abschied, Mit einem gemalten Band usw.

1771, 6. August: Juristische Prüfung.

Übersetzung von Bruchstücken Ossians. — Briefe an Salzmann.

1771, August: Abschied von Friederike Brion. — Goethe verläßt Straßburg. — Besuch der Mannheimer Antikensammlung.
Ende August: Zulassung zur Frankfurter Anwaltschaft.
Dezember: Bekanntschaft mit Merck.

1771. 14. Oktober: Rede zum Shakespeares-Tag.
1771, Ende Oktober bis Dezember: Niederschrift des Urgötz.

1772, Frühling: Bekanntschaft mit dem Darmstädter Kreise.
Mai bis September: am Kammergericht in Wetzlar. — Verkehr mit Kestner und Charlotte Buff.
11. September: Flucht aus Wetzlar. — In Thal am Rhein bei Frau Laroche. Verkehr mit Maximiliane Laroche.
November: Goethe erfährt den Tod W. Jerusalems.

1772: Von deutscher Baukunst. — Aufsätze in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. — ‚Brief des Pastors' usw., ‚Zwo wichtige biblische Fragen'.
Gedichte: Felsweihegesang usw. — Der Wanderer. — Wandrers Sturmlied. — Elysium. — Pilgers Morgenlied. — Mahomets Gesang. — Adler und Taube.
1772 bis Februar 1773: Zweite Fassung des Götz.

1773, 1. November: Vermählung Cornelia Goethes mit J. G. Schlosser.
Anwaltstätigkeit Goethes.
Briefliche Annäherung Lavaters.
Lebhafter Verkehr mit dem Darmstädter Kreise.
Mariage-Gesellschaft, Anna Sibylla Münch.

1773, März: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Götter, Heiden und Wieland. — Satyros.
Juni: Götz von Berlichingen erscheint
Bruchstücke: Prometheus. — Ewiger Jude.
Gedichte: Sprache. — Das Veilchen. — Mädchens Held. — Rezensent. — Kenner und Enthusiast. — Kenner und Künstler.

1774, Juni: Besuch Lavaters bei Goethe.
Juli und August: Rheinreise mit Lavater und Basedow. — Besuch in Pempelfort bei den Jacobi.
Oktober: Besuch Klopstocks. — Verkehr mit Klinger und H. L. Wagner.
11. Dezember: Erste Begegnung mit Karl August von Weimar; 13. bis 15. Dezember: Zweite Begegnung in Mainz.

1774: ‚Salomons güldene Worte.' — Doktor Bahrdt. — Claudine von Villa Bella angefangen. — Pater Brey.
Februar bis März: Werthers Leiden.
Herbst: Werther erscheint. — Sendschreiben an Merck.
Mai: Clavigo. — Arbeit am Faust.
Juli: Künstlers Erdenwallen. — Künstlers Vergötterung.
Gedichte: Künstlers Morgenlied. — An Schwager Kronos. — Diner zu Kadiena. — Geistesgruß. — Ganymed (?). — Christel. — Rettung. — Der untreue Knabe. — Der König in Thule.

1775, Januar: Verkehr im Schönemannschen Hause
April: Verlobung mit Lili Schönemann.
Mai: Die Grafen von Stolberg bei Goethe. — Reise mit ihnen in die Schweiz.
Juni: Abermalige Begegnung mit Karl August.
Juli: Rückkehr nach Frankfurt.
22. September: Einladung nach Weimar.
30. Oktober: Abreise nach Heidelberg.
Anfang November: Umkehr nach Weimar.
7. November: Ankunft in Weimar.

1775: Erwin und Elmire.
Frühling: Stella. — Hanswursts Hochzeit.
Sommer und Herbst: Entwurf zum Egmont. — Fortsetzung der Arbeit am Faust.
Gedichte an Lili. — Bundeslied. — Auf dem See (Und frische Nahrung, neues Blut). — Herbstgefühl. — Wonne der Wehmut.
Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga.
Das Hohelied Salomos.

1775, November: Bekanntſchaft mit Charlotte von Stein.
Die Brüder Stolberg in Weimar.

1776, Februar: Einführung in den Staatsrat (als Gaſt).
März: Reiſe mit dem Herzog nach Leipzig, erneute Bekanntſchaft mit Corona Schröter, Wiederſehn mit Käthchen Schönkopf-Kanne.
April: Lenz in Weimar.
Mai: Bruch mit Klopſtock.
Juni: Klinger in Weimar.
11. Juni: Goethes Ernennung zum Mitglied des Staatsrats.
Oktober: Herder kommt nach Weimar.
November: Corona Schröter nach Weimar berufen. — Höfiſches Liebhabertheater.
Dezember: Reiſe mit dem Herzog nach Leipzig und Deſſau.

1777: Pflanzen von Bäumen und Hecken ums Gartenhaus.
8. Juni: Tod von Cornelia Schloſſer.
September: Mit dem Herzog auf der Wartburg. Beſuch Mercks.
November und Dezember: Reiſe in den Harz, Beſuch bei Pleſſing.

1778, Januar: Tod des Fräuleins von Laßberg.
Mai: Reiſe nach Leipzig, mit dem Herzog nach Potsdam und Berlin.
Sommer: Umgeſtaltung des Weimarer Parks.

1779: Goethe übernimmt die Kriegs- und Wegebauverwaltung, leitet die Rekrutenaushebungen.
Juni: Merck in Weimar.
28. Auguſt: Goethes Ernennung zum Geheimen Rat.
12. September 1779 bis 13. Januar 1780: Reiſe mit dem Herzog in die Schweiz.
Beſuch in Frankfurt (19 September).
Beſuch in Seſenheim (25. September).
Beſuch in Straßburg bei Lili von Türkheim.
Beſuch in Emmendingen bei Schloſſer.
15. Dezember in Stuttgart (Eleve Schiller).

1780, Januar: Rückkehr nach Weimar.
Februar: Mit dem Herzog in Gotha.
Juni: Eintritt in den Freimaurerorden.

1775: Gedichte: Eislebenslied. — Mut. Jägers Abendlied. — ‚Holde Lili, warſt ſo lang —‘.

1776: Gedichte: Wanderers Nachtlied. — Raſtloſe Liebe. — Hoffnung. — Sorge. — Vor Gericht (?). — An Lili bei der Überſendung der Stella.
An Frau von Stein (Warum gabſt du uns die tiefen Blicke). — Seefahrt. — Beherzigung (Feiger Gedanken —).
Hans Sachſens poetiſche Sendung.
Drama: Die Geſchwiſter. — Arbeit am ‚Falken‘.
Stella erſcheint.
Abſchrift des Urfauſt durch die Göchhauſen.
‚Aus Goethes Brieftaſche‘.

1777: Wilhelm Meiſters Lehrjahre begonnen.
Singſpiele Lila und Triumph der Empfindſamkeit (mit ‚Proſerpina‘).
Gedichte: Beherzigung (Ach, was ſoll der Menſch verlangen?). — Und ich geh meinen alten Gang. — Harzreiſe im Winter.

1778: Gedichte: An den Mond. — An die Entfernte (So hab ich wirklich dich verloren?). — Der Fiſcher. — Grenzen der Menſchheit (?). —
Wiederaufnahme des Egmont.

1779, Februar bis März: Iphigenie in Proſa.
6. April: Erſte Aufführung der Iphigenie.
Gedichte: Geſang der Geiſter über den Waſſern (etwa 10. Oktober).

1780, März: Aufkeimen des Taſſo. — Stofffammeln für das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar.
Die Vögel. — Jery und Bätely.
Elpenor begonnen. — Briefe aus der Schweiz.
Gedichte: Über allen Gipfeln iſt Ruh (6 September). — Meine Göttin. — Eiſenfang. — An meine Bäume (Sag ich's euch, geliebte Bäume).

1781, Frühling: Inniger Verkehr mit Carona Schröter.
Sommer: Längerer Aufenthalt in Ilmenau.
Herbst: Anatomische Studien bei Loder. — Reisen an die Thüringischen Fürstenhöfe.

1781: Erwiderung auf Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur.
Arbeit am Tasso und Wilhelm Meister.
Das Neueste von Plundersweilern.
Gedichte: Epiphaniosfest. — Nachtgedanken. — Der Becher. — ‚Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst'.

1782, März: Rekrutenaushebung.
Frühling: Übersiedelung in ein Stadthaus. — Goethes Vater stirbt (25. Mai).
3. Juni: Goethes Adelung. — Vorsitz im Stootsrat.
November: Geologische Studien.

1782: Fortsetzung des Wilhelm Meister und des Egmont.
Gedichte: Auf Miedings Tod. — Erlkönig. — Erwählter Fels.
Singspiel: Die Fischerin (erste Aufführung im Juli).
‚Die Natur'.

1783: Erbprinz von Weimar geboren.
Goethe übernimmt die Finanzverwaltung.
Im Herbst: In Ilmenau, Ausflug nach dem Harz, Göttingen, Kassel.

1783: Elpenor (abgebrochen). — Fortsetzung des Wilhelm Meister.
Gedichte: ‚Ilmenau' (zum 3. September). Das Göttliche (Edel sei der Mensch), Der Sänger. — Lieder zu Wilhelm Meister: Harfenspieler (Wer sich der Einsamkeit ergibt — Wer nie sein Brot mit Tränen aß).

1784, Januar: Hoftheater unter Bellamo.
Februar: Eröffnung des Betriebes des Ilmenauer Bergwerkes.
Frühling: Beschäftigung mit der Knochenlehre. Entdeckung des Zwischenkiefers am Menschen.
Verhandlungen über den Fürstenbund.
August: Reisen im Harz.
September: Oeser und Fritz Jacobi in Weimar.
Erneute Beschäftigung mit Spinoza.

1784: Abhandlung über den Zwischenkiefer.
Gedichte: Die Geheimnisse, darin die ‚Zueignung' (Der Morgen kam). — Kennst du das Land? — An Frau von Stein (Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne).
Singspiel: Scherz, List und Rache.
Aufsatz über den Granit.

1785, Juni: Reise mit Knebel ins Fichtelgebirge.
Juli: Zum erstenmal in Karlsbad.
Sprachliche Vorbereitung auf die Reise nach Italien.

1785: Fortsetzung des Wilhelm Meister.
Gedichte: Für ewig (Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken). — Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel. — Erster Verlust (Ach, wer bringt die schönen Tage). — Mignon (Nur wer die Sehnsucht kennt).

1786, Juni: Vertrag mit Göschen über die erste Ausgabe der gesammelten Werke.
Juli: Lavater in Weimar.
27. Juli: Ankunft Goethes in Karlsbad.
3. September: Flucht nach Italien.

1786: Gedicht: Nähe (Wie du mir oft, geliebtes Kind).

1786, 19.—26. September: In Vicenza.
28. September: Ankunft in Venedig.
29. Oktober: Ankunft in Rom.

1786: Unterwegs Versbearbeitung der Iphigenie. — Plan einer Iphigenie in Delphi, Wiederaufgreifen des Planes zum Ewigen Juden, Plan zur Nausikaa.
Dezember: Abschluß der Iphigenie in Versen.

Digitized by Google

1787: Erſter Aufenthalt in Rom. — 22. Februar: Abreiſe mit Tiſchbein nach Neapel.
6 März: Mit Tiſchbein auf dem Veſuv und in Pompeji.
29. März: Abreiſe mit Kniep nach Sizilien.
2.—18. April: in Palermo. — Rundfahrt durch Sizilien bis zum 14. Mai. — Rückkehr nach Neapel am 17. Mai.
7. Juni: Rückkehr nach Rom. — Zeichnen und Malen mit Hackert.
September und Oktober: in Frascati und Caſtel Gandolfo. — Die ſchöne Malländerin.
Dezember: Abermaliger Aufenthalt im Albanergebirge.

1788, 23. April: Goethe verläßt Rom.
18. Juni: Rückkehr nach Weimar.

1787, Februar: Vorübergehende Beſchäftigung mit Taſſo.
April: Bruchſtück Nauſikaa.
Iphigenie erſcheint.
5. September: Abſchluß des Egmont.
Der erſte Band von ‚Goethes Schriften' (Goeſchen) erſcheint.
Umarbeitung der Singſpiele Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella. — Plan zum Großkophta
Gedichte: Amor als Landſchaftsmaler, Cupido.
Hexenküche zum Fauſt.

1788: Wiederaufnahme des Taſſo.
Egmont erſcheint.

1788, Juli: Begegnung mit Chriſtiane Vulpius.
Auguſt: Reiſe der Herzogin Anna Amalia nach Italien.
7. September: Begegnung mit Schiller in der Lengefeldſchen Familie.
Dezember: Schillers Beſtallung zum Profeſſor der Geſchichte in Jena.
Moritz in Goethes Hauſe.

1789, Februar oder März: Die Stein erfährt Goethes Liebesbund mit Chriſtiane.
8. Juni: Letzter vertrauter Brief Goethes an die Stein. — Bruch mit ihr.
25. Dezember: Geburt ſeines Sohnes Auguſt.

1790: Oberaufſicht über alle Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt.
Beſchäftigung mit der Farbenlehre und Pflanzenkunde, Fortſetzung der anatomiſchen Forſchung.
Zweite Hälfte des März bis Anfang Juli: Zweite Reiſe nach und Aufenthalt in Italien, hauptſächlich Venedig.
Juli bis Oktober: Mit Karl Auguſt im ſchleſiſchen Feldlager, zurück über Dresden (Verkehr mit Körners).
31. Oktober: Beſuch bei Schiller in Jena.

1791: ‚Ein ruhiges, innerhalb des Hauſes und der Stadt zugebrachtes Jahr.'
7. Mai: Eröffnung des ſtehenden Hoftheaters unter Goethes Leitung.
Mai: Entdeckung ſeiner neuen Farbenlehre.
Juni: Nachricht von Mercks Tode.
Juli: Begründung der Freitags-Geſellſchaft.

1788: Aufſätze über Italien in Wielands Merkur.
Gedichte: Meeresſtille, Glückliche Fahrt. — An den Mond (zweite Faſſung).
Der Beſuch (Meine Liebſte wallt' ich heut beſchleichen); Morgenklagen (O du loſes, leidigliebes Mädchen). — Künſtlers Apotheoſe.
Römiſche Elegien begonnen, fortgeſetzt bis in den Herbſt 1790.

1789: Vollendung des Taſſo.
Weitere Aufſätze über Italien.
Gedichte: Kophtiſche Lieder (?).

1790: Veröffentlichung der abgeſchloſſenen Römiſchen Elegien hinausgeſchoben.
Venezianiſche Epigramme (einige ſchon 1789).
Einige Diſtichen der Vier Jahreszeiten.
Taſſo erſcheint (Januar).
April: Bruchſtück des Fauſt erſcheint.
Abhandlung: ‚Die Metamorphoſe der Pflanze'.

1791: Der Großkophta.
Beiträge zur Optik.
Prolog zur Eröffnung des Theaters.

1792, August: Reise nach Frankfurt über Mainz und Trier nach Langwy ins Feldlager gegen Frankreich.
20. September: Kanonenfieber in der Schlacht bei Valmy.
Oktober, November: Rückzug des Heeres durch Luxemburg. — Besuch bei Fritz Jacobi in Pempelfort. — Ablehnung einer Frankfurter Ratsherrnstelle.
Dezember: In Münster bei der Fürstin Galitzin.
16. Dezember: Rückkehr nach Weimar, Haus am Frauenplan. — Heinrich Meyer wird Goethes Hausgenosse.

1792: ‚Reise der Söhne Megaprazons'.
Weitere Beiträge zur Optik.
Eifrige Beschäftigung mit dem Theater. — Aufführung des Don Carlos. — Arbeit an der Farbenlehre.
Arbeit am Reineke Fuchs.
Beschäftigung mit Kant.
Gedichte: Künstlers Fug und Recht.

1793: Optische Studien.
10. Mai: Reise nach Frankfurt, beim Belagerungsheer vor Mainz. — Rückkehr nach Weimar am 28. August.
Im Lager vor Mainz Farbenstudien.

1793: Reineke Fuchs erscheint.
Der Bürgergeneral. — Die Aufgeregten.
Aufsätze: ‚Farbige Schatten' und ‚Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt.'
‚Das Mädchen von Oberkirch.'

1794: Zunehmende Sorgen durch die politischen Ereignisse. — Arbeiten für die Theaterleitung, Beschäftigung mit Chemie.
Gründung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena.
1794, Mai: Entscheidende Begegnung und Unterredung mit Schiller.
14. Juni: Schillers Einladung zu den Horen.
24. Juli: Goethes Zusage.
23. August: Schillers Brief über Goethes Entwickelung.
4. September: Einladung Goethes an Schiller. — Dieser zwei Wochen Goethes Gast.

1794: Zwei Episteln.
Wilhelm Meister Buch 1—3.
Mitarbeit an den Horen. — Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

1795, Mai: Verkauf des Frankfurter Elternhauses.
Goethe häufig in Jena, fast täglicher Verkehr mit Schiller.
August usw.: In Ilmenau mit seinem Söhnchen. — Stollenbruch.
Heinrich Meyer reist nach Italien.

1795: Fortsetzung des Wilhelm Meister.
Die Römischen Elegien und Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten erscheinen in den Horen — Das Märchen.
Der Aufsatz ‚Literarischer Sanseulottismus'.
Bruchstück: Die Befreiung des Prometheus.
Gedichte: Nähe des Geliebten. — Wer kauft Liebesgötter? — Philine (Singet nicht in Trauertönen). — Harfenspieler (An die Türen will ich schleichen). — Mignon (Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen). — Der Rattenfänger. — Die Spinnerin.
Oktober: Beginn der Arbeit an den Xenien.

1796, Januar bis Mitte März: In Jena mit Schiller.
Ende März bis 20. April: Schiller mit seiner Frau in Weimar.
25. April: Aufführung des Egmont in Schillers Bearbeitung. — Iffland in Weimar.

1796: Fortsetzung des Wilhelm Meister.
Übersetzung von Cellinis Lebensgeschichte.
Mai: Alexis und Dora.
September: Schillers Musenalmanach mit den Xenien erscheint.
September: Erster Entwurf von Hermann und Dorothea.

Mai: Körner in Jena, Verkehr mit Goethe.
Sommer: Jean Paul in Weimar.
August bis Anfang Oktober: Goethe in Jena.
Dezember: Mit dem Herzog nach Leipzig und Dessau.

1797, Ende Februar bis Mitte April: In Jena mit Schiller.
Lebhafter Briefwechsel mit diesem über Epos und Drama.
30. Juli: Abreise von Weimar nach Frankfurt mit Christiane und August. Aufenthalt bei der Mutter bis zum 25. August.
Über Stuttgart (Verkehr mit Dannecker) nach Tübingen (bei Cotta); über Schaffhausen nach Zürich (Begegnung mit H. Meyer), mit diesem Ende September durch die Urkantone bis zur Höhe des Gotthard.
Zurück über Stuttgart, Nürnberg (mit Knebel), Ankunft in Weimar am 19. November.

1798, März: Ankauf eines Gutes in Oberroßla.
Arbeiten für den neuen Theaterbau.
April: Iffland in Weimar.
12. Oktober: Aufführung von Wallensteins Lager.

1799, Januar: Schiller in Weimar bei Goethe. — 30. Januar: Erste Aufführung der Piccolomini.
April: Schiller wiederum in Weimar. — 20. April: Erste Aufführung von Wallensteins Tod.
Mai: Goethe in Jena.
Dezember: Tieck in Weimar.
Schillers Übersiedelung nach Weimar.
Beginn des Briefwechsels mit Zelter.

1800, März: Goethe in Oberroßla.
14. Juni: Erste Aufführung von Maria Stuart.
Juli bis Dezember: Goethe wiederholt in Jena.
31. Dezember: Die letzten Stunden des Jahrhunderts mit Schiller und Schelling.
Kestner stirbt.

1801, Januar: Gefährliche Erkrankung an Gesichtsrose.

Dezember: Elegie Hermann und Dorothea.
Gedichte: Die Spröde. — Die Bekehrte. — Musen und Grazien in der Mark. — Der Chinese in Rom. — ‚Vier Jahreszeiten' vervollständigt.

1797: Hermann und Dorothea vollendet, erscheint im Oktober.
Plan zu einem Epos ‚Die Jagd' (später ‚Novelle').
‚Über epische und dramatische Dichtkunst'.
Sommer: Arbeit am Faust (Zueignung, Prolog im Himmel, Oberons und Titaniens goldene Hochzeit).
Plan zu einem Epos Wilhelm Tell.
Gedichte: Der Schatzgräber. — Die Braut von Korinth. — Der Gott und die Bajadere. — Der Zauberlehrling. — Edelknabe und Müllerin. — Der Junggeselle und der Mühlbach. — Der Müllerin Verrat. — Der Müllerin Reue. — Das Blümlein Wunderschön. — Legende vom Hufeisen (?). — Das Sonett. — Hausfrau. — An Mignon (Über Tal und Fluß getragen).
Elegien: Der neue Pausias, Amyntas, Euphrosyne.

1798: Fortsetzung des Faust.
Plan zur Achilleïs.
Erstes Stück der Propyläen.
Gedichte: Die Metamorphose der Pflanze. — Deutscher Parnaß. — Weissagungen des Bakis. — Weltseele (Verteilet euch nach allen Regionen).

1799: Achilleïs begonnen und abgebrochen.
‚Der Sammler und die Seinigen.'
Plan zur Natürlichen Tochter.
Übersetzung von Voltaires Mahomet.
Gedichte: Der Musensohn (Durch Feld und Wald zu schweifen). — An Lina (Liebchen, kommen diese Lieder).
Erstes Preisausschreiben für Kunstwerke.

1800: Arbeit am Faust, an der Farbenlehre.
Übersetzung von Voltaires Tankred. — Fortsetzung der Natürlichen Tochter.
Zum Geburtstag der Herzogin-Mutter (24. Oktober): Paläophron und Neoterpe.
Letztes Stück der Propyläen.
Einige Distichen der Vier Jahreszeiten.

1801: Fortsetzung des Faust. — Erster Akt der Natürlichen Tochter.

März bis Mai: Erholungsaufenthalt in Oberroßla.
Anfang Juni bis Mitte Juli: Badeaufenthalt in Pyrmont. — Rückreise über Göttingen, Kassel. Ankunft in Weimar 30. August.
November: Aufführung von Lessings Nathan.

Gedichte: Frühzeitiger Frühling. — Dauer im Wechsel (Hielte diesen frühen Segen). — Stiftungslied. — Zum neuen Jahr. — Natur und Kunst.

1802: Erste Jahreshälfte überwiegend in Jena, Aufführung von W. Schlegels Jon. — März: Zelter in Weimar. — Umtriebe Kotzebues.
15 Mai: Erste Aufführung der Iphigenie in Versen.
13 Juni: August konfirmiert.
Ende Juni bis Ende Juli: In Lauchstädt und Halle bei Fr. A. Wolf.
28. August: Corona Schröter stirbt.
Heinrich von Kleist in Weimar.
Dezember: H. Meyers Verheiratung; er verläßt Goethes Haus.

1802: Maskenzug zum 30. Januar.
Festspiel: Was wir bringen.
Fortsetzung der Natürlichen Tochter.
Fortsetzung der Farbenlehre.
Gedichte: Nachtgesang (O gib vom weichen Pfühle). — Bergschloß. — Schäfers Klagelied (Da droben auf jenem Berge). — Trost in Tränen (Wie kommt's, daß du so traurig bist). — Hochzeitlied (Wir singen und sagen vom Grafen so gern). — Generalbeichte. — Tischlied (Mich ergreift, ich weiß nicht wie).

1803: Erste Aufführung der Natürlichen Tochter (2. April); von Schillers Braut von Messina und Jungfrau von Orleans.
Zelter in Weimar.
Riemer zieht in Goethes Haus.
Dezember: Frau von Staël in Weimar.
18. Dezember: Herder stirbt.
Verluste der Universität Jena, Begründung der neuen allgemeinen Litteraturzeitung.

1803: Cellinis Leben und Natürliche Tochter erscheinen.
Gedichte: Ritter Kurts Brautfahrt. — Wandrer und Pächterin. — Kriegserklärung. — Selbstbetrug (Der Vorhang schwebet hin und her).
‚Regeln für Schauspieler.'

1804, Januar: Verkehr mit Frau von Staël.
17. März: Erste Aufführung von Wilhelm Tell.
November: Einzug des Erbprinzen Karl Friedrich und der Erbprinzessin Maria Paulowna.

1804: Bearbeitung des Götz für die Bühne.
Beginn der Schrift über Winckelmann und der Übersetzung von Diderots ‚Neffen Rameaus'.
Fortsetzung der Farbenlehre. — Verschiedene Aufsätze für die Jenaer Litteraturzeitung.

1805: Wiederholte Krankheitsanfälle.
1. Mai: Letzte Begegnung mit Schiller.
9. Mai: Schillers Tod.
Juni: Fr. A. Wolf und Fritz Jacobi bei Goethe.
Juli und August: In Lauchstädt und Halle, Besuch von Magdeburg, Helmstedt (Beireis), Halberstadt.
10. August: Bildliche Darstellung von Schillers Glocke mit Goethes Epilog.
Der Arzt Gall in Weimar.

1805: Romeous Neffe vollendet.
‚Winckelmann und sein Jahrhundert' erscheint.
Epilog zu Schillers Glocke.

1806: Oehlenschläger in Weimar.
Juli und August: In Karlsbad.
14. Oktober: Schlacht bei Jena. Plünderung Weimars durch die Franzosen.
19. Okt.: Trauung mit Christiane.

1806: Abschluß des ersten Teiles des Faust (25. April).
Fortsetzung der Farbenlehre.
Vorbereitung einer neuen Gesamtausgabe der Werke bei Cotta.

November: Johanna Schopenhauer eröffnet ihr Haus.
Dezember: Wiedereröffnung des Theaters.

Verschiedene Aufsätze über Kunst und Literatur.
Gedichte: ‚Vanitas'.

1807, Februar: Erste Aufführung des Tasso.
10. April: Tod der Herzogin-Mutter.
Bettina Brentano in Weimar.
Mai: Fünfte Reise nach Karlsbad. — Bekanntschaft mit dem französischen Gesandten Grafen von Reinhard.
September: Rückkehr nach Weimar.
November und erste Hälfte des Dezembers: in Jena, Verkehr im Frommannschen Hause, Leidenschaft für Minna Herzlieb.
Zacharias Werner in Jena und Weimar.
Nähere Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede.
Besuch eines Sohnes Lillis von Türkheim.

1807: Gedächtnisrede auf die Herzogin-Mutter.
Prolog zur Eröffnung des Leipziger Theaters.
Plan zu den Wanderjahren und zu den Wahlverwandtschaften.
Plan einer Lebensbeschreibung Hackerts.
November: Beginn der Pandora.
Fortsetzung der Farbenlehre.
Gedichte: Sonette (Mächtiges Überraschen, Freundliches Begegnen usw. bis Charade).

1808: Hausmusik unter Eberweins Leitung.
Aufführung von Kleists Zerbrochenem Krug (2. März).
April: Abgang Augusts zur Heidelberger Universität.
Mai bis September: In Karlsbad.
13. September: Goethes Mutter stirbt.
2. Oktober: Erste Zusammenkunft mit Napoleon in Erfurt.
8. Oktober: Zweite Zusammenkunft.
Herbst: Mittwochsgesellschaften, Goethe liest das Nibelungenlied vor.

1808, Frühling: Zweite Hälfte der Pandora.
April: Arbeit an den Novellen in den Wanderjahren.
Juni: Beginn der Ausführung der Wahlverwandtschaften.
Gedichte: Der Goldschmiedsgesell. — Wirkung in die Ferne.
August: Plan zu Dichtung und Wahrheit.
Erscheinen des ersten Teiles des Faust.
‚Schweizer Reisen'.
Plan eines lyrischen Volksbuches.

1809, Frühling: Überwiegend in Jena.
Juli: Besuch des Grafen Reinhard.
August und September: In Jena.
Dezember: Wilhelm Grimm in Weimar.

1809: Beschäftigung mit altdeutschen Dichtungen.
Vollendung der Wahlverwandtschaften.
Oktober: Schema zu Dichtung und Wahrheit.
Gedichte: Johanna Sebus.

1810: Wilhelm von Humboldt in Weimar.
Mai bis Ende September: In Karlsbad (mit Körner, Fr. A. Wolf, Zelter, Kaiserin Maria Ludowika von Österreich) und in Teplitz (mit Karl August, Zelter, Ludwig Napoleon).
Beschäftigung mit altdeutscher Baukunst.

1810, Mai: Vollendung der Farbenlehre.
Maskenzug: Die romantische Poesie.
Beginn von ‚Hackerts Leben'.
Schema zu den Wanderjahren.
Arbeit an Dichtung und Wahrheit.
Gedichte: Rechenschaft — Ergo bibamus. — Das Tagebuch. — Blumengruß.

1811, Mai: Suiviz Baisserée in Weimar.
Mitte Mai bis Ende Juni: In Karlsbad.
September: Bettina von Arnim in Weimar, Bruch mit ihr.
Briefliche Annäherung Klingers.

1811: Erscheinen des ersten Bandes von Dichtung und Wahrheit.
Bearbeitung von Ramea und Julia.

1812: Riemer verläßt Goethes Haus.
Frühling bis in den Sommer: In Karlsbad. — Von Mitte Juli bis in den August in Teplitz.

1812: Begrüßungsgedichte für die Kaiserinnen von Österreich und Frankreich.
Lustspiel: Die Wette.

19. Juli: Bekanntschaft mit Beethoven.
Dezember: Napoleon fährt durch Weimar und läßt Goethe grüßen.

1813, 20. Januar: Wieland stirbt.
18. Februar: Trauerloge zu Wielands Gedächtnis.
April: Preußische, russische, französische Truppen um Weimar.
17. April: Abreise nach Teplitz über Dresden, Zusammentreffen mit E. M. Arndt und dem Freiherrn vom Stein.
August: Über Dresden zurück nach Weimar.
21. Oktober: Preußische Truppen säubern Weimar von den Franzosen.
Metternich, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt in Weimar.
November: Gespräch mit Luden über Deutschlands Zukunft.

1814: Fürst Radziwill in Weimar.
Mai bis Juni: Goethe im Bade Berka, liest Hafis' Diwan.
Iffland bittet um ein Siegesfestspiel für Berlin.
Fr. A. Wolf und Zeiter bei Goethe.
25. Juli: Abreise nach den Main-, Rhein- und Neckargegenden. — Rochusfest bei Bingen am 16. August.
In Winkel am Rhein bei Joseph Brentano.
Mit Boisserée in Heidelberg.
Oktober: In Frankfurt und auf der Gerbermühle bei Willemers.
27. Oktober: Rückkehr nach Weimar.

1815: Theateraufführungen zu Schillers und Ifflands Andenken.
Mai bis September: In Frankfurt, Wiesbaden, Köln (mit dem Freiherrn vom Stein).
23. bis 26. September: Mit Willemers in Heidelberg.
Mit Karl August nach Mannheim. — Rückreise über Würzburg nach Weimar.

1816, 30. Januar: Großkreuz des Falkenordens.
7. April: Huldigung für Karl August als Großherzog. — Goethes Dienstrang und Gehalt erhöht.
6. Juni: Christiane von Goethe stirbt. — Zeiter in Weimar.
Juli: Rheinreise, bald nach dem Antritt aufgegeben.
Nähere Bekanntschaft mit Schopenhauer.
September: Besuch von Charlotte Kestner.

Oktober: 10. Buch von Dichtung und Wahrheit beendet.
Gedichte: Groß ist die Diana der Epheser. — Gegenwart.

1813: Gedächtnisrede auf Wieland.
Arbeit am 3. Bande von Dichtung und Wahrheit.
Epilog zum ‚Essex'.
Aufsätze: Shakespeare und kein Ende (?).
Gedichte: Der getreue Eckart. — Der Totentanz. — Die wandelnde Glocke. — Ballade vom vertriebenen Grafen (beendet 1816). — Eigentum. — Gefunden (Ich ging im Walde). — Die Lustigen von Weimar. — Gewohnt, getan. — Offne Tafel.

1814, Januar: Vollendung des 3. Bandes von Dichtung und Wahrheit.
Beginn der Abfassung der Italienischen Reise.
Juli: Des Epimenides Erwachen abgeschlossen.
Gedichte: Verschiedene im Diwan.
Gleich und gleich. — Der neue Copernikus. — Kriegsglück.

1815, 30. März: Berliner Aufführung des Epimenides.
Zusatzstrophen für den Epilog zu Schillers Glocke.
Fortsetzung der Italienischen Reise.
‚Über das deutsche Theater'.
Zahlreiche Gedichte für den Diwan.
Gedichte: Lust und Qual (Knabe saß ich, Fischerknabe).

1816: Erstes Heft von Kunst und Altertum.
Erscheinen des ersten Bandes der Italienischen Reise.
Gedichte: Künstlerlied (Zu erfinden, zu beschließen). — Mai (Leichte Silberwolken schweben). — Prooemion (Im Namen dessen, der sich selbst erschuf).

Digitized by Google

1817, 12. April: Goethes Entlassung aus der Theaterleitung.
April bis August: Aufenthalt in Jena.
17. Juni: Vermählung Augusts mit Ottilie von Pogwisch.
18. Oktober: Studentisches Wartburgfest.
31. Oktober: Reformationsfest.
Verkehr mit Knebel. — Beschäftigung mit Chemie.

1818, erste Jahreshälfte: Meist in Jena.
Ende Juni bis Mitte September: In Karlsbad.
Zelter in Weimar.
9. April: Goethes erster Enkel, Walther, geboren.

1819, März: Minister Voigt stirbt.
23. März: Kotzebue ermordet.
Mai: August und Ottilie bei Zelter in Berlin.
Von Ende August bis Ende September: Goethe in Karlsbad, Verkehr mit Metternich.

1820, Ende April: nach Karlsbad.
Sommer bis in den Herbst: In Jena, naturwissenschaftliche Arbeiten.
August: Schinkel, Tieck und Rauch bei Goethe.
18. September: Geburt des Enkels Wolfgang.

1821: Besuch des russischen Großfürsten Nikolaus.
Sommer: In Marienbad (Familie Levetzow).
November: Zelter und Felix Mendelssohn in Weimar.

1822: Näheres Verhältnis zum Kanzler Müller.
Häufiger Besuch der großherzoglichen Familie.
19. Juli bis Ende August: In Marienbad (mit den Levetzows).
Brief der Gräfin Staiberg-Bernstorff.
Lebhafte Teilnahme am Aufstande der Griechen.

1817: ‚Geschichte meines botanischen Studiums'.
‚Deutsche Sprache'.
Zweiter Band der Italienischen Reise.
Aufsatz über Byrons Manfred.
Gedichte: März (Es ist ein Schnee gefallen).
‚Den 31. Oktober 1817'. — Orphische Urworte.

1818: Der Diwan gedruckt. — Noten und Abhandlungen zum Diwan.
3. und 4. Heft von Kunst und Altertum.
Aufsatz über Lionardo da Vincis Abendmahl.
Maskenzug zu Ehren der Zarin.
Gedichte: Um Mitternacht.

1819: Der Diwan erscheint.
Beginn der Annalen.
Abschluß der zwanzigbändigen Gesamtausgabe der Werke.
Aufsatz: ‚Die Metamorphase der Tiere'.

1820: Beschäftigung mit Hamer — 5. und 6. Heft von Kunst und Altertum.
Fortsetzung der Wanderjahre.
Einige Nachtragsgedichte zum Diwan.
‚Zweiter Aufenthalt in Rom'.
Aufsatz über Manzonis Grafen Carmagnola.
Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz.
Gedichte: Parabase (Freudig war vor vielen Jahren).

1821: Der erste Band der Wanderjahre erscheint. — Zahme Xenien.
Arbeiten am 4. Bande von Dichtung und Wahrheit.
Prolog für das neue Schauspielhaus in Berlin.
Beschäftigung mit Byron und Walter Scott.
Die drei Paria-Gedichte (bis 1823). — Das Wanderlied in den Wanderjahren (Von dem Berge zu den Hügeln). — Eins und Alles (Im Grenzenlosen sich zu finden). — Vermächtnis.

1822: Übersetzung von Manzonis Ode auf Napoleon und von neugriechischen Volksliedern.
Fortsetzung der Arbeit an den Wanderjahren.
Gedichte: Aeolsharfen.

1823, Februar: Lebensgefährliche Erkrankung; im März Genesung.
22. März: Geburtstagsaufführung des Tasso.
Anfang Juni: Eckermann zuerst bei Goethe.
Ende Juni bis September: In Marienbad, Karlsbad, abermals Marienbad.
Werbung um Ulrike von Levetzow.
November: Erneute Erkrankung. Trostreicher Besuch Zelters.
Erinnerungen an Friederike Brion.

1824, 19. April: Byron stirbt.
Juli: Die beabsichtigte Reise nach Marienbad aufgegeben.
August: Fr. A. Wolf stirbt in Marseille.
Besuch Rauchs und Schinkels.
1. Oktober: Heine in Weimar.
Annäherung Carlyles.

1825, 21. März: Das Weimarer Hoftheater brennt ab.
Verhandlungen mit Cotta über eine Ausgabe sämtlicher Werke; Schutzbrief des Deutschen Bundestags.
Zweiter Besuch Felix Mendelssohns.
3. September: Fest der 50jährigen Regierung Karl Augusts.
7. November: Jubelfeier von Goethes 50jährigem Staatsdienst. — Festaufführung der Iphigenie.

1826: Zelter, Grillparzer, Alexander von Humboldt in Weimar.
Beschäftigung mit Dante.
Überführung von Schillers Schädel in die Bibliothek. Aufstellung von Danneckers Schillerbüste.

1827, 6. Januar: Frau von Stein stirbt.
Die Prinzen Friedrich Wilhelm, Wilhelm und Karl von Preußen in Weimar.
Briefwechsel mit Walter Scott.
28. August: König Ludwig I. von Bayern bei Goethe.
Goethes Enkelin Alma geboren.
16. Dezember: Beisetzung Schillers in der Fürstengruft.

1828: König Ludwig von Bayern läßt Goethes Bild von Stieler malen.
14. Juni: Karl August stirbt.
7. Juli bis 11. September: Goethe auf der Dornburg.
Tieck in Weimar.
Dezember: Zelters 70. Geburtstag.
Charlotte Buff (Kestner) stirbt.

1823: Fortsetzung der Annalen und der Schriften zur Naturwissenschaft (Morphologie).
Gedichte: Trilogie der Leidenschaft. — An Byron.
Fortsetzung der Zahmen Xenien.
Aufsätze: Wiederholte Spiegelungen. — Bedeutendes Fördernis usw.

1824: ‚Über mein Verhältnis zu Byron'. Über Byrons Kain. — ‚Zum Andenken Byrons'.
Briefwechsel mit Schiller zur Veröffentlichung vorbereitet.
Einleitendes Gedicht zur 50. Jahresfeier des Erscheinens von Werthers Leiden (Noch einmal magst du, vielbeweinter Schatten).

1825: Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit.
Vorbereitung des Briefwechsels mit Zelter für den Druck.
Wiederaufnahme der ‚Helena' für einen zweiten Teil des Faust.
Fortsetzung der Annalen und der Wanderjahre.

1826: Ankündigung zur neuen Ausgabe der Werke.
Fortsetzung des zweiten Teiles des Faust und der Wanderjahre.
Gedicht: ‚Bei Betrachtung von Schillers Schädel'.
Die ‚Novelle'.

1827: Fortsetzung der Wanderjahre und des Faust.
Aufsätze über französische, italienische, serbische, chinesische Literatur. — Aufsatz über Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes.
Helena im Faust zum Druck.
Gedichte: Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. — Gutmann und Gutweib.
Spruchgedichte: Übermütig sieht's nicht aus. — Fassest du die Muse nur beim Zipfel. — Nachahmung der Natur usw.

1828: Beginn des Druckes von Goethes und Schillers Briefwechsel.
Gedichte: Der Bräutigam (Um Mitternacht). — Dem aufgehenden Vollmond. — Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten. — Tischlied für Zelter.
Eifrige Beschäftigung mit den französischen Romantikern (Mitarbeitern des Globe).

Digitized by Google

1829: Der französische Bildhauer David d'Angers und der polnische Dichter Mickiewicz in Weimar. — Zelters Besuch.

1829: Vollendung der Wanderjahre.
Letzte Gesamtausgabe der Werke bis zum 30 Bande gefördert.
Der Briefwechsel mit Schiller erscheint.
‚Zweiter Aufenthalt in Rom' abgeschlossen.
Fortsetzung des Faust.
Gedichte: Vermächtnis (Kein Wesen kann zu nichts zerfallen).

1830, 14. Februar: Luise von Weimar stirbt.
April: August von Goethe reist mit Eckermann nach Italien.
Ende Juli: Revolution in Frankreich. — Der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire.
10. November: Nachricht vom Tode seines Sohnes. — 25. November: Blutsturz.

1830: Die letzte Gesamtausgabe vollendet.
Fortsetzung des Faust (Klassische Walpurgisnacht).
Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit.
Aufsätze über den Umschwung der französischen Naturwissenschaft, — über Carlyles Leben Schillers.

1831, Januar: Goethe legt sein Testament bei der Regierung nieder.
Mai: Eckermann zum Herausgeber des Nachlasses ernannt.
Juli: Zelter in Weimar.
28. August: Geburtstagsgeschenk von Carlyle, Scott usw.
Goethe in Ilmenau, auf dem Kickelhahn.

1831: Vorbereitung des Druckes des Briefwechsels mit Zelter.
Februar: Zweiter Teil des Faust vollendet.
Aufsätze über Botanik.
Abschluß von Dichtung und Wahrheit.

1832, 14. März: Letzte Ausfahrt.
15. März: Beginn der Todeskrankheit.
17. März: Goethes letzter Brief (an W. von Humboldt).
22. März: Goethe stirbt.
26. März: Beisetzung in der Fürstengruft.

1832: Beschäftigung mit Botanik, mit altrömischen Bauten.

Verzeichnis der Namen und Sachen.

Die Ziffern bezeichnen die Seiten. Der zweite Band beginnt mit S. 437. Von mehren Seitenzahlen bezeichnet die fett gedruckte die Hauptstelle.

A.

Abdt 83, 851.
‚Abschied' (zum Faust) 797.
‚Abschied' (Laß mein Aug' den Abschied sagen) 63.
‚Abschied' (Zu lieblich) 565.
‚Ach, daß die innere —' 154.
‚Ach neige —' 765.
‚Ach, um deine feuchten Schwingen —' 741.
‚Ach, was soll —' 355.
‚Ach, wenn du da bist —' 322.
‚Ach, wer bringt die schönen Tage —' 368, 767.
Achtilles 328, 551, **589—592**, 601, 610, 628.
Adelung, J. Chr. 555.
‚Adler und Taube' 216.
Aelst 108.
‚Aolsharfen' 839.
Aeschylos 429, 597, 692.
Agricola 753.
‚Ahasaer' siehe ‚Ewiger Jude'
‚Ahasaerus und Esther, Puppenspiel von' 147.
Ahlefeld, Gräfin 297.
Aldertus, Bischof 234.
Alexander I., Zar 863.
‚Alexis und Dora' 134, 314, 457 (Christiane), 462, 556, **562—563**, 779.
Alkman 775.
‚Alle Gestalten sind ähnlich' 718.
‚Allerdings' 771.
‚Alles geben die Götter' 347.
‚Alles kündigt dich an —' 749.
Allgemeine Literaturzeitung 303, 633.
‚Als Knabe herschlassen —' 30.
‚Als nach verkannt —' 563.
‚Also das wäre Verbrechen —' 581.
‚Amadis, Der neue' 216.
‚Amerika, du hast es besser —' 843.
‚Amine' 53.
‚Amor als Landschaftsmaler' 412.
Ampère 384, 390, 476 (Tasso).
‚Amyntas' 462, 563, 721, 762, 790.
Anakreon und Anakreontiker 51, 77, 106, 110, 119, 155, 156, 212, 216, 314, 559.
‚Anatomie, Vergleichende' 718.
‚An Belinden' 248.
‚An dem Meere ging ich —' 454.
‚An dem reinsten Frühlingsmorgen —' 565.
‚An den Mond' (Füllest wieder —) 341, 347—348, 356, 405 (Stein), 760, 761, 767.
‚An den Mond' (Leipziger Liederbuch) 53.
‚An den Schlaf' 51.
‚An die Entfernte' 357.
‚An die Erwählte' 565.
‚An die Türen will ich schleichen —' 565.
‚Angedenken du verklungner Freude' 253.
‚An Lida' 357, 761.
‚An meine Mutter' (Gedicht) 50.
‚Anmerkungen zu Rameaus Neffen' 598.
‚Anmutig Tal —' 268.
Anna Amalia von Weimar 17, 19, 22—23, 65, 66, 91, 171, 263, 264, 266, 267, 270, 276, 277—279, 283, 285, 315 (Stein), 317, 349, 365, 370, 400, 445, 460, 504, 701, 878.
Annalen 353, 388, 486, 497 (Christiane), 498, 509 (Reineke Fuchs), 510, 517, 518 (Theater), 525, 531 (Schiller), 536, 560, 566—567 (Wilhelm Meister), 572, 579, 600 (Natürliche Tochter), 611, 627, 632 (Carona), 641 (Gleim), 642, 643, 647 (Pandora), 655 (Wahlverwandtschaften), 658, 660 (Kleist), 668, 674, 708, 713, 744 (Diwan), 831, 832, 837, 853, 860, 882, 901.
‚Antiker Form sich nähernd' 361.
‚Antik und Modern' 595, 914.
‚Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel' 358.
‚An Werther' 839.
Anzengruber 374, 712.
Ariost 393, 478—479, 773.
‚Aristeia der Mutter' 708.
Aristophanes 278, 364, 597.
Aristoteles 139.
Arndt, E. M. 672, 685.
Arnim, Achim von 518, 577, 618, 619, 630, 642, 668, 710.
Arnim, Bettina von (s. Brentano).
Arnold, G. 62, 113.
Arnold, G. D. 853.
Auerbach, B. 577.
‚Aufgeregten, Die' 106 (Friederike), 385, 501, 503, 505, 508, 516, 783.
‚Auf Miedings Tod' 263, 278, 283—284, 295, 346, 357, 632.
‚Auf Schillers Schädel' 841, 846.
‚Aus einem Stammbuch' 321.
‚Aus Goethes Brieftasche' 223.
‚Aussöhnung' 839.
‚Aus wie vielen Elementen —' 745.

B.

Baco, Roger 234.
‚Bahrdt, Prolog zu den neuesten Offenbarungen usw.' 167, 170—171, 226.
‚Bald ist es Ernst —' 353.
Balladen (Goethes) 314, 337, 359, 494, **560—562**, 627, 749, 757.
Ballade vom untreuen Knaben 101.

Ballode vom vertriebenen Grafen 502, 694, 750, 761.
Bandello 575, 668.
Bartels 296.
Barthélemy 567.
Basedow 159, 211, 762.
Batsch 530.
Baudissin, Graf Wolf 666.
Baumgarten 910.
Bayle 29, 73, 728.
Beaulieu 319.
Beaumarchais 217—220, 507, 600, 625, 774.
‚Becher, Der' 326, 356.
Bechstein 818.
Bechtolsheim 337.
Becker, Christiane 521, 563, 628.
‚Bedecke deinen Himmel, Zeus —' 358.
‚Bedenklichstes' 440—441.
‚Bedeutendes Fördernis'(Aufsatz) 700, 724, 789.
Beethoven 3, 361, 410, 420, 662, 670—671, 695, 737, 897.
‚Befreiter Prometheus' 163, 608.
Begas (Maler) 907.
‚Behromgur' (Diwan) 743.
Behrisch 34, 38, 45, 47, 48, 58, 64, 106.
‚Beiname' 745.
Beireis 640—641.
‚Beitrag zum Andenken Byrons' 901.
‚Belagerung von Mainz' 709, 836.
Bellomo 352, 414.
‚Belsazar' 33, 58, 569.
Berendis 624.
Bergmann (Schwede) 656.
Bergmann (Student) 40, 886.
‚Bergschloß, Das' 763.
Bernays 199.
‚Bernhard, Leben des Herzogs' 388.
Bernini 593.
Bernstorff (siehe Stolberg, Auguste).
Bertuch 240, 266, 280, 499.
Besser 23, 757.
‚Besuch, Der' 454.
‚Betrachtungen über krankhaftes Elfenbein' 625.
Bettina (s. Brentano)
Beulwitz 299.
‚Bilde, Künstler —' 779.
‚Biographie' (Aufsatz) 3.
‚Biographische Einzelheiten' 105, 440—441, 708.
Birken, S. von 757.
Bismarck 60, 112, 214, 272, 313, 624, 681, 705, 854, 861, 864, 876, 879, 892, 915, 917, 919.
‚Bleibe nicht —' 843.
Blücher 675.
‚Blümlein Wunderschön' 561.
Blum 225.
Blumenbach 630.
‚Blumengruß' 749.
Blumenthal 857.
Borcarrio 25, 369, 512, 575.
Bode, J. Ch. 280.
Bode, W. 324, 491—492.
Bodenstedt 748, 812.
Bodmer 37, 77, 122, 350, 365.
Böhme, Professor und Frau 36, 48.
Boerhaoe 73.
Börne 603, 848, 910—911.
Böttiger 523, 595.
Boie 146, 151, 158, 240, 245 (Faust), 280.
Boileau 139.
Boisserée 359, 613, 655, 667, 668, 674, 677, 712, 732, 739, 740, 830, 835, 894, 902, 916.
Bolongaro 393.
Borck 78.
Born 132.
‚Botanik, Zur' 882.
‚Botanisches Studium' 714, 724.
Bourget 575.
Boy-Ed 492.
‚Bräutigam, Der' 749.
Brahms 671.
Bramante 69.
Bronzoni 288, 308, 350.
‚Brautnacht, Die' 53.
‚Braut von Korinth' 448, 560, 561—562, 627, 759, 762, 770, 772, 792, 794, 874.
Breitinger 37.
Breitkopf 38, 40, 44, 51, 63, 173, 197.
Bremer Beiträger 125.
Brentano-Arnim, Bettina 9, 23, 30, 133, 451 (Christiane), 460, 619, 658, 659, 663, 702 (Dichtung und Wahrheit), 708, 751, 877, 904.
Brentano, Clemens 618, 619, 710, 737.
Brentano, Maximiliane, siehe Maximiliane.
‚Brief des Pastors' usw. 158, 227, 729, 853.
‚Briefe aus der Schweiz' 228, 370.
‚Brief eines Freundes' (Dichtung und Wahrheit) 705.
Briefwechsel mit Schiller 542, 753, 848, 901, 903, 911.
Brion, Friederike 4, 5, 56, 72 (Lenz), 75—76, 91—110, 115, 132, 150 (Götz), 179, 183, 184, 201, 219 (Clavigo), 222, 230—231 (Faust), 240, 253, 320, 330, 350, 424, 432, 444, 705—707, 708, 763, 810 (Faust), 839, 883.
Brockes 203, 757—758, 764.
‚Bruchstück eines Romans' 111.
Brühl, Graf 836.
Brühl, Gräfin von 324.
Brumoy 424.
Bruno, Giordano 214, 728.
‚Buch Annette' 45, 50.
Bürger 119, 146 (Götz), 151, 157, 226, 247, 338, 558, 566, 750, 885, 891.
‚Bürgergeneral, Der' 385, 501, 505, 508, 679, 922.
Buff, Charlotte 5, 48, 91, 178—184, 186, 190, 193, 198, 201, 225, 250, 307, 320, 401, 678 (in Weimar), 810 (Gretchen), 890.
‚Bundeslied' (In allen guten Stunden) 216.
Buonarotti 73.
Burdach 775.
Burns 904.
Burg, Fritz (Maler) 401.
Burg, L. von 31.
Byron 639, 662, 676, 678, 791, 820 (Faust), 824—825, 833, 836, 847, 887, 901 bis 903, 904, 917, 918.
‚Byrons Don Juan' (Aufsatz) 903.
Byrons Don Juan (Übersetzung) 902.
Byrons Manfred (Übersetzung) 902.

C.

‚Cäsar' 110, 161, 387.
Cagliostro 398—399, 505 bis 506, 891.
Calderon 234, 344, 598, 652, 665, 887.
‚Compagne in Frankreich' 209, 499—500, 501, 509, 693, 709, 728, 836.
Compe 555, 556, 726, 788, 857—860.

Camper 373.
Canitz 28, 757.
Carducci 864.
Carinie 864, 887, 904—905.
Carpzow 73.
Catull 412.
Cellini 448, 548, 625, 627, 702, 703, 712, 841, 847, 875.
Cervantes 571, 782, 854.
Chambeelain 384—385.
Chamisso 818.
‚Charade' 751.
Chateaubriand 193.
Chatteeton 32.
Chaucer 374.
‚Chinese in Rom, Der' 564, 627.
‚Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten' 749.
‚Christei' 216.
Christen, A. 209.
‚Christlich Meynende, Der' (Faust) 798.
Chuquet 589, 709.
Cicero 36.
‚Claudine von Villa Bella' 173, 255, 366, 367, 401, 412, 422, 507, 671.
Claudius 119, 226, 555, 558, 764.
‚Claoigo' 89, 101, 103 (Friederike), 128, 129, 217—220, 231, 257, 287, 513, 515, 700.
‚Clementinische Rekognitionen' 233.
Clodius 36, 40, 171.
Cohn, A. 199.
Coleridge 887.
Collin 271.
Comenius 27.
Concerto dramatico 169.
Constant, B. 193.
Constantin, Herzog von Weimar 277.
Constantin, Prinz von Weimar 267, 277, 280, 378, 433, 883.
Corneille 27, 31, 48, 118, 200, 592, 864, 921.
Cornelius, P. 596, 668.
Corpus juris 73.
Cotta 551, 627, 645, 646, 664, 677, 711, 796, 866.
Cramer, J. A. 32.
Cranach, Lucas 11.
Creuz 28.
‚Cupido, loser, eigensinniger Knabe —' 412.
Curtius, E. 864.
Cuviee 716, 909.

D.

Dacheröden, K. von 319.
‚Da droben auf jenem Berge —' 565.
‚Da du nun —' 739.
‚Dämm'rung senkte sich von oben' 749.
‚Dämon' 752.
Daiberg, H. von 283, 397.
Daiberg, K. Th. von 283, 536, 662.
d'Alembert 125.
‚Da loben sie den Faust' 700.
Dannecker 627, 835.
Dante 374, 400, 783, 803.
Daponte 366.
Darmstädter Kreis 135—137.
Darwin 497, 718, 720, 721, 864.
‚Das ist Italien, das ich verließ —' 498.
‚Das ist mein Leib —' 34.
‚Da sind sie nun —' 63.
‚Das mußt du —' 753.
‚Daß Suleika von Jussuph entzückt war —' 758.
Daudet 163.
‚Dauer im Wechsel' 565.
Daoid d'Angers (Bildhauer) 908.
Defoe 567.
Deinhardstein 360.
‚De legislatoribus' 113.
Deilile 605.
‚Dem Schnee, dem Regen —' 356, 766, 767, 771.
‚Dem Schützen, doch dem alten nicht —' 358.
‚Den Dichter könnt ihr mir nicht nehmen —' 884.
‚Den 31. Oktober 1817' 834.
‚Den Einzigen, Lida —' 357.
‚Denkmale' (Aufsatz) 712.
‚Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken —' 321, 330.
‚Der Anfang ist —' 777.
‚Der du mit deinem Mohne —' 51.
‚Der du von dem Himmel bist —' 764, 766, 768, 770, 774.
‚Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte —' 359, 383, 721.
‚Der Strauß, den ich gepflücket' 749.
‚Der Teufel hol' —' 892.
‚Der Vorhang schwebet hin und her —' 565.
‚Der wahre Genuß' 51.
‚Des Mädchens Heid' 761.
‚Des Menschen Seele gleicht dem Wasser —' 350.
Dessau, Fürst Franz von 283.
‚Deutsche Literatur' (Aufsatz) 852.
‚Deutsche Sprache' (Aufsatz) 849, 857.
‚Deutscher Parnaß' 130, 564, 895.
‚Dichter gleichen Bären —' 786.
Dichtung und Wahrheit 5, 7, 10, 11, 13, 15, 17, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 34, 35, 37, 38, 41, 43, 45, 53, 55, 69, 72 (Lenz), 76, 80, 81, 82—85, 86, 87, 89, 91—96 (Friederike), 100, 101—103, 113, 116, 122, 126, 129 (Sturm und Drang), 133, 134—136, 138 (Shakespeare), 140 (Götz), 144 (Götz), 148 (Götz), 156, 161, 162, 163, 164, 165, 168 (Leuchsenring), 175, 176 (Kammergericht), 179 und 183 (Lotte Buff), 184 (S. Laroche), 185 (Maximiliane), 186—187 (Werther), 189, 195, 209, 211, 212, 215, 217, 218, 224 (Frankfurter Gelehrte Anzeigen), 230, 237, 239 (Faust), 247—251 (Lili), 253 (Knebel), 254, 257, 314 (Stein), 413, 415—417 (Egmont), 540, 665 und 668 (erster Plan), 660, 672, 685, 702 bis 708, 731, 782, 810 (Gretchen), 819, 836, 861, 866, 876, 886, 887, 890.
Diderot 88, 223, 541, 625, 634.
‚Dido' 297—298, 403.
‚Die Jagd' 590.
‚Dies wird die letzte Trän' nicht sein —' 64.
‚Diese Worte —' 774.
‚Dieses ist das Bild der Welt —' 33.
Dietmar 308.
‚Dilettantismus' (Aufsatz) 622.
Dilthey 778.
‚Diner zu Coblenz' 159, 895.
Diwan s. Westöstlicher Diwan
Dodd 42.

Danatello 409.
‚Dannerstag nach Belvedere—‘ 749.
‚Dreihundert Jahre hat ſich ſchon —‘ 834.
‚Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe‘ 68, 223.
Draillinger 28.
Draſte-Hülshaff 773.
Dſchami 738, 744.
Düntzer 150, 292, 293 (Stein), 296, 298, 300, 302, 303, 305—306, 311, 317—318, 332—333, 384, 443, 460, 491, 492, 676.
Dürer 712.
Dürkheim 250.
‚Du biſt König —‘ 564.
‚Du haſt Unſterblichkeit im Sinn‘ 732.
Dumont 683.
‚Du verklageſt das Weib —‘ 361.
‚Du verſuchſt, o Sonne, vergebens —‘ 677.
Dyk (Buchhändler) 520.

E.

Eberwein 665.
‚Eckart, Der getreue‘ 750, 762.
Eckermann 320, 371, 414, 525 (Fauſt), 547, 630, 688, 701, 802, 822 (Fauſt), 837, 838, 841, 854, 867—868, 872, 890, 908, 913, 923.
Edda 665.
‚Edelknabe und Müllerin‘ 561, 628.
‚Edel ſei der Menſch —‘ 278, 359, 764.
Eglaffſtein, H. von 285, 287, 319.
Eglaffſtein, J. von 829.
‚Egmont‘ 15, 128, 143, 150, 229, 243, 257—259, 295, 311, 312 (Stein), 313 und 314 (Stein), 349, 351, 353, 361, 384—385, 389, 397, 399, 400, 412, 413—422, 442, 449, 470, 487, 493 (Stein), 513, 515—517, 537, 547 (Schiller), 569, 591, 603, 609—610, 656, 670, 671, 679, 693, 705, 715, 756, 776, 782—783 (Sprache), 828, 857, 911.
‚Ehre, Deutſcher —‘ 337.
Eichendorff 90, 577, 773.
Eichſtädt 633.
‚Eigentum‘ 774.
‚Ein Anderes‘ 467.
Einer Einzigen angehören —‘ 321.
‚Einfache Nachahmung der Natur‘ uſw. (Aufſatz) 524.
‚Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern —‘ 903.
‚Ein jeder kehre vor ſeiner Tür —‘ 679.
‚Ein Jüngling muß —‘ 35.
‚Einlaß‘ (Diwan) 747.
‚Ein Reicher, dem gemeinen Weſen zur Nachricht —‘ 314, 754.
‚Ein reiner Reim wird wahl begehrt —‘ 773.
Einſiedel 282, 285, 443.
‚Einwirkung der neuern Philoſophie‘ 724, 726, 728.
Elegien 484, 494, 548.
‚Elemente‘ 745.
Elgin 398.
‚Elpenor‘ 369, 389, 595, 646.
‚Elyſium‘ 147.
Emerſon 377, 786, 883, 920.
Engel, E. 752.
Engel, J. J. 122.
Engelbach 71.
Engliſche Komödianten 236.
‚Entſagenden, Die‘ 842.
Ephemeriden 73—74, 79, 89, 110, 161, 239.
Epilog zum Eſſex 673, 694.
Epilog zur Glocke 542, 766, 773, 879.
‚Epimenides‘ 385, 522, 599, 610, 620, 635—636, 641, 674, 683, 689—692, 756, 763, 921.
‚Epiphaniasfeſt‘ 368.
‚Epiſtel‘ 550, 564.
‚Epoche‘ 751.
Erasmus 28.
‚Erdenrat —‘ 175.
‚Ergo bibamus‘ 668, 749.
‚Erinnerung‘ 331.
‚Erklärung und Bitte‘ 899.
‚Erlkönig‘ 173, 264, 285, 341, 360, 562, 759, 762, 774.
Erneſti 36.
‚Erſchaffen und Beleben‘ 745.
‚Erſte Bekanntſchaft mit Schiller‘ (Aufſatz) 532—534, 708.
‚Erſter Verluſt‘ 368.
‚Erwählter Fels‘ 342, 361.
‚Erwin und Elmire‘ 174—175, 248 (Lili), 366, 401, 412.
Erwin von Steinbach 69, 110, 112, 138, 223, 712.
Erzählungen deutſcher Ausgewanderten 511—512.
Eſchenburg 166, 555.
‚Es iſt ein Schnee gefallen —‘ 749.
‚Es rauſchet das Waſſer —‘ 173, 368.
‚Es ſchlug mein Herz —‘ 767.
‚Es war ein Buhle —‘ 101, 174.
‚Es war ein fauler Schäfer‘ 368.
‚Es war ein Ritter —‘ 368.
‚Euch bedaur’ ich, ungiückſel’ge Sterne —‘ 357.
‚Euphroſyne‘ 448, 521, 563 bis 564, 628, 721.
Euripides 28, 171, 424 und 428, 432—433 (Iphigenie).
‚Ewiger Jude‘ 44, 164—165, 230, 387, 394, 773, 887, 917.
Eyck 712.

F.

Fahlmer, J. 25, 133, 147, 156, 192, 212, 222, 251, 289, 333, 334, 338, 339, 347.
‚Falconet, Nach und über‘ 223, 814.
Falk 686, 895.
‚Falke, Der‘ 295, 369.
Falke, Guſtav 773.
‚Fallſtaff‘ (Bruchſtück) 524.
Farbenlehre 135, 466, 496, 501, 625, 628, 642, 646, 658, 665 bis 667, 678 (Schopenhauer), 721, 722—724, 729, 893, 915.
Faſtnachtſpiele 164, 166—172, 243, 257, 362—365, 609, 695, 756, 853, 862.
Fauſt 4, 28 (Volksbuch), 31, 36, 37, 59, 61, 62 (Ketzerhiſtorie), 69, 71, 74, 76, 79 (H. L. Wagner), 85, 88, 97, 101 (Friederike), 104, 105, 111, 128, 136 (Merck), 140, 143, 153. 170, 173, 188, 197 (Leſſing), 214, 218, 223, 228—246 (Urfauſt), 250, 252—253, 257, 259, 314 (Stein), 337 (Klopſtock), 378, 381, 387, 400, 401, 403, 412, 413, 423, 424, 463, 472, 494, 513, 514, 515 bis 517, 525—527 (Bruchſtücke von 1790), 529,

549, 551 bis 552 (Schiller), 564, 566, 568, 570, 572, 579, 585, 592, 595, 597, 599, 604, 609—612 (Symbol), 620 (Romantik), 626, 627, 628, 629, 639, 641, 654, 656, 666, 668 (Cornelius), 671, 673 (Radziwill) 693, 694, 699, 705, 715, 722, 727, 729, 755, 756, 770, 773, 775, 777, 779—780, 781 (Vers), 782—783, 784 bis 828, 840, 842, 853 (Sprache), 854, 855, 857, 863, 872, 873, 881, 883, 890, 898, 899, 902 (Byron), 905, 906, 907, 908, 911, 912, 917, 921, 922—923.
Faustina 464.
‚Feiger Gedanken —‘ 173, 355, 367.
‚Felsweihegesang‘ 137.
Fénelon 567.
‚Ferneres über mein Verhältnis in bezug auf Schiller‘ 539, 708.
Fichte 265, 633, 685, 918.
Fielding 280, 567.
Firdusi 674.
‚Fischer, Der‘ 341, 354, 360, 734, 757, 762, 769, 771, 790.
‚Fischerin, Die‘ 173, 285, 360, 368, 606, 646.
Fischsland, K. (Herder) 124, 135, 137, 143, 168, 298 (Stein), 438, 454, 471, 492 (Stein), 609, 631, 697, 701, 879.
Flaubert 163.
Fleischer 34.
Fleming 28, 757.
Forster, G. 467, 815.
Fosrolo 193.
Foullée 921.
Fourier 843.
Francke, Professor 55.
François, L. von 431 (Iphigenie) 783.
Frankfurt 10.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 28, 52, 136, 147 (Götz), 172, 176, 195 (Werther), 223, 224—227, 388, 622, 710, 788.
Franz 2., Kaiser 642.
Fremdwörterei (siehe auch Sprache) 117, 199, 623.
Frenssen 585.
‚Freuden des jungen Werther‘ 314.
‚Freudig war vor vielen Jahren —‘ 713.
Freytag, Gustav 451 (Christiane).
Friederike s. Brion.
‚Friederike, Lieder an‘ 108.
Friedländer, Max 774.
Friedrich der Große 29, 87, 118, 125, 140, 147—148, 149, 177, 256, 267, 268, 274, 275, 278 (Über deutsche Literatur), 280, 348, 359, 370 (Über deutsche Literatur), 410, 595, 681, 693, 704, 874, 893 (Götz), 918.
Friedrich Wilhelm 3. 689.
Fritsch 261, 278—279, 282, 478—479.
Frommann, Alwine 868.
Frommann, F. 648, 654, 659, 830, 913.
‚Früh, wenn Tal, Gebirg‘ und Garten —‘ 908.
‚Frühzeitiger Frühling‘ 565.
Fulda, Rektor 559.
‚Fülleſt wieder Busch und Tal —‘ 347, 762.
‚Für ewig‘ 321, 330.
‚Für und wider zu dieser Stunde‘ 862.

G.

Gall 134, 640, 854.
Gallitzin 501, 893.
‚Ganymed‘ 68, 110, 261, 216, 593, 763, 770, 771.
Garrick 138.
Garve 122, 196, 560, 851.
‚Gedächtnisrede zu brüderlichem Andenken Wielands‘ 282.
‚Gefährliche Wette, Die‘ 841.
‚Gefunden‘ 444, 761.
Gegenschrift zu Friedrichs des Großen Schrift ‚Über die deutsche Literatur‘ 370.
‚Gegenwart‘ 749.
‚Geheimnisse, Die‘ 330, 359, 389, 611, 731, 889.
‚Gehl gehorche meinen Winken —‘ 467, 506.
Geibel 773.
Geiler von Kaisersberg 38.
‚Geistesgruß‘ 159, 174.
Gellert 28, 36, 37, 122.
Genast 518, 634, 661.
‚Generalbeichte‘ 565.
Gentz 661.
Geoffroy de St.-Hilaire 716, 901.
Gerhardt 119, 757.
Gerstenberg 61, 120.
Geroinus 29, 71.
‚Gesang der Geister über den Wassern‘ 312 (Stein), 314, 350, 358, 768.
Gesänge von Selma 111.
‚Geschichte meines botanischen Studiums‘ 714, 724.
‚Geschwister, Die‘ 101, 290 (Stein), 353—354, 361 bis 362, 389, 423, 513, 633.
Gesner, J. M. 29.
Geßner, S. 350, 367.
‚Getretner Quark —‘ 747.
‚Gewohnt, getan‘ 749.
‚Gingo biloba‘ 775.
‚Gleichnisse dürft ihr —‘ 854.
Gleim St. 119, 121, 129—130, 158, 213, 216, 280, 335, 558, 564 (Xenien), 588, 641, 764, 855.
Gluck 366, 382.
‚Glück der Entfernung‘ 63.
‚Glückliche Fahrt‘ 412, 769.
‚Glückliches Ereignis‘ 533.
Glückwunschgedichte 33.
Göchhausen, Luise von 18, 19, 229 und 242 (Urfaust), 246, 283, 335, 370 (Göschen), 464, 471, 526.
Göcking, G. 582.
Göckingk, Fr. von 119.
Görres 665.
Görtz, Graf 255, 336, 478.
Göschen 340, 352.
Goethe, Alma 868, 875.
Goethe, August 17, 20, 303, 304, 453, 458, 459, 464, 491, 501, 546, 601, 626, 627, 631, 640, 644, 646, 658, 662, 672, 819, 832 (Heirat), 234, 846, 866 bis 868, 872, 885, 890, 895, 909.
Goethe, Christiane 4, 5, 8, 21—22, 273, 277, 280, 296, 303, 304, 307, 314, 317 bis 318, 320, 321, 325—326, 328, 402, 437—464, 466, 468, 486, 488—489, 493 bis 494, 496, 497, 500, 501, 562 (Alexis und Dora), 563 (Pausias, Amyntas), 564, 619 (Bettina), 627, 634, 641, 643—646 (Trauung), 648, 651—652, 654, 663, 668 (Bettina), 676 bis

677 (Tad). 694, 708, 734, 737, 762, 875—866, 885, 888, 889, 896.
Goethe, Carneiia 13, **24—26**, 33, 41, 42, 48, 59, 72 (Lenz), 131, 133, 140, 189, 211, 212, 252, 347 (Tad), 350, 362, 509, 568, 855.
Goethe, Eliſabeth (Frau Rat) 9, 10, 12, **16—23**, 25, 30, 31, 59, 61, 62, 66, 90, 124, 133, 136 (Merck), 140, 148, 150, 156, 160, 273, 322, 323, 333, 347, 349 bis 350, 362, 370, 376, 389, 395, 403, 405, 445, 452, 462 (Chriſtiane). 499—500, 502, 546 (Schiller), 559 (Xenien), 580 (Wilhelm Meiſter), 588 (Hermann und Dorathea), 619, 625, 627, 629, 944, 662, 663 (Tod), 702, 708, 737, 792, 854 (Sprache), 877, 878, 879, 894.
Goethe, Friedrich Gearg 11.
Goethe, Hans 11.
Gaethe, Johann Chriſtian 11.
Gaethe, Johann Kaſpar 9, **12—16**, 24, 29, 37, 59, 77, 118, 123, 131, 134, 138, 141, 212, 247 (Lili), 340, 349—351, 376, 393, 895, 918.
Gaethe, Ottilie 459, 547, 832, 866, **867—868**, 878, 912.
Gaethe, Walther (Enkel) 834, 868—869.
Gaethe, Walfgang (Enkel) 835, 868—969, 912.
‚Götter, Helden und Wieland' 171—**172**, 254, 365.
‚Götter, wie fall ich euch danken!' 463.
‚Göttliche, Das' 359, 769.
Göttling 530, 824.
Göz, J. N. 51.
‚Göz oan Berlichingen' (Drama) 14, 46, 69, 70 (Lerſe), 72—73 (Lenz), 74, 78, 79, 81, 85, 97, 101, 104, 112, 120—121, 126, 128, 129, 130, 133, 134, **138—153**, 154, 157, 160, 171 (Wielanb), 176, 177, 181, 185, 188, 195, 196, 218, 219, 231, 239, 240, 245, 254, 257, 259, 338, 365, 370, 385, 386, 415—416, 420, 423, 448, 468, 487, 515—516, 517, 536, 562, 597, 609, 633, 656, 693, 694, 696, 715, 756, 779 bis 780, 782—783, 786, 806, 828, 911, 921.
Göz oan Berlichingen (Ritter) 141—142.
Gaeze 195, 208.
‚Goldſchmiedsgeſell, Der' 773.
Galdſmilh 84, 92, 93, 100, 175, 280, 567, 668.
Gancaurt 163.
Gatha, Prinz Auguſt aan 283.
Golter 177, 240, 883.
‚Gattes iſt der Orient' 747.
Gatlfried oan Straßburg 761.
Gattfried (Weitchranik) 27.
Gattſchall, R. 825.
Gatlſched 37, 39, 40, 78, 117, 122, 123, 237, 337, 388, 509 (Reineke), 759, 852.
‚Gott und Bajadere' 561 bis 562, 739, 759, 772.
‚Gatt und Weit' 724, 752, 754.
Grabbe 818.
Gräf 445.
‚Graf oan Carmagnola' (Manzani) 415, 474, 513.
‚Granit, Uber den' (Aufſatz) 724, 756.
‚Grenzen der Menſchheit' 358, 593, 650, 768, 769, 770.
Greichen, das Frankfurter 5, 31, 55, 810, 886.
Griechentum 3, **592—600**.
Gries 221.
Grillparzer 3, 374, 385, 830, 863, 864, 887, 897, 906.
Grimm, H. 97, 388, 547, 742 (Marianne Willemer), 851, 896,
Grimm, J. 620, 851, 918, 920—921.
Grimm, W. 620, 665, 853.
Grimmeishauſen 753.
‚Groß iſt bie Diana der Epheſer' 751.
Graßkaphta 4, 385, 399, 401, 412, 467, **505—507**, 658, 891, 921, 922.
Grallhus, Sara aan 196.
‚Grübeis Gedichte' (Aufſatz) 623.
Gryphius 33.
Guarini 25.
Günther, Chr. 72, 119, 758, 784.
Günther (Prediger) 644.
‚Guten Weiber, Die' 4, 441 bis 442, 655, 864, 878, 922.
Gutzkaw 577, 818, 911.

H.

‚Hab' oft —' 337.
Hackert 397—399, 658, 667 bis 668, 702, 212.
Händel 666.
Hafis 673, 744—745, 764, 793.
Hagebarn 28, 388, 757.
Hagen, Fr. oan der 668.
Hainbund 119, 126.
Haller 28, 143, 371, 715, 757. 764.
Hamann 78, 81—82, 87, 118, 121 (Göz), 170 (Sprache), 346, 528, 851, 852.
Hamerling 779.
Hammer, J. oon 673.
‚Hand in Hanb —' 565.
‚Hans Adam war ein Erdenklaß' 745.
‚Hans Sachſens poetiſche Sendung' 360.
‚Hanswurſts Hochzeit' 169, 190.
Hardenberg (Kanzler) 673.
Harsbörffer 757.
Hartmann oan Aue 668, 878.
‚Harzreiſe im Winter' 347 bis 348, 770.
Haſenkamp 208.
Haſtings, W. 443.
Hauff 774.
Haugwitz 252.
Hauptmann, G. 146.
‚Hausgenaſſen, Die ungleichen, 368.
Hawtharne 573.
Haybn 666.
Hebbel 10, 141, 297, 515, 559 (Xenien) 702, 755—756, 759, 764, 765, 773, 884.
Hebel, Peter 623, 668.
‚Hebels Aiemanniſche Gebichte' (Aufſatz) 623.
Hegel 589, (Fauſt) 801, 815.
Hehn 585.
‚Heidenröslein, Das' 108-109, 113, 282, 444.
Heine, H. 735, 763, 764, 765, 773, 774, 776. 818 (Fauſt), 831, 861 (Goethes Proſa), 879, 884, 898, 904, 910, 911, 917.
Heinrath 726, 788.
Heinſe 158, 194, 211, 487 bis 488, 500, 536, 596.

‚Helß mich nicht reden —‘ 565.
‚Heldenbuch‘ 668.
Helmholtz 373, 719—721, 723 (Farbenlehre), 864.
Helmont 62, 815.
Henckel von Donnersmark 832.
Hendel 36.
Hengstenberg 911.
Hennings 191, 198.
Herd 177.
Herder, J. G. 12, 41, 58, 72, 73, 77 (Homer), 78 (Shakespeare), 79—90, 106, 108, 110, 111, 112, 117, 118, 124, 128, 130, 135. 137, 138, 141, 243, 146 (Götz), 153, 159, 168, 169—170 (Salyros) 172, 176, 178, 181, 188, 200 (Werther), 224, 225, 239, 262, 266, 276, 280, 318 (Xenien), 334, 336, 337 (Klopstock), 338, 339, 340, 345—346, 352, 360, 368, 370, 373, 378, 413, 426—427, 453, 457, 464, 465, 486, 490, 499, 511 (Reineke Fuchs), 528 bis 529, 562 (Braut von Korinth), 573 (Wilhelm Meister), 579, 593, 609 bis 610, 627 (Jean Paul), 631, 633 (Tod), 644, 663, 696, 701, 716, 759, 788, 792, 810, 851, 852, 854, 877, 878, 882, 891, 894, 896, 922.
‚Herein, o du Guter —‘ 750.
Hermann, Gottfried 599.
‚Hermann und Dorothea‘ 30, 123, 246, 312, 314 (Stein), 435, 448, 462, 484, 494, 503, 511, 550, 559 (Xenien), 560, 571, 577, 581—589, 598, 610, 639, 656, 715, 717, 735, 756, 776, 780, 781, 782 (Gestalten), 783, 787, 879, 883, 921.
‚Hermann und Dorothea‘ (Elegie) 563, 581, 604, 626 bis 627.
Hermes, Th. 120, 555.
Herzlieb, Minna 619, 648 (Pandora), 651, 659, 655 (Wahlverwandtschaften), 745, 751, 760.
‚Herz, mein Herz —‘ 248.
Hesse, H. 773.
Hetzler 113.
Heyne 630.
Heyse, Paul 369, 463—464 (Goethe-Haus), 532, 712, 748, 773, 864, 865, 869 bis 870, 883.
‚Hier bildend nach der reinen —‘ 356.
‚Hier im Stillen dachte der Liebende —‘ 342.
Himburg 220.
Hinly 632.
Hippokrates 73.
Hirzel 199.
‚Hoch auf dem alten Turme steht —‘ 762.
‚Hochbeglückt in deiner Liebe —‘ 743.
‚Hochzeitslied‘ 561, 762.
Hölderlin 71, 594, 627, 892.
‚Höllenfahrt Jesu Christi‘ 32.
Hölty 119, 226.
Hoff 26.
Hoffmann, E. T. A. 620.
‚Hoffnung‘ 355.
‚Hoffnung beschwingt —‘ 321.
‚Hoftheater, Weimarisches‘ (Aufsatz) 624.
Hohenlohe, Fürst 643.
‚Hohes Lied‘ 27, 228.
Holbach 79.
‚Holde Lili, warst so lang —‘ 251.
Holtei 342.
Homer 27, 28, 30, 76, 87, 110, 112, 118, 140, 170, 201, 202, 209, 215, 374, 398, 409, 435, 559, 586, 590—572 (Achilleïs), 593, 594, 596, 597, 613, 620, 640 (Fr. A. Wolf), 782, 783, 787, 835, 836, 849, 857, 891.
Horn 31, 37, 44.
Howard 677.
Huber 602.
Hülsen 450.
Huseland 433, 499, 530, 632, 699, 830.
Hugo, Victor 601, 772, 864, 901.
Humboldt, A. von 318, 715, 717, 720, 906—907, 921.
Humboldt, W. von 151, 232, 265, 270, 318, 319, 355, 446 u. 450 (Christiane), 549, 564 (Hermann und Dorothea), 632, 673, 685, 715, 791, 799, 820, 900.
Huschke 676.
Hutten, Ph. von 234.

I.

Ibsen 428, 790.
‚Ich dacht‘, ich habe keinen Schmerz —‘ 839.
‚Ich denke dein —‘ 565, 768.
‚Ich ging im Walde —‘ 764.
‚Ich habe geliebet —‘ 777.
‚Ich hab‘ mein Sach‘ auf Nichts gestellt —‘ 749.
‚Ich hab‘s gesagt‘ 368.
‚Ich hielt mich stets von Meistern entfernt —‘ 793.
‚Ich weiß, daß mir nichts angehört —‘ 774.
‚Ich weiß nicht, was mir hier gefällt —‘ 260, 355.
Iffland 518—519, 521, 626, 639, 689.
‚Ifflandischer Theateralmanach‘ (Aufsatz) 710.
‚Ihrer sechzig hat die Stunde —‘ 844.
‚Ihr könnt mir immer ungescheut —‘ 917.
‚Ihr naht euch wieder —‘ 794.
‚Ihr verblühet, süße Rosen, 175.
‚Ilias im Auszuge‘ 836.
‚Ilmenau‘ 149, 268—269, 275, 310, 352, 685.
Ilten, Fräulein von 325, 337, 358.
‚Im Grenzenlosen sich zu finden —‘ 889.
Imhoff 443.
‚Im holden Tal —‘ 222.
Immermann 297.
‚Im Vaterlande —‘ 411.
‚Im Namen dessen, der sich selbst erschuf —‘ 752.
‚Insel Felsenburg‘ 28.
‚Ins Innre der Natur —‘ 771.
‚Iphigenie in Delphi‘ 27, 388, 394, 397, 412, 434.
‚Iphigenie in Tauris‘ 24, 26, 100, 243, 246, 258, 284 (Corona), 295, 311, 313, 314, 316 (Stein), 337 (Klopstock), 341, 345, 349, 351, 353—354, 361, 363, 369, 378, 383, 384—385, 387, 388, 389, 392, 394, 396, 397, 411, 412, 413, 422 bis 434, 442, 468, 470, 484, 487, 513, 515, 529, 536, 569, 591, 592, 594, 595, 597, 599 (Schiller), 610, 630, 671, 697, 698, 700, 715, 717, 756, 776, 781, 782—783 (Sprache), 836,

856, 857, 874, 887, 888, 906 (Feſtaufführung), 908, 921.
Iris 175.
‚Iſabel‘ 33.
‚Israel in der Wüſte‘ 625.
‚Iſt es möglich, Stern der Sterne! —‘ 739.
‚Italieniſche Reiſe‘ 394, 401 bis 402, 409, 412, 434 (Sprache), 435, 523, 674, 709, 836, 853, 858.

J (j).

Jacobi, Betty 184, 212.
Jacobi, Fritz 120, 124, 158, 194, 197 (Prometheus), 211—212, 218, 219, 222, 228, 250, 281, 282, 333, 352, 359, 377, 423, 434, 466 (Römiſche Elegien), 490, 500, 527, 579—580, 640, 668, 669, 723, 726 (Metaphyſik), 732, 735, 750, 787, 814, 893—894.
Jacobi, Georg 171, 174, 211—212, 216, 280.
Jacobowski 919.
‚Jägers Abendlied‘ 251.
‚Jagd, Die‘ 590, 847.
Jagemann, Karoline 277, 300, 521, 665, 676, 831.
‚Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern‘ 167 609, 871.
‚Januar, Februar, März —‘ 43.
Jean Paul 90, 315, 565, 627, 830, 894.
‚Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben —‘ 200.
Jenaiſche Allgemeine Literaturzeitung 633.
Jenſch 555, 621—622.
Jeruſalem, Abt 177.
Jeruſalem, W. 102, 177, 181, 190, 191—192, 196, 198, 200, 201.
‚Jery und Bätely‘ 173, 282, 366, 367.
Jodelle 593.
‚Johanna Sebus‘ 750.
‚Johannisfeuer ſei unverwehrt —‘ 566, 680.
John 674, 750.
Jonas 316.
Jonſon, Ben 628.
Joſeph der Zweite 127.
‚Joſeph und ſeine Brüder‘ 33, 927.
‚Jüngling, merke dir in Zeiten —‘ 851.
Junges Deutſchland 909—911.
Jung-Stilling 70, 211, 555, 886, 891.
Juſtinian 28.
Juvenal 73.

K.

‚Kaiſerchronik‘ 233.
Kalb, Charlotte von 124, 126, 286, 297, 319, 490, 832.
Kalb, J. A. von 282, 375.
Kalidaſa 467, 815.
Kanne 48, 344.
Kant 121, 540, 556, 727 bis 728, 778.
Karl Auguſt von Weimar 22, 23, 124, 129, 160, 214, 240, 251, 252, 253—257 (erſte Begegnung), 261, 264, 266, 267—275, 276—280, 282, 287 (Stein), 296, 300, 306, 317, 334, 337—353, 358, 367, 374 (Goethes Beſtallung), 381, 388, 389, 390, 395, 408, 410, 417, 433, 437, 438, 453, 460 (Chriſtiane), 466 (Venezianiſche Epigramme), 473 (Taſſo), 495, 498, 499, 518, 521, 525, 530, 537, 639, 643, 644—545, 660, 663, 665, 675, 682, 685, 686, 690, 698, 701, 703, 707, 740, 831—832, 833—834, 835, 864, 866, 871, 878, 894, 905, 906 (Jubelfeſt), 907, 908 (Tod).
Karl Eugen von Württemberg 127, 350.
Karl Friedrich von Weimar 352, 846, 871, 912.
‚Karneval, Das römiſche‘ 523 bis 524.
Karoline von Darmſtadt 276.
Karſch 100, 281, 423.
Karſten (Schauſpieler) 831.
Kauffmann, Angelika 397, 407, 419—420 (Egmont), 492.
Kaufmann, Chr. 126.
Kaulbach 93, 179, 202, 511.
Kayſer (Muſiker) 368, 401, 403, 505, 515.
‚Kehre nicht in dieſem Kreiſe —‘ 338.
‚Kein Weſen kann zu nichts zerfallen —‘ 732, 752.
Keller, G. 5, 294 (Stein), 309, 335, 374, 577, 705, 712, 759, 764, 773, 828 (Fauſt), 864, 891, 911, 919.
Kempner, Fr. 322.
‚Kenner und Enthuſiaſt‘ 165.
‚Kenner und Künſtler‘ 165.
‚Kennſt du das Land —‘ 361, 568, 573, 671, 739, 761, 767, 770, 777, 879.
‚Kennſt du die herrliche Wirkung —‘ 462.
Kerner, J. 880.
Keſtner 24, 132, 175, 176, 177—181, 190 (Jeruſalem), 191, 192, 193, 194, 195, 198, 201, 227, 254, 379, 382, 608, 630, 734, 886.
Kieſer 886.
Kilian Bruſtfleck 169.
Kirms 518.
‚Kleine Blumen, kleine Blätter‘ 107.
‚Klein iſt unter den Fürſten Germaniens —‘ 267, 275.
Kleiſt, E. von 125.
Kleiſt, H. von 3, 149, 282, 385, 515, 612, 631, 660 bis 662, 686, 689, 692, 777, 887, 897.
Klettenberg, Suſanne von 18, 61, 65, 74, 213.
Klingemann 805, 818.
Klinger, F. M. 18, 125—126, 128—130, 133, 174, 213, 245, 258, 345, 669, 818 (Fauſt).
Klopſtock 14, 16, 28, 32, 37, 61—62, 118, 121, 122, 123, 125, 133, 140, 147, 149, 155, 156, 157, 158, 163, 203, 208, 215, 240, 259, 276, 335, 336—337 (Weimar), 382, 466, 502, 558, 588, 602, 663, 716, 784 (Meſſias), 791, 851, 862, 889.
Klotz 558.
‚Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe —‘ 749.
Knebel 124, 160, 172, 197, 211, 213, 240, 200, 253 256, 261, 262, 264, 265, 270, 271, 277, 280, 286 (Stein), 293 (Fauſt), 298 (Stein), 299, 300, 304, 306, 312, 314, 317, 318, 334, 336, 344, 364, 373, 381, 425, 433, 490, 498, 530, 535, 628, 639, 644, 648, 657 (Wahlverwandtſchaften), 661, 676 (Chriſtiane), 677, 699, 701, 703, 705, 709, 891, 894.

Knebel, Frau von (Chriſtiane) 280, 300, 449 (Chriſtiane), 675.
Kniep 398—399.
König 28.
König, E. 447.
‚König in Thule‘ 89, 174, 215—216, 526, 561—562, 762, 782.
Körner, Chr. G. 44, 124, 328, 417, 460 (Chriſtiane), 486, 498, 530, 536, 543, 549 (Wilhelm Meiſter), 606, 626, 667, 669.
Körner, Th. 669, 672, 687, 692.
‚Kophtiſches Lied‘ 467, 506.
Kotzebue, Amalie 362.
Kotzebue, Auguſt 302, 316, 519 (Stein), 523, 555, 557, 574, 607, 619, 630—631, 683, 834—835, 879.
‚Kränken ein liebendes Herz —‘ 458.
Kräuter 674.
Krafft 340, 685, 891.
‚Krankhaftes Elfenbein‘ (Aufſatz) 625.
Kranz 283.
Krauß 283, 365, 499.
Kreſpel 31, 63.
Kretſchmann 61.
‚Kronos, An Schwager‘ 155, 593.
Kühn, S. van 310.
‚Künſtlers Abendlied‘ 155, 156, 165, 789.
‚Künſtlers Apotheoſe‘ 159, 166.
‚Künſtlers Erdewallen‘ 165, 167.
‚Künſtlers Fug und Recht‘ 467.
‚Künſtlers Morgenlied‘ 156, 165.
‚Künſtlers Vergötterung‘ 159, 165, 166.
‚Künſtler, wird's im Innern ſteif —‘ 865.
‚Kunſt, die Spröden zu fangen‘ 51.
‚Kunſt und Altertum‘ 321, 750, 836, 901.
Kurland, Herzogin von 663.
Kurz, Iſaide 773.

L.

‚Labores juveniles‘ 15.
Lang, Ritter von 830.
Lange, Frau 181.
‚Lange haben die Großen —‘ 467.
‚Lange ſucht' ich ein Weib mir —‘ 454.
‚Lange Tag' und Nächte —‘ 261.
‚Laokoon‘ (Aufſatz) 623.
Laroche, Maximiliane (Brentana) ſ. Maximiliane.
Laroche, S. 120, 184, 190, 192, 225, 254, 282, 311.
‚Laſſet Gelehrte —‘ 467, 506.
Laßberg, Chr. von 347, 761.
‚Laß mein Aug —‘ 63.
‚Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!‘ 914.
‚Laßt mir die jungen Leute nur —‘ 26.
‚Laune des Verliebten, Die‘ 53, 56, 57, 64, 314 (Stein).
Lauth 69.
Lavater 18, 128, 129, 146 (Götz), 158—159, 192, 193 (Werther), 206, 211, 228, 240, 251, 252, 253, 276, 280, 288, 309 (Stein), 319, 333, 338, 339, 346, 350, 367, 377, 380, 383, 426 (Iphigenie), 501, 506, 714, 731, 732, 735, 762, 785, 788, 855, 886, 897, 915.
‚Leben des Herzogs Bernhard‘ 388.
Lebrun 605.
‚Legende vom Hufeiſen‘ 563, 597, 862.
‚Lehre van den farbigen Schatten‘ 501.
‚Lehrgedicht, Über das‘ 850.
Leipziger Liederbuch 48, 51, 63.
Leiſewitz 174, 883.
Lenau 818.
Lengefeld, K. von 126, 319 (Stein), 497, 535—536.
Lenſing, E. 217.
Lenz 71–73, 76, 79, 104, 239 (Friederike), 126, 127, 128, 130, 146, 171, 253, 344—345, 469 (Taſſo), 258, 562 (Stein).
Lerſe 69—70, 115.
Leſſing 12, 14, 28, 35, 36, 37, 38, 41, 44, 51, 61, 62, 64, 69, 73, 78, 79, 80, 82, 83, 84, 88, 117, 118, 120, 121, 122, 123, 125 (Friedrich der Große), 127, 128, 129, 146, 147 (Götz), 151, 157, 161—162 (‚Prometheus‘), 162, 171—172 (‚Götter, Helden —‘), 194, 195—197 (Werther), 198, 201, 214, 221, 223, 225, 227, 228, 232—233 (Fauſt), 237, 238, 259, 271, 277, 280, 295, 311, 359, 426, 434, 447, 484, 515, 519, 525 (Fauſt), 555, 556, 558, 560, 592, 621, 623, 630, 663, 693, 711, 716, 719, 721, 785, 799, 851, 854, 897 (Luther).
Leuchſenring 137, 168, 184, 609.
Leveßaw, Ulrike van 48, 320, 751, 837—839, 890, 899.
Lewin, Rahel 109, 580, 875.
Lichtenberg 210, 851, 862.
‚Liebe will ich liebend loben —‘ 751.
‚Liebhaber in allen Geſtalten‘ 358.
‚Lieb Kind! Mein artig Herz!‘ 751.
‚Lied an Mignan‘ 355, 408.
Lieder an Friederike 108.
Ligne, Fürſt von 667.
‚Lila‘ 173, 366—367, 412.
Liliencron 773, 919.
Lili ſ. Schönemann
‚Lilis Park‘ 249.
Lillo 44, 57.
Limprecht 65.
Lingg, H. 773.
Linné 720, 727.
Lionardo da Vinci 403, 724, 833.
Liskow 117.
Liſzt 671.
‚Literariſcher Sansculottismus‘ (Aufſatz) 621, 852.
Livius 73.
‚Locken, haltet mich gefangen —‘ 740.
Loder 351, 371, 373, 527, 530, 632, 715, 717.
‚Löwenſtuhl, Der‘ 694, 750.
Lope 652.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 300, 643.
Lawth 81.
Lucanus 73.
Lucinde (Dichtung und Wahrheit) 76.
Luden 6, 673, 688, 699, 790, 814, 881.
Ludwig I., König von Bayern 848, 907, 908.
Ludwig Bonaparte 667.
Ludwig, Otto 645.

Ludwig, Profeſſar 38.
‚Lügner, Der‘ (van Carneille, Goethes Überſetzung) 48.
Luiſe aan Weimar 252, 257, 261, 263, 266, 267, **275** bis **277**, 298 (Stein), 302, 315, 317 (Chriſtiane), 346, 352, 366—367 (‚Lila‘), 370, 452, 460, 469, 471 (Taſſa), 527, 643, 644, 646, 657, 668, 676 (Chriſtiane), 701, 703, 894, 906, 908 (Tad).
‚Luſtigen aan Weimar, Die‘ 749.
‚Luſt und Qual‘ 749.
Luther 21, 27, 79, 193, 234, 239, 264, 609, 664, 734, 753, 780, 854, 897 (Leſſing).
Lyell 721
Lyrik (Allgemeines) **755—775**.
‚Lyriſches Volksbuch‘ (Aufſatz) 711.

M.

Maraulay 864.
Macpherſan 77, 901.
‚Mädchens Held‘ 216.
‚Mädchen van Oberkirch‘ 505, **508**, 516.
‚Märchen, Das‘ 512 611, 612, 922.
‚März‘ 749.
‚Märzſchnee‘ 759.
‚Mag jener dünkelhafte Mann —‘ 209.
Mahomet‘ (Drama) 161, **163** bis **164**, 230, 387, 448, 744, 917.
‚Mahamet‘ (aan Valtaire, Überſetzung) 607, 628.
‚Mahomets Geſang‘ 164, 770, 771, 772, 862.
‚Mailied, Das‘ 108, 671.
Malebranche 73.
‚Mann aan funfzig Jahren, Der‘ 655, 662, 851.
Manſa, G. B. 470.
Manſa, J. 555, 559.
Mantegna 409, 712, 789.
Manzani 415 636, 836, 847, 887, 919.
Mariage-Geſellſchaft 217, 700.
Maria Ludawika, Kaiſerin aan Öſterreich 667, 670, 675 (Tad), 694.
Maria Paulawna, Erbprinzeſſin 633, 647, 698, 913.
Marie Antainette 66, 506.
Marie Louiſe, Kaiſerin 328, 670.
Marie de Franre 835—836.
‚Marienbader Elegie‘ 484, 736, 767, **838—839**, 896.
Marienbarn 61.
Marlawe 230, **235—237**, 238 bis 240, 288, 820, 902.
Martial 552.
‚Maskenzüge‘ 138, 354, **368** bis **369**, 607, 609, 668, 694, 697, 785, 834.
Maskaw 117.
Matthiſſan 607.
‚Maximen und Reflexianen‘ 465, 604, 770, 786.
Maximiliane Larache-Brentana 5, 120, **184—185**, 186, 187, 191, 192, 201, 211, 250, 619, 658, 674.
Mayne 568, 620.
‚Meeresſtille‘ 412, 769.
‚Mehr als zwanzig Perſanen —‘ 512.
‚Mein Erbteil, wie herrlich —‘ 747, 917.
‚Meine Göttin‘ 358, 769, 770.
‚Meine Liebſte wallt‘ ich heut beſchleichen —‘ 454, 771.
‚Meine Ruh‘ iſt hin —‘ 765.
‚Mein Mädchen ward —‘ 216.
Meixner, Charitas 32.
Memling 712.
Menander 703.
Mendelsſahn, F. 836, 876, 905.
Mendelsſahn, M. 73, 122, 280, 614, 670, 671.
Menzel, Walfgang 910.
Merrier 223.
Merck 38, 82, 86, 120, 135 bis 137, 143—144, 150. 165, 168, 173, 176, 180 (Lotte Buff), 184—185, 193 u. 194 (Werther), 215, 219—220 (Claaiga), 224, 228, 240, 250, 252, 256, 269 (Karl Auguſt), 273, 276, 278, 282, 329, 333, 334, 338, 339, 340, 345, 347, 348, 349, 350, 370, 375, 380, 383, 499 (Tad), 525, 528, 617, 695, 810, 814 (Fauſt).
Merian 27.
Mérimée 887, 901.
‚Metamarphaſe der Pflanze‘ 393, 446 (Chriſtiane), 468, 496, 720, 721, 724, 850.
‚Meteare des literariſchen Himmels‘ (Aufſatz) 71.
Meteren 414.
Metternich 270, 673, 683, 833, 835, 911.
Meyer, C. F. 764, 773, 783, 864.
Meyer, Heinrich 302, 395, 465, 499, 623, 626, 628, 632, 654, 712, 741, 796, 887, 891, 894, 913.
Meyer, Niralaus 305, 445, 451, 459, 643.
Meyer aan Lindau 71.
Michelangela 400, 410, 666, 712, 821 (Fauſt), 825.
Mickiewicz 898.
‚Mignan‘ 355, 360—361.
Milder (Sängerin) 838.
Miller, J. M. 199.
‚Mit einem gemalten Band‘ 109.
‚Mit einem galdenen Halskettchen‘ 216.
‚Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben —‘ 751, 760.
‚Mit Mädeln —‘ 174.
‚Mitſchuldigen, Die‘ **54—57**, 64, 85, 197, 239, 507, 568.
‚Mit vollen Atemzügen —‘ 175.
‚Maallakats, Die‘ (arabiſche Labgeſänge) 744.
Mörike 577, 712, 773, 848 bis 849.
Möſer, J. 141, 148, 254, 370, 375, 849—850, 851.
Molière 28, 31, 60, 308, 374, 765, 791, 921.
Maltke 864.
Mommſen 864.
‚Manalag des Liebhabers‘ 165.
Mantagu, Lady 25.
Mantaigne 89.
Mantesquieu 73.
Maare, Th. 792.
Maars 31, 33, 37, 44.
‚Margenklagen‘ 454, 771.
Marhof 29, 78.
Mariz, H. Ph. 396, 497, 533, 541, 567, 702, 781, 891.
‚Marphalagie, Zur‘ 720.
Maſer, K. Fr. 23, 74, 81.
Masheim 73, 117.
Mazart 366, 368, 499, 772.
Müller, Adam 660.
Müller, Fr. (Kanzler) 280, 287 (Stein), 320, 371, 377, 406, 438, 572—573, 671, 854, 868, 872, 882, 895, 900, 901, 913.

Müller, Johannes (Naturforscher) 720.
Müller, Maler 76, 126, 130, 245 (Faust), 258, 692, 818 (Faust), 891.
Müller, Wilhelm 237.
Münch, A. S. 217, 250.
Muratori 470.
Musäus 266, 280, 895.
‚Musen zu Jena' (Aufsatz) 832.
Musenalmanach, Göttinger 119, 158, 159, 164 (Mahomets Gesang) 226.
Musenalmanach, Schillerscher 124, 448, 550, 555, 560.
‚Musen und Grazien in der Mark' 565.
Musset 309, 331, 374, 772, 921.
‚Mut' 355.
Mylius 220.
Myller 595, 659.

N.

‚Nachgefühl' 565.
‚Nacht, Die schöne' 53.
‚Nachtgedanken' 357.
‚Nachtgesang' 565.
‚Nähe' 357.
‚Nähe des Geliebten' 565.
‚Nalas' 836.
Napalean 162, 194 und 200 (Werther), 275, 277, 308, 318, 385, 508, 628, 633, 642, **663—664** (Begegnung mit Gaethe), 670, 671, 672 bis 673, 681, 685—686, 691, 708, 748, 766, 875, 876., 892, 918, 919.
‚Natur, Die' (Aufsatz) **371** bis **372**, 716, 721, 724, 729.
‚Natürliche Tochter, Die' 315, 448—449 (Christiane), 477, 505, 507, 516, 571, 596, **600—606**, 610, 628, 629, 631 (Herder), 632 (Aufführung), 654, 715, 751, 783, 890.
Naturwissenschaft 38, 74, 352, **370—373**, 397—398, 399, 449, 468, 496—497 (Christiane), 500, 501, 524, 530, 625, 627, 629, 632, 642, 659, 666, 669, 670, 674, 677, **713—726**, 831, 832 bis 833, 834, 887.
‚Nausikaa' 366, 388, 394, 398, 412, **434**, 592, 714, 726, 917.
‚Nehmt nur mein Leben hin —' 785.
‚Neudeutsche religias-patriatische Kunst' (Aufsatz) 613, 712.
‚Neue Liebe, neues Leben' 248.
‚Neue Lieder' 51.
‚Neue Melusine, Die' 104, 840, 841.
‚Neuer Pausias' 462, 563.
‚Neuestes von Plundersweilern' 148, 283, 365, 609, 697.
Neugriechische Volkslieder 847, 849.
Neumann (Becker), Christiane 521.
Newton 466, 723.
Nibelungenlied 596, 613, 620, 659, 665, 849 und 850 (Simrocks Übersetzung)
‚Nicht größern Vortell wüßt' ich zu nennen —' 888.
‚Nicht so vieles Federlesen —' 747.
‚Nicht zu weit' 841.
Nicolai 120, 172, 188, 203, 208—209 (Werther), 221 (Stella), 240, 269, 314, 555, 558 (Xenien), 613, 710.
Nicolovius 21, 897.
Niebuhr 669.
Niethammer 711.
Nietzsche 4, 441.
Nikolaus, Zar 698.
‚Nimmer will ich dich verlieren —' 740.
‚Noch ein Wort für junge Dichter' 850—851.
‚Noch ist es Tag —' 747, 846.
‚Noten und Abhandlungen zum Diwan' 746.
Noualis 264, 310, 577—579, 614, 616, 618.
‚Novelle, Die' 4, 590, 612, 620, **847—848**, 922.
‚Nur wenn das Herz erschlaffen' 528.
‚Nur wer die Sehnsucht kennt —' 350, 773.
‚Nußbraune Mädchen, Das' 668, 841.

O.

‚Oberons und Titaniens goldene Hochzeit' 627, 793, 806.
‚Obgleich kein Gruß —' 50.
‚Ob's unrecht ist —' 322.
Oden an Behrisch 50.
O'Donell, Gräfin 667, 707, 765.
‚O du loses —' 454.
Oehlenschläger 618, 642, 855.
Oeser 34, 38, 41, 43, 60, 64, 243, 352, 593.
‚Offene Tafel' 871.
‚Oftmals hab' ich geirrt —' 466.
‚O gib aam weichen Pfühle —' 565, 768.
‚Ohne Wein kann's uns auf Erden —' 253.
Opitz 757.
Orcagna 825.
Orleans, Prinzessin Elisabeth 17.
‚Orphische Urworte' 752.
Ossian 42, 77, 110, 111, 187, 201—202, 209, 780, 887, 901.
Overbeck 712.
Ovid 73, 85, 402, 471.
‚O, wie fühl' ich in Rom mich so froh!' 402.

P.

‚Paläophron und Neoterpe' 606.
Palladia 393, 409.
‚Pandora' 163, 387, 599, 608, 610, 620, **647—654**, 665, 682, 745, 756, 772, 853, 873, 890, 917, 921.
Papius 176.
‚Parabase' 752.
Paracelsus 234.
‚Parlo-Gedichte' 750, 874.
Passavant 252.
‚Pater Brey' **167—168**, 363, 365, 507, 549, 609.
‚Pausias, Der neue'
Percy 72, 81, 89, 110.
Petrarca 751, 780.
Peucer 673.
Pfitzer, N. 235, 797.
Pfitzer, Gustav 897.
Phidias 398, 712, 833.
‚Philosophische Studie' 727.
‚Philostrats Gemälde' 595, 914.
‚Pilgernde Törin, Die' 662, 831.
‚Pilgers Morgenlied' 137.
Pindar 153—155, 178, 599.
Platen 171, 587, 748, 779, 812, 818, 849, 855, 901, 904.
Platner 555.
Plato 178, 310, 864.

‚Plato als Mitgenoſſe‘ uſw. 625.
Pleſſing 609, 761, 891.
Plinius 563.
Pogwiſch, Ottilie von (ſiehe Goethe, Ottilie).
Pope 792.
Preisaufgaben zu Kunſtausſtellungen 596, 624.
Preller 868.
Prévoſt d'Exiles 567, 668.
‚Prologe und Theaterreden‘ 519.
‚Prolog zu Deinhardſteins Hans Sachs‘ 360.
‚Prolog zum Grafen Eſſex‘ 520, 766.
‚Prometheus‘ 110, 161—163 (Leſſing), 164, 197 (Leſſing), 387, 593, 648 (Pandora), 650, 917.
‚Prometheus, Befreiung des‘ 608.
‚Proömion‘ 752.
Properz 60, 73, 581.
‚Propyläen‘ 596, 623.
‚Proſerpina‘ **363**, 383, 595, 917.
Pückler 825.
‚Puppenſpiel, Neu eröffnetes‘ 167.
Puppentheater 29, 31, 79, 232, 237—238 (Fauſt), 568, 787, 816, 820.
Puſtkuchen 863, 910.

Q.

Quintilian 73, 74.

R.

Rabelais 159, 512.
Racine 31, 118, 200, 271, 593, 921.
Radziwill 673, 805.
Rambahr 555.
‚Rameaus Neffe‘ 625, 634, 847.
Ramler 73, 280, 555.
Ranke 860.
Raphael 272, 393, 400, 410, 712, 825.
‚Raſtloſe Liebe‘ 760, 761.
‚Rattenfänger, Der‘ 561.
Rauch 835, 904.
‚Rechenſchaft‘ 618.
Recke, Eliſe von der 450, 663, 676 (Chriſtiane).
Rede zum Shakeſpeares-Tag 77, 78, 87, 112, **138—139**, 151, 223, 371, 854.
‚Rede zur Stiftung des Ordens vom weißen Falken‘ 675.
‚Regeln für Schauſpieler‘ 520, 624.
Reichardt 366.
‚Reineke Fuchs‘ 30, 337, 360, 462, 501, 502, **509—511**, 529, 556, 587, 777.
Reinhard, Frau von 450.
Reinhard, Geſandter 447, 654, 658, 663, 699.
Reinhardt 555.
‚Reiſe der Söhne Megaprazons‘ 512.
‚Reiſe in die Schweiz‘ (Beſchreibung) 627, 709.
‚Reiſen am Rhein, Main und Neckar‘ 709.
‚Reliquien Schillers‘ 846.
Rembrandt 223, 315, 712.
Reni, G. 410.
‚Rettung‘ 216.
Reuß, Fürſt 643, 698.
‚Rezenſent‘ 166.
Richardſon 5, 25, 202.
Riechieſ 32.
Riemer 308, 424, 444 u. 452 (Chriſtiane), 591—592, 632, 669, 676, 701, 703, 797, 832, 857, **872**, 876.
Rieſe 31, 36, 39, 835.
Riggi, M. 401, **407—408**, 562, 565.
‚Ritter Kurts Brautfahrt‘ 561.
Ritter, Profeſſor 632.
Rabinſon 28, 567.
Rachlitz 733, 797.
‚Römiſche Elegien‘ 313 (Stein), 326, 330, 337, 402, 442, 443, 447, 449, 454, 462, **464—466**, 468, 528, 529, 548, 550, 580, 581, 585, 615, 699.
Rahmann 296.
Romantik und Romantiker 566, 579 (Wilhelm Meiſter), **613—620**, 652, 653, 806, 842, 895.
‚Romantiſche Poeſie, Die‘ (Maskenzug) 620, 194.
Romanzen 359.
‚Romeo und Julia‘ (Goethes Bearbeitung) 44, 517, 669, 692.
Roswitha 234.
Rouſſeau 5, 41, 60, 73, **77—78**, 88, 93, 113, 118, 126, 184, 201, 203, 327, 702, 877, 918.
Rouſſillon, H. von 137.
Rubinſtein 611.
Ruckſtuhl, K. 849, 857.
Rudorf, L. 280, 300.
Rückert 516, 748, 773, 812, 849, 877.
Runckel 32.
‚Ruth‘ 33.

S.

Sachs, Hans 61, 79, 156, 164, 169, 239, 243, 360, 563, 597, 751, 862, 864.
‚Sänger, Der‘ 355, **360**, 561, 568, 759.
‚Sag ich's euch, geliebte Bäume —‘ 341.
‚Sag mir, warum dich keine Zeitung erfreut? —‘ 881.
‚Sag nur, wie erträgſt du ſo behaglich —‘ 893.
‚Sage, wie lebſt du? —‘ 463.
Saint-Simon 843.
Sakuntala 467.
‚Salamans glühne Warte‘ 228.
Salzmann 34, 69, 86, 94, **96—98** (Briefe aus Sefenheim), 103, 105, 115, 132, 139, 150, 154, 176, 219, 253, 338, 886.
‚Sammler (Der) und die Seinigen‘ 624.
Sand (Student) 834.
‚Sankt Joſeph der zweite‘ 841.
Sardou 56.
‚Saß ich früh —‘ 412.
‚Satyros‘ 167, **169—170**, 363, 365, 507, 549, 609, 862.
Scarron 567.
Schack, 748.
Schadow 675.
‚Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor —‘ 98, 564.
‚Schäfers Klagelied‘ 565.
‚Schaff, das Tagwerk meiner Hände —‘ 355, 375.
Schardt 285, 319, 443.
Scharnhorſt 692.
‚Schatzgräber, Der‘ 561, 790.
Scheffel 712.
Schelhorn, Carnelia 11.
Schelling 265, 565, 611, 619, 628, 629, 633, 896.
Schenkendorf 672, 898.
Scherer 229, 241, 759, 778, 811 (Fauſt), 825, 862.
‚Scherz, Liſt und Rache‘ 368, 401, 515.
Schikaneder 366.
Schiller 3, 12, 20 (Frau Rat), 44, 52, 57, 71, 76

(Kindesmord), 83, 104, 112, 117, 123, 124, 127, 132, 142 (Räuber), 144 (Götz), 152, 173 (Räuber), 197 bis 198 (Werther), 203, 221, 224, 256, 262, 263, 265, 266, 267, 271, 272, 276, 281, 283, 286 (Stein), 293 bis 294 (Stein), 297 (Stein), 303, 310, 312, 315, 316, 317, 318, 320, 328 (Stein), 329, 337, 350, 369—370 (‚Elpenor'), 374, 381, 385, 386, 388, 388, 389, 414, 415, 417—421 (Egmont), 422, 429—430 (Iphigenie), 432, 433, 434, 437, 443, 444, 447, 448, 459—460 (Christiane), 464, 465—466 (Römische Elegien), 484 (Tasso), 486, 487—488, 496 (Bestallung), 497, 499, 501, 502 (Revalutian), 506—507, 511 (Reineke Fuchs), 512, 514—516, 517, 518, 519, 520, 525 (Faust), 527 bis 528, 529 (Stein), 530 bis 531, 532—636, 638—639, 654, 660, 662, 663, 672, 684, 686, 694, 701, 708, 710, 711, 715—716, 728, 734, 735, 753, 762, 767, 772, 778, 776, 777, 781, 788, 793—794 (Faust), 796, 801, 808 (Faust), 821 (Faust), 836, 840 (Wilhelm Meister), 841, 845, 847, 848—849 (Briefwechsel mit Goethe), 850, 860, 866, 867, 870, 873, 874, 875, 878, 879, 881, 884, 885, 887, 888, 891, 894, 896, 906, 907, 908, 913, 923.
Schiller, Charlotte 264, 267, 292, 293, 294, 296, 297, 298, 299 (Stein), 313, 316, 459 bis 460 (Christiane), 491, 546, 559, 645, 652.
‚Schillers Reliquien' (Gedicht) 905.
Schimmelmann 125, 450, 545, 560.
Schink, J. Fr. 792.
Schinkel 904.
Schlegel, D. 265, 313, 614, 618, 875.
Schlegel, E. 32, 78, 141.
Schlegel, Fr. 265, 318. 523, 577, 579, 614—619, 630, 633, 699, 733, 827, 875, 892, 919.
Schlegel, K. 265, 313, 614 bis 616.
Schlegel, W. 265, 271, 302, 318, 523 (Jan), 566, 588, 605, 614—619, 630, 653, 699, 771—772 (Braut von Korinth), 848.
Schleiermacher 614, 878.
Schlosser, Henriette 401.
Schlosser, J. G. 11, 24—25, 44, 131, 133, 134, 183, 184, 211, 212, 224, 252, 347, 362.
Schmettau 147, 296, 643.
Schmidt, Erich 229, 292 (Stein), 296 (Stein).
Schmidt aon Werneuchen 565.
Schmiedel 32.
Schnabel 28.
‚Schneidercourage' 668.
Schöll 320, 333, 863.
Schönborn 15, 18, 171, 192, 218, 230, 685.
Schönemann, Lili 5, 91, 150, 156, 175 (‚Erwin u. Elmire'), 184, 211, 214, 215, 222, 246—253, 257, 259, 273, 320, 350, 369, 419, 583, 659, 707.
Schönkopf, A. K. (Käthchen) 44—48, 53, 55, 58, 59, 60, 61, 63, 64, 102, 108, 307, 320, 344, 491, 705.
Schönkopf (Haus) 38, 44, 45, 48.
Schöpke 671.
Schopenhauer, Adele 300, 443,
Schopenhauer, Arthur 300, 645, 677—678, 723, 864.
Schopenhauer, Johanna 300, 450, 645, 659, 576 (Christiane), 859, 872, 886, 893.
Schröder, F. L. 519, 520, 693, 883.
Schröter, Corona 44, 283 bis 285, 283, 308, 316, 344, 351, 358, 360 (‚Die Fischerin'), 368, 433 (Iphigenie), 632 (Tod).
Schubart 127, 194.
Schubarth, A. E. 458, 800.
Schubert, Fr. 671, 774.
Schuchardt 873.
Schütz, St. 515.
Schultheß, Barbara 253, 350, 403, 567, 568.
Schultz 857.
Schumann, K. 671.
Schwabenspiegel 73.
Schwerdtgeburth (Maler) 912.
Scott, W. 149, 836, 887, 907.
Seckendorf (Weimar) 282, 334, 366, 478, 697.
Seckendorf (Wien) 647.
Seebeck 667.
‚Seefahrt' 261, 355, 862.
‚Seh ich den Pilgrim —' 441,
‚Sehnsucht' 565.
‚Seht den Felsenquell —' 768.
Seidel, Ph. 251, 283, 353, 371, 390.
‚Seid ihr verrückt —' 801.
Seidler, L. 648, 677.
‚Selbstbetrug' 565.
‚Selbstschilderung' (Aufsatz) 916.
‚Selige Sehnsucht' 745, 775.
‚Selma' 33.
‚Selma, Gesänge aon' 111.
Senancaur 193.
Senckenberg 141.
‚Sendschreiben an Merck' 165.
Seneca 73.
Seraffi 470.
Séalgné 17.
Shaftesbury 162, 776.
Shakespeare 14, 30, 42, 44, 56, 60, 72 (Lenz), 73, 78 (Herder), 81—82, 86—87, 110, 112, 127, 128—129 (Sturm und Drang), 138 bis 139, 147, 151, 152, 195, 201, 209, 218, 258, 288, 300, 308, 311, 321, 374, 384, 385, 410, 429, 480 (Othello), 515, 517, 519, 521, 556, 573, 576, 596, 597, 605, 613, 617 (Schlegel), 628, 669, 692—693, 710—711, 727, 777, 782, 791, 797, 793, 817 (Faust), 849 und 852 (Neubruck des Hamlet), 854 (Sprache), 887, 917, 918, 921, 925.
‚Shakespeare und kein Ende' (Aufsatz) 693, 710.
‚Sieh mich, Heiliger —' 175.
Sikkingen 234.
Simrock 850.
‚Singet nicht in Trauertönen' 565.
Singspiele 156, 173—175, 257, 354, 359, 366—368, 401, 412, 671, 715, 756, 776, 922.
Smollett 73, 280.
‚Sa hab' ich wirklich dich verloren —' 357.
‚Sokrates' 110, 161, 178, 387.
‚Sa laßt mich scheinen —' 565, 610.

‚Sonett, Das' 566.
‚Sonette' 751, 760, 780.
Sonnenfels 226.
Saphie, Großherzogin 869.
Saphokles 374, 596, 597, 666, 782, 864.
Saret 252, 320, 683, 723, 864, 872, 909.
‚Sarge' 338, 355.
‚Sorgios über die Fläche weg —' 355.
‚So sei doch höflich —' 700.
Spalding 117.
Spaun 910.
Spencer 864
Spener 62.
Spielhagen 577.
Spielmann 241.
Spies, J. 235, 820.
‚Spinnerin, Die' 561.
Spinoza 162, 164, 213, 214, 215 (Stein), 330, 619, 668, 727, 728.
Spontini 361.
‚Sprache' (Gedicht) 145.
Sprache und Stil 25, 117, 129, 145—146 (Fremdwörter), 199 (Werther), 378 (Amtsstil), 385, 698, 707 (Dichtung und Wahrheit), 709 (Italienische Reise), 845 (Wanderjahre), 847 (‚Novelle'), 849, 851—865, (Fremdwörter usw.).
‚Spröde, Die' 565.
Sprüche Goethes 747 (Diwan), 752—755.
Stadian 184.
Staël, Frau von 199 (Werther), 262, 272, 300, 306, 317, 318 (Stein), 573, 605 (Natürliche Tochter), 633 (Besuch in Weimar), 639, 700, 853, 920—921.
Stammbuchverse 33.
Stapfer 804.
Steffens 685.
Stein, Charlotte von 4, 5, 8, 94, 100 und 105 (Friederike), 124, 195, 210, 250, 251 (Lili), 253, 260, 261, 262, 264, 266, 273, 276, 283—284, 285—333, 335, 338, 339, 341—343, 347, 350, 351, 352—353 (Flucht nach Italien), 358, 360, 361—362 (‚Geschwister'), 269, 372 (‚Die Natur'), 376, 379, 380, 383, 386, 389—391 (Flucht nach Italien), 394, 396, 402, 403, 404—407 (Italien), 408, 414, 419—420 (Egmont), 423, 424, 428 (Iphigenie), 432, 439—442 (Bruch mit Goethe), 444—446 (Christiane), 447, 448—450 (Christiane), 453, 454, 456, 457—460, 462, 463, 465, 468, 470 bis 471 (Tasso), 473, 477, 485 (Tasso), 488—495 (Der Bruch), 497, 499, 519 (Kotzebue), 528, 546, 559 (Xenien), 562, 567, 569, 574, 629, 639, 641, 644 bis 646 (Christiane), 655, 657 (Wahlverwandtschaften), 695, 701, 703, 708, 732, 737, 759, 761, 862, 885, 886, 891—892, 906, 907 (Tod).
Stein, Ernst von 299.
Stein, Freiherr vom 283, 674, 685, 792, 919.
Stein, Fritz von 285, 297, 298 bis 299, 300, 306—307, 317, 327.
Stein, Josias von 283, 285 bis 286, 299, 327.
Stein, Karl von 299, 304, 439.
‚Stella' 101, 217, 220—222, 231, 251, 257, 314 (Stein), 362, 513, 515, 517.
Sterne, L. 61, 280, 880, 887, 894.
‚Stirbt der Fuchs —' 110.
Stöber 66.
Stock, D. 536.
Stock, J. M. 44.
Stockmann 910.
Stockum 32.
Stolberg, Auguste von 26, 155, 160, 209, 240, 246, 247 u. 250 (Lili), 307, 453, 514, 732, 837, 893.
Stolberg, Chr. von 135, 159 bis 160, 252, 253, 256, 344, 351.
Stolberg, Fritz von 124, 135, 159—160, 162, 293, 296, 241 (Faust), 252, 253, 256, 277, 286 (Stein), 293 (Stein), 525 (Faust), 555, 625 (Platen), 733, 893.
Storm, Th. 335, 336, 344, 351, 579, 588, 630, 731, 759, 764, 773, 864.
Stoll 647.
Strabo 414.
Streicher, A. 836.
Sturm und Drang 14, 71, 76 (Kindesmord), 119, 125 bis 130, 161, 171 (Wieland), 174, 199, 258, 344—345, 362, 704, 862.
Sturz 120.
Subermann 577
‚Suleika' 743, 746.
Sulzer 121, 225, 788.
Swedenborg 62, 824.
Swift 221.
Szymanowska 838—839.

T.

Tacitus 60, 73, 276.
Tagebücher Goethes 135, 137, 250, 253, 271, 296, 324, 342, 360, 379, 383, 389, 401, 420 (Beethoven), 425 (Iphigenie), 438, 442, 470 (Tasso), 499, 641, 646, 654 (Wahlverwandtschaften), 659, 663, 668, 669, 675—676 (Christiane), 678 (Frau Kestner), 696, 702, 708—709, 713, 720, 745, 761, 762, 819, 820, 831, 858, 876, 879, 895, 909, 912, 913.
‚Tagebuch, Das' 667, 751, 773.
‚Tage der Wonne —' 565.
‚Tag- und Jahreshefte' 837 (s. Annalen).
‚Talismane werd' ich in dem Buch zerstreun —' 744, 754.
Talma 664.
‚Tankred' 607, 629.
‚Tasso' 246, 258, 269, 276, 295 (Stein), 310, 311, 351, 353—354, 361, 373, 378, 383, 387, 388, 389, 397, 398, 400, 401, 402, 412, 413, 432, 435, 462, 468 bis 485, 513, 514, 515, 523, 526, 529 (Sprache), 569, 589, 599, 610, 658, 674, 700, 715, 717, 756, 782, 835, 837, 857, 890, 914, 921.
Tassos Befreites Jerusalem 25, 28, 393, 469.
Tegnér 887.
‚Teilen kann ich nicht das Leben —' 784.
‚Tell' (Goethes Plan) 590, 608, 628, 642.
Tennyson 864.
Terenz 642.
Textor, Johann Wolfgang 11, 14, 29, 113, 134.

Thackeray 331.
Theaterreden u. Prologe 519, 520, 694, 776.
‚Theater, Über das deutsche' (Aufsatz) 711.
Theokrit 155.
‚Theophrastus' Buch von den Farben' 629.
Theophrastus Paracelsus 62, 73
‚Thesen' 76, 113—115.
Thomas 361.
Thomasius 73, 123.
Thorane 14, 30.
Thorwaldsen 835.
‚Thronfolger Pharaos, Der' 48.
Tieck, Fr. 835.
Tieck, L., 171, 265, 513, 613 bis 614, 616, 620, 628, 661 (Kleist), 662, 818, 827, 850.
‚Tiecks dramaturgische Blätter' (Aufsatz) 661, 850.
Tiefurter Journal 278, 351, 357, 371, 879.
Tischbein 93, 395—396, 398, 402, 424 (Iphigenie), 891.
‚Tischlied' 566, 908.
Tizian 666.
Tobler 319, 346.
Törring 148.
Tolstoi 864.
‚Totentanz, Der' 750, 762.
Trapp 113.
Treitschke 125.
‚Trilogie der Leidenschaft' 838.
Trippel 400.
Trithemius 234.
‚Triumph der Empfindsamkeit' 363, 371.
‚Triumph der Tugend' 51.
‚Trocknet nicht, trocknet nicht—' 249, 768.
‚Trost in Tränen' 565.
Türkheim 251, 659.
‚Tugendspiegel, Der' 48.

U.

‚Über allen Gipfeln ist Ruh —' 352, 356, 764, 768, 770, 771, 774, 775, 912.
‚Über das deutsche Theater' 711.
‚Über den Granit' 724, 756.
‚Über die Parodie bei den Alten' (Aufsatz) 598.
‚Über die Wiese —' 48.
‚Über epische und dramatische Dichtung' (Aufsatz) 622.
‚Über Italien' 523.
‚Übermütig sieht's nicht aus —' 341.
‚Übers Niederträchtige —' 747.
‚Über Tal und Fluß getragen —' 407, 565.
Uhland 69, 108, 773, 774, 912.
Ulrich 655.
‚Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen —' 356.
‚Unbeständigkeit' 53.
‚Und frische Nahrung, neues Blut —' 253, 767.
‚Und ich geh meinen alten Gang' 342, 356.
Unger 570.
‚Ungleichen Hausgenossen, Die' 368
‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' 548.
‚Unterredung mit Napoleon' (Aufsatz) 663.
‚Untreue Knabe, Der' 101.
Urfaust 91, 154, 215, **229** bis **237**, **239—246**, 283, 313 (Stein), 517, 525, 527, 610, 641, 698, 726, 763, 793, 796, 798, 799, 804, 810 (Friederike), 811, 814, 815, 816, 819, 853, 856, 862.
Urmeister 8, 26, 29, 79, 346, 353, 370, 380, 441, **567** bis **570**, 760, 780, 853.
Uz 51, 121, 133, 225, 558.

V.

Vandyke 315.
‚Vanitas' 749.
Varnhagen 863.
‚Veilchen, Das' 175, 757, 770, 771—772.
Veit 712.
Venezianische Epigramme 15, 208 (Werther), 269, 337 (Klopstock), 441, 449 und 454 (Christiane), 408, 462, 466—467, 468, 498, 501, 528, 585, 615.
‚Verflucht sei —' 683.
Vergil 97.
‚Vermächtnis' 752, 841.
Verrocchio (Bildhauer) 409.
Verrocchio (Novellendichter) 565.
‚Versuch als Vermittler' usw. (Aufsatz) 524.
‚Versuch über die Gestalt der Tiere' 724.
‚Verteilet euch nach allen Regionen —' 565.
Vicq d'Azyr 725.
‚Viele Gäste wünscht' ich heut—' 871.
‚Viele Pfade bin ich geloffen —' 888.
‚Vielfach wirken die Pfeile des Amor —' 326.
‚Vier Jahreszeiten' 462, 564.
Vieweg 582.
Vigny, A. de 605.
Virchow 73, 719—720, 864.
Vischer 6, 211 (Werther), 229 u. 231 (Faust), 284 (Corona), 434 (Iphigenie), 549, 577 (Wilhelm Meister), 585 (Hermann und Dorothea), 586, 608, 612, 705 (Dichtung und Wahrheit), 781 (Faust), 801, 823 (Faust), 851 (Goethes Sprache), 863 bis 864 (Altersstil), 898 bis 899.
‚Vögel, Die' 364, 883.
Vogel (Arzt) 868, 898, 909, 913.
Voigt, Chr. H. (Minister) 214, 282—283, 675, 834.
Voigt, J. S. (Professor) 530.
Volkmann, J. J. 409.
Volksbücher 27, 28, 798.
Volkslieder 89—90, 218, 675, 847.
‚Volk und Knecht und Überwinder —' 747.
Volpato 407.
Voltaire 44, 51, 73, 82, 87, 88, 118, 124, 127, 163 (Mahomet), 170, 200, 271, 274, 519, 593, 607, 628, 830, 864, 918.
‚Vom Vater hab' ich —' 12.
‚Von dem Berge zu den Hügeln —' 749.
‚Von deutscher Baukunst' 67—69, 87, 176, 223, 598, 756, 857.
‚Von Osten nach Westen —' 428.
‚Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen —' 754.
‚Von wem ich es habe —' 360.
‚Vor die Augen meiner Lieben' 742.
‚Vor Gericht' 360.
‚Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter —' 510.
‚Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen' (Aufsatz) 849.

‚Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters' (1807) 647.
‚Vorträge über eine allgemeine Einleitung —' 718.
‚Voſſens Gedichte' (Aufſatz) 623.
Voß, J. H. (Sohn) 148, 452, 546, 587, 871, 876, 892.
Voß, J. H. (Vater) 14, 77, 121, 361, 510 (Reineke), 511, 550, 585—587, 589, 514, 619, 772, 781.
Vulpius, Chriſtian 280, 442.
Vulpius-Goethe, Chriſtiane ſ. Goethe, Chriſtiane

W.

Wackenroder 613, 618.
‚Wäre Gatt und Eine —' 677.
Wagner, H. L. 70—71, 76, 126, 127, 128, 130, 133, 172—173(‚Prometheus —'), 223, 239, 255, 258.
Wagner, Richard 469 und 475 (Taſſo), 671, 786.
‚Wahlverwandtſchaften, Die' 246, 448 (Chriſtiane), 544, 577, 597, 612—613, 619, 620, 648, 654—658, 665, 666, 699, 715, 756, 778, 780, 782—783, 791, 792, 840, 841, 864, 866, 879, 890.
‚Wahre Genuß, Der' 51.
‚Wahrheit ſuchen wir beide —' 539.
Waiblinger 831.
Walch 649.
Waldeck, Graf von 398, 400.
Waldner 337.
‚Wallenſteln, Schillers' (Aufſatz) 624.
‚Wallenſteins Lager' (Goethes Einſchiebſel) 694.
Walther von der Vogelweide 757, 767, 888.
Walz, J. 817.
‚Wandelnde Glocke, Die' 750, 762.
‚Wanderer, Der' 76, 110, 215, 410.
‚Wanderers Nachtlied' 289, 354, 356, 761, 765, 771.
‚Wanderers Sturmlied' 89, 112, 127, 155, 354, 593, 760, 769, 771.
‚Wanderer und Pächterin' 561.
‚Warum denn wie mit einem Beſen —' 909.
‚Warum gabſt du uns die tiefen Blicke —' 863.
‚Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich —' 248, 767, 768.
‚Was bedeutet die Bewegung —' 743.
‚Was bringt zu Ehren? —' 747, 893.
‚Was der Dichter dieſem Bande' 420.
‚Was die Großen Gutes taten —' 682.
‚Was heißt mit Zungen reden?' 228.
‚Was hör' ich draußen vor dem Tor —' 765.
‚Was ich mir gefallen laſſe?' 684.
‚Was iſt das Schwerſte —' 787.
‚Was mit mir das Schickſal gewollt? —' 852.
‚Was reich und arm' 145.
‚Was ſtand auf den Tafeln des Bundes?' 227.
‚Was wär ein Gatt —' 752.
‚Was wir bringen' 606—607.
‚Was wir dichten —' 815.
‚Was zieht mir das Herz ſo —' 565
Weber, Georg 11.
Weber, K. M. von 671.
Wedell 282, 716.
‚Weisſagungen des Bakis' 564, 611.
Weiße, Chr. F. 44, 122, 196, 221, 225.
‚Weite Welt und breites Leben' 829.
‚Weit und ſchön iſt die Welt' 498.
‚Welch ein himmliſcher Garten —' 342.
‚Welch ein Mädchen ich wünſche —' 454.
‚Welch ein Zuſtand —' 747.
‚Welcher Unſterblichen —' 358.
Welling 62.
‚Weltliteratur' (Gedicht) 901.
‚Weltſeele' 565.
‚Wenn der uralte —' 358, 768.
‚Wenn die Reben wieder blühen —' 565.
‚Wenn Kindesblick —' 9.
‚Wer Gott ahnet —' 736.
‚Wer iſt der Verräter?' 841.
‚Wer kauft Liebesgötter?' 565.
Werner, Z. 316. 317. 446, 618, 616, 659. 662, 733, 825, 836, 893.
‚Wer nicht von dreitauſend Jahren —' 900.
‚Wer nie ſein Brot mit Tränen aß —' 209, 360, 761, 765.
‚Wer reitet ſo ſpät —' 368.
‚Wer ſich der Einſamkeit ergibt —' 360.
‚Wer ſoll Braut ſein —' 368.
‚Werther, An' (Gedicht) 839.
Werthern, E. von 443.
Werthern, Frau von 283, 311.
Werthers Leiden 5, 46, 53, 67, 78, 102, 104, 105 (Friederike) 119, 120, 123, 130, 160, 179, 181, 184, 185 bis 211, 213, 216, 218, 228, 233, 240, 254, 255, 257, 259, 282, 288, 307, 323, 347, 363, 365, 370 (‚Briefe aus der Schweiz'), 371, 389, 407, 473, 474, 476, 487, 537, 557, 574, 576, 579, 604, 610, 696, 699, 715, 756, 778, 779, 780, 787, 804, 855, 862, 877, 880, 882, 905 (Carlyle), 911, 921.
‚Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt —' 730.
Weſtöſtlicher Diwan 125, 552, 672, 673, 674, 738—743, 744—748, 754, 775.
‚Wette, Die' 670, 694.
Weygand 193, 218.
Weyland 69, 92.
Widmann, G. R. 235, 798.
‚Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen —' 9, 730, 752.
‚Wie David königlich zur Harfe ſang —' 901.
‚Wiederfinden' 739
‚Wiederholte Spiegelungen' (Aufſatz) 103, 839.
‚Wie du mir oft, geliebtes Kind' 357.
‚Wie haſt du's denn ſo weit gebracht —' 727.
‚Wie herrlich leuchtet —' 108, 113, 767, 770, 772.
‚Wie im Morgenglanze —' 769.
‚Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt —' 565, 765.
Wieland 22, 23 (Frau Rat), 41 (Muſarion), 61, 77, 78

(Shakespeare), 118, 120, 136, 147, 171—172 (‚Götter, Helden —'), 213, 184 (S. Laroche), 219 (Claviga), 225, 233, 254, 256, 258, 264, 266. 271, 272—278, 280 bis 282, 305, 308 (Stein), 313, 330, 334, 335, 338. 339, 341—342 (Gartenhaus), 345 (Lenz), 360, 375, 382, 383, 465, 490, 499, 523, 525, 528, 535, 567, 574, 587, 593, 621, 628, 631 (Kleist), 655 (Die guten Weiber), 660—661 (Kleist), 664 (Napoleon), 672 (Tod), 694 (Götz), 716, 776, 779, 786, 851, 886, 889, 890, 894.

‚Wie mit innigem Behagen —' 743.

Wilhelm I., Deutscher Kaiser 272.

‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' 26, 29, 105 (Friederike), 124, 209, 214 (Spinoza), 246, 280, 287 (Stein), 311, 313 (Stein), 330, 337, 346, 353, 360—361 (Lieder), 380, 383, 387, 388, 396, 441, 490 (Stein), 492, 494, 539 (Herder), 549 und 551, 565 (Lieder), 566—581, 583, 588, 589, 606, 611—612, 615—616 (Romantiker), 626, 639, 667, 666, 695, 699, 715, 756, 780, 782, 790, 792 (Shakespeare), 823, 840, 842—844, 852, 854, 856.

‚Wilhelm Meisters Wanderjahre' 64, 104, 382, 566, 597, 604, 611, 612, 662, 667, 668, 670, 685, 749, 780, 836, 840—845, 849, 863, 905, 907, 908, 915.

Willemers 320, 670, 674, 708, 732, 736—747, 751, 835, 868, 873, 874, 890.

‚Willkommen und Abschied' 108.

‚Willst du dich als Dichter beweisen —' 788.

‚Willst du die Blüten des frühen' 467.

‚Willst du mich sogleich verlassen? —' 908.

Winckelmann 3, 12, 41, 67, 83, 86, 117, 397, 409, 592, 593—594, 597, 624, 712, 735, 851, 885.

‚Winckelmann und sein Jahrhundert' 624.

‚Winter und Timur' 748.

‚Wirkung in die Ferne' 750, 775.

Wit-Döring 879.

Witkowski 492.

‚Woher hat es der Autor? —' 754.

Wolf, Chr. 117.

Wolf, Fr. A. 590, 640, 667, 835, 895, 904.

Wolff, Eugen 292.

Wolff, Kaspar Fr. 725.

Wolff (Musiker) 283.

Wolfram von Eschenbach 595, 598, 761.

‚Wolkenbote, Der' 836.

Woltmann, K. L. von 589.

Wolzogen, K. v. 313, 450 (Christiane), 589, 638, 645, 900.

‚Wonne der Wehmut' 249, 671, 770.

Wood, R. 215.

‚Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten —' 754.

‚Wunderhorn, Des Knaben' (Aufsatz) 619, 642, 710.

X.

Xenien 120 (Stein), 9 (Lavater), 160 (Stolberg), 221, 317 (Stein), 466, 510 (Reineke Fuchs), 512, 528, 546, 548—549, 552—560, 564 (Gleim), 621—622, 626, 639, 793, 806.

Xenophon 178, 275.

Y.

Young 81, 87.

Z.

Zacharia 38.

‚Zahme Xenien' 662, 754, 788, 836.

‚Zauberflöte, zweiter Teil' 608, 681.

‚Zauberlehrling, Der' 560, 561, 759, 762, 794.

Zauper 657.

Zedlitz, J. von 914.

Zelter 132, 162, 189 (Werther), 232, 465, 516, 628, 632, 657, 665, 667, 674, 810 (Faust), 820, 836, 839, 861, 868, 879, 882, 890, 890, 893, 894, 899, 901, 905, 906, 907, 908, 911, 914.

Ziegesar 663.

Ziegler, L. von 137.

Zimmermann 130, 253, 287 bis 288, 290, 310 (Stein), 334, 339, 490.

Zimmernsche Chronik 234.

Zincgref 753.

Zola 790, 921.

‚Zu des Rheins gestreckten Hügeln —' 736.

‚Zuelgnung' (Da sind sie nun!) 63.

‚Zuelgnung' (Der Morgen kam) 383.

‚Zuelgnung' (Faust) 794, 813.

Zuelgnung zum Werther 352.

‚Zu lieblich ist's —' 565.

‚Zum brüderlichen Andenken Wielands' 672.

‚Zur Botanik' 720, 882.

‚Zur Morphologie' 720.

‚Zur Theorie der bildenden Künste' (Aufsatz) 524.

‚Zweiter römischer Aufenthalt' 408, 836.

‚Zwei Worte sind es —' 751.

‚Zwischen beiden Welten' 321, 331.

Zwischenkieferknochen 352, 372 497, 724.

‚Zwo wichtige Fragen' 227.

Von Eduard Engel sind ferner erschienen im Verlag von Georg Westermann in Braunschweig:

Deutsche Meisterprosa

Ein Lesebuch

Gesammelt aus den Werken von 173 hervorragenden Schriftstellern. Mit dem Bildnis Lessings und acht handschriftlichen Lesestücken. 3. Auflage. 11. bis 15. Tausend

Gebunden M. 12,—

Geschenkausgabe. Ein Hausbuch. Vornehme Ausstattung

M. 15,—

Vom preußischen Unterrichtsministerium für die ihm unterstellten Lehranstalten empfohlen. Das anerkannt beste deutsche Lesebuch. Nicht nur für die Schulen geeignet, sondern ein edles Hausbuch für jeden gebildeten Deutschen

„Schulblatt der Provinz Sachsen": Seiner „Deutschen Stilkunst", in der er unsere Prosaliteratur scharf unter die Lupe nimmt und den Deutschen zeigt, wie nicht geschrieben werden sollte, hat Engel ein Lesebuch zur Seite gegeben, das eine Auslese deutscher Musterstücke enthält. Nur Klassisches, Meisterliches nach Inhalt und Kunstform ist dargeboten. Ein prächtiges Werk für alle Lehrerbibliotheken.

1914—1919

Ein Kriegstagebuch

Mit Urkunden, Bildnissen und Karten. In 6 Leinenbänden gebunden

Bd. 1—5: je M. 25,—, Bd. 6: M. 32,—

„Deutsche Revue": Ein Werk, das unbedingt als eins der besten über den Krieg und als Geschichts- und Quellenwerk größten Stils zu bezeichnen ist.

Im Verlag von Hesse & Becker in Leipzig erschien:

Freudvoll und Leidvoll. Goethes Liebesgedichte

Die Weisheit Goethes. Eine Spruchsammlung

Im Verlag von G. Freytag in Leipzig und Wien erschien:

Geschichte der deutschen Literatur. 2 Bände

Geschichte der deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte

Deutsche Stilkunst

Standwerke der Literatur und Geschichte

Adolf Bartels

Geschichte der deutschen Literatur

9. und 10. Auflage in vornehmster Ausstattung
720 Seiten Großoktav mit 21 Dichterbildnissen

In Halbleinen gebunden M. 100,—

Der „Tag", Berlin, schreibt: Die „Geschichte der deutschen Literatur" von Adolf Bartels faßt von ihren Anfängen an bis zum „Expressionismus" und Weltkriege herab alles Wesentliche zusammen. Es ist ein Werk von erstaunlichem Sammelfleiß; wie konnte nur, fragt man sich, ein Einzelner diese Fülle, obendrein des Verschiedenartigsten, bewältigen? Und Bartels hat sie in der Tat bewältigt.

Dr. Albrecht Wirth

Weltgeschichte der Gegenwart

Vierte, umgearbeitete und bis zum Friedensschluß fortgeführte Auflage
Mit 25 Bildbeigaben. Auf holzfreiem Papier gedruckt
Vornehmer Halbleinenband mit 547 Seiten Text

M. 50,—

„Neues Leben", 6. Heft, 14. Jahrg.: Sein Buch ist eine wirkliche Weltgeschichte oder Erdgeschichte, im Gegensatze zu den meisten Büchern, die sich nur so nennen. Es zerfällt in drei Hauptteile: Vorherrschaft Deutschlands, Vorherrschaft Englands, Vorherrschaft der Kapitalisten. Höchst eindrucksvoll ist der Vergleich unseres Zeitalters mit der römischen Kaiserzeit durchgeführt: Massenherrschaft, Verfall hier wie dort. Das Werk ist reich, überreich an geschichtlich-politischen Tatsachen wie an Ideen und Gesichtspunkten; geschrieben ist es von einer der besten Federn, die in deutscher Zunge schreiben. Es liest sich wie eine spannende Erzählung oder Reisebeschreibung. Die Bildtafeln sind ausgezeichnet und führen die Leser trefflich in die Stimmung der überseeischen Wunderwelten ein.

Dr. Albrecht Wirth

Geschichte des Russischen Reiches

von 600 v. Chr. bis 1920 n. Chr.

16 Bogen stark. Mit 23 Abbildungen und einer fünffarbigen Karte

Vornehmer Halbleinenband 50 Mark

Die Geschichte Rußlands bis in die neueste Zeit
nach vollständig neuen Gesichtspunkten, in neuer Anordnung des gewaltigen
geschichtlichen Stoffes von einem der besten Kenner
des Landes geschrieben

Verlag von Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg

Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel

Von Max Kalbeck

Ein stattlicher Band auf feinem Werkdruckpapier
445 Seiten Text mit zwei Bildnissen ∞ Ganzleinen gebunden Mark 35,—

Zu diesem Preise ist der ortsübliche Teuerungszuschlag hinzuzurechnen

Ein volles Menschenalter hindurch, vom 3. Novbr. 1859 bis zum 24. November 1889, standen Gottfried Keller und Paul Heyse miteinander in Briefverkehr. Realist und Idealist trafen sich an der Kreuzung ihrer Wege und verloren einander nicht mehr aus dem Gesicht. Die hohe Kenntnis der Sache, die innere Reife ihrer moralischen und künstlerischen Persönlichkeit erleichterte ihnen gegenseitig das Verständnis für die Person. Der dem Briefwechsel Keller-Storm-Heyse parallel laufende Briefwechsel Heyse-Keller, dessen Herausgabe der Münchner Dichter noch persönlich seinem Freunde Max Kalbeck anvertraut hat, berechtigt zu großem Anspruch auf Selbständigkeit und Bedeutung

Deutscher sprich deutsch!

Verdeutschungen

Ein Wörterbuch fürs tägliche Leben

Von Dr. Friedrich Düsel

Etwa 75 000 Ersatzwörter an Stelle des undeutschen Fremdwortes. 31. bis 50. Tausend. Preis geb. M. 4,50

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins: Das vorliegende Buch rechtfertigt die Erwartung in vollem Maße. Es steht ganz auf dem Boden unseres Vereins, dessen Grundsatz das sehr lesenswerte Vorwort trefflich erläutert.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen

Begründet von Ludwig Herrig

Herausgegeben von Professor Dr. A. Brandl und Professor Dr. O. Schultz-Gora

Jährlich erscheinen zwei Bände von je zwei Doppelheften
Jeder Band im Umfange von etwa 500 Seiten
Zu je 10 Bänden erscheint ein Registerband zum Preise von etwa Mark 13,—

Ausführliche Verzeichnisse liefert der Verlag kostenlos

Deutsches Sonderheft des Archivs

für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen

Das Heft enthält bedeutsame Artikel über unsere Heimatliteratur, um die Pflege unserer Muttersprache in allen Schul- und Literatenkreisen zu fördern. Von den Arbeiten seien hier genannt: M. J. Deuschle, Das Aufleben der Literatur des 17. Jahrhunderts im Zeitalter der Romantik. Wolfgang Stammler, Claudius und Gerstenberg. Johann Hanklß, Diderot und Herder. Albert Leitzmann, Goethes älteste Gedichtsammlung. Albert Ludwig, Schlemihle. H. L. Stoltenberg, Nebenkonstärken. Eigene Lehre und ihre Stellung zu S. Behn, „Der deutsche Rhythmus".

Umfang 160 Seiten. Preis für den Einzelverkauf Mark 18,—

Verlag Georg Westermann in Braunschweig und Hamburg

Unsere besten niederdeutschen Dichter!

Theodor Storm

Neue ungekürzte Urtextausgabe in drei vornehm ausgestatteten Halbleinenbänden. Mit 18 Vollbildern v. O. Soltau und einer Bildniszeichng. v. K. Bauer. Jeder Bd. über 500 S. M. 90,—
Nachtragsband. Spukgeschichten und andre Novellen . . . . . Gebunden M. 12,—
Meisternovellen. Mit Zeichnungen von O. Soltau. Taschenausgabe. Gebunden M. 18,—
Novellen in Einzelausgaben. 4. Bändchen (1. Viola tricolor — Ein stiller Musikant. 2. Waldwinkel — Beim Vetter Christian. 3. Im Nachbarhause links — Psyche. 4. Pole Poppenspäler. Geb. je M. 4,50
Starmbücherei. 4. Novellenbändchen. In geschmackv., künstlerischem Geschenkkarton Geb. M. 18,—
Storm-Gedenkbuch. Von Friedrich Düsel . . . . . Gebunden M. 12,50
Die graue Stadt am Meer. Drei Novellen. (Hamburger Hausbibliothek Band 36.) Geb. M. 5,10
Theodor Storm. Märchen und Erzählungen in Auswahl. Von Friedrich Düsel. Illustriert. (Lebensbücher der Jugend Bd. 38.) . . . . . Gebunden M. 18,—
Theodor Storm. Sein Leben und sein Schaffen. Von Hartwig Jeß. Gebunden M. 7,50
Theodor Storm. Bildnis von Karl Bauer . . . . . Gebunden M. 4,—

Gustav Falke

Gesammelte Dichtungen. 5 Bände. Geb. M. 65,— (1. Herddämmerglück. 2. Tanz und Andacht. 3. Der Frühlingsreiter. 4. Der Schnitter. 5. Erzählende Dichtungen.) Die Bände werden auch einzeln abgegeben soweit vorrätig . . . . . Gebunden je Mark 13,50
Die Auswohl. Gedichte von Gustav Falke. Geschenkband . . . . Gebunden Mark 14,50
Die Kinder aus Ohlsens Gang. Hamburger Roman . . . . Gebunden Mark 15,—
Der Mann im Nebel. Roman . . . . . Gebunden Mark 15,—
En Hondvull Appeln. Plattdütsche Riemels var unse Görn. Neuauflage in Vorbereitung.
Ausgewählte Gedichte. (Hamburgische Hausbibliothek Band 8.) Gebunden Mark 5,40
Der gestiefelte Kater. Neuauflage in Vorbereitung . . . . . Gebunden Mark 5,—
Unruhig steht die Sehnsucht auf! Auswahl a. d. Werken. Neuauflage in Vorbereitg. Geb. M. 10,—
Aus Muckimacks Reich. Märchen und Sotiren . . . . . Gebunden Mark 20,—
Anna. Verse . . . . . Gebunden Mark 5,—

Johann Hinrich Fehrs

Gesammelte Werke. Bd. 1—6. Neuauflage in Vorbereitung. Erscheinungstermin Sommer 1921
Johann Hinrich Fehrs. Sein Werk und sein Wert. Von Jacob Bödewadt. Geb. M. 6,—

Zwischen zwei Meeren 25 Dichter der Nordmark

Ein niederdeutsches Dichterbuch. Herausgegeben von Jacob Bödewadt. mit 25 Bildnisbeigaben von K. Bauer. Rund 500 Seiten Großoktav. Einband- und Titelzeichnung von Fred Lösch.
Ein stattlicher Halbleinenband mit Goldaufdruck. Preis Mark 45,—

Timm Kröger

Novellen. Neue Gesamtausgabe in 6 Bänden, mit 3 Bildnissen des Dichters, 2 Handschriften und 3 Landschaftsbildern. Neuauflage in Vorbereitung (1. Eine stille Welt. 2. Aus alter Truhe. 3. Leute eigener Art. 4. Wege nach dem Glück. 5. Das Lebens Wegzölle. 6. Dem unbekannten Gott.) Bände 2—6 werden auch einzeln abgegeben. Gebunden je M. 25,—
Neue Novellen. Eine Auswahl. (Hamburger Hausbibliothek Band 12.) Geb. M. 6,—
Timm Kröger. Eine Novellenauswahl. Von J. Bödewadt. Illustriert. Lebensbücher der Jugend Band 39) . . . . . Gebunden M. 15,—
Timm Kröger. Ein deutscher Dichter eigener Art. Von Jacob Bödewadt. Mit 2 Bildern und 3 Handschriften . . . . . Kartoniert M. 6,—
Timm Kröger. Gedenkbuch. Von Jacob Bödewadt . . . . . Gebunden M. 17,50

Verlag Georg Westermann in Braunschweig und Hamburg